

13742

**ARCHIV FÜR RECHTS-
UND
SOZIALPHILOSOPHIE**

Band 6
1912/13



Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie

mit besonderer Berücksichtigung
der Gesetzgebungsfragen

Herausgegeben von

Dr. iur. Josef Kohler

o. ö. Professor an der Universität Berlin, Geh. Justizrat, Auswärtigem Mitgliede des Königl. Instituts voor de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederlandsch Indië, Korrespondierendem Delegierten der Société Académique Indo-Chinoise zu Paris, Korrespondierendem Mitglied der Société de Législation comparée in Paris und der Genootschap van kunsten en wetenschappen in Batavia, Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften des Institutes von Bologna, Ehrenmitglied des Instituto di Storia del Diritto Romano an der Universität Catania, Ehrenmitglied der griechischen Philologischen Gesellschaft in Konstantinopel, Mitglied der Gesellschaft, für Rheinische Geschichtskunde in Köln, LL.D. der Universität Chicago, Auswärtiges Mitglied der Utrechter Genossenschaften für Künste und Wissenschaft

und

Dr. iur. Fritz Berolzheimer

BERLIN

Band VI
1912/1913

VERLAGSBUCHHANDLUNG DR. WALTHER ROTHSCILD
BERLIN UND LEIPZIG.

Reprinted with the permission of the
Internationale Vereinigung für Rechts- und Sozialphilosophie

JOHNSON REPRINT CORPORATION
Fifth Avenue, New York, N. Y. 10003

JOHNSON REPRINT COMPANY LTD.
Berkeley Square House, London, W. 1

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Veranstaltung von Sonderausgaben, sowie das
der Übersetzung vorbehalten.

Reprinted from a copy in the collections of
The New York Public Library
Astor, Lenox and Tilden Foundations

This journal was formerly entitled ARCHIV FÜR RECHTS-
UND WIRTSCHAFTSPHILOSOPHIE. The title was changed to
ARCHIV FÜR RECHTS- UND SOZIALPHILOSOPHIE with the
publication of Volume 27.

First reprinting, 1968, Johnson Reprint Corporation
Printed in the United States of America

Inhalt des VI. Bandes.

	Seite
Leitung zum VI. Bande des Archivs. Von Josef Kohler	1
 I. Internationale Vereinigung für Rechts- und Wirtschafts- philosophie samt den Gesetzgebungsfragen.	
Gliederliste	7, 229, 409, 554
der III. Kongress der I. V. R. zu Frankfurt a. M. in der Pfingstwoche 1914 407, 552.	
 II. Jean-Jacques Rousseau.	
Rousseau als Rechtsphilosoph. Von Dr. Josef Kohler , o. Professor d. R. an der Universität Berlin	41
er einige Grundgedanken der Politik Rousseaus. Von Dr. Giorgio Del Vecchio , o. Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Bologna	48
Einfluss Rousseaus auf die französische Revolution. Von Giuseppe Capponi , Genua	61
 III. Rechts- und Staatsphilosophie. Allgemeine Rechts- und Staatslehre. Rechtspädagogik.	
ldungsunfähige Staaten. Von Exzellenz Dr. Eugen von Jagemann , Wirkl. Geh. Rat und Gesandter a. D., o. Honorar-Professor d. R. an der Universität Heidelberg	69
e Rechtsprechung und die athenische Demokratie. Von Dr. Paul Vinogradoff , Corpus-Professor d. R., Oxford	81
els Anschauung vom Krieg. Von o. Universitätsprofessor Dr. Theobald Ziegler , Frankfurt a. M.	88
e und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes (Fortsetzung). Von Dr. Julius Binder , o. Professor d. R. an der Universität Erlangen	96
er das objektive Rechtsverhältnis. Von Universitätsprofessor Dr. Fritz Affolter , Heidelberg	108
Zukunft der Rechtswissenschaft. Von Universitätsprofessor Dr. Robert Bartsch , Wien	117
staatliche Gemeinschaft als Organismus. Von Dr. Bredo Morgenstjerne , Professor der Rechte und der Nationalökonomie an der Universität Christiania .	259

Gesetz und Sprache. Von Dr. G. Kleinfeller , o. Professor der Rechte an der Universität Kiel	26
Ein juristischer Kulturkampf. Von Geh. Justizrat Dr. Josef Kohler , o. Professor d. R. an der Universität Berlin	27
Wille und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes. (Forts.) Von Dr. Julius Binder , o. Professor d. R. an der Universität Erlangen	28
Die staatliche Gemeinschaft als Organismus. (Forts.) Von Dr. Bredo Morgenstierne , Professor der Rechte und der Nationalökonomie an der Universität Christiania	44
Wille und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes. (Schluss.) Von Dr. Julius Binder , o. Professor d. R. an der Universität Würzburg	45
Der Fortschritt im Recht. Von Dr. Giorgio Del Vecchio , o. Professor an der Universität zu Bologna. Deutsch von Th. Sternberg	47
Heraklit und die Vedantalehre. Von Joseph Kohler	47
Psychologie und Juristenvorbildung	49
Ueber die Philosophie des Zivilprozesses. Von Geh. Justizrat Dr. Josef Kohler , o. Professor d. R. an der Universität Berlin	58
Die staatliche Gemeinschaft als Organismus. (Schluss.) Von Dr. Bredo Morgenstierne , Professor der Rechte und der Nationalökonomie an der Universität Christiania	59
Zum Shylock-Problem. Von Dr. A. Mendelssohn Bartholdy , o. Professor d. R. an der Universität Würzburg	60
Die neuere Entwicklungstendenz des parlamentarischen Wahlverfahrens. Von Dr. Adolf Tecklenburg , Privatdozent an der Universität Bern	61
Ueber einen Versuch gegen die herrschende Wertung rechtshistorischer Forschungen. Von Dr. Carl Koehne , Professor an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg	62
Die Staatslehre des Petrus de Bellapertica. Von Gerichtsassessor Dr. Richard Fränkel , Berlin	63

IV. Sozial- und Wirtschaftsphilosophie.

W. Wundt als Sozialphilosoph. Von Universitätsprofessor Dr. Paul Barth , Leipzig	12
Was ist „Arbeiterschutz?“ Von Dr. J. Jastrow , Professor an der Handelshochschule Berlin	13
Die wirtschaftlichen Güter als Rechte. Von Akademieprofessor Dr. Andreas Voigt , Frankfurt a. M.	30
Was ist „Arbeiterschutz?“ (Fortsetzung) Von Dr. J. Jastrow , Professor an der Handelshochschule Berlin	31
Philosophie und politische Oekonomie bei den Merkantilisten des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts. II. Von Dr. Wladislaw Francowicz Zalešky , Wirkl. Staatsrat und o. Professor an der Universität Kasan	33

Stellung der Soziographie in der Reihe der Geisteswissenschaften. Von Professor Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam	492
ist „Arbeiterschutz?“ (Schluss.) Von Professor Dr. J. Jastrow, Charlottenburg-Berlin	501
ale Entwicklung der Neuzeit. Von Dr. Julius Makarewicz, o. Professor an der Universität Lemberg	645
osophie und politische Oekonomie bei den Merkantilisten des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts. III. Von Dr. Wladislaw Frančowie Zaleškij, Wirkl. Staatsrat und o. Professor an der Universität Kasan	666

V. Gesetzgebungsfragen und Rechtsprechung.

ndlage und Kodifikation des Völkerrechts. Von Geh. Justizrat Dr. L. von Bar, o. Professor d. R. an der Universität Göttingen	145
nchen wir einen Gerichtshof für bindende Gesetzauslegung? Von Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, o. Professor d. R. an der Universität Greifswald	158
Lebensdauer der Gesetze. Von Dr. J. Binder, o. Professor d. R. an der Universität Erlangen	165
„sonstige Recht“ in § 823 BGB. und der Münchener Papyrus 102. Von Dr. L. Wenger, o. Professor d. R. an der Universität München	169
tsbürgerliche Erziehung in den Mittelschulen. Von Dr. Roert Piloty, o. Professor d. R. an der Universität Würzburg	175
genossenschaftliche Duldungspflicht. Von Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin	190
sterreich-ungarisches Eherecht. Vom Geheimen Justizrat und k. k. Regierungsrat Dr. Adolf Bachrach, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien	198
entliches und Privatrecht im Städtebau. Von Hochschulprofessor Dr. Hugo Preuss, Berlin	341
österreichische Entwurf eines Gesetzes zur Sicherung der Bauforderungen. Von Bezirksrichter Dr. Method Dolenc, Graz	366
l die deutschen Kolonien Inland oder Ausland? Vortrag, gehalten in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Von Dr. Paul Heilborn, a. o. Professor d. R. an der Universität Breslau	370
31. Deutsche Juristentag 1912. Ein Rückblick von Dr. iur. et phil. Carl Ludwig Schimmelbusch, Gerichtsassessor in Düsseldorf	385
neue deutsch-schweizerische Niederlassungsvertrag. Von Dr. Alfred Freiherrn von Overbeck, o. Professor d. R. an der Universität Freiburg (Schweiz)	514
beste gesetzliche Güterstand. Von Louis Bridel, de Lausanne et Genève, prof. à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio	525
o für Jugendschutz	541
ale Reform im Novellenentwurf des Österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuchs. Von Landgerichtsrat Privatdozent Dr. Arthur Meszlény, Budapest	676

- Das erste Jugendgefängnis im Deutschen Reiche und das Jugendgruppensystem in den Gefängnissen Oesterreichs. Von Landesgerichtsrat **Franz Janisch**, Eger.
- Ueber Gesetzessprache. Allerhand Sprachfeinheiten. Von Amtsgerichtsrat **Bodenheimer** in Melle

VI. Literatur.

a) Rezensionenabhandlungen:

- Stampes Wertbewegungslehre. Von Reichsgerichtsrat Dr. **Adalbert Düringer**, Leipzig
- Zur Notwendigkeit eines Reichseinigungsamtes. Von Rechtsanwalt Dr. **Hugo Sinzheimer**, Frankfurt a. M.
- Zur Einführung in das deutsche Verwaltungsrecht. Von Privatdozent Dr. **Hans Nawiasky**, Wien
- Staatslexikon der Görres-Gesellschaft. Von Geh. Justizrat Dr. **Josef Kohler**, o. Professor d. Rechte an der Universität Berlin
- Das rheinische Landgemeinderecht. Von Hochschulprofessor Dr. **Fritz Stier-Somlo**, Cöln
- Soziale Frage und Sozialismus. Von **Kurt Grelling**, München-Höllriegelskreuth
- Aus dem serbischen Familienrecht. Von Landgerichtsrat **Hackenberger**, Schweidnitz

b) Besprechungen:

- Bernays, Paul**, Das Moralprinzip bei Sidgwick und Kant. Bespr. von Dr. **Oskar Kraus**, o. Professor an der deutschen Universität Prag
- Jahrbuch** für den Internationalen Rechtsverkehr. Bespr. von Rechtsanwalt Dr. **Martin Wassermann**, Hamburg
- Kornfeld, Dr. Ignatz**, Soziale Machtverhältnisse. Bespr. von Universitätsprofessor Dr. **Mauczka**, Czernowitz
- Strupp, Dr. Karl**, Urkunden zur Geschichte des Völkerrechts. 1. Erg.-Heft Bespr. von Dr. jur. **Fritz Berolzheimer**, Berlin
- Windelband, Wilhelm**, Präludien. Aufsätze und Reden zur Einführung in die Philosophie, 4. Aufl. Bespr. von Dr. **E. Dürer**, o. Professor der Philosophie, an der Universität Bern
- Bekker, E. I.**, Das Recht als Menschenwerk und seine Grundlagen. Bespr. von Universitätsprofessor Dr. **Oskar Kraus**, Prag
- Güterbock, Karl**, Prof. d. R., Der Islam im Lichte der byzantinischen Polemik. Bespr. von Dr. **Edgar Daus**, Hamburg
- Herders Konversationslexikon**, Ergänzungsband
- Oppenheim, L.**, International Law, vol. II. Bespr. von Dr. **Fritz Berolzheimer**, Berlin

el, Hans , Prof. in Zürich, Unklagbare Ansprüche. Bespr. von Gerichts- assessor Erich Warschau , Kattowitz	401
t, J. , Eugen Huber und das Schweizer Zivilgesetzbuch. Bespr. von Universitäts- professor Dr. G m ü r , Bern	542
, Roscoe , The scope and Purpose of Sociological Jurisprudence. Bespr. von Albert Kocourek , attorney and counselor at law, Chicago	543
chmidt, Wilhelm , Die Deutsche Berggerichtsbarkeit. Bespr. von Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal , o. Professor der Rechte an der Universität Jena	545
Hofrat Dr. Arthur , Zur Zivilprozessreform. Bespr. von k. k. Bezirksrichter Dr. Dolenc , Graz	546
er, Leopold , Das juristische Studium an den deutschen Universitäten. Bespr. von Universitätsprofessor Dr. B. Kübler , Erlangen	547
S. , Das adelige Landrecht in Nieder- und Oberösterreich und die Gerichts- reformen des 18. Jahrhunderts. Bespr. von Universitätsprofessor Dr. H. Wopfner , Innsbruck	716
nder-Katz, Dr. Bruno , Das Patent- und Markenrecht aller Kulturländer. Bespr. von Oberlandesgerichtsrat Silberschmidt , Zweibrücken	718
o , L'individuo nell'etica e nel diritto. Vol. I. Bespr. von Dr. Antonio Falchi , Professor an der Universität Sassari	719
s Polska . Bespr. von Rechtsanwalt Dr. S. Rundstein , Warschau . . .	720

e) Bücherchau 223, 403, 548, 721

Beilage (zu Heft 4):

essor **Dr. Emanuel Ullmann** †. Nachruf von **Dr. L. Grabscheid**,
Hofrat des Obersten Gerichts- und Kassationshofes Wien.

Beiheft (zu Heft 4):

religiöse Recht und dessen allgemeine Auffassung
als Rechtstheologie. Von **Dr. Mordché W. Rapaport**. Mit einem
Geleitwort von **Josef Kohler**.

Sachregister.

- Ansprüche, Unklagbare 401—403.
„Arbeiterschutz“? Was ist — 133—144, 317—333, 501—513.
Athenische Demokratie und Freie Rechtsprechung 81—88.
Bauforderungen, Sicherung der (Österr. Gesetzentwurf) 366—370.
Bindende Gesetzesauslegung, Gerichtshof für 158—165.
Bücherschau 223—225, 403—406, 548—552, 721—724.
Büro für Jugendschutz 541.
Deutschen Kolonien, Die — Inland oder Ausland? 370—385.
Deutsche Verwaltungsrecht, Einführung in das — 389—396.
Deutsch-schweizerische, Der neue — Niederlassungsvertrag 514—525.
Eherecht, Oesterreich-ungarisches 198—209.
Familienrecht, Serbisches 714—716.
Fortschritt im Recht, Der — 476—478.
Freie Rechtsprechung und die athenische Demokratie 81—88.
Genossenschaft, Sonderrechte bei der eingetragenen — 190—198.
Genossenschaftliche Duldungspflicht 190—198.
Gerichtshof für bindende Gesetzesauslegung 158—165.
Gesetz und Sprache 269—274.
Gesetze, Lebensdauer der 165—168.
Gesetzesauslegung, Gerichtshof für bindende — 158—165.
Gesetzessprache 698—702.
Gesetzliche Güterstand, Der beste 525—541.
Görres-Gesellschaft, Staatslexikon der 703 f.
Güter, Die wirtschaftlichen — als Rechte 304—316.
Güterstand, Der beste gesetzliche 525—541.
Handlungsunfähige Staaten 69—80.
Hegels Anschauung vom Krieg 88—96.
Heraklit und die Vedantalehre 478—491.
Islam 399 f.
Jugendgefängnisse 693—698.
Jugendgruppensystem in den Gefängnissen Oesterreichs 693—698.
Jugendschutz, Büro für 541.

- Juristentag, Der 31. Deutsche, 1912: 385—389.
 Juristenvorbildung 491.
 Juristischer Kulturkampf, Ein 275—281.
 IVR. Mitgliederliste s. Mitgliederliste der IVR.
 Kolonien, Die Deutschen — Inland oder Ausland? 370—385.
 Kongress der IVR., III. 37, 407 f., 553 f.
 Krieg, Hegels Anschauung vom — 88—96.
 Kulturkampf, Ein juristischer 275—281.
 Landgemeinderecht, Rheinisches 705—708.
 Lebensdauer der Gesetze 165—168.
 Machtverhältnisse, Soziale 217—220.
 Merkantilisten, Philosophie und Politische Oekonomie bei den — des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts 333—341, 666—676.
 Mitgliederliste der IVR. 7—36, 229—258, 409—443, 554—588.
 Mittelschulen, Staatsbürgerliche Erziehung in den 175—190.
 Münchener Papyrus 102. 169—175.
 Niederlassungsvertrag, Der neue deutsch-schweizerische 514—525.
 Objektive Rechtsverhältnis, Ueber das 108—117.
 Oesterr. bürgerl. Gesetzbuch, Novellenentwurf 676—693.
 Oesterreich-ungarisches Eherecht 198—209.
 Organismus, Die staatliche Gemeinschaft als — 259—269, 443—451, 595—604.
 Parlamentarischen Wahlverfahrens, Neuere Entwicklungstendenz des — 616 bis 629.
 Petrus de Bellapertica, Staatslehre des 637—645.
 Philosophie des Zivilprozesses 589—594.
 Psychologie und Juristenvorbildung 491.
 Rechtshistorische Forschungen, Wertung der 629—637.
 Rechtsverhältnis, Ueber das objektive 108—117.
 Rechtswissenschaft, Die Zukunft der — 117—129.
 Reichseinigungsamt 212—214.
 Rheinisches Landgemeinderecht 705—708.
 Rousseau als Rechtsphilosoph 41—48.
 Rousseaus Einfluss auf die französische Revolution 61—68.
 Rousseaus Politik 48—61.
 Serbisches Familienrecht 714—716.
 Shylock-Problem 605—616.
 Sicherungen der Bauforderungen (Oesterr. Gesetzentwurf) 366—370.
 „Sonstige Recht,“ Das — in § 823 BGB. 169—175.
 Soziale Entwicklung der Neuzeit 645—666.
 Soziale Frage 708—714.
 Soziale Machtverhältnisse 217—220.
 Soziale Reform im Novellenentwurf des österr. bürgerl. Gesetzbuchs 676—693.
 Sozialismus und Soziale Frage 708—714.

- Soziographie 492—501.
Sprache, Gesetz und — 269—274.
Staaten, Handlungsunfähige 69—80.
Staatliche Gemeinschaft, Die, als Organismus 259—269, 443—451, 595—604.
Staatsbürgerliche Erziehung 175—190.
Staatslehre des Petrus de Bellapertica 637—645.
Staatslexikon der Görres-Gesellschaft 703 f.
Stampes Wertbewegungslehre 210 f.
Städtebau, Oeffentliches und Privatrecht im 341—365.
Ungarisches Eherecht 198—209.
Unklagbare Ansprüche 401—403.
Vedantalehre 478—491.
Verwaltungsrecht, Einführung in das deutsche — 389—396.
Völkerrechts, Grundlage und Kodifikation des 145—158.
Wahlverfahren, Parlamentarisches 616—629.
Wertbewegungslehre Stampes 210 f.
Wertung der Rechtshistorischen Forschungen 629—637.
Wille und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes 96—108,
282—303, 451—475.
Wundt, Wilhelm, als Sozialphilosoph 129—133.
Zivilprozesses, Philosophie des — 589—594.
-

Autorenregister.

(Die fettgedruckten Zahlen verweisen auf die Verfasser von Abhandlungen).

Adler, S. 716.
Affolter, Fritz 108.
Alexander-Katz, Bruno 718.
Anderssen 629.
Bachrach 198.
v. Bar, L. 145.
Barth, Paul 129.
Bartsch, Robert 117.
Bekker, E. I. 396.
Bernays, Paul 215.
Berolzheimer 221, 400.
Bierling 158.
Binder 96, 165, 282, 451.
Bodenheim 698.
Bridel, Louis 525.
Capponi 61.
Crüger, Hans 190.
Daus 400.
Del Vecchio, Giorgio 48, 476.
Dolenc 366, 547.
Düringer 211.
Dürr 223.
Falchi 720.
Fleiner 389.
Fränkel, Richard 637.
Gmür, Max 543.
Grelling 714.
Güterbock 399.
Hackenberger 716.
Heilborn 370.
Huber, Eugen 542.
von Jagemann, E. 69.
Janisch 693.
Jastrow 133, 317, 501.
Jean-Jacques Rousseau 41—68.
Kleinfeller, G. 269.
Kocourek 544.
Koehne 629.
Kohler, Josef 1, 41, 275, 478, 542,
589, 704.
Kornfeld 217.
Kraus, Oskar 216, 398.
Kübler, B. 548.

Makarewicz 645.
Mauczka 220.
Mendelssohn Bartholdy 605.
Meszlény 676.
Morgenstierne, Bredo 259, 443, 595.
Nawiasky 396.
Niemeyer 605.
Oppenheim, L. 400.
Oppenheimer 708.
Ott, Emil 37.
Overbeck, Alfred Frhr. von 514.
Pagano 719.
Péritch 714.
Piloty 175.
Pound, Roscoe 543.
Preuss 341.
Reichel, Hans 401.
Rosenthal, Eduard 546.
Rundstein 721.
Silberschmidt 385.
Schimmelbusch 545, 719.
Sinzheimer, Hugo 214.
Skedl 546.
Stampe 210.
Steinmetz 492.
Sternberg 476.
Stier-Somlo 216, 705.
Strupp, Karl 220.
Tecklenburg 616.
Tilsch † 37—41.
Vinogradoff 81.
Voigt 304.
Warschauer 403.
Wassermann, Martin 217.
Wenger 169, 547.
Wertheimer, Ludwig 216.
Windelband 221.
Wölbling 212.
Wopfner 717.
Wundt 129—133.
Zalesky 333, 666.
Ziegler, Theobald 88.
Zorn 216.

Einleitung zum VI. Bande des Archivs.

Von

Josef Kohler.

Fünf Jahre sind vergangen, seit das „Archiv“ den Eintritt in die Welt gewagt hat. Es war in einer Zeit, in welcher sich rechtsphilosophische Studien zuerst wieder regten und das Bestreben wach wurde, das Recht in die Tiefen der Philosophie zu versenken. Zwei Feinde hatten die Rechtsphilosophie in einen langen Winterschlaf gezaubert, einerseits der öde Historismus, der überall nach den Materialien der Rechtsgeschichte suchte, ohne sie in ihrer Bedeutung zu erfassen. Dankenswert hatte ja Savigny die juristischen Schriftsteller des Mittelalters verfolgt und, soweit ihm zugänglich, die verschiedensten Ausgaben verzeichnet. Aber er hat uns keinen Blick gegeben in die Gedankenarbeit der Postglossatoren und der Scholastik. So hat Mommsen zwar für das Verständnis des römischen Lebens vieles geleistet; aber ideenarme Nachfolger wie Pernice schütteten Geröll auf Geröll ohne grosse Gesichtspunkte und ohne Einblick in das sozialindividualistische Leben, welches das römische Recht durchdrang. Mehr hat die Germanistik für das Verständnis der Rechtsentwicklung geleistet. Dringt doch auch unsere Kunde des deutschen Rechtes viel tiefer in das Altertum hinein und bietet es uns doch eine viel reichere Fülle entwicklungsgeschichtlicher Gedanken. Aber wenn auf der einen Seite die Romanistik, auf der andern Seite die Germanistik dem Altertum zustrebten,

so klappte eine weite Lücke. Sollte nicht das indogermanische Recht, das Recht der Semiten, das Recht der Ostasiaten ebenfalls Gegenstand unserer Studien werden? sollte es nicht gemeinsame Grundlagen geben, von denen die grossen Züge des germanischen und römischen Rechtes mit ihren unendlichen Verzweigungen ausgegangen sind? Man musste notgedrungen die vergleichende Rechtswissenschaft mit in die Gemeinschaft aufnehmen, und die Stimmen derjenigen, welche ihr Dilettantismus vorwarfen, sind nun doch endlich verstummt gegenüber dem ungeheuren Material, welches in der Zeitschrift f. vgl. Rechtswiss. aufgetürmt ist. Aber was soll alle geschichtliche Betrachtungsweise, wenn sie nicht in eine Philosophie der Geschichte einmündet und man zwar die Rechte der Völker erkennt, nicht aber die Zwecke und Ziele auffasst, welche das Recht in dieser ungeheuren Entwicklung der Menschheit erstrebt, und die Aufgaben, welche es zu erfüllen hat? Sobald die Rechtsgeschichte wirkliche Wissenschaft wurde, d. h. sich nicht auf Einzelheiten beschränkte, sondern die grossen Gedanken der Geschichte zu erfassen suchte, musste von selber die Philosophie Einzug halten, und die unscheinbaren Papiri von Fajum mussten ebenso zur Philosophie mahnen wie die Gesetzgebung Hammurabis.

Nun aber war noch der zweite Feind, der Positivismus, zu überwinden, der auf zwei Tronen herrschte. Er wollte als juristischer Positivismus dem Juristen verbieten, über den Wert der Gesetze zu urteilen und Wertmassstäbe anzulegen: das Recht sei Recht, sobald es bestehe, im übrigen habe der Jurist zu schweigen und sich zu unterwerfen; jede Bemerkung über die Wertverhältnisse wurde als verkehrtes Naturrecht abgetan. Dieser Positivismus musste von selbst ersterben, als eine gesetzgebungsfrohe Zeit entstand und es keinem Gesetzgeber verborgen bleiben konnte, dass er nach rationellen Gesichtspunkten zu verfahren habe und nicht etwa blind in den Glückshafen des Rechtes greifen dürfe. Gefährlicher war der naturalistische Positivismus, welcher bei Kraft und Stoff stehen bleiben wollte und jede Vergeistigung der Welt ablehnte. Leider fand dieser noch eine Stütze in der Kant'schen Lehre, wonach jeder Blick in das über dem Reiche der Erscheinung Liegende uns versagt sei. Was die Rechtsphilo-

sophie auf dieser Grundlage leisten konnte, ist leicht einzusehen. Der traurige Utilitarismus Bentham's hielt wieder Einzug in der verwässerten Gestalt Jhering'scher Raisonsnements, und das, was der Neukantianismus leistete, war über alle Massen dürftig. Man konnte dem Käfig der Erkenntnistheorie nicht entfliehen, und wenn Kant sich in dem kategorischen Imperativ einen Ausgang verschafft hatte, so konnten die Nachfolger dieses heroische Mittel kaum anwenden und sie blieben in den vier Wänden stecken, in die sie der Meister gebannt hatte.

Da wendete sich die Rechtsphilosophie zur Hegel'schen Lehre zurück, wo überall die Quellen der Erkenntnis so lebhaft sprudelten, wo der Entwicklungsgedanke wie eine erlösende Gottheit aufstieg, und hier zeigte sich sofort der Zusammenhang zwischen den Ergebnissen der Universalrechtsgeschichte und dem philosophischen Studium: das Recht erhielt seine philosophische Weihe.

Fünf Jahre haben wir in diesem Sinne gearbeitet, und die Entwicklung des „Archivs“ ist eine über alles Erwarten grosse und mächtige gewesen. Ich will hier nur daran erinnern, dass deutsche Philosophen von Fichte bis Nietzsche zur Besprechung gelangt sind, ebenso wie Plato und wie die Philosophie des Orientes, und auch die Scholastik wurde berührt. Ebenso wurde den Problemen der Gegenwart und namentlich den Wirtschaftsproblemen, aber auch gesetzgeberischen Fragen aller Art eine Stätte bereitet. Denn eine Hauptaufgabe der Philosophie ist es, die gesetzgeberischen Bestrebungen, die sich sonst in den Einzelwissenschaften zerblättern, im grossen Zusammenhang zu betrachten, da alles zusammenwirkt und jede Einseitigkeit in der legislativen Gestaltung sich stets gerächt hat.

Zwei Kongresse, einer in Berlin, einer in Darmstadt, dem Sitze des hohen Protektors der Gesellschaft, bei welchen sowohl abstrakte als auch moderne praktische Fragen behandelt wurden, haben sicher bei allen Teilen eine erhebende Erinnerung zurückgelassen.

Mit neuer Kraft soll das „Archiv“ auf der Bahn weiterstreben. Das vorliegende Heft soll sich teilweise dem Gedächtnisse Rousseaus widmen, dessen Geburtsfeier der ganzen Welt die einzigartige Grösse dieses Hochgewaltigen vor Augen gerückt

hat, und es soll künftig auch weiterhin den französischen Philosophen ein Augenmerk zuwenden. Boutroux und Bergson dürfen auch in der Rechtsphilosophie nicht unberücksichtigt bleiben. Auch die Scholastik soll weiter untersucht und namentlich sollen die grossen spanischen Vorgänger des Hugo Grotius in ihrer Bedeutung dargelegt werden. Aber auch der Orient, der immer gebieterischer in unsere Kreise eindringt, mit seinen grossartigen philosophischen Errungenschaften darf nicht vergessen werden. Vor allem aber sollen die Rechtsgedanken der Menschheit sowohl in die Vergangenheit hinein verfolgt als auch in ihrer heutigen Gestaltung erforscht und soll unsere moderne Gesetzgebung in das Licht der Philosophie gerückt werden. Gewaltige Probleme stehen gerade gegenwärtig an, Probleme der Strafgesetzgebung, Probleme des Prozesses und des öffentlichen Rechtes, und in der sogenannten Freirechtsbewegung ist die Frage über die Stellung des Richters aufs neue in Fluss gebracht worden; sie verlangt eine bedeutungsvolle Vertiefung. Wir können uns freuen, in einer Zeit zu leben, welche nach langem Stillstand auf dem Felde menschlicher Erkenntnis so kräftig weiter strebt.



Mitglieder-Verzeichnis

der

Internationalen Vereinigung

für

Rechts- und Wirtschaftsphilosophie

samt den Gesetzgebungsfragen.

Stand vom 1. September 1912.

*Diese Liste wurde am 1. September 1912 abgeschlossen.
Die weiterhin neu hinzugetretenen Mitglieder werden in die Liste vom
1. Januar 1913 aufgenommen.*

I.

Protector

der Vereinigung:

Seine Königliche Hoheit

Ernst Ludwig

Grossherzog von Hessen und bei Rhein.

II.

Vorsitzende.

Geheimer Justizrat Dr. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, *Ehrenvorsitzender.*

Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin W. 35, Am Karlsbad 20, *Geschäftsleitender Vorsitzender.*

Carl Fürstenberg, Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Berlin W. 8, Behrenstr. 32/33, *Vorsitzender für die Vermögensangelegenheiten.*

III.

Ehrenrat der ausserdeutschen Kulturstaaten.

Amerika, Vereinigte Staaten: Dr. jur. Charles Henry Huberich, o. Prof. d. R. Stanford University, California, z. Z. Berlin NW. 7, Unter den Linden 39.

Professor Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass).

Argentinien: Dr. Ernesto Quesada, Universitätsprofessor, Buenos Aires.

Belgien: Professor E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen Institutes, Brüssel.

Brasilien: Dr. Clovis Bevilacqua, Consultor juridico do Ministerio das Relações Exteriores, Rio de Janeiro.

England: Dr. Paul Vinogradoff, Corpus-Professor
d. Rechte, Oxford.

Frankreich: Emile Durkheim, Professeur à l'Uni-
versité de Paris.

Griechenland: Univ.-Professor Dr. von Streit,
Königlich Griechischer Gesandter in Wien,
Kaiser Wilhelm Ring 10.

Holland: Professor Dr. S. J. Fockema Andreae,
Leiden.

Indien: Govindo Dàs, Durgakund, Benares.

Italien: Universitätsprofessor Dr. Giorgio Del
Vecchio, Bologna.

Norwegen: Dr. Bredo von Morgenstierne, Prof.
d. Rechte und der Nat.-Ökonomie, Kristiania.

Oesterreich: Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten
Gerichts- und Kassationshofes, Wien.

Russland: Exz. Geh. Rat von Martens (†), St. Peters-
burg.

Universitätsprofessor Dr. P. Sokolowsky, Kurator
des Südrussischen Lehrbezirks, Chackow.

Schweden: Dr. Vitalis Norström, Professor an
der Hochschule zu Gothenburg.

Schweiz: Dr. Fr. Meili, o. Prof. d. R. an der Uni-
versität Zürich.

Ungarn: Hofrat Dr. Eugen von Balogh, erster
Staatssekretär im könig. Ung. Ministerium für
Kultus und Unterricht, korr. Mitglied der Ungar.
Akademie der Wissenschaften, Budapest I., Menesi
ut. 35.

IV.

Beratender Ausschuss.

Dr. jur. J. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an
der Universität Groningen.

o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII,
Zeltgasse 2.

- Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diretto e. Procedura penale nella R. Università, Modena.
- Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.
- Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. an der Univ. Göttingen.
- Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.
- Se. Exzellenz Dr. E. I. Bekker, Geh. Rat I. Klasse, Univ.-Prof., Heidelberg.
- Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald.
- Dr. P. Bisoukides, Rechtsanwalt in Pera.
- Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci an d. Univ. Pomgia.
- Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.
- Louis Bridel, de Lausanne et Genève, prof. à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio, Koishikawa, Oimalsuchò, 59.
- Geh. Justizrat Universitäts-Prof. Dr. Brie, Breslau.
- S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-A., 86 Ripon-Street, Calcutta.
- John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und der reinen Naturwissenschaften, New - York, Columbia-Universität.
- Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich.
- Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin, Nussbaum-Allee 17.
- Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.
- Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin-Grunewald, Erbacherstrasse 1.
- Reichsgerichtsrat Dr. Adelbert Düringer, Leipzig, Kaiser-Wilhelmstrasse 51.
- Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.
- Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V, Sprensenbühlstrasse 20.
- Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.
- Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors.
- Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.

- Dr. Franz Finkey, o. Professor des Strafprozessrechts an der Universität Kolozsvár, Ungarn.
- Geheimer Justizrat Univ.-Prof. Dr. Otto Fischer, Breslau.
- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford. All Souls College, Oxford.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III, Jacquingasse 45.
- Dr. James Goldschmidt, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Berlin W, Landgrafenstr. 9.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX, Berggasse 22.
- Elie Halévy, Professeur à l'Ecole libre des sciences politiques, Paris.
- Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies Bruxelles.
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Wörthstr. 12.
- Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
- Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.

- Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. am Polytechnikum Lemberg.
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.
- Se. Exz. Wirkl. Geheimer Rat Prof. Dr. Paul Laband, Strassburg.
- Geh. Regierungsrat Universitätsprof. D. Dr. Adolf Lasson, Berlin-Friedenau.
- Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.
- Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Gabitzstr. 188.
- Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel.
- Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegelheiner Landstrasse 29.
- Dr. E. Liljeqvist, o. Prof. der praktischen Philosophie an der Universität Lund.
- Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, M. d. R. und M. d. L., Charlottenburg, Hardenbergstr.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.
- Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. d. R. a. d. Universität Lemberg.
- Dr. Georg v. Mayr, Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D., kgl. bayer. Universitätsprofessor, München.
- Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
- Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.
- Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an der Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.
- Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Lessingstr. 1.
- Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor, Utrecht, Molierstraat 1a.
- Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D., o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.
- Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität, Cambridge, Mass., U. S. A.
- Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor an d. Universität Kiel.

- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Sieboldstr. 8.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitätsprofessor, Mitglied der österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.
- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.
- Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der Bayerischen Handelsbank, München.
- Dr. Robert Piloty, o. Professor an der Universität Würzburg.
- Walter Pollack, Berlin W., Corneliusstr. 4a.
- Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W 10, Matthäikirchstr. 29.
- Sr. Exzellenz Dr. Peter Pustoroslew, o. Prof. des Strafrechts a. d. Universität Jurjew (Dorpat), wirkli. Staatsrat.
- Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W., Meinekestrasse 7.
- Dr. Adolfo Ravà, Prof. an der Universität Messina.
- Dr. Herm. Rehm, o. Prof. d. R. an der Universität Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.
- Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an Universität Jena.
- Prof. d. Rechte L. von Savigny †, Mitgl. d. Preuss. Herrenhauses.
- Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner †, Jena.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm, o. Prof. d. R. a. d. Universität Wien 19, Cottagegasse 56.
- Geh. Regierungsrat Fr. Schuppe, ord. Professor d. Philosophie zu Greifswald, Steinstrasse 61.
- Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor d. Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald, Lucius-Str. 9.
- Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.
- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.
- Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.

- Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med.
Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des
Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.
- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der
Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Geheimer Rat Dr. August Thon †, o. Professor der Rechte.
Jena, Fürstengraben 2.
- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines.
Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Ferdinand Tönnies, o. Honorar-Professor a. d. Universität Kiel.
- Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Véditz, (Washington) z. Z. Paris,
12 rue Vinense.
- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock,
Georgstrasse 96.
- Professor Dr. iur et phil. Adolf Weber, Handelshochschule
Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstr. 12.
- Dr. Max Weber, o. Honorarprofessor a. d. Universität Heidelberg.
- Dr. Leopold Wenger, o. Professor d. Rechte an der Univer-
sität München, Adelheidstrasse 15.
- Geheimrat Dr. Windelband, o. Prof. d. Philosophie an der
Universität Heidelberg, Landfriedstrasse 14.
- Exz. Wirkl. Geh.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig,
Schwägrichenstrasse 17.
- Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat
und Professor, Kasan.
- Univ.-Professor Dr. Theobald Ziegler, Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Bonn.
- Geh. Justizrat Univ.-Prof. Dr. Philipp Zorn, Mitgl. d. Preuss.
Herrenhauses und Kron-Syndikus, Bonn, Humboldtstr. 24.

V.

Mitglieder.

- Dr. jur. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an der
Universität Groningen.
- Dr. Paul Abel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I, Rosen-
bursenstrasse 8.

- o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII, Zeltgasse 2.
- Justizrat Adlerstein, München, Theatinerstr. 44, 2.
- Univ.-Professor Dr. Fritz Affolter, Heidelberg, Anlage 49.
- Patentanwalt Dr. B. Alexander-Katz, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 139 II.
- Justizrat Professor Dr. Paul Alexander-Katz, Rechtsanwalt, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 52.
- Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diritto e procedura penale nella R. Università Modena.
- Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.
- Privatdozent Dr. iur. Walter Anderssen, Neuchâtel, Quai du Mont Blanc 6 II.
- Rechtsanwalt, Dr. H. N. Antoine-Feill, Hamburg, Adolphbrücke 9.
- Dr. med. Gustav Aschaffenburg, Prof. f. Psychiatrie a. d. Akademie f. prakt. Medizin in Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 30.
- Geheimer Justizrat und k. k. Regierungsrat Dr. Adolf Bachrach, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, Rosenbursenstrasse 8.
- Dr. jur. Elemér Balog, Honoraroberfiscal, Berlin, Krausnickstrasse 3 (z. Zt. 13 Bernard Street, Russel Square London W.C.).
- Hofrat Dr. Eugen von Balogh, erster Staatssekretär im könig. Ung. Ministerium für Kultus und Unterricht, korr. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest I., Ménesi út. 35.
- Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Göttingen.
- Dr. jur. E. Barich, Rechtsanwalt, Wädenswil, Schweiz.
- Universitätsprofessor Dr. Paul Barth, Leipzig, Kantstr. 9.
- Dr. Alfredo Bartolomei, o. Professor für Rechtsphilosophie an der Universität Neapel.
- Universitätsprofessor Dr. Robert Bartsch, Ministerialsekretär im k. k. Justizministerium, Wien IX, Alserbachstrasse 4a.
- Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.
- Universitätsprofessor Dr. Giulio Q. Battaglini, Perugia, via Morone 3.
- Rechtsanwalt Alfred Bauer, München, Odeonsplatz 2.

- Farbenfabriken vormals Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.
Dr. Hermann Beck, Berlin W. 50, Spichernstr. 17.
Rittergutsbesitzer Beelitz, Garden b. Greifenhagen.
Exz. Geh. Rat I. Klasse Univ.-Prof. Dr. E. I. Bekker, Heidelberg.
Dr. Ludwig Bendix, Domkapitular und Professor am Seminar Mainz, hintere Präsenzgasse 2 2/10.
Rechtsanwalt (att. at law) Louis Benecke Esq., Brunswick-Missouri, U. S. A.
Amtsrichter Dr. Beneke, Tarnowitz O./S., Beuthenerstr. 10.
Julius Berlin, Nürnberg, Marienstrasse 8.
Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin, W. 35, Am Karlsbad 20.
Dr. Heinrich Betz, Kaiserlicher Konsul, Tsinanfu, China, Deutsches Konsulat.
Dr. Clovis Bevilacqua, Consultor giuridico do Ministerio das Relações Exteriores, Rio de Janeiro (Brasil), Rua Aristides Lobo, 209.
Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald, Wallstrasse 19.
Dr. Biermann, ao. Professor a. d. Univ. Leipzig, Wiesenstr. 3b.
Dr. J. Binder, o. Professor der Rechte, Erlangen, Sieglitzhoferstr. 38.
Dr. iur. J. van Binsbergen, rechter in de Arondissements-Rechtbank te Amsterdam, Frans van Mierstraat 135.
Dr. iur. Diedrich Bischoff, Versicherungsdirektor, Leipzig, Schützenstrasse 12.
Dr. jur. Perikles Bisoukides, Rechtsanwalt am deutschen und griechischen Konsulargericht zu Konstantinopel, Pera, Sakiz Agatsch 73.
Dr. Albert Bittinger, Landgerichtsrat, München, Wilhelmstr. 21 II.
Kommerzienrat Julius Blanck, Paris, 18 rue St. Fiacre.
Dr. D. van Blom, Professor an der Technischen Hochschule in Delft, Noordeinde 30.
Dr. iur. Michael von Bochkor junior, Professor an der kgl. Rechtsakademie, Nagyvárad.
Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci, Perugia.
Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.
Alexander Borsenko, Mag. jur., Städtischer Bibliothekbegründer, Odessa, Deribas Strasse 9.
Rechtsanwalt Dr. iur. Bernhard Brands, Berlin, Neue Rossstr. 23.

Kgl. Universitätsbibliothek Breslau.

Dr. iur. James Breit, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht
Dresden, Elisenstrasse 10.

Louis Bridel, de Lausanne et Genève, professeur à la Faculté
de droit, Université impériale de Tokio, Koishikawa,
Oimalsu-chò, 59.

Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. Brie, Breslau, Auenstrasse 35.

Dr. Arthur Brückmann, Rechtsanwalt am Kammergericht,
Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 27.

Dr. Viktor Bruns, a. a. Professor an der Universität Genf,
Genève, Quai Pierre Fatio 6.

Dr. Joseph Ludwig Brunstein, Hof- und Gerichts-Advokat,
Wien I, Krugerstrasse 13.

S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-L. 86 Ripon-Street, Calcutta.

Rechtspraktikant Fritz Burckhardt, Nürnberg, Camerarius-
Str. 7, I.

John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der
Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und
der reinen Naturwissenschaften, New-York, Columbia-Univ.

Se. Exzellenz, Dr. A. Bürklin, Karlsruhe.

Carl Cahn, Berlin W. 10, Regentenstrasse 18.

Rechtsanwalt Dr. Hugo Cahn (Cahn I), Nürnberg, Hefnersplatz 10.

Dr. W. van Calker, o. Professor d. R. an der Universität
Giessen, Wilhelmstr. 22.

Dr. J. Castillejo, o. Prof. d. R., Paloma, 22 Cindad-Real (Spanien).

V. Cathrein, S. J., Valkenburg (Holland), Ignatius College.

Advokat Dr. iur. E. Cesana, Zürich, Alfred Escherplatz 15.

Referendar a. D. Dr. Ernst Cohn, fr. pr. Arzt, Berlin-Schöne-
berg, Martin Lutherstr. 25.

Rechtsanwalt Sally Cohn, Brandenburg a. H., Potsdamerstr. 53/54.

Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich II, Carmenstrasse 18.

Bibliothek der Städtischen Handelshochschule Cöln, Claudius-
strasse 1.

Prof. Francesco Cosentini, de l'Université Nouvelle de
Bruxelles, Modena, Istituto di sociologia.

- Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin,
Nussbaum-Allee 17.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Arthur Curti, Zürich, Bahnhofstrasse 73.
- Professor Dr. Ludwig Darmstaedter, Berlin W. Land-
grafenstrasse 18a.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Alfons David, Düsseldorf, Hebbel-
strasse 17.
- Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.
- Dr. jur. Ernst Delaquis, Privatdozent an der Universität
Berlin, Charlottenburg-Westend, Kaiserdamm 32.
- Dr. Giorgio Del Vecchio, o. Professor d. R. a. d. Universität
Bologna, Via Toscana 3.
- Dr. B. Denekamp, advocaat, Rotterdam.
- Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin,
Grunewald, Erbacherstrasse 1.
- Vorstand des Deutschen Anwaltvereins, Leipzig-
Schreiberstrasse 3.
- Eugenio Di Carlo, Dottore in Filosofia, Palermo, Via Divisi 99.
- Dr. Method Dolenc, k. k. Bezirksrichter beim k. k. Oberlandes-
gericht Graz.
- Dr. Hanns Dorn, a. o. Professor der Nationalökonomie a. d. k.
Techn. Hochschule München (wohnt: Grünwald bei München,
Isarthal).
- Rechtsanwalt Dr. Martin Drucker, Leipzig, Ritterstr. 1—3.
- Geheimer Regierungsrat Professor Dr. phil. C. Duisberg, Dr.
ing. et med. h. c., Generaldirektor der Farbenfabriken
vorm. Fried. Bayer & Co., Leverkusen b. Cöln a. Rhein.
- Geh. Regierungsrat W. Dunkhase, Direktor im kais. Reichs-
patentamte, Berlin W 30, Luitpoldstr. 42.
- Dr. Adelbert Düringer, Reichsgerichtsrat, Leipzig, Kaiser
Wilhelmstrasse 51.
- Dr. Emile Durkheim, Professeur à l'Université de Paris.
260, rue Saint-Jacques, Paris.
- Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.
- Exzellenz Staatsminister Dr. Freiherr von Dusch, Karlsruhe
i. B., Jahnstrasse 12.

- Exzellenz Wirklicher Staatsrat von Dynovsky, Dirigent der Rechtsabteilung des Finanzministeriums, Ministerialrat im Justizministerium, Petersburg.
- Oberbürgermeister Dr. Ebeling, Dessau, Medicusstrasse 4.
- Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V, Sprensenbühlstrasse 20.
- Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.
- Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors.
- Ernest Eisenmann, Avocat, Paris, Cité Rougemont 2.
- Dr. iur. Armand Eisler, Verteidiger in Strafsachen, Wien III, Sofienbrückengasse 10.
- Dr. Leo Elsner, Hofrat am Obersten Gerichtshofe, Wien IX/4, Gürtel 118.
- Dr. iur. Alexander Elster, Jena, Paradiesgasse 3.
- Freiherr Rudolf v. Engelhard, Rittergutsbesitzer und cand. iur. et. phil., Ehrenritter des Johanniterordens, Alt-Born pr. Kreslawka, in Kurland (Russland).
- Senatspräsident Professor Dr. Arthur Engelmann, Breslau 18, Eichendorffstrasse 63.
- Patentanwalt Dr. Julius Ephraim, Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 68.
- Kgl. Universitätsbibliothek Erlangen. (Oberbibliothekar Dr. Karl Heiland).
- Landrichter Dr. Fritz Ernst, Essen-Ruhr, Irmgardstrasse 33.
- Dr. Ernst, Rechtsanwalt und Handelsadvokat, Zürich, Böcklinstr. 37.
- Dr. Wilhelm Esslinger, Rechtsanwalt, München, Promenade-strasse 15 II.
- Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.
- Dr. Antonio Falchi, Professor a. d. Univ. Sassari, Lorgo Cavaletti.
- Dr. Hans Fehr, o. Professor d. R. an der Universität Jena.
- Kammergerichtsreferendar Paul Feick, Südende bei Berlin, Stephanstr. 34.
- Staatsanwalt Dr. Feisenberger, Magdeburg, Kaiser Otto Ring 17.
- Dipl.-Ing. Fels, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Platz 14 I.

- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. A. Finger, Halle a. S., Reichardtstrasse 2.
- Dr. Franz Finkey, o. Professor des Strafprozessrechts an der Universität Kolozsvár, Ungarn.
- Gerichtsassessor Dr. Oskar Fischbach, Strassburg i. E., Zäbner Ring 4.
- Geh. Justizrat Dr. Otto Fischer, o. Prof. d. R. an der Universität Breslau, Monhauptstr. 3.
- Rechtsanwalt Dr. Flechtheim, Cöln a. Rh.
- Dr. J. P. Fockema Andreae, Wethouder (Beigeordneter) der Stadt Utrecht, Utrecht, Trans No. 4.
- Prof. Dr. S. J. Fockema Andreae, Leiden.
- Dr. T. H. Fokker, Rechtsanwalt, Amsterdam, 252 Amstel.
- Dr. Edgar Franckel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Lobkowitzplatz 3.
- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Justizrat Rechtsanwalt Dr. Heinrich Frankfurter, München, Maximilians-Platz 16/II.
- Rechtsanwalt Dr. Ernst Frankenstein, Berlin W 8, Taubenstr. 8.
- Justizrat Friedenthal, Breslau, Neue Schweidnitzer Str. 4.
- Landgerichtsrat Dr. J. K. Julius Friedrich, a. o. Professor d. R. an der Universität Giessen, Johannesstr. 5/I.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- Justizrat Dr. Ludwig Fuld, Mainz, Heidelbergerfassgasse 11.
- Carl Fürstenberg, Geschäfts-Inhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Berlin.
- Dr. Ludwig Gallia, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Biberstrasse 2.
- Professor Dr. Ganz, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Leipzig, Ferdinand Rhodestrasse 31.
- Professor Dr. Heinrich Geffcken, Köln-Marienberg, Lindenallee 62.
- W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford; All Souls College, Oxford.

- Geh. Rat Dr. Georgi, Oberbürgermeister a. D., Leipzig-Möckern.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Giner de los Rios, o. Prof. d. R. an der Universität Madrid, Obelisco 8.
- Rechtsanwalt Dr. Fritz Glaser, Dresden-A, Amalienstr. 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Dr. Max Gmür, Prof. d. Rechte an der Universität Bern.
- Geheimer Kommerzienrat Goldberger, Berlin W 56, Markgrafenstrasse 53/54.
- Justizrat Eduard Goldmann, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W, Potsdamerstrasse 22 a.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III/3, Jacquingasse 45.
- Dr. James Goldschmidt, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Berlin W, Landgrafenstrasse 9.
- Th. Goldschmidt, Aktiengesellschaft, Essen-Ruhr.
- Govindo Dàs, in Durgakund, Benares, Indien.
- Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten Gerichts- und Kassationshofes, Wien VIII, Schönborng. 10.
- Univ.-Prof. Dr. X. Gretener, Breslau, Lothringerstrasse 19.
- Staatsrat Dr. Wiatcheslaw Gribowski, Universitätsprofessor, Odessa, Franzuskipper 7.
- Justizrat Philipp Grimm, K. Notar a. D., München, Karlsstr. 40.
- Dr. jur. Jos. H. P. M. van der Grinten, Commies-Redacteur ter Gemeente-Secretarie, Nymegen, van Oldenbarneveldtstraat 12.
- Dr. phil. Chr. Grotewold, Schriftsteller, Steglitz bei Berlin, Peschkestr. 18, II.
- Dr. iur. Erwin Grueber, Kgl. Univ.-Prof. München, Giselastr. 5.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX, Berggasse 22.
- Königl. Senator Dr. Francesco Filomusi Guelfi, Professor der Rechte an der Universität Rom, Via Farini 40.

- Dr. Adolf Günther, Privatdozent an der Universität Berlin, Hilfsreferent im Kaiserl. Statistischen Amt, Berlin SW 68, Markgrafenstr. 94.
- Geheimrat Professor Dr. Güterbock, Königsberg i. Pr., Königstr. 63.
- Dr. jur. Harald Gutherz, † Privatdozent der Universität Berlin, Berlin-Halensee Kurfürstendamm 149.
- Universitätsprofessor Dr. K. Haff, Lausanne-Chailly, Villa Blanche 3.
- Universitätsprofessor Dr. Ernst Hafter, Kilchberg bei Zürich.
- Elie Halévy, Professeur à l'École libre des sciences politiques Paris.
- Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles, rue Saint-Josse, 22.
- Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg.
- Dr. iur. Paul Hámos, Privatdozent a. d. Handelsakademie Budapest.
- Dr. Ernst Harmening, Rechtsanwalt am Oberlandesgericht Jena, Kochstrasse 2.
- Dr. C. A. J. Hartzfeld, Rechtsanwalt und stellvertretender Richter beim Landgericht, Amsterdam, Spui 28.
- Universitätsprofessor Dr. Hasbach, Universität Kiel, z. Z. Dresden A, Johannstädter Ufer 12^{II}.
- Dr. Adolf Hasenkamp, Privatdozent an der Universität Kiel, Feldstr. 88.
- Henri Hayern, Privat-docent à l' Université de Genève. [wohnt:] La Chapelle, près Carouge, canton de Genève (Suisse).
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.
- Dr. Philipp von Heck, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen, Neckarhalde 68.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Wörthstr. 12.
- Staatsrat Ludwig Heerwagen, Vizepraeses des Bezirksgerichts Petrikau (Russisch-Polen), Moskauerstr. 71.
- Universitätsprofessor Dr. A. Hegler, Tübingen.
- Universitätsprofessor Dr. Heilborn, Breslau II, Tauentzienstr. 42.

Oberlandesgerichtsrat Dr. Hein, Hamm i. Westf., Villa Werner
(Osten Allee 84).

Rechtsanwalt und Notar Dr. Heinemann, Essen (Ruhr).

Justizrat Dr. Ernst Heinitz, Berlin W. 9, Königgrätzerstr. 9

Amtsrichter Dr. Heinrich, Kattowitz O./S., Karlstrasse 3.

Privatdozent Dr. Henle, Bonn, Marienstr. 7.

Dr. Léon Hennebiq, Professeur de philosophie du Droit à
l'Université Nouvelle de Bruxelles, Directeur de la Revue
Economique internationale, Bruxelles, 26—28 Rue des
Minimes.

Justizrat Siegmund Henschel, Breslau V, Schweidnitzer Stadt-
graben 10 I.

Ministerialdirektor a. D. Dr. J. Hermes, Chefredakteur der
Neuen Preussischen (Kreuz-) Zeitung, Berlin SW 11, Bern-
burgerstrasse 24/25.

Amtsrichter Herrns tadt, Kattowitz O./S., Lessigstr. 9 II.

Geheimer Kommerzienrat Wilhelm Herz, Berlin NW 7, Doro-
theenstrasse 2.

Oberstaatsanwalt und Kammerherr Franz von Hessert, Darm-
stadt, Schiesshausstrasse 128.

Dr. Heinrich Hernád Hesslein, Budapest VII, Rákóczy ut 6.

Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
Rechtsanwalt Dr. Hirsch, Halle a. S., Händelstrasse 20.

Dr. Franz Hoeniger, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin C2,
Königstrasse 30.

Graf Paul von Hoensbroech, Grosslichterfelde, Drakestr. 79.

Rechtsanwalt Dr. E. E. Hoffmann (Hoffmann II), Darmstadt,
Hügelstr. 45.

Universitätsprofessor Dr. Hollatz, Schloss Peseux bei Neuchâtel.

Oliver Wendel Holmes, Supreme Court of the United States,
Washington.

Dr. Max Huber, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich (in
Wyden bei Ossingen, Kanton Zürich).

Dr. jur. Charles Henry Huberich, Counsellor at Law, Berlin
NW 7, Unter den Linden 39.

- Geheimer Regierungsrat Karl H ü f n e r, Abteilungsvorsitzender am Kaiserlichen Patentamt, Schöneberg, Berlin W 30, Speyererstr. 19.
- Geh. Kommerzienrat Emil J a c o b †, Berlin W, Landgrafenstr. 12.
- Geheimer Justizrat Max J a c o b s o h n, Berlin W 9, Linkstr. 1.
- Exz. Dr. Eugen von J a g e m a n n, grossh. Bad. Wirkl. Geh. Rat und Gesandtera. D., ord. Hon.-Prof. d. R., Heidelberg, Märzgasse 18.
- K. k. Landesgerichtsrat Franz J a n i s c h, Eger (Kreisgericht).
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J a r i t z, Cassel, Kaiserstrasse 5.
- Dr. Alexander J a s t c h e n k o, Professor der Rechte an der Universität Jurjew (Dorpat).
- Geh. Hofrat Dr. Georg J e l l i n e k, † o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Prof. Dr. D. J o s e p h u s J i t t a, ord. Univ.-Prof., Amsterdam 808 Keizersgracht.
- Dr. iur. V á c l a v J o a c h i m, Magistrats-Sekretär, Prag VII, Kostelní ul. 952.
- Rechtsanwalt Dr. A. J o o s, Basel.
- Rechtsanwalt Dr. I s a y, Berlin S. 61, Belle Allianceplatz 13.
- Justizrat Dr. J ü n g e r, Wiesbaden, Moritzstrasse 7.
- Landgerichtsrat Carl K a d e, Vorstand des Preussischen Richtervereins, Waidmannslust bei Berlin, Bondickstr.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm K a h l, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
- K a t h r e i n e r s Malzkaffee-Fabriken, G. m. b. H., Berlin SW 68, Lindenstr. 35.
- Justizrat Dr. Edwin K a t z, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W. 64, Behrenstrasse 17 II.
- Dr. R. K a u l l a, Professor, Stuttgart, Mörikestrasse 14.
- Dr. iur. et phil. Stephan K e k u l e v. Stradonitz, Kammerherr S. H. D. des regierenden Fürsten in Schaumburg-Lippe; Berlin-Gross-Lichterfelde, Marienstr. 16.
- Justizrat Dr. Paul K e n t, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M., Taunusstrasse 1.
- Dr. jur. J. C. K i e l s t r a, Beamter im Verwaltungsministerium, Ifikini 26 Weltereder (Batavia).

- Univ.-Professor Dr. Walter Kinkel, Giessen, Plockstr 12.
 Gerichtsassessor Dr. jur. Hugo Kinne, Berlin SW 11, Gross-
 beerenstrasse 5, II.
- Oberbürgermeister Kirschner, Berlin NW. 21, Alt-Moabit 90.
 Dr. Géza Kiss, o. Professor a. d. Rechtsakademie Nagyvárad
 (Grosswardein).
- Staatsanwalt Dr. Karl Klee, Privatdozent an der Universität
 Berlin, Berlin W. 62, Maassenstr. 31.
- Regierungs-Assessor Dr. Kleefeld, Berlin W., Burggrafenstr. 15.
 Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz
 Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Dr. G. Kleinfeller, o. Professor d. R., Kiel, Niemannsweg 101.
 Professor Dr. iur. et phil. E. Kloeppe, Elberfeld, Bismarck-
 strasse 17.
- Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Staats-
 ministerium des Innern Hugo von Knebel-Doeberitz,
 Berlin W 62, Bayreuther Str. 38.
- J. K. Kochanowski, associé des Internationalen Institutes
 für Soziologie in Paris, Mitglied der Warschauer Wissen-
 schaftlichen Gesellschaft, Redacteur der polnischen „Histo-
 rischen Revue“ in Warschau; Warschau, Koszykowa 57.
- Albert Kocourek, attorney and counselor at law, Chicago,
 4 Lake Street.
- Amtsrichter Dr. Arthur Kohler, Berlin W 15, Olivaerplatz 7.
 Geheimer Justizrat Dr. jur. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der
 Universität Berlin, Berlin W 15, Kurfürstendamm 216.
- Dr. Arthur Köhler, Erster Assistent am Kgl. Sächs. Institut
 für Kultur- und Universalgeschichte, Leipzig, Georgiring 11.
- Professor Dr. Carl Koehne, Privatdozent an der Technischen
 Hochschule Berlin, Keithstr. 12.
- Reichsgerichtsrat Heinrich Könige, Leipzig, Kaiser Wilhelm-
 strasse 59 II.
- Geheimer Kommerzienrat W. Kopetzky, Berlin NW 7, Unter
 den Linden 52.
- Prof. Lic. Dr. Koppelman, Privatdozent für Philosophie,
 Münster i. W., Breul 12.

- Dr. Ignatz Kornfeld, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Zelinkagasse 5.
- Dr. Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. am Polytechnikum Lemberg.
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.
- Freiherr Krupp von Bohlen und Halbach, Essen (Ruhr.)
- Dr. jur. et phil. Bernhard Kübler, o. Professor d. R. an der Universität Erlangen, Luitpoldstr. 17.
- Rechtsanwalt Dr. Rob. Kück, Dominikanischer Legationssekretär, Hamburg, Ferdinandstrasse 22.
- Dr. jur. Edgar Kuhn, Nürnberg.
- Dr. med. H. Kurella, Sommer: Kudowa, Kr. Glatz; Winter: Bonn a. Rh. und Catania.
- Dr. G. Kuttner, Landrichter a. D., Privatdozent an der Universität Berlin, Grunewald, Höhmannstr. 6.
- Exz. Wirklicher Geheimer Rat Univ.-Prof. Dr. Laband, Strassburg im Elsass, Kaiser Wilhelmstr. 17.
- J. F. Landsberg, Amtsgerichtsrat in Lennep (Rheinl.) Mittelstr. 24.
- Oberlandesgerichtsrat L. Lang, Darmstadt.
- Dr. Josef Langer, k. k. Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Bäckerstrasse 9.
- Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor D. Dr. Adolf Lasson, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 49.
- Dr. Rudolf von Laun, Universitätsprofessor, Wien VII, Wimbergergasse 30.
- Universitätsprofessor Dr. Paul Aug. Leder, Czernowitz, Franzensgasse 45.
- Universitätsbibliothek Leipzig (Dr. Boyser).
- Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.
- Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Gabitzstr. 188.
- Ludwig Leopold, Szekszárd, Ungarn.
- Dr. Alessandro Levi, o. Professor d. R. an der Universität Ferrara, Adresse: Venedig, 3897 Calle Avvocati.
- Bankdirektor Gerhard Ley, München, Gabelsbergerstr. 48.

- Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte,
Kiel, Roonstr. 2 I.
- Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg,
Ziegelhäuser Landstr. 29.
- Dr. E. Liljeqvist, o. Professor der praktischen Philosophie an der
Universität Lund.
- Geheimrat Professor Dr. Carl v. Linde, München 44.
- Justizrat Adolf Lindt, Rechtsanwalt, Darmstadt, Kasinostr. 22.
- Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der
Universität Berlin, M. d. R. u. M. d. A., Hardenbergstr. 19, II.
- Dr. Alexander Löffler, Professor des Strafrechts an der Uni-
versität Wien, Wien XIX/1, Felix Mottlstr. 10.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des
Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.
- Notar Wilhelm Lütkemann, Hannover, Prinzenstr. 2.
- Julian W. Mack, Judge N. S. Commerce Court Washington, D. C.
- Rechtsanwalt Julius Magnus, Berlin, Dorotheenstr. 49.
- Oberlandesgerichtsrat Mainhard, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 4.
- Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. an der Universität
Lemberg, Mochnackigasse 58.
- Justizrat Dr. Mamroth, Breslau, Schweidnitzerstrasse 27.
- Fabrikbesitzer Dr. jur. Otto Hanns Mankiewicz, Gerichts-
assessor a. D. (i. F: P. Beiersdorf & Co., Chemische Fabrik
Hamburg), Hamburg XXX, Eidestedterweg 42.
- Rechtsanwalt S. Mankowsky, Berlin NW 7, Friedrichstr. 155.
- Exzellenz Wirkl. Geh. Rat von Martens †, St. Petersburg
- Prof. Dr. Götz Martius, Kiel, Hohenbergstr. 4.
- Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, Nürnberg 24.
- Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. Paul Mauser, Oberndorf a./N.,
(Württemberg).
- Rechtsanwalt Dr. Ernst Mayer, Budapest, V. Bezirk, Leopold-
ring 17.
- Prof. Dr. jur. et phil. Max Ernst Mayer, Strassburg i. Els.,
Orangeriering 19.
- Univ.-Prof. Dr. Ernst Mayer, Würzburg, Randerseckstr. 33.

- Georg v. Mayr, Kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D., kgl. bayrischer Universitätsprofessor, München, Georgenstrasse 38.
- Floyd R. Mechem, LL. D., Professor of Law, Chicago.
- Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
- Dr. Fritz Meili, o. Professor d. R. an der Universität Zürich, Zürich I, Stadthausquai 7.
- Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.
- Dr. S. M. Mélamed, Schriftsteller, 7 Buckingham Mansions, Golder's Green, London N. W.
- Dr. Valamir v. Meltz, Universitätsdozent, Kolozsvár (Klausenburg).
- Landgerichtsrat Mende, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 189.
- Franz von Mendelssohn, Grunewald bei Berlin, Herthastr. 5.
- Generalkonsul Robert von Mendelssohn, Berlin W. 56, Jägerstrasse 51.
- Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an der Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.
- Dr. phil. Wilhelm Merton, Frankfurt a. M., Guiollettstr. 24.
- Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Lessingstr. 1.
- Regierungs-Assessor Dr. Meyer-Edward, Darmstadt, Heidenreichstrasse 37.
- Dr. Robert Michels, Prof. an der Universität Turin, Via A. Provana, 1.
- Patentanwalt M. Mintz, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 93.
- Dr. Waldemar Mitscherlich, Professor der Staatswissenschaften an der Kgl. Akademie Posen.
- Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor, Utrecht, Molierstraat 1a.
- Regierungs-Assessor Walter Moll, Berlin NW 23, Brückenallee 36.
- Se. Exzellenz Staatsminister v. Möller, Berlin W, von der Heydstrasse 12.
- Exzellenz Staatsminister von Moltke, Klein-Bresa bei Markt-Bohrau i. Schl.
- Exzellenz Eduard Graf Montgelas, Kgl. Bayer. Staatsrat i. a. o. D. und Gesandter, Dresden, Zinzendorfstr. 13 I.
- Dr. Bredov. Morgenstierne, Prof. d. R. u. d. Nat.-Oek., Christiania.

- Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D.,
o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat
von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.
- Dr. med. Max Moszkowski, Berlin-Grünwald, Herthastr. 2a.
- Prof. Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass.).
- Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität,
Cambridge, Mass, U. S. A. z. Z. Berlin, America-Institut.
Musée social, Paris, 5 rue Las Cases, Paris VII.
- Franz Nadastiny, Strafanstalts-Oberdirektor, Garsten (Ober-
österreich).
- Dr. Johannes Nagler, o. Prof. d. R. an der Universität Basel,
Sonnenweg 21.
- Privatdozent Dr. Hans Nawiasky, k. k. Postsekretär im k. k.
Handelsministerium, Wien XIII 2, Einwanggasse 23.
- Erich Nehring, Konsistorialassessor, Berlin-Steglitz, Sedanstr. 5.
- Universitätsprofessor Dr. Neubecker, Berlin-Charlottenburg,
Königsweg 31.
- Dr. Adolf Neumann-Hofer, Reichstags- und Landtags-
abgeordneter, Detmold.
- Dr. Johannes Niedner, o. Professor d. R. an der Universität
Jena, Humboldtstr. 7.
- Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor d. R. an der Universität Kiel
- Prof. Baron Boris Nolde, St. Petersburg, Fürstadskaia 20.
- Professor Dr. Nolens, Mitglied der 2ten Kammer, Haag
(Holland).
- Norwegisches Nobelinstitut (Institut Nobel Norvégien),
Kristiania, Drammensvei 19.
- Justizrat Dr. Hermann Oberneck, Rechtsanwalt am Kammer-
gericht und Notar, Berlin, von der Heydtstr. 8.
- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würz-
burg, Sieboldstr. 8.
- L. Oppenheim, M. A. LL. D., Whewell Professor of
International Law in the University of Cambridge, Whewell
House, Cambridge, England.
- Dr. Franz Oppenheimer, Privatdozent an der Universität
Berlin, Berlin-Gr. Lichterfelde W, Bellevuestr. 44 I.

- Professor Dr. Albert Osterrieth, Berlin W 66, Wilhelmstrasse 57/58.
- Geh. Hofrat Dr. Wilh. Ostwald, emer. Professor, Gross-Bothen (Kgr. Sachsen), Landhaus Energie.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitäts-Professor, Mitglied des österr. Herrenhauses, Prag II, Kremengasse 8 neu.
- Dr. jur. Alfred Frhr. v. Overbeck, o. Prof. der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz), Villa Félix.
- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.
- Antonio Pagano, Prof. libero di Filosofia del Diritto nella R^a Università di Roma, Capo Sezione nel Ministero di Grazia e Giustizia (Biblioteca), Roma, Via Nazionale 172.
- Eugen Panofsky, Bankier und Stadtrat, Berlin C. 2, an der Stechbahn 3/4.
- Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der bayrischen Handelsbank, München, Bayrische Handelsbank.
- Dr. iur. A. v. Peretiatkowicz, Heidelberg, Friedrichstr. 13.
- Deputierter Jivoïn Péritch, Professor an der Universität Belgrad.
- P. Heinrich Pesch, S. J. (Adresse: Marienfelde-Berlin, Kloster vom guten Hirten, Lankwitzerstrasse).
- Dr. Igino Petrone, Privatdozent an der Universität Neapel; Napoli, R. Università.
- Dr. Pfahl, Syndikus der Handelskammer Halle a. S.
- Dr. Robert Piloty, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Roonstr. 2 I.
- Dr. Karl Polenske, Privatdozent an der Universität Halle, Blumenthalstr. 15.
- Walter Pollack, Berlin W. 10, Cornelius-Str. 4a.
- Rechtsanwalt Jllés Pollak, Mitglied des Anwaltsenates der Krone und Kurie, Präsident des ungarischen Landesadvokaten-Bundes, Budapest, V. Nagykorona uter 34.
- Sir Frederick Pollock, 13 Old Square, Lincoln's Inn, London W. C.

- Dr. Stanislaus Posner, Advokat in Warschau, Membre associé de la Société d'études législatives à Paris, Membre de l'Institut du droit comparé à Bruxelles; Paris 7 me 2 rue Perrouet.
- Dr. Roscoe Pound, Professor of Law in the Harvard University, Cambridge (Mass.).
- K. k. Universitätsbibliothek Prag.
- Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W. 10, Matthäikirchstr. 29.
- Se. Exz. Dr. Peter Pustoroslew, ord. Professor des Strafrechts an der Universität zu Jurjew (Dorpat), Wirklicher Staatsrat; Jurjew (Dorpat), Rigaschestrasse 46.
- Universitätsprofessor Dr. Ernesto Quesada, Buenos-Ayres, Plaza Libertad, Calle Libertad 946.
- K. Regierungsdirektor Karl von Rasp, Generaldirektor der Bayerischen Versicherungsbank, München, Residenzstr. 27.
- Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W, Meinekestrasse 7.
- Dr. jur. Gustav Ratjen, Frankfurt a. M., Westendstrasse 101.
- Dr. Adolfo Ravà, o. Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Messina.
- Dr. Herm. Rehm, o. Professor d. R. an der Universität Strassburg.
- Dr. iur. et phil. Hans Reichel, o. ö. Professor an der Universität Zürich, Sonneggstr. 80.
- Dr. Heinrich Reicher, † Universitäts-Professor, Filzmoos, Post Eben (Salzburg).
- Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.
- Viktor Ring, Senatspräsident am Kammergericht Berlin, Berlin W., Schöneberger Ufer 46.
- Dr. Heinz Rogge, Kammergerichtsreferendar, Berlin (gegenwärtig Neustettin).
- Patentanwalt A. Rohrbach, Erfurt, Bahnhofstrasse 6.
- Dr. jur. et phil. Walther Rohrbeck, Cöln a. Rh., Blumenthalstrasse 2.
- Dr. Henri Rolin, Professeur à l'Université de Bruxelles, 10 rue T. B. Meunier, (avenue Brugmann), Oecle près Bruxelles.
- Dr. Wilhelm Rosenberg, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I am Hof 11.

- Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an der Universität Jena.
- Dávid v. Rosnyay, Bibliothekar am juristischen Seminarium an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).
- Landgerichtsdirektor Fritz Rotering, Magdeburg, Breiteweg 253.
- Geh. Oberbauinspektor Richard Roth, Basel.
- Dr. phil. Walther Rothschild, Verlagsbuchhändler, Berlin-Wilmersdorf, Brandenburgische Str. 41.
- Privatdozent Dr. Paul Rumpel, Neuchâtel, 16 Trois Portes.
- Rechtsanw. Dr. S. Rundstein, Warschau, Tlomackiestr. 6/8.
- Referendar Fritz Ruppert, Wiesbaden, Kaiser-Friedrich-Ring 25.
- Dr. R. Saleilles, Professeur à l'Université de Paris, 14 Rue St. Guillaume Paris.
- Universitätsprofessor Dr. Giuseppe Salvioli, Neapel, Via Atri 37.
- Prof. d. Rechte L. von Savigny (†), Mitglied des Preuss. Herrenhauses, Münster i. W.
- Dr. Hugo Sawitz, Rechtsanwalt und Notar, Rostock i. M., Hopfenmarkt 17.
- Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner †, Jena.
- Gerichtsassessor Dr. iur. et phil. Carl Ludwig Schimmelbusch, Düsseldorf, Rubensstr. 4.
- Geh. Justizrat Dr. S. Schlossmann †, o. Professor d. R. an der Universität Kiel.
- Rechtsanwalt Dr. Alexander Schmidt, Budapest, VI., Andrassy-Strasse 10.
- Dr. iur. Paul Schmidt, (Winter:) Dresden, Franklin-Str. 11; (Sommer:) Sonnenköpfe, Berchtesgaden-Salzberg.
- Landrichter Dr. B. Schmidt-Blanka, Frankfurt a. M., Bockenheimerlandstr. 87.
- Dr. Otto Schneider, Bankdirektor, Mannheim A, 2, I.
- Professor Dr. Schott, Breslau 16, Leerbeutelstr. 7.
- K. Schrader, Mitglied des Reichstags, Eisenbahndirektor a. D., Berlin, Steglitzer Strasse 68.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm, o. Professor an der Universität Wien 19, Cottagegasse 56.

- Hofrat Dr. J. Schulmann, k. b. freiresignierter Notar, München, Leopoldstrasse 37.
- Geh. Reg.-Rat Dr. Schuppe, ord. Professor der Philosophie zu Greifswald, Steinstrasse 61.
- Justizrat Dr. J. Schwering, Hamm i. Westf., Ost-Str. 60.
- Justizrat Dr. Arnold Seligsohn, Berlin NW 7, Prinz Louis Ferdinandstrasse 1.
- Dr. iur. Gregor Semeka, Privatdozent, München, Gundelinenstrasse 5.
- Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald, Lucius-Str. 9.
- Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Wilhelm Silberschmidt, Zweibrücken, Villenstr. 7.
- Justizrat Dr. Hermann Veit Simon, Rechtsanwalt und Notar, Berlin, Victoriastr. 5.
- Rechtsanwalt Dr. Otto Simon, Mannheim.
- Dr. Soetbeer, Generalsekretär des Deutschen Handelstags, Berlin C2, Neue Friedrichstrasse 53—54.
- Univ. Prof. Dr. P. Sokolowsky, Kurator des Südrussischen Lehrbezirks in Charkow.
- Se. Exzellenz Gouverneur Dr. Solf, Staatssekretär des Reichskolonialamts, Berlin.
- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg), Fadrusz János-utca 12.
- Amtsrichter Theo Sonnen, Köln-Marienburg, Goltsteinstrasse 199.
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.
- Dr. Ludwig Spiegel, Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Prag II, Tyršgasse 7.
- Rechtsanwalt Eduard Staedel, Darmstadt, Elisabethenstr. 14.
- Rechtsanwalt und Notar Stahl, Syndicus der Grossh. Handelskammer Friedberg in Hessen, Bad Nauheim.
- Professor Dr. Ph. Stein, Frankfurt a. M., Jordanstrasse 19.
- Univ.-Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.

- Privatdozent Dr. Ludwig Stephinger, Tübingen, Christophstrasse 30.
- Dr. Theodor Sternberg, Charlottenburg, Schlüterstr. 60.
- Geh. Regierungsrat Paul Stier, Direktor der Mitteldeutschen Bodenkredit-Anstalt, Greiz i. V.
- Univ.-Professor Dr. Stier-Somlo in Bonn, Studiendirektor der Akademie für kommunale Verwaltung in Düsseldorf; Bonn, Kaufmannstrasse 81a.
- Beeidigter Rechtsanwalt Julius Strauss, Moskau, Zwetnai Boulevard 24.
- Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med. Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des Obergerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.
- Univ.-Professor Dr. Georg von Streit, Königlich Griechischer Gesandter in Wien, Kaiser-Wilhelm-Ring 10.
- Dr. Gustav Stresemann, Mitglied des Reichstags, Dresden-A., Ferdinandstrasse 11, I.
- Universitätsprofessor Dr. Leo Strisower, Wien I, Lichtenfelsgasse 5.
- Dr. iur. Karl Strupp, Frankfurt a. M., Reuterweg 40.
- Justizrat Dr. Sturm, Naumburg a. S.
- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Dr. iur. Adolf Tecklenburg, Privatdozent an der Universität Bern, Südbahnhofstr. 8.
- Geheimer Rat Dr. August Thon †, o. Professor der Rechte, Jena, Fürstengraben 2.
- Dr. iur. Richard Thurnwald, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Museum für Völkerkunde, Berlin W 50, Fürtherstr. 1.
- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines. Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Alexander Tille, Saarbrücken III, Hellwigstrasse 1.
- Dr. Emanuel Tilsch †, o. Prof. d. R. an der böhm. Universität Prag.
- Ferdinand Tönnies, ordentl. Honorarprofessor an der Universität Kiel; in Eutin, Auguststrasse 8.
- Patentanwalt B. Tolksdorf, Berlin W 9, Potsdamerstr. 127/128.

- K. Universitätsbibliothek Tübingen (Oberbibliothekar Geiger).
Dr. Alexander Turnowsky, Maros-Vásárhely (Ungarn).
Rechtsanwalt Dr. Josef Ujlaki, Budapest, VI. Terézkörut 46.
Geh. Rat Prof. Dr. E. von Ullmann, München, Ludwigstr. 29.
Professor Dr. N. af Ursin, ehem. Vicepräsident des Finn-
ländischen Landtags in Turku (Åbo) Finnland.
Michelangelo Vaccaro, professore nella R. Università di Roma,
Deputato al Parlamento nazionale.
Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, Washington, z. Zt. Paris,
12 rue Vinense.
Dr. A. Vierkandt, Professor an der Universität Berlin,
Gross-Lichterfelde, Wilhelmstr. 22.
Dr. Paul Vinogradoff, Corpus Professor der Rechte, Oxford,
19 Linton Road, Oxford.
Dr. H. L. A. Visser, Advokat, Amsterdam, Keizersgracht 528.
Exzellenz Staatsminister Graf Vitzthum v. Eckstädt,
Dresden, Seestr. 18.
Akademieprofessor Dr. Andreas Voigt, Frankfurt a. M.-Eschers-
heim, Neumannstrasse 187.
Geheimrat Dr. Johannes Volkelt, o. Universitätsprofessor,
Leipzig, Auenstr. 3 II.
Rechtsanwalt Dr. iur. Karl Vonschott, Bielefeld i. Westf.,
Marktstrasse 4.
Rechtsanwalt Dr. Leo Vossen, Aachen, Heinrichs-Allee 39.
Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock,
Georgstrasse 96.
Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat Dr. Waentig, Dresden A.,
Striesener Platz 16.
Dr. L. Wappes, Regierungsdirektor der K. Regierung der
Pfalz, Kammer der Forsten, Speyer, Hauptstrasse.
Max M. Warburg, Hamburg, Ferdinandstrasse 75.
Gerichtsassessor Erich Warschauer, Kattowitz, Bismarckstr. 11.
Rechtsanwalt Dr. Martin Wassermann, Hamburg, Neuerwall 34.
Dr. Rudolf Wassermann, München, Herzog-Heinrichstr. 20.
Prof. E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen
Instituts, Leopoldspark, Brüssel.

- Professor Dr. jur. et phil. Adolf Weber, Handelshochschule Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstrasse 12.
- Dr. Weber, M. d. R., Löbau (Sachsen).
- Dr. jur. Werner Wedemeyer, a. o. Prof. der Rechte, Kiel, Adolfstrasse 52 I.
- Landrichter Dr. Ernst Weigelin, Stuttgart, Johannesstr. 55 I.
- Geh. Justizrat Dr. J. Weismann, o. Prof. d. R. an der Universität Greifswald.
- Dr. jur. Alexander Welkow, Ministerial-Hilfskonzipist, Budapest IX, Üllör út 3.
- Universitätsprofessor Dr. von Wenckstern, Breslau XVIII, Kleinburgstrasse 21.
- Dr. Leopold Wenger, o. Prof. d. R. an der Universität München Adelheidstrasse 15.
- Dr. Felix Wieland, Rechtsbeistand der K. Deutschen Botschaft in Frankreich, Paris, 49 rue de Trévisé.
- Dr. v. Wiese und Kaiserswaldau, Professor der Nationalökonomie an der Akademie für kommunale Verwaltung und Studiendirektor der akademischen Kurse für allgemeine Fortbildung und Wirtschaftswissenschaften, Düsseldorf, Brehmstr. 34.
- Justizrat Dr. R. Wildhagen, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Leipzig, Ferdinand Rhodestr. 34.
- Geheimrat Dr. Windelband, o. Prof. d. Philosophie an der Universität Heidelberg, Landfriedstrasse 14.
- Dr. R. Wirth, Frankfurt a. M., Taunusstr. 1.
- Lycealprofessor Dr. M. Wittmann, Eichstätt.
- Paul Wölbling, Magistratsrat in Berlin, Eichwalde, Krs. Teltow.
- Staatsanwalt Ernst Wolff, Landsberg a. Warthe.
- Dr. Julius Wolff, Leiter der Zentral-Auskunftsstelle für Auswanderer, Berlin W. 35, Am Karlsbad 9/10, III.
- Dr. Martin Wolff, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Halensee, Halberstädterstrasse 2.
- Dr. J. Wolterbeek Muller, Advocaat, Haag, van Speykstraat 5.
- Rechtsanwalt Dr. Albert Wulff, Hamburg, Admiralitätsstr. 81.

- Landrichter Dr. Carl Wunderlich, Leipzig, Lampestrasse 1 II.
 Exz. Wirkl. Geh.-Rat Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig,
 Schwägrichenstrasse 17.
- Koichi Yamaguchi, Prof. an der Handelshochschule und an der
 Kaiserlichen Adelsschule zu Tokio. Tokio, Ushigome
 Wakamatsu Cho 119.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. A. N. Zacharias, Hamburg, Adolf-
 strasse 74.
- Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und
 Prof., Kasan, Universitätsplatz, eigenes Haus.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Heinrich Zeller, Zürich I, Rennweg 10.
 Dr. iur. Heinrich Ludwig Zeller, Darmstadt, Hochstr. 66 II.
 Univ.-Prof. Dr. Theobald Ziegler, Strassburg i. E., Fischartstrasse 22.
 Hugo Zietz, i/Fa. Orientalische Tabak- und Zigarettenfabrik
 Yenidze, Dresden, Weisseritzstr. 3.
- Geheimer Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. an
 der Universität Bonn.
- Rechtsanwalt Dr. Zöphel, Leipzig, Peterssteinweg 19 II.
- Dr. Gottfried Zoepfl, Regierungsrat und a. o. Professor der
 Staatswissenschaften, Berlin, Wilhelmstr. 62.
- Geh. Justizrat Dr. Philipp Zorn, o. Prof. d. R. an der Uni-
 versität Bonn, Mitglied des Preuss. Herrenhauses und Kron-
 Syndikus, Bonn, Humboldstr. 24.
-

Mitteilung von Adressenveränderungen, sowie Berichtigungen anderer Art
 sind an den geschäftsleitenden Vorsitzenden Dr. Fritz Berolzheimer
 Berlin W. 35, Am Karlsbad 20, erbeten.

Zum Arbeitsprogramm für den III. Kongress der IVR.

haben nachträglich zustimmende Erklärung abgegeben:

Dr. iur. Sigmund Adler, o. ö. Professor d. R. an der Universität
Wien.

Dr. Clovis Bevilacqua, Consultor giuridico do Ministerio das
Relações Exteriores, Rio de Janeiro.

Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor d. R. an der Universität
Kiel.

*

*

*

Folgendes weitere Kongressreferat wurde zugesagt:

Die Menschenökonomie als neuer Zweig der Wirtschaftswissenschaft. Von **Dr. Rudolf Goldscheid**, Wien.

Emanuel Tilsch †.

Ein Nachruf

von

Hofrat Prof. Dr. **Emil Ott** in Prag.

Grosse Lücken im Lehrkörper der böhmischen Rechtsfakultät haben erfreuliche und betrübende Ereignisse gerissen, seit gemäss dem Gesetze vom 28. Februar 1882 die Teilung der althehrwürdigen Carolina-Ferdinanda in Prag in zwei sprachlich verschiedene Hochschulen erfolgt ist. Der durch Berufung in den Rat der Krone veranlasste Abgang **Randa's** und **Braf's** liess sich verschmerzen, da hiermit den Verdiensten hervorragender Vertreter der Rechts- und Staatswissenschaften eine ehrenvolle Anerkennung gezollt wurde. Weit empfindlicher, weil schmerzlicher trafen jedoch die Fakultät wiederholt Verluste durch den Tod, namentlich durch den Heimgang des Staatsrechtslehrers **Prazak** und des Kriminalisten **Zucker**.

Jüngst wurde ihr abermals ein hochbegabter Vertreter der zivilistischen Rechtswissenschaft, Dr. Emanuel Tilsch, entrissen. Inmitten eines rastlosen, an literarischen und Lehrerfolgen reichen akademischen Wirkens schied er in tragischer Weise aus dem Leben.

Als Sohn eines Rechtsanwalts im Kriegsjahre 1866 (am 8. April) in Opocno, einer Bezirksstadt in der Nähe des Königgrätzer Schlachtfeldes, geboren, erwarb er an der böhmischen Rechtsfakultät, ein Schüler Randa's, den Doktorshut im Jahre 1889, worauf er sich vorerst der Rechtspraxis bei der Finanzprokuratur (einer mit der Vertretung des Staatsschatzes und öffentlicher Fonds in bürgerlichen Rechtsangelegenheiten betrauten Behörde) zuwandte, um sodann als Advokat tätig zu sein.

Die vollkommene Beherrschung der französischen, englischen und italienischen Sprache ermöglichte es ihm, sich durch eingehende rechtsvergleichende Studien für die Habilitation aus dem österreichischen Zivilrechte auf breitester Grundlage vorzubereiten. Ausgerüstet mit reichen Kenntnissen auf zivilistischem Gebiete, nicht minder im Bereiche der Rechtsphilosophie und Volkswirtschaft, aber auch ausgestattet mit Erfahrungen aus der Praxis erlangte Tilsch auf Grund seiner „das Handpfand nach österreichischem Rechte“ (1898 in böhmischer Sprache) behandelnden Habilitationsschrift die *venia legendi*. Bereits bei dieser tüchtigen Arbeit hat er Bestimmungen der Exekutionsordnung vom Jahre 1896 herangezogen und in aner kennenswerter Weise verwertet. Um so mehr boten die mit dem 1. Januar 1898 in Geltung getretenen Zivilprozessgesetze in ihrer Gesamtheit den Anstoss zu seiner nächsten, in deutscher Sprache erschienenen Schrift, einer Würdigung des „Einflusses der Zivilprozessgesetze auf das materielle Recht“. Die Gründlichkeit und der Scharfsinn, womit hierin eine so schwierige und vielseitige Aufgabe in umfassender Weise aber präzisester Form gelöst wurde, machten in kurzer Frist eine Neuauflage dieser Schrift (1901) notwendig und verschafften ihrem Verfasser nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch in Deutschland die verdiente Anerkennung im vollsten Masse.

In rascher Folge schuf Tilsch — sein Arbeitsfeld immer weiter erstreckend — mit unermüdlichem Eifer eine Darstellung des „österreichischen Erbrechts vom Standpunkte der vergleichenden Rechtswissenschaft“ (I. Teil 1905) und das seiner Bedeutung und Tragweite nach hervorragendste, leider

letzte Werk, eine systematische Bearbeitung des allgemeinen Teiles des österreichischen bürgerlichen Rechts (1910) in böhmischer Sprache. Die dem Erbrechte gewidmete Monographie bringt tiefdurchdachte Erwägungen über die Grundprinzipien des Erbrechts und gesetzlicher Erbfolge ehe sie an die Vergleichung der eingehend erörterten österreichisch-rechtlichen Bestimmungen über Erbrecht mit den Satzungen fremder Gesetzgebungen herantritt und dieselben kritisch würdigt.

Auf der Höhe seines Schaffens zeigt den Rechtslehrer Tilsch seine letzte grössere Arbeit, die Entwicklung und Beleuchtung der allgemeinen Lehren des österreichischen Privatrechts. Diese Schrift erfasst das Recht in seinem Zusammenhange mit den übrigen Kulturerscheinungen und aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen sozialen Interessen. Die Ergebnisse geläuterter zivilistischer Rechtstheorie Oesterreichs harmonisch verknüpft mit den Errungenschaften deutscher Privatrechtswissenschaft gelangen hier zu prägnanter Darstellung, die sich durch seltene Klarheit und Anschaulichkeit, durch scharf pointierte Hinweise auf die Gesetzgebung anderer europäischer Länder und geschickte Verwertung der Judikatur auszeichnet. Mit gleichem Nutzen wird dieses Werk als Lehrbuch und als Hilfsmittel für die Praxis benützt. Auf das lebhafteste ist zu beklagen, dass es ein Torso blieb, der im Geiste seines Schöpfers kaum wird ergänzt werden können.

Wohlverdient war angesichts solcher wissenschaftlicher Leistungen die Verleihung des Extraordinariats an Tilsch im Jahre 1903, der seine Ernennung zum Ordinarius 1907 folgte.

Zahlreich sind seine kleineren Arbeiten, die in den verschiedensten Fachblättern Oesterreichs, Deutschlands und Frankreichs Aufnahme fanden, insgesamt aber durch geistvolle Behandlung und klare Darstellung ihres Stoffes sich auszeichnen und den Stempel der Gründlichkeit an sich tragen. Darunter verdienen insbesondere hervorgehoben zu werden zwei Aufsätze, die anlässlich des einhundertjährigen Jubiläums des österr. a. B. G. B. 1911 erschienen. In einem „Le code civil general autrichien, son origine et son developpement“ (Bruxelles et Paris 1911) überschriebenen Artikel schildert der Verfasser den Einfluss der politischen und volkswirtschaftlichen Entwicklung Oesterreichs auf dessen Privatrechtsgesetzgebung, während in einem Beitrage zu der von der Wiener juristischen Gesellschaft aus dem erwähnten Anlasse heraus-

gegebenen Festschrift die Bedeutung des Gewohnheitsrechts und der Gebräuche im a. b. G. B. beleuchtet und hierbei interessante rechtshistorische und rechtsphilosophische Rück- und Ausblicke gemacht werden.

Eine verdienstliche Tätigkeit entwickelte Tilsch endlich auch in der Richtung, dass er dem Auslande die Kenntnis des österreichischen Rechts zu vermitteln suchte. Belege hierfür bilden ein konziser Abriss der Entwicklung und des heutigen Rechtszustandes der öffentlichen Bücher, der in einem französischen Fachblatte publiziert wurde, ingleichen eine knappe Skizze des österreichischen Eherechts für ein das europäische Eherecht behandelndes Sammelwerk in englischer Sprache.

Von der nie rastenden Arbeitskraft des Verblichenen legt der Umstand sprechendes Zeugnis ab, dass noch die letzten vor seinem Hinscheiden erschienenen Nummern der „Juristischen Blätter“ eine scharfsinnige Studie über die Bedeutung der Mentalreservation beim Eheabschlusse nach österreichischem Rechte aus seiner Feder brachten, wozu eine zu dieser Frage nach kanonischem Rechte Stellung nehmende Entscheidung der Rota Romana vom Jahre 1911 (veröffentlicht in den Acta sedis apostolicae) den äusseren Anlass geboten hat.

Seine jüngste literarische Zusage galt dem Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. Doch hatte Tilsch bereits das schwere Leiden, das seinen Tod herbeiführte, erfasst, als er zur Erfüllung seines Versprechens eine Frist erbat, vor deren Ablauf diesen würdigen Nachfolger Randa's im Lehr- amte ein trauriges Geschick ereilte.

Eine übermässige geistige Anspannung, veranlasst durch rastlose literarische Tätigkeit und die Schriftleitung des Fachorgans der böhmischen juridischen Gesellschaft in Prag, gesteigert im letzten Jahre durch Erstattung umfangreicher Fakultätsgutachten und die Mitgliedschaft an einer Ministerialenquôte zur Reform des Bergrechts, sowie die obligatorische Teilnahme an unzähligen theoretischen Staatsprüfungen, Richteramtprüfungen und Doktorsexamina erschöpften die Nervenkraft auch eines so kräftigen Organismus, wie Tilsch ihn bei seiner hochragenden, breitschulterigen Gestalt besass. Das geistvoll strahlende Augenpaar in seinem edelgeformten Antlitze verriet nichts von den bangen Seelenqualen, die der allzufrühe heimgegangene geniale Gelehrte in seinen letzten Lebenswochen erduldet!

Vergeblich versuchte er es, eine hochgradige seelische Erregung und Schlaflosigkeit durch den Gebrauch der Seebäder in Ahlbeck, wohin er sich nach Semesterschluss in den letzten Julitagen begeben hatte, zu bannen. Nach kurzem Verweilen an der Ostsee zurückgekehrt zur Stätte seines Wirkens beschloss er in einem Augenblicke geistiger Umnachtung in früher Morgenstunde des 7. August sein der Pflege der Wissenschaft geweihtes Leben. Wertvolle ausgereifte Früchte seiner Arbeit hat er hinterlassen, noch köstlichere waren von ihm mit Zuversicht zu erhoffen.

In Tilsch verlor die österreichische Rechtswissenschaft einen ihrer hervorragenden Vertreter, die Fakultät, welcher er angehörte, eine ihrer Zierden und einen ausgezeichneten beliebten Lehrer, deren Mitglieder einen Kollegen, dem Charakterreinheit und liebenswürdiges Wesen in gleichem Masse zu eigen waren. Stets wird ihm ein ehrenvolles Gedenken bewahrt bleiben!

Neustadt a. Mettau im August 1912.

II.

Jean-Jacques Rousseau.

Rousseau als Rechtsphilosoph.

Von

Josef Kohler.

Manche haben behauptet, dass Rousseau nicht an einen geschichtlichen Staatsvertrag geglaubt habe. Das ist unrichtig. Allerdings sagt er im Beginn seines „Contrat social“, er wisse nicht, wie die Veränderung von dem freien Naturzustande aus zu dem nachmaligen Stande der Gebundenheit eingetreten sei; der Gegenstand seiner Forschung sei nur, die Umstände darzustellen, welche eine solche Aenderung rechtfertigen könnten. Allein an andern Stellen sagt er klar, dass eben dieser Staatsvertrag nicht eine blosse Abstraktion, nicht eine reine Fiktion, sondern Wirklichkeit sei; am deutlichsten

in Buch IV, Kapitel 2: hier bemerkt er, es gebe nur ein Gesetz, welches Einstimmigkeit verlange, das sei der Staatsvertrag; denn niemand könne, unter welchen Umständen es auch sei, ohne seinen Willen unterworfen werden. Sei aber der Staatsvertrag abgeschlossen, dann sei der Widerstand eines Einzelnen nicht mehr von Bedeutung; denn, wer nicht mittut, sei einfach ausgeschlossen. Sobald der Staat gebildet sei, gehe die Zustimmung schon daraus hervor, dass man im Staate wohne; wer das tue, der unterwerfe sich seiner Souveränität. Alle andern Gesetze dagegen könnten mit Stimmenmehrheit ergehen. Die Stelle im Beginn seines Werkes mit dem berühmten „je l'ignore“ kann daher nur besagen, nicht dass es keinen Staatsvertrag wirklich gegeben habe, sondern dass ihm die Einzelheiten des geschichtlichen Vorganges dunkel geblieben seien. Wer von einer fort und fort eintretenden Zustimmung zum Staatsvertrag spricht, der muss von der Annahme ausgehen, dass ein wirklicher Staatsvertrag einmal abgeschlossen worden ist. Und ebenso sicher ergibt sich dies aus Emil V (Ausgabe Musset, p. 431, 432).

Wir können also Rousseau davon nicht frei sprechen, die soziale Natur des Menschen verkannt zu haben. Er ist ein Individualist unter den Individualisten, ja er ist ihr grösster; und wenn er daher von der Familie spricht, so betrachtet er sie nur unter dem Gesichtspunkte der Kindererziehung und der Kinderfürsorge: mit dem Momente, in welchem die Kinder nicht mehr dieser Obhut bedürfen, löst sich das natürliche Band, und alles wird unabhängig; die Einzelnen werden frei, als wenn sie nicht zur Familie gehört hätten. Gewiss ist es ferner ein schweres soziales Missverständnis, wenn er annimmt, auch in der Familie gebe jeder seine Freiheit nur auf für seinen eigenen Nutzen, und die Sorge für die Kinder werde dem Vater bezahlt durch seine Liebe, ebenso wie es im Staate die Freude am Herrschen sei, welche dem Fürsten eine Entgeltung biete für seine Sorge und Tätigkeit. Die Grösse Rousseaus liegt nicht darin, sie liegt vielmehr in der Klarheit, mit welcher er den Staat als juristische Persönlichkeit gegenüber der Masse der Einzelindividuen darstellt. War diese Idee auch schon längst im Rechtedurchgedrungen, so musste sie sich doch noch das Publikum erobern. Dies tat Rousseau, aber er tat noch mehr. Er zuerst erklärte den Laien in verständlicher Weise das Prinzip der „volonté générale“, welche im Gegensatz stehe zur „volonté de tous“, also zum Willen aller. Dies war bahnbrechend.

Man hat die „volonté générale“ charakterisiert als den vernünftigen Willen. Das ist insofern richtig, als „volonté générale“ den Volkswillen im Sinne des Staatswillens bedeutet und der Staat im Hegel'schen Sinne als die Gestaltung menschlicher Vernunft zu gelten hat. Die „volonté générale“ Rousseaus ist aber nicht Staatswille überhaupt, sondern demokratisierter Staatswille. Wir sagen von unserem Standpunkte: der Wille des Staates ist gleich dem Willen der verfassungsmässigen Organe, und so gibt es einen Staatswillen in der Monarchie, wie in der Republik. Rousseau aber verschwisterte diesen Staatswillen mit dem Gedanken des Staatsvertrages. Wie das Volk durch den Staatsvertrag den Staat bilde, so gebe es durch den Staatswillen seine Gesetze. Das Organ des Staatswillens sei also stets das Volk in seiner verfassungsmässigen Abstimmung.

Das führte natürlich zur Ablehnung aller andern Arten der gesetzgeberischen Gewalt, das führt ihn selbst dazu, die Repräsentationsidee zu verwerfen; ein Volk, welches seine Abgeordneten wählt, durch deren Spruch die Gesetze geschaffen werden, ist nach seiner Auffassung ein unfreies Volk; denn das freie Volk könne nie in die Zukunft hinaus seinen Willen binden: es müsse sich stets von Fall zu Fall die Möglichkeit lassen, zu entscheiden, ob es einem Gesetze zustimme oder nicht; mithin müssen alle Gesetze, wenn sie auch in anderer Weise entworfen werden, dem Volke zur Bestätigung vorgelegt werden, — eine Auffassung, die nicht die einzig mögliche, aber doch eine mögliche ist und in der modernen Zeit im Referendum ihre Verwirklichung gefunden hat. So ist Rousseau der Vater des Referendums und darin ultra-modern.

Dass diese „volonté générale“ nicht mit dem Einzelwillen aller identifiziert werden kann, ist klar. Die „volonté générale“ muss sich in der besondern verfassungsmässigen Form äussern, sie muss sich äussern, indem sich der Bürger als Bürger und Staatsorgan ausspricht: damit tritt er aus der Niederung des gewöhnlichen Lebens aus, er fühlt sich als Glied des Ganzen und soll nicht seine Einzelinteressen, sondern das Gesamtinteresse walten lassen. Darum unterscheidet sich dieser Volkswille auch sehr wesentlich von dem Willen der Stände im Mittelalter, wo jeder Stand als Stand in seinem eigenen Interesse, nicht als Organ des Gesamtstaates auftrat. Fragen wir nun Rousseau weiter, ob dieses Referendum einstimmig sein müsse, so verneint er es, wie bereits bemerkt: es genüge die Majorität. Der Beschluss der Majorität ist aber

nicht als Beschluss der Mehrheit aller Einzelnen aufzufassen, sondern als Beschluss des Staates, und wenn sich die Minderheit fügt, so füge sie sich nicht der Mehrheit, sondern sie füge sich dem staatlichen Spruch: der Einzelne müsse sich sagen, dass er sich geirrt habe, dass nunmehr der Majoritätsbeschluss, weil der vernünftige, auch der seinige sei. Was Rousseau in dieser Hinsicht im 2. Kapitel des IV. Buches ausspricht, ist allerdings nicht vollkommen klar; wir müssen seinen Gedanken in Hegel'scher Weise dahin präzisieren: hat das Volk durch die Mehrheit der Stimmen (als Organ des Staates) verfassungsmässig entschieden, dann ist diese Entscheidung als Entscheidung des Staates vernünftig, ebenso wie jede andere verfassungsmässige Entscheidung des Staates vernünftig ist, weil sie ein Glied ist in der Kette der menschlichen Kultur-entwicklung. — —

Mag nun auch diese ganze demokratisierende Tendenz Rousseaus eine aussergewöhnliche Einseitigkeit enthalten, so ist es eben die Einseitigkeit grosser Politiker. Rousseau betrachtet die Demokratie nicht als eine, sondern als die Staatsform, ebenso wie Hegel die konstitutionelle Monarchie; und dabei hat Rousseau noch die Entschuldigung für sich, dass er vom Individualismus ausgeht, der ihn zum Staatsvertrag führte und damit zur Idee der ständig weiter und weiter waltenden Wirksamkeit der Individuen, während ich fürchte, dass aus Hegels System nicht so viel zur Rechtfertigung der Hegelschen Einseitigkeit zu entnehmen ist.

Die grossartige Anschauung vom Staate mit seiner „volonté général“ zeigt sich bei Rousseau aber insbesondere in seinen Ideen zum Völkerrecht. Darin ist er der Meister aller. Er ist als Völkerrechtslehrer der Prophet der Gegenwart und Zukunft.

Welche Stellung er in der grossen Friedensbewegung einnimmt durch seine Schrift über die „Paix perpétuelle“ des Abbé de Saint-Pierre, muss ich anderwärts darlegen. Hier aber sollen seine Ausführungen über den Krieg und über das Okkupationsrecht dargestellt werden. Die ersteren finden sich im 4. Kapitel des ersten Buches seines *contrat social*. Er tadelt Hugo Grotius schwer, weil er die Sklaverei damit rechtfertigen wollte, dass der erobernde Staat das Recht habe, die Feinde zu töten, und im Vergleich dazu sei es doch nur milder, wenn er sie zu Sklaven mache. Hiergegen erhebt sich Rousseau mit der ganzen Wucht seines rhetorischen Pathos und schleudert dem grossen Völkerrechtslehrer die

Worte entgegen: Der Krieg ist nicht eine Beziehung von Mensch zu Mensch, sondern von Staat zu Staat, und die Untertanen des feindlichen Staates sind nicht Feinde, weder als Menschen, noch als Bürger; sie nehmen an der Feindseligkeit nur teil, insofern als sie Soldaten und damit Verteidiger (wir würden sagen: Organe) des Feindes sind. So spricht er denn die flammenden Worte aus: „*Chaque état ne peut avoir pour ennemis que d'autres états, et non pas des hommes, attendu qu'entre choses de diverses natures on ne peut fixer aucun vrai rapport.*“ Mit diesem Gedanken erhebt sich Rousseau auf die Höhe der modernsten Zivilisation. Der Krieg hat es mit dem Staat und nicht mit den Staatsangehörigen zu tun, und die Feindseligkeiten sind daher nur zu richten gegen den Staat und gegen diejenigen, welche den Staat im Kriege vertreten und repräsentieren. Dass dies meist Staatsangehörige sind, liegt in der Natur der Sache; aber es ist nicht rechtlich notwendig: der Staat kann ja auch durch Söldnerheere seine Kriege führen, und dass man eingeborene Landesverteidiger vorzieht, ist Sache der Politik, nicht des Rechts. Aber auch diesen Verteidigern des Staates darf nicht mehr Uebel zugefügt werden, als die Aufgabe des Krieges erheischt. Der Krieg gibt nur soviel Rechte, als zu seinem Zwecke nötig ist: „*La guerre ne donne aucun droit qui ne soit nécessaire à sa fin*“, und mit beissendem Spott fügt er gegenüber Grotius hinzu, dass diese Grundsätze allerdings nicht auf Poeten gegründet seien, sondern auf die Natur der Sache; er verhöhnt damit die Manier des Vaters des Völkerrechtes, seine Darstellung durch alle möglichen Zitate aus dem Altertum aufzuputzen. Daher soll auch den Kriegsgefangenen kein Uebel geschehen, sobald sie die Waffen niederlegen und aufhören, Organe des Feindes zu sein; sobald sie „*cessent d'être ennemis ou instruments de l'ennemi*“, sind sie einfach Menschen und man ist nicht berechtigt, etwas feindliches gegen sie vorzunehmen. Ja, Rousseau geht noch weiter: Im Kriege darf der Staat sich des Eigentums des feindlichen Staates bemächtigen, hat aber Person und Gut der Einzelnen in vollem Masse zu respektieren.

Damit sind die Grundlagen des modernen Kriegsrechts geschaffen: der Krieg ist ein Verhältnis von Staat zu Staat, und dieses Verhältnis muss sich in den Schranken des Rechts bewegen, welche Schranken durch das Ziel des Krieges

bestimmt werden. Und da sich der Krieg nur gegen den Staat wendet, so sollen Feindseligkeiten nur geschehen von Organen des einen Staates gegen Organe des anderen. Alles andere soll der Krieg unangetastet lassen, namentlich Leben und Güter der Angehörigen des feindlichen Staates. Nur eine moderne Fortbildung dieser Idee ist der weitere Grundsatz: wenn auf dem Wege der Requisition Gegenstände weggenommen werden müssen, oder wenn durch kriegerische Operationen Privateigentum zerstört wird, so trägt dieses ganze Tun den Charakter der Enteignung an sich, und der Privatmann muss dafür in vollem Masse entschädigt werden.

Leider hat Rousseau zwar auf dem Festlande, dagegen in England keine rechte Nachfolge gefunden, und dem ist es zuzuschreiben, dass gerade die englische Auffassung hier zurückblieb und man auf dem Standpunkt von Bynckershoek und Vattel blieb, wonach *incolae civitatis inimicae sunt nostri inimici*; wesshalb sich England neuerdings weigerte, die Entschliessung der zweiten Haager Konferenz anzuerkennen, wonach die gerichtliche Geltendmachung von Privatforderungen der Mitglieder des feindlichen Staates ungehemmt sein soll. Dem gleichen Umstand ist es zuzuschreiben, dass wir im Seekriege noch auf dem alten Standpunkte stehen, wonach Schiffe und Ladung der Angehörigen der feindlichen Macht weggenommen, werden dürfen.

Ueber die Staatsokkupation ferner handelt Rousseau im 9. Kapitel des ersten Buches. Hier tritt er der damals herrschenden Okkupationsweise entgegen, wo man einfach ein Kolonialgebiet ums andere als das seinige erklärte. Er sagt: „*Comment un homme ou un peuple peut-il s'emparer d'un territoire immense et en priver tout le genre humain autrement que par une usurpation punissable, puisqu'elle ôte au reste des hommes le séjour et les aliments que la nature leur donne en commun?*“ Im Gegensatz dazu verlangt er, dass die Okkupation nicht nur mit gewisser Diskretion geschehen müsse, sondern dass sie bestätigt und geheiligt werde durch Arbeit und Kultur, das einzige Zeichen des Eigentums, welches in Ermangelung eines andern Rechtstitels von andern respektiert werden müsse. Es ist der Satz des modernen Kolonialrechts: wer ein Gebiet okkupieren will, kann es nur okkupieren, indem er die Staatsaufgaben in diesem Gebiete übernimmt, und sich der Menschheit gegenüber verpflichtet, sie auszuführen. Wer eine staatliche

Herrschaft an sich zieht, übernimmt damit die staatlichen Pflichten; wer Kolonialland als das seinige erklärt, hat darüber zu walten mit den sittlichen Pflichten eines Herrschers.

Noch wäre weiter auszuführen, dass Rousseau auch im Bundesstaatsrecht nicht minder bahnbrechend ist. Er wird von selber zum Bundesstaat geführt; denn er will nur kleine Staaten und wird nicht müde, die Nachteile darzustellen, welche ein allzugrosses Staatsgebiet für die Regierung bildet, wie die Verwaltung dadurch kompliziert, kostspielig und langwierig wird, wie sich alles verzögert und wie sich in das Wirrsal der ineinander greifenden Räder alle mögliche Unordnung einschleicht. Darum lobt er die Zustände eines Volkes, dessen Versammlung, unter der Eiche sitzend, seine Gesetze gibt und in väterlichem Kreise waltet: kleine Gemeinwesen wie sein Staat Genf sind ihm das Ideal. Wohl weiss er die Gefahren zu würdigen, welche den kleinen Staaten drohen, aber darum sollen sie sich zusammenschliessen zu einem Bund, in welchem sie für alle diejenigen Interessen aufgehen, die den Schutz gegen aussen bedeuten; das ist wenigstens angedeutet am Schluss des 15. Kapitels des dritten Buches. Ausgeführt hat er es wohl in einem spätern Manuskript, das leider durch die Torheit und den Unverstand Anderer für immer untergegangen ist. Doch in seinen „*Considérations*“ über die Regierung von Polen, finden wir am Schlusse des 5. Kapitels folgende Stelle, in welcher er klar die Aufgabe eines Bundesstaates mit einer gemeinschaftlichen Gesetzgebung und mit der Unterordnung der Einzelstaaten unter das Ganze zur Darstellung bringt:

„Que la séparation des deux Polognes soit aussi marquée que celle de la Lithuanie: ayez trois états réunies en un. Je voudrais, s'il était possible, que vous en eussiez autant que de palatinats. Formez dans chacun autant d'administrations particulières. Perfectionnez la forme des diétines, étendez leur autorité dans leurs palatinats respectifs; mais marquez-en soigneusement les bornes, et faites que rien ne puisse rompre entre elles le lien de la commune législation, et de la subordination au corps de la république. En un mot, appliquez-vous à étendre et perfectionner le système des gouvernements fédératifs, le seul qui réunisse

les avantages des grands et des petits états, et par là le seul qui puisse vous convenir. Si vous négligez ce conseil, je doute que jamais vous puissiez faire un bon ouvrage.“

Eine weitere Erwähnung findet sich im Emil Buch 5 (Edit. Musset p. 445).

Auch den sonstigen rechtsphilosophischen Fragen hat Rousseau wunderbare Stellen gewidmet, vor allem in seiner Schilderung des Gesetzgebers und seiner ungeheuren Macht: wie er, fast ein Gott unter den Menschen, die ganzen Kultureinrichtungen ändert und die physische Natur des Menschen in eine vergeistigte umwandelt und höhern Zwecken dienstbar macht. Jedem Gesetzgeber sei die Lektüre des 7. Kapitels des 2. Buches seines *Contrat social* dringend empfohlen: auch hier ist er, wie in so vielem, ein Prophet gewesen. Es ist, wie wenn künftige Ereignisse träumend vor seinem Geiste gespielt hätten und wie wenn seine Irrtümer nur darauf beruhten, dass er als Seher seine Visionen falsch auffasste. Es gibt nichts ergreifenderes, als wenn er am Schluss des 10. Kapitels des II. Buches über Korsika sagt: „J'ai quelque pressentiment qu'un jour cette petite île étonnera l'Europe.“ Das ist allerdings geschehen, nur in ganz anderer Art als es Rousseau glaubte.

Ueber einige Grundgedanken der Politik Rousseau's.

Von

Giorgio Del Vecchio,

o. Prof. der Rechtsphilosophie an der Universität Bologna.

Seit Rousseaus Geburt sind zweihundert Jahre verflossen. Gleichwohl ist er unserm Geiste noch lebendig gegenwärtig, sei es als Gegenstand der Bewunderung oder des Tadels, glühender Begeisterung oder unversöhnlicher Abneigung, wie kein zweiter Schriftsteller seiner Zeit und ganz wenige unserer Tage. Durch die unvergleichliche Tiefe seines Gefühls, durch das weite Ausgreifen und die Wucht seines Denkens, durch die Glut und den Glanz seiner Sprache, kurz, durch die Universalität seines Wesens, in welchem das gesamte Menschen-

tum sich widerspiegelt und zu lebhaftem Ausdruck kommt, ist er in Wahrheit der ewige Zeitgenosse. Immer noch entbrennen von neuem die Streitigkeiten und Leidenschaften, welche seine Lehren vor anderthalb Jahrhunderten hervorriefen; auch hat die umfangreiche, intensive Arbeit der Kritik, die ununterbrochen seit jener Zeit geleistet worden ist, bis jetzt zu einer übereinstimmenden Interpretation der Lehren selbst nicht geführt, in der die verschiedenen Ansichten wenigstens eindeutig zusammenstossen könnten. Die Widersprüche, die Rousseau vorgehalten werden, sind zu einem grossen Teil nur scheinbare, das heisst sie sind das Ergebnis einer einseitigen Betrachtung seiner Gedanken; insoweit aber jene Widersprüche oder Antinomien wirkliche sind, fallen sie nicht ihm zur Last, sondern sind von Natur dem Menschengenoste eigen und tauchen daher immer aufs neue auf, gleichsam als die Grenzpunkte der ewig währenden Krisis, in der das Leben besteht.

Unter allen Teilen des gewaltigen Lebenswerkes Rousseaus ist auch heute noch die Staatsphilosophie der am meisten umstrittene; vor allem, weil es bei ihr weniger leicht ist, die wesentlichen Bestandteile von den nebensächlichen zu sondern, die wirklich originalen und Rousseau kennzeichnenden Ideen von denen, die durch das Mittel der eingebürgerten, doktrinären Formeln auf dem Wege der Tradition zu ihm gelangt waren und von ihm beibehalten wurden, auch wenn er ihnen einen andern Sinn beilegte. „Worte wie *Contrat social*, *souveraineté du peuple* u. a. m.,“ so bemerkt richtig Jansen, einer der tüchtigsten Rousseauforscher, „werden für ihn nur Gefässe eines ganz neuen Inhalts“¹⁾. Dazu kommt, dass auf diesem Gebiete, heute wie zu allen Zeiten, die Parteileidenschaften sich der objektiven Forschung, ja sogar dem blossen Verständnis der Ansicht eines andern hemmend entgegenstellen. So erkennen die einen in Rousseau den Wortführer des allmächtigen Staatswillens, den Theoretiker des Absolutismus, der dem Dogma von der Volkssouveränität jede Spur individueller Freiheit geopfert habe; der, wenn er es auch nicht deutlich ausgesprochen habe, bis zur Verneinung des Privateigentumes gehe. Andere sehen in ihm den Vater der konstitutionellen Demokratie und des modernen Liberalismus, den Verfechter der Fundamentalrechte des Bürgers, den Individualisten par

¹⁾ J a n s e n, Zur Litteratur über Rousseau's Politik (in Preussische Jahrbücher, Bd. XLIX, Heft 4), S. 429.

excellence, der unter Zerstörung jeder Autorität dem Staate die atomistische Grundlage des schwankenden Willens der Einzelnen gegeben habe. Gemäss der einen oder der andern Auffassung seiner Geistesart (die beide nur zu oft auf oberflächlicher Erkenntnis beruhen) sehen wir Rousseau bald gepriesen und verherrlicht, bald bekämpft und sogar geschmäht. Und dies geschieht mit einer Leidenschaftlichkeit, die in der Geschichte der politischen Philosophie beispieillos ist; denn Aristoteles, Grotius, Hobbes, Spinoza, Locke, Montesquieu werden zwar auch studiert und diskutiert, Rousseau allein wird geliebt oder gehasst.

Was Rousseau von allen anderen Staatslehrern unterscheidet, liegt im wesentlichen darin, dass er aus sich selbst, einzig und allein auf die Stimme seines Gewissens hörend, das grundlegende Gesetz des sozialen und politischen Zusammenlebens schöpft. Auch auf diesem Gebiete, das, wie es scheinen möchte, nur an der Hand der geschichtlichen Erfahrung oder doch immerhin mit einer gewissen Rücksichtnahme auf diese Erfahrung bearbeitet werden kann, befolgt er eine introspektive Methode, wobei er sich unter Anwendung auf ein neues Feld gewissermassen die Ermahnung des heiligen Augustinus (*De vera relig.*, C. 39) zu eigen macht: „Noli foras ire, in te ipsum redi, in interiore homine habitat veritas.“ Er sieht ab von dem empirisch Gegebenen, das heisst von der Form, in welcher Gesellschaft und Staat in Wirklichkeit aufgebaut erscheinen, und hört, um ihr Grundgesetz zu entdecken, nur auf das, was ein tiefes Gefühl in seinem Innern ihm eingibt. Die „Rückkehr zur Natur,“ die er in allen seinen Werken herbeisehnt und verfißt, ist keineswegs, wie oft angenommen wird, eine Rückkehr zum Zustand der Wildheit²⁾, und ebensowenig irgend ein anderer äusserlicher Uebergang, sondern sie ist ein Akt des Geistes, eine Rückkehr des Menschen zur Selbstbesinnung, um das ewige, unwandelbare Gesetz seines Wesens wiederzufinden³⁾. Worauf Rousseau — in der Staatsphilosophie wie auf jedem

²⁾ Rousseau selbst lehnt dies ganz offen ab. Vgl. z. B. die von Spitzner, *Natur und Naturgemässheit* bei J.-J. Rousseau (Leipzig, 1892), S. 18, Anm. 4, angeführte Stelle.

³⁾ „D’où le peintre et l’apologiste de la nature, aujourd’hui si défigurée et si calomniée, peut-il avoir tiré son modèle, si ce n’est de son propre cœur? Il l’a décrite comme il se sentoit lui-même. Les préjugés dont il n’étoit pas subjugué, les passions factices dont il n’étoit pas la proie, n’offusquoient point à ses yeux, comme à ceux des autres, ces premiers traits si généralement oubliés ou méconnus. Ces traits si nouveaux pour nous et si vrais, une fois.

andern Gebiete, z. B. dem der Pädagogik — vor allem ausgeht, ist eben diesem Gesetz neue Geltung zu verschaffen, das, wenn auch gleichsam durch zahllose Krusten und Ablagerungen verhüllt und entstellt, noch immer in der Tiefe unseres Bewusstseins lebt. Er will also die Geschichte zur Natur zurückführen, die Taten des Menschen in Einklang bringen mit den ihm angeborenen Grundgesetzen; er will, mit andern Worten, den Zwiespalt beseitigen zwischen dem Sein und dem Seinsollenden.

Bei der kritischen Bestimmung dieses Zwiespaltes und der Art seiner Beseitigung hielt sich übrigens Rousseau an die phantastischen oder metaphorischen Erzählungsschemata, welche die früheren Naturrechtslehrer in Gebrauch gebracht hatten. Die gesamte frühere politische Spekulation hatte sich auf jenen doppelsinnigen Begriff des „Natürlichen“ gegründet, unter welchem sowohl das Ursprüngliche wie auch das Mustergiltige verstanden wurde. Was auf der einen Seite als in einer Urzeit dagewesen, erschien oder angenommen wurde, ward auf der andern Seite als ein Gesetz und Muster für alle Zeiten hingestellt. Umgekehrt glaubte man, in der nämlichen geistigen Täuschung befangen, eine Norm oder ein Prinzip des Seinsollenden nicht behaupten zu können, ohne zugleich anzunehmen, dass diese Norm in einer fernen Urzeit bereits verwirklicht war. Diese schwache Ideologie schwankte also unkritischerweise zwischen dem sinnlich Wahrnehmbaren und der intelligibelen Wahrheit, zwischen dem empirisch Gegebenen und dem Ideal der Vernunft; unfähig, zwischen diesen Begriffen eine scharfe Sonderung vorzunehmen und eine rein transzendente Beziehung herzustellen, erschöpfte sie sich im Aufsuchen eines hypothetischen Zusammenfalles, eines mittleren Begriffes, der in sich das Eigentümliche des einen mit dem des andern verbände. Dass man diesen Begriff angeblich in den Uranfängen der geschichtlichen Entwicklung suchte und dorthin verlegte, ist nicht zu verwundern: denn gerade die Verlegung der Tatsache in eine äusserste Ent-

tracés, trouvoient bien encore au fond des cœurs l'attestation de leur justesse; mais jamais ils ne s'y seroient remontrés d'eux-mêmes, si l'historien de la nature n'eût commencé par ôter la rouille qui les cachait. Une vie retirée et solitaire, un goût vif de rêverie et de contemplation, l'habitude de rentrer en soi, et d'y rechercher dans le calme des passions ces premiers traits disparus chez la multitude, pouvoient seuls les lui faire retrouver“. Rousseau, Rousseau juge de Jean-Jacques, 3^e Dialogue (Oeuvres, éd. Lefèvre, Paris, 1839, T. V, S. 852).

fernung ist das Anzeichen und gewissermassen das Symbol der Anstrengung, die man machte, um ihre Umwandlung und Erhebung zu einem Prinzip, das heisst zu einer über der Tatsache stehenden Wahrheit, zu erreichen.^{3a)}

Mit dieser pseudohistorischen Mythologie der idealen Vergangenheit ist das Gedankengebäude Rousseaus zweifellos verknüpft. Für den, der seinen äusseren Aufbau und gewisse vorkommende Redewendungen ins Auge fasst, fügt es sich genau in die Schule des *jus naturae* ein.⁴⁾ Doch die Verwandtschaft liegt weit mehr im äusseren Anschein als im Wesen der Sache begründet. Es wäre Rousseau umso schwerer geworden, sich der Einwirkung jener damals überaus lebendigen Ueberlieferung gänzlich zu entziehen, als sein eigenes Temperament ihn trieb, bei der Darlegung seiner Ideen eine Art plastischer und fast dramatischer Darstellung zu bevorzugen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn er jener Tendenz nachgab, welche ganz allgemein oft dazu verleitet, auch aus sprachlicher Bequemlichkeit, einen logischen Prozess in dem Bilde eines wirklichen Geschehens darzustellen, unter Annahme einer Reihe aufeinander folgender Wirklichkeiten, da wo es sich doch nur um eine Ordnung im Denken, um eine innere Beziehung der Begriffe handelt. Vielmehr ist die Klarheit zu bewundern, mit der er gelegentlich vor Missverständnissen dieser Art warnte, von denen er richtig voraussah, dass sie bei der Interpretation seiner Gedanken auftauchen könnten, was ja wirklich geschehen ist: „Il ne faut pas prendre les recherches dans lesquelles on peut entrer sur ce sujet pour des vérités historiques, mais seulement pour des raisonnements

^{3a)} Zu diesen und den folgenden Ausführungen sind des Verfassers Schriften „Il concetto della naturae il principio del diritto“ (Torino, 1908) und „Sulla teoria del contratto sociale“ (Bologna, 1906) zu vergleichen.

⁴⁾ Hier ist der Hinweis darauf angebracht, dass Rousseau sicherlich die philosophisch-politische Litteratur seiner und der früheren Zeit gekannt hat, wenn er auch stets jeden gelehrten Apparat vermieden und gleichsam das Verfahren eines „Dilettanten“ befolgt hat. Bodin, Althusius, Grotius, Hobbes, Filmer, Spinoza, Pufendorf, Sidney, Locke, Montesquieu und Burlamaqui waren ihm vertraut; ihre Namen kommen sämtlich in seinen Werken vor, dazu mehrere Beurteilungen ihrer Lehren (siehe z. B. *Lettres écrites de la montagne*, P. I, Lettre VI, am Schluss; vgl., über Rousseaus Kenntnis der angeführten Autoren, Jansen, a. a. O., S. 428 und f.; Liepmann, *Die Rechtsphilosophie des J.-J. Rousseau*, Berlin, 1898, S. 17—18; Gierke, *J. Althusius und die Entwicklung der naturrechtlichen Staatstheorien*, 2. Ausg., Breslau, 1902, S. 332; *Annales de la Société J.-J. Rousseau*, T. VI, Genève, 1910, S. 353—355).

hypothétiques et conditionnels, plus propres à éclaircir la nature des choses qu'à en montrer la véritable origine.“⁵⁾

Die mythische Schilderung eines Urzustandes der Freiheit und Gleichheit dient Rousseau nur als Mittel, um die absolute Gültigkeit dieser Grundsätze zu behaupten, die ihm, wie bereits gesagt, ausserhalb jeder Beobachtung und historischen Kenntniss von der kategorischen Stimme des Gewissens eingegeben wurden. „Conscience! conscience! instinct divin, immortelle et céleste voix; guide assuré d'un être ignorant et borné, mais intelligent et libre; juge infailible du bien et du mal, qui rends l'homme semblable à Dieu! c'est toi qui fais l'excellence de sa nature et la moralité de ses actions...“⁶⁾ In dieser, von reiner ethischer Begeisterung getragenen Anrufung, die das Vorspiel zu jener strengeren, aber nicht unähnlichen Kants bildet: „Pflicht! Du erhabener grosser Name...“⁷⁾ liegt das Leitmotiv und der belebende Geist des gesamten philosophischen Systems Rousseaus eingeschlossen.

In dem *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes* will er den Gegensatz zwischen der natürlichen Freiheit des Menschen und seiner gegenwärtigen Knechtschaft in der bürgerlichen Gesellschaft erklären. In der Form einer hypothetischen Geschichte erzählt er dort den Uebergang aus dem einen in den andern Zustand, um, in der Hauptsache, darzutun, dass das bestehende Regime von sowohl politischen wie wirtschaftlichen Ungleichheiten und Vorrechten keineswegs in der Natur des Menschen selbst begründet ist; dass es vielmehr im Hinblick auf diese eine Verirrung darstellt, das heisst etwas

⁵⁾ *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes* (zit. Ausg., T. IV, S. 131). So sagt er von dem Naturzustand, er sei „un état qui n'existe plus, qui n'a peut-être point existé, qui probablement n'existera jamais, et dont il est pourtant nécessaire d'avoir des notions justes, pour bien juger de notre état présent“ (ib., Préface, S. 125). — Es ist übrigens nur billig, daran zu erinnern, dass auch einige der Naturrechtslehrer, die Rousseau vorangegangen sind, zum Teil sich des rein abstrakten oder geradezu erdichteten Charakters ihres Verfahrens bewusst waren. Pufendorf, z. B., indem er ebenfalls über den Naturzustand handelt, erklärt seine Methode folgendermassen: „Omnes societates velut transcendere, et mente concipere conditionem atque statum hominum, qualis ille extra societatem, et ab omnibus artibus et institutis humanis vacuus, intelligi potest“ (De statu hominum naturali, in *Dissertationes acad. select.*, ed. 1675, § 1, S. 583; vgl. § 2).

⁶⁾ *Émile*, Profession de foi du vicaire savoyard (zit. Ausg., T. III, S. 342).

⁷⁾ Kritik der praktischen Vernunft, I. Th. I. B., III. Hauptst.

Willkürliches und in sich Ungerechtes.⁸⁾ Der Discours hat deshalb einen wesentlich kritischen und verneinenden Inhalt: er ist nichts anderes als eine Verdammung des tatsächlichen Zustandes, eine Anklage gegen den Widerstreit zwischen dem Naturrecht und dem positiven Recht. Diesem Zerstörungswerk musste jedoch ein aufbauendes folgen, dem Nachweis der bestehenden Ungerechtigkeit das Muster einer idealen Gerechtigkeit. Dies ist nun die Absicht des *Contrat social*. Die Eingangsworte des ersten Kapitels in diesem Werke: „L'homme est né libre, et partout il est dans les fers“ fassen den Discours kurz und treffend zusammen. All die Vermutungen, mit Hilfe deren Rousseau in diesem Werke die Schicksale der beklagten Verirrung darzustellen gesucht hatte, werden nunmehr völlig beiseite gelassen. „Comment ce changement s'est-il fait? Je l'ignore.“ Jetzt handelt es sich darum, die Lösung des praktischen Problems zu finden, das sich aus jener Diagnose ergibt. Wie lässt sich die eingetretene Veränderung wieder gut machen und rechtfertigen? „Qu'est-ce qui peut le rendre légitime? Je crois pouvoir résoudre cette question.“ Man beachte, dass Rousseau hier stillschweigend als gegeben annimmt, was er an anderer Stelle auch ausdrücklich ausgesprochen hat, nämlich die Unmöglichkeit einer tatsächlichen Rückkehr zum Naturzustand, zu jenem hypothetischen Zustande ursprünglicher Unabhängigkeit, der jedem politischen Zusammenschluss vorausgegangen wäre. Diesem Naturzustand hatte er übrigens einen vorzüglich idealen und regulativen Wert beigemessen; derart, dass er das wirkliche Vorhandengewesensein dieses Zustandes in Zweifel zog („qui n'a peut-être point existé“, *Disc.*, I. cit.). Fest steht auf jeden Fall, dass jetzt ein einfaches Rückschreiten zu jenem Zustande ausgeschlossen ist. Ebensowenig lassen sich die in unserm Wesen eingetretenen Differenzierungen

⁸⁾ „L'homme originel s'évanouissant par degrés, la société n'offre plus aux yeux du sage qu'un assemblage d'hommes artificiels et de passions factices qui sont l'ouvrage de toutes ces nouvelles relations, et n'ont aucun vrai fondement dans la nature“. — „L'inégalité morale, autorisée par le seul droit positif, est contraire au droit naturel toutes les fois qu'elle ne concourt pas en même proportion avec l'inégalité physique; distinction qui détermine suffisamment ce qu'on doit penser à cet égard de la sorte d'inégalité qui règne parmi tous les peuples policés, puisqu'il est manifestement contre la loi de la nature, de quelque manière qu'on la définisse, qu'un enfant commande à un vieillard, qu'un imbécile conduise un homme sage, et qu'une poignée de gens regorge de superfluités, tandis que la multitude affamée manque du nécessaire“. Im zit. Discours (S. 186—188).

und Komplikationen, für welche die Künste, Gesetze und Regierungen notwendig wurden, aus der Welt schaffen. Man kann eben nicht zur Jugend wieder zurückkehren, nach dem man ein höheres Alter erreicht hat.⁹⁾

Wenn also das soziale und staatliche Zusammenleben als ein unabänderliches und unzerstörbares Faktum hingenommen werden muss, so lässt sich das Problem, wie es Rousseaus Philosophie fordert, nur noch folgendermassen aufwerfen: Es ist eine Form der Gesellschaft anzugeben, die trotz des künstlichen Zusammenschlusses der Menschen dennoch in den Grundgesetzen der natürlichen Ordnung selbst wurzelt. Der Staat ist so zu begründen, dass in seinem Schoosse die dem Einzelnen ursprünglich eigenen Rechte unangetastet bleiben. Kurz, es soll jenen Freiheits- und Gleichheitsrechten, die wesentlich älter sind als Gesellschaft und Staat, weil sie unmittelbar in der Natur begründet sind, eine gesellschaftliche Einrichtung und politische Sanktion gegeben werden. Dies ist genau der Sinn der Formel Rousseaus.¹⁰⁾ Die Freiheit, die in dem vorausgesetzten Naturzustande vornehmlich einen negativen Wert hat, indem sie der Hauptsache nach in dem Fehlen von Wechselbeziehungen zwischen den Handlungen der Einzelnen besteht, soll mit positivem Werte im Gesellschaftszustande als oberster Grundsatz derselben Wechselbeziehungen angenommen werden. So wird dann durch Staatskunst auf indirektem Wege etwas erzielt werden, was noch besser ist als eine Rückkehr von dem Zustande sozialer Abhängigkeit zu demjenigen ursprünglicher Unabhängigkeit, nämlich die wirkliche Aussöhnung zwischen diesen gegensätzlichen Begriffen, ihre höhere Synthese.

Die Schwierigkeit des Problems liegt gerade in der Ueberwindung der augenscheinlichen *contradictio in adjecto*, die in dem Begriff der absoluten Freiheit innerhalb der Schranken des Staates eingeschlossen ist. Der ideale Berührungspunkt zwischen diesen beiden antithetischen Begriffen, die Vereinigung der wesentlichen Grundrechte des Einzelnen mit den objektiven Erfordernissen eines staatlichen Gemeinschafts-

⁹⁾ „La société est naturelle à l'espèce humaine comme la décrépitude à l'individu“. Lettre de J.-J. Rousseau à M. Philopolis (in Oeuvres, zit. Ausg., T. IV, S. 215).

¹⁰⁾ „Trouver une forme d'association qui défende et protège de toute la force commune la personne et les biens de chaque associé, et par laquelle chacun, s'unissant à tous, n'obéisse pourtant qu'à lui-même, et reste aussi libre qu'auparavant“. Contrat social, I, 6.

lebens, ist nach Rousseau die Idee des Gesellschaftsvertrages. Insofern jedoch der Vertrag als Grundlage der Rechtsordnung und des Staates aufgefasst wird, darf er nicht wie einer jener Verträge angesehen werden, die nach dem ausdrücklich kundgetanen Willen der Parteien gemäss einem bestimmten positiven Rechtssystem abgeschlossen werden, nachdem der Staat sich bereits gebildet hat. Wäre der Gesellschaftsvertrag nichts weiter als ein Fall einer besonderen zivilistischen Kategorie, dann könnte er nicht als Grundlage der allgemeinen Verbindlichkeit des Rechtes gelten. Er würde seinerseits vielmehr eine solche Grundlage voraussetzen, nämlich gerade jene rationelle und allumfassende Begründung, die er selbst liefern soll.

Dieser logischen Forderung des Systems, nach welcher das Wesen des Gesellschaftsvertrages durchaus *sui generis* sein muss, war Rousseau sich vollkommen bewusst, im Gegensatz zu Grotius, z. B., und zu vielen anderen seiner Vorgänger in den Vertragstheorien.¹¹⁾ Er befreite daher den Begriff des Gesellschaftsvertrages von all dem Empirischen und Konkreten, das diesem Begriff in den Systemen der früheren Staatsrechtslehrer noch anhing, und machte ihn zu einer Art Postulat der praktischen Vernunft. Der Gesellschaftsvertrag ist für Rousseau einfach die Idee, nach welcher die soziale Anordnung und Zusammenfügung der natürlichen Rechte der Einzelnen geschehen soll. Die menschliche Gesellschaft umfasst die Menschen in ihrer wahren Natur nicht und ist mithin keine wahre menschliche Gesellschaft, wenn sie in ihrem Aufbau jener vernunftgemäss bestimmten Form nicht entspricht. Das empirische Moment der Zustimmung, das bei den eigentlichen Verträgen von entscheidender Bedeutung ist, tritt hier deshalb gänzlich in die zweite Linie. Der Gesellschaftsvertrag gründet sich auf eine Notwendigkeit, die über der Willkür des Einzelnen steht. Er besteht nicht in einer tatsächlichen Willenserklärung, sondern entspringt unmittelbar dem Grundgesetz des menschlichen Wesens. Mit einem Wort, der Gesellschaftsvertrag bezieht sich nicht auf den empirischen Willen und auf

¹¹⁾ Rousseau konnte darum vor Abfassung des *Contrat social* nicht ganz mit Unrecht behaupten: „Les recherches sur la nature du pacte fondamental de tout gouvernement . . . sont encore à faire“ (Im zit. Discours, S. 179). — Er hielt immer fest an der Auffassung, dass „le pacte social est d'une nature particulière et propre à lui seul“ (Émile, L. V, S. 565); und dass „les clauses de ce contrat sont tellement déterminées par la nature de l'acte, que la moindre modification les rendroit vaines et de nul effet“ (Contrat soc., I, 6).

das empirische Bewusstsein, sondern auf den transcendentalen Willen und auf das transcendente Bewusstsein. Sein Inhalt kann also a priori, in allgemeingültiger Weise, bestimmt werden.

Rousseau beruft sich freilich gelegentlich¹²⁾ auf eine stillschweigende Anerkennung der Klauseln des Vertrages seitens des Gesamtgewissens. Diese tatsächliche Zustimmung stellt aber darum nicht die Grundlage der Gültigkeit des Vertrages selbst dar. Die Zustimmung der dem Vertrage Unterworfenen ist ein Consecutivum, ein verhältnismässig nebensächliches Moment, der Wahrheit gegenüber, der zugestimmt wird; diese, gegründet auf ein inneres Erfordernis der menschlichen Natur, geht dem Anerkanntwerden voraus und ist ihm übergeordnet. Sie hängt auch in keiner Weise von der Tatsache ab, dass die menschlichen Einrichtungen in der Wirklichkeit sich ihr anpassen. In ähnlicher Weise (um die Sache durch einen Vergleich, der hier nicht unangebracht ist, zu erläutern) wird in dem System Kants der kategorische Imperativ zwar bezeichnet als eine Stimme, die sich wirklich im Gewissen meldet, aber seine objektive und allgemeine Gültigkeit ist durchaus nicht an diese psychologische Tatsache gebunden. Diese stellt sich eher als eine Art der Offenbarung jener Gültigkeit dar. Der Imperativ würde auch als absolutes Prinzip gelten (Kant erklärt das ganz ausdrücklich), selbst wenn niemand sich jemals in seinem Handeln nach ihm gerichtet hätte. Ebenso hat der Grundsatz des Vertrages für Rousseau eine wesentlich regulative oder deontologische Bedeutung: Er ist das allgemeingültige Vorbild der Staatsverfassung, das die Vernunft als dem Urwesen des Menschen entsprechend enthüllt, und das darum als Kriterium zur Bewertung der bestehenden Verfassungen dient. Die positiven Rechtssätze stehen zu den in ihm festgelegten Maximen in dem gleichen Verhältnis wie die abzumessenden Gegenstände zur Masseinheit.

Die Uebertragung der Rechte der Einzelnen behufs Bildung einer öffentlichen Person, welche diese Rechte sogleich wieder zurückgibt, (hierin besteht bekanntlich der Gesellschaftsvertrag),¹³⁾ ist ein rein begrifflicher Akt, ein dialektischer

¹²⁾ Z. B. *Contrat soc.*, I, 6: „Les clauses de ce contrat . . . sont partout les mêmes, partout tacitement admises et reconnues“.

¹³⁾ „Chacun de nous met en commun sa personne et toute sa puissance sous la suprême direction de la volonté générale; et nous recevons encore chaque membre comme partie indivisible du tout“. *Contr. soc.*, I, 6.

Prozess, dem keine Reihe von Handlungen in der Zeit entspricht. Wenn die Uebertragung wirklich den Bestand eines empirischen Aktes hätte, so müsste der Einzelne in einem gewissen Augenblick aller Rechte entkleidet sein: in der politischen Person fände sich dann die Summe der Rechte aller vereinigt, und von jener hinge dann ihre Verteilung in gleichviel welcher Form und welchem Masse ab. Derartig ist die Vorstellung Hobbes'. Für Rousseau indes steht die Sache ganz anders. „L'aliénation totale de chaque associé avec tous ses droits à toute la communauté“¹⁴⁾ ist, nach Rousseaus Auffassung, nur eine methodologische Fiktion, eine konstruktive Richtschnur¹⁵⁾, die notwendig ist, um darzulegen, wie die Rechte des Einzelnen, obwohl sie von seiner Natur unzertrennlich sind, ihm seitens des Staates formell zuerkannt werden müssen, sobald und insoweit er einen Teil von diesem bildet. Die grundsätzliche Bedeutung der Anteilnahme des einzelnen am Staate besteht gerade in dieser Art Novation, durch welche die natürlichen Rechte unter völliger Beibehaltung ihres Wesens, in bürgerliche umgewandelt werden. Und der Gesellschaftsvertrag ist nichts weiter als die kategorische Formel dieser vorgestellten Umwandlung.

Allein damit a priori ausgeschlossen sei, dass irgend einer der Gesellschafter auch nur zu einem Teil seiner ursprünglichen Rechte beraubt werden könne, ist die Annahme nötig, dass allesamt in gleicher Weise darauf zu Gunsten der Gemeinschaft Verzicht geleistet haben. In der Tat, hätte irgend jemand einen Teil jener Rechte für sich zurückbehalten,

¹⁴⁾ Contr. soc., I, 6.

¹⁵⁾ „Renoncer à sa liberté, c'est renoncer à sa qualité d'homme, aux droits de l'humanité, même à ses devoirs . . . Une telle renonciation est incompatible avec la nature de l'homme“. Contr. soc., I, 4. — „Il est si faux que dans le contrat social il y ait de la part des particuliers aucune renonciation véritable, que leur situation, par l'effet de ce contrat, se trouve réellement préférable à ce qu'elle étoit auparavant, et qu'au lieu d'une aliénation, ils n'ont fait qu'un échange avantageux d'une manière d'être incertaine et précaire contre une autre meilleure et plus sûre, de l'indépendance naturelle contre la liberté“, etc. Contr. soc., II, 4. — In demselben Sinne vgl. Kant: „Man kann nicht sagen: der Staat, der Mensch im Staate habe einen Theil seiner angeborenen äusseren Freiheit einem Zwecke aufgeopfert, sondern er hat die wilde gesetzlose Freiheit gänzlich verlassen, um seine Freiheit überhaupt in einer gesetzlichen Abhängigkeit, d. i. in einem rechtlichen Zustande unvermindert wieder zu finden; weil diese Abhängigkeit aus seinem eigenen gesetzgebenden Willen entspringt“ (Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, § 47).

das heisst, hätte er sich dem staatlichen Körper nicht völlig unterworfen, so nähme er gegenüber den anderen Gesellschaftsgliedern eine bevorzugte Stellung ein, welche den Grundsatz der gleichen Freiheit, auf dem die politische Ordnung allein beruht, vernichten würde. Aus diesem Grunde also ist jene scheinbare Veräusserung der Rechte aller notwendig, die der Formel Rousseaus den Anschein des Paradoxen verleiht: nur, damit jeder der vollständigen Rückgabe aller Rechte versichert sei.

Gesetzt, dass die Unterwerfung eines Einzelnen unter den sozialen Körper die gleiche Unterwerfung aller zur Bedingung hat¹⁶⁾, so bleibt die Freiheit eines jeden in Wirklichkeit unversehrt bewahrt; denn die Bürger sind Untertanen nur den Gesetzen gegenüber, und diese sind die Aufzeichnungen ihres eigenen Willens¹⁷⁾. Die Souveränität der staatlichen Gemeinschaft ruht in eben denjenigen, hinsichtlich deren sie ausgeübt wird. Ein Herrschaft ist daher im Staate nur möglich als eine in universelle Form gebrachte Aeusserung der Freiheit derjenigen, die ihm unterstehen sollen. Wenn ein einziger der Gesellschafter nicht berufen wäre, daran teilzunehmen, so wäre der Akt selbst nichtig, da er nicht mehr der Ausdruck des Gesamtwillens, das heisst des Souveräns, wäre.¹⁸⁾

So bleibt die Freiheit mit Notwendigkeit ein absolutes Prinzip, das sogar der Pflicht zum Gehorsam vorangestellt wird.¹⁹⁾ Nach dem Gesellschaftsvertrag ist der Staat in der Weise bestimmt, dass er nur fungiert und sich in seiner Eigenschaft als solcher behauptet, wenn alle Bürger als gleichmässig frei anerkannt werden. Von dem Augenblick an, wo der Gesellschaftsvertrag verletzt wird, das heisst, wenn auch nur ein einziges Individuum nicht als der Souveränität teilhaftig anerkannt wird, ist die Autorität des Staates zerstört und die vorausgesetzte Veräusserung der natürlichen

¹⁶⁾ „Les engagements qui nous lient au corps social ne sont obligatoires que parce qu'ils sont mutuels“. Contr. soc., II, 4.

¹⁷⁾ „Elles [les lois] ne sont que des registres de nos volontés“. Contr. soc., II, 6. — Vgl. Émile, L. V, S. 565: „Chaque homme, obéissant au souverain, n'obéit qu'à lui-même“.

¹⁸⁾ „Pour qu'une volonté soit générale, il n'est pas toujours nécessaire qu'elle soit unanime, mais il est nécessaire que toutes les voix soient comptées: toute exclusion formelle rompt la généralité“. Contr. soc., II, 2, Anm.

¹⁹⁾ Nach der Lehre Rousseaus, die später von Kant wiederaufgenommen und weiter entwickelt wurde, „l'obéissance à la loi qu'on s'est prescrite est liberté“ (Contr. soc., I, 8).

Rechte fällt in nichts zusammen. Rousseau erklärt ausdrücklich, dass „chacun rentre alors dans ses premiers droits, et reprenne sa liberté naturelle, en perdant la liberté conventionnelle pour laquelle il y renonça“²⁰⁾.

In dieser Folgerung leuchtet der ganze Geist der bis hierher untersuchten Lehre auf. Der Gesellschaftsvertrag ist die Formel, nach welcher jedem Einzelnen vergönnt ist, im als Staate absolut frei zu gelten: die objektive Bürgschaft einer solchen Freiheit liegt in der Verfassung des Staates selbst, insofern er nach der Idee des Vertrages gefasst wird. Sobald der Staat sich von dieser Idee entfernt, das heisst, sobald er nicht mehr der Ausdruck der gleichen Freiheit aller seiner Mitglieder ist, hört er auf ein Staat zu sein, und die von allen Fesseln des Gehorsams gelösten Einzelnen gewinnen ihre natürliche Freiheit in vollem Umfange zurück. Die Rechte des Bürgers sind also in einem solchen System nicht die Wirkung einer widerruflichen und zufälligen Spende von seiten der Staatsautorität, sondern das Fundament und die treibende Kraft eben dieser Autorität. Das Recht auf gleiche Freiheit für alle ist weit mehr als ein Gesetz, die stillschweigende Voraussetzung eines jeden Gesetzes, die Vorbedingung des legitimen Staates überhaupt.

Rousseau konnte sagen, dass „il est contre la nature du corps politique que le souverain s'impose une loi qu'il ne puisse enfreindre“²¹⁾, eben darum, weil in diesem Begriff der „nature du corps politique“, wie er vorher definiert worden ist, das Kriterium und die konstitutionelle Schranke seiner Wirksamkeit gegeben ist. „Il n'y a ni ne peut y avoir nulle espèce de loi fondamentale obligatoire pour le corps du peuple“, weil in der Bestimmung selbst des Aktes „par lequel un peuple est un peuple“ die immanente Norm und die absolute Vorausbedingung der Gültigkeit seiner Satzungen enthalten ist. „La puissance souveraine n'a nul besoin de garant envers les sujets“, weil sie nur insoweit souverän ist, als sie ihr Dasein erhält und sich nährt von der gleichen Freiheit Untertanen selbst.

Die Ableitung der wesentlichen Rechte der Einzelnen im Schosse des Staates könnte nicht geschlossener sein, die Durchdringung derselben mit der staatlichen Ordnung könnte nicht vollkommener sein. Die Existenz des Staates, von seinem Wirken ganz zu geschweigen, ist davon abhängig gemacht,

²⁰⁾ Contr. soc., I, 6.

²¹⁾ Contr. soc., I, 7.

dass er jene Rechte anerkennt und sie verwirklicht; und die Möglichkeit ihrer Unterdrückung ist dadurch völlig ausgeschlossen, dass sie in demselben Augenblick, wo sie als bürgerliche Rechte nicht mehr anerkannt werden, notwendigerweise als natürliche wiedererscheinen in der unveränderten Fülle ihrer idealen Kraft.

Dies ist durchaus konsequent, gemäss dem von Rousseau bereits aufgestellten Grundsatz, dass die Freiheit mit der Natur des Menschen unlöslich verknüpft ist.

In diesem Gedankenzusammenhang ruht die Wurzel des modernen Rechtsstaates, und, mehr noch, die des Rechtsstaates der Zukunft.

Der Einfluss Rousseaus auf die französische Revolution.

Von

Dr. Giuseppe Capponi, Genua.

Aus zwei Gründen wird, nach meiner Ansicht, der Name Jean-Jacques Rousseau unsterblich sein: erstens wegen des tief sentimentalischen Charakters seiner Werke, eines Charakters, welcher auf den Königsberger Philosophen einen so grossen Eindruck machte; zweitens und in noch höherem Grade wegen des ausgedehnten Einflusses, welchen die in diesen Werken enthaltenen Lehren auf die Menschen und auf die Ideen der grossen Epoche der Empörung der Vernunft gegen die Ueberlieferung ausübten. Die „Diskurse“ Rousseaus und sein „sozialer Vertrag“ waren das Evangelium der französischen Revolution; und, was man auch immer darüber sagen mag, der ungeheuerere Einfluss, den die Lehren Rousseaus auf sie ausübten, kann auf keine Weise bestritten werden: keine Stimme liess sich lauter und stürmischer als die seinige im Namen der Freiheit und Brüderlichkeit hören zu Gunsten der Armen und Bedrückten, gegen die Laster der Gesellschaft, gegen die ungeheuerere Ungleichheit der Lebensbedingungen der Menschen, die durch die Standesvorrechte verursacht war. Und diese Stimme, die so kräftig erklang, verbreitete sich durch Frankreich, das durch Not und Hunger bedrückt war,

ferner durch das vollständige Fehlen von Freiheit und Gerechtigkeit (so sehr, dass der englische Jurist Blackstone in dieser Beziehung Frankreich mit der Türkei gleich stellte), durch die Verderbnis der Sitten, besonders des Hofes und der Adligen, des Missbrauchs der Todesstrafe und der vielfachen Torturen, der Privilegien und Vorrechte des Adels und des Klerus. Diese Stimme hallte in den Herzen der Staatsmänner und in der Seele des Volkes wieder und führte schliesslich zum Ausbruche der grössten Revolution.

Aber was diese Revolution kennzeichnete, war „die Erklärung der Menschenrechte in den Jahren 1789 und 1793“. In dieser Erklärung wurde die Gleichheit und Freiheit der Bürger in folgenden wesentlichen Grundsätzen verkündigt:

- A) die Oberherrschaft des Volkes;
- B) das Wohlbefinden der Gesellschaft — Zweck des Staates;
- C) die Unverletzlichkeit des persönlichen Eigentums;
- D) die Gleichheit.

Auf die Aufstellung dieser Grundsätze übte J.-J. Rousseau den überwiegenden, wenn nicht einzigen Einfluss aus.

Da mir Zeit und Raum beschränkt sind, werde ich nur den Einfluss Rousseaus auf die ersten drei Grundsätze kurz untersuchen.

A) Die Oberherrschaft des Volkes.

Rousseau schreibt im Gesellschaftsvertrage: „Les clauses bien étendues se réduisent toutes à une seule: savoir l'aliénation totale de chaque associé avec tous ses droits à toute la communauté. Chacun se donnant tout entier, la condition est égale pour tous, nul n'a intérêt à la rendre onéreuse aux autres. . . . Chacun de nous met en commun sa personne et tout sa puissance sous la suprême direction de la volonté générale.“¹⁾

Es ergibt sich so daraus ein sittlicher und kollektiver Körper, der alle Individuen, die zusammenkommen, um ihn zu bilden, in sich absorbiert und vernichtet, eine öffentliche Person, gegen die man keine Rechte geltend machen kann.

Die Folge davon ist, dass der Volkswille allmächtig ist, dass die unumschränkte Macht, die daraus hervorgeht, des-

¹⁾ Contrat Social. Buch I, Kap. 6. — Werke: Teil I, S. 648 (Ausgabe Firmin-Didot).

potisch, unübertragbar und unteilbar ist; und das ist die Lehre von der unbeschränkten Herrschaft des Staates, das heisst des Volkes, das die Gesamtheit des Gesellschaftskörpers bildet: eine Lehre, die schon von den protestantischen Schulen verbreitet wurde, die schon Grotius und Pufendorf, Barbeyrac und Burlamaqui und vor allem Jurieu zum Gegenstande ihrer Erklärungen gemacht hatten, und die nun Rousseau in verführerischer und blendender Form wieder aufleben liess.

Nun ist diese selbe Lehre, die Jean-Jacques mit so grosser Wärme aufrecht hielt, trotz eines augenscheinlichen Widerspruchs, verkündigt in den „*Declarations des droits de l'homme*“: „*La loi est l'expression de la volonté générale; tous les citoyens ont le droit de concourir personnellement ou par leurs représentants à sa formation*“ (Artikel VI der Erklärung vom 20.—26. August 1789). „*La souveraineté réside dans le peuple. Elle est une et indivisible, imprescriptible et inaliénable.*“ (Artikel XXV der Erklärung vom 23. Juni 1793.)

Indem sie diese Grundsätze bestätigten, haben die Verfasser der beiden Erklärungen sich widersprochen. Sie betiteln in der Tat die Erklärungen: „*Déclarations des droits de l'homme*“; nun ist die Bestätigung der Menschenrechte einerseits und die Genehmigung der Volksherrschaft andererseits widersinnig. In der Tat bringt die Herrschaft die Unterdrückung aller Menschenrechte mit sich, eine Folge, die Rousseau, wie wir sahen, annimmt. Die Menschenrechte sind nichts anderes als Schranken, Grenzen, gesetzt der gesetzgeberischen Macht des Volkes, sind die Verneinung der Herrschaft des Volkes. Wenn die Menschenrechte verkündigt werden, das heisst, dass es Rechte gibt, an denen das Gesetz selbst nicht rühren kann, die die Erklärungen selbst anerkennen, sind da „*des droits inaliénables et sacrés de l'homme*“ sagt die Einleitung der Erklärung von 1789; sind da „*des droits sacrés et inaliénables de l'homme*“ wiederholt der Anfang der Erklärung von 1793. Also begründet eine Bestätigung der Menschenrechte die Verneinung der Volksherrschaft: sie ist genau gemacht um zu sagen, dass die Volksherrschaft nicht existiert oder keinen Sinn hat; sie ist gemacht um zu sagen, dass über dem Willen des Herrschers, dass über dem Willen des Gesetzes heilige und unveräusserliche Rechte existieren, sie ist gemacht, um zu sagen, dass es keine Oberherrschaft gibt oder wenigstens keine unumschränkte Oberherrschaft.

In den beiden Erklärungen dagegen befestigen sich die beiden Grundsätze. Warum geschah das? Weil Rousseau die Obergewalt des Volkes gepredigt hatte, und die politischen Männer, durchdrungen von seinen Ideen, nur in die Erklärungen die Worte von Rousseau selbst übertrugen, ohne jedoch den Widerspruch zu beachten, den sie begingen.

B) Das Wohlbefinden der Gesellschaft — Zweck des Staates.

Bei Rousseau muss der Staat vor allem eine sittliche Person sein, und der Vertrag, der von ihm erdacht ist, ruft genau die Person ins Leben, die aus der Gesamtheit der Individuen hervorgeht. Als sittliche Person hat der Staat Aufgaben zu lösen: die erste dieser sittlichen Aufgaben ist, das Wohl seiner Mitglieder vorzubereiten, das Wohl verstanden im weitesten Sinne des Wortes. „La fine de l'association politique, c'est la conservation et la prospérité de ses membres“²⁾

Der Tiers-Etat von Paris schlägt eine folgendermassen entworfene Erklärung vor: „In jeder politischen Gesellschaft haben alle Menschen gleiches Recht; jede Macht geht vom Volke aus und kann nur für sein „bonheur“³⁾ ausgeübt werden. Die Constitution vom 24. Juni bestätigte, dass der Zweck der politischen Gesellschaft das „bonheur commun“ ist.

Die National-Versammlung verhandelte lange über diesen Punkt, aber alle waren im Grunde einig in der Bestätigung, dass der Zweck des Staates ist, für das allgemeine Glück zu sorgen. Am 27. Juli 1789 wiederholte Clermont-Tonnerre in seinem Entwurf vielmals, dass die Aufgabe des Staates ist, für das Wohl seiner Pflegebefohlenen zu sorgen; der Artikel 1 des genannten Entwurfs war so abgefasst: „Alle Menschen streben immer nach dem Glück; und grade, um es zu erreichen, haben sie Gesellschaften gebildet und Regierungen eingerichtet. Jede Regierung muss also das allgemeine Wohl zum Zwecke haben.

Am 1. August verkündigt Graf Mathieu de Montmorency die Menschenrechte „feststehend wie die Gerechtigkeit, ewig wie die Vernunft.“ „Die Wahrheit“, fügt er hinzu, „führt zum Glück“. Target fragt: „Welches ist der Gegenstand der Verfassung?“ und antwortet: „es ist die Einrichtung des

²⁾ Contrat Social. Buch III, Kap. 10 — Werke: T. I, S. 674.

³⁾ Moniteur, 1863, Einleitung Seite 567.

Staates;“ „welches der Zweck?“ „das öffentliche Wohl“ und erklärt dieses öffentliche Wohl als das natürliche Wohl aller Bürger, gefolgt von der vollen, gänzlichen und freien Ausübung aller ihrer Rechte.⁴⁾

Und die Nationalversammlung, indem sie Rousseaus Ideen annahm, erklärte am 1. August in der Einleitung zur Erklärung, dass die Volksvertreter beschlossen haben: „d'exposer dans une déclaration solennelle les droits naturels, inaliénables et sacrés de l'homme afin que . . . les réclamations des citoyens, fondées désormais sur des principes simples et incontestables tournent toujours au maintien de la constitution et au bonheur de tous“ und im zweiten Artikel der Erklärung bestätigt sie, dass „Le but de toute association est la conservation des droits naturels et imprescriptibles de l'homme“, Rechte, deren Ausübung nach Targets Ausdruck das gesellschaftliche Wohl, den Zweck des Staates, ausmacht. Endlich bestimmt der Convent in seiner Erklärung vom 23. Juni 1793 im 1. Artikel, dass „le but de la société est le bonheur commun. Le gouvernement est institué pour garantir à l'homme la jouissance de ses droits naturels et imprescriptibles.“

C) Die Unverletzbarkeit des persönlichen Eigentums.

Im Discours sur l'inégalité schleudert Rousseau seinen Zorn gegen die Besitzenden: „Le premier qui, ayant enclos un terrain, s'avisa de dire: ceci est à moi et trouva des gens assez simples pour le croire, fut le vrai fondateur de la société civile . . . Gardez-vous d'écouter cet imposteur! Vous êtes perdus si vous oubliez que les fruits sont à tous, et que la terre n'est à personne.“⁵⁾

Indem er diese schrecklichen Worte ausspricht, stürzt er sich auf das Eigentum; aber unzweifelhaft ist in ihnen mehr Rhetorik und Vortragskunst, vielleicht auch um die Leser mehr anzuziehen, als gesetzte, erwogene Theorie: in der Tat spricht er in demselben Discours mit grosser Mässigung vom Eigentum und zeigt, wie man es ausschliesslich als Frucht der Arbeit betrachten muss und fügt hinzu, dass „le travail donnant droit au cultivateur sur le produit de la terre qu'il a labourée, lui en donne par conséquent sur les fonds au moins

⁴⁾ Diese Berichte sind entnommen aus dem 1. Bande des Ancien Moniteur.

⁵⁾ Werke: T. I, S. 551.

jusqu' à la récolte, et ainsi d'année en année; ce qui, faisant une possession continué, se transforme aisément en propriété⁶⁾ in der Économie politique ist er sein tapferer Verteidiger,⁷⁾ und im Contrat social bestätigt er, dass der Gesamtkörper, der aus dem Vertrage hervorgegangen ist, nichts anderes tut, als „assurer la légitime possession, changer l'usurpation en un véritable droit, et la jouissance en propriété“⁸⁾; deshalb legt er dem Rechte des Eigentums den Gesellschafts-Vertrag zu Grunde, und dann schliesst er, indem er versichert, dass es notwendig und nützlich ist, dass es ein persönliches Eigentum gibt; nur muss dieses Eigentum vom Staate geregelt sein, der, indem er immer in allgemeiner Weise Gesetze macht, es so einrichten muss, dass keiner zu viel hat, sondern dass Alle etwas haben.

Diese Entwürfe wurden von der ungeheuren Majorität der Revolutions-Männer wiederholt. Danton sagte in der ersten Sitzung des Convents, um die öffentliche Meinung zu beruhigen: „D'excellentes citoyens ont paru présumer que les amis de la liberté pourraient nuire à l'ordre social en exagérant leurs principes. Eh bien! confondons toutes les idées de dés-organisation! après avoir fait la première déclaration que je vous ai demandée (que la constitution prochaine soit soumise au referendum) déclarez également que toutes les propriétés territoriales individuelles et industrielles seront éternellement maintenues.“ Barère erklärte am 18. März 1793 unter dem Applaus des Convents: „Il faut dire aux départements que vous ne souffrirez pas qu'il soit porté la moindre atteinte aux propriétés . . . Je propose donc la peine de mort contre quiconque proposera la loi agraire.“ Saint-Just bringt im Convent den folgenden Beschluss, der einstimmig angenommen wird, zur Abstimmung: „Les propriétés des patriotes seront inviolables et sacrés.“ Robespierre sprach am 24. April 1793 im Convent folgende Worte: „Je vous proposerai d'abord quelques articles nécessaires pour compléter votre theorie sur la propriété; que ce mot n'alarme personne. Ames de boue! qui n'estimez que l'or, je ne veux point toucher à vos trésors . . . Posons donc les principes du droit de propriété; nous avons dit avec raison que la liberté avait pour borne les droits d'autrui: pourquoi n'avez-vous pas appliqué ce principe à la propriété? . . . Vous avez multiplié les articles

⁶⁾ Werke: T. I, S. 556.

⁷⁾ Werke: T. I, S. 596—597.

⁸⁾ Werke: T. I, S. 647.

pour assurer la plus grande liberté à l'exercice de la propriété, et vous n'avez pas dit un seul mot pour déterminer la nature et la légitimité, de manière que votre déclaration paraît fait non pour les hommes mais pour les accapareurs, pour les agioteurs et pour les tyrans. Je vous propose de reformer ces vices en consacrant les vérités suivantes: (Art. I) La propriété est le droit qu'a chaque citoyen de jouir et de disposer de la portion des biens qui lui est garantie par la loi. (Art. II) Le droit de propriété est borné comme les autres par l'obligation de respecter les droits d'autrui. (Art. III) Il ne peut préjudicier ni à la sûreté, ni à la liberté, ni à l'existence, ni à la propriété de nos semblables. (Art. IV) Toute possession, tout trafic qui viole ce principe est illicite et immorale.“

Armand de la Meuse sagt, dass es „zum Nutzen aller“ ist, dass man das Eigentum anerkennen lassen muss. „Nous pouvons, Mirabeau bestätigt, regarder le droit de propriété tel que nous l'exerçons comme une création sociale . . . Les lois ne protègent pas seulement la propriété; elle la font naître en quelque sorte.“ Prudhomme erklärt, dass das Eigentum ist „le droit de jouir légitimement des biens légitimement acquis.“⁹⁾

Das Eigentum ist also für Jene, wie für Rousseau, gesellschaftlich notwendig, und die Grundlage, welche auf dem Vertrage beruht, bildet seinen Grundstein. Der berühmte Grundsatz: „Salus populi suprema lex esto“ ist das Sinnbild von Mirabeau, Robespierre, Danton, für die das persönliche Eigentum nicht nur unerlässlich, sondern auch nützlich ist. Aber da der Zweck, der Grund seiner Existenz für den Staat ist, für das Glück Aller zu sorgen, ist es nötig, dass das persönliche Eigentum dem des Staates untergeordnet ist, es ist nötig, dass es nicht hinderlich ist den wesentlichen Rechten des Individuums, deren erstes dasjenige zu leben ist. Jedes Eigentum, das der Existenz des Staates schaden könnte oder diejenige eines Bürgers bedrohte, würde zu missbilligen sein und müsste, wenn auch nicht unterdrückt, aber beschränkt werden nach dem Willen des Staates. „Die Gesellschaft,“ sagt Mirabeau, „ist im Recht, ihren Mitgliedern zu verbieten, in irgend einem Falle willkürlich über ihr Vermögen zu verfügen.“ Jeder Mensch hat nach Fauchet natürlich das Recht auf Alles, das

⁹⁾ Bouche de fer, Band I, S. 346 und 350. — Journal de Trenck, 22. Juni 1793. — Oeuvres de Robespierre, Band III, S. 353. — Journal universelle d'Andouin, 26. April 1793.

ihm notwendig ist. Gorsas erinnert daran, dass „neben dem Eigentum des Besitzenden das noch heiligere Eigentum des Menschen, der fast nichts hat, beachtet werden muss.“ „Das erste Gesellschafts-Gesetz,“ bestätigt Robespierre, „ist dasjenige, welches allen Mitgliedern der Gesellschaft die Mittel zum Leben verbürgt. Alles Eigentum ist unverletzlich, aber das des Bedürftigen ist das erste und einzige, welches vorwiegen muss.“¹⁰⁾

Also bei allen Bestätigung des persönlichen Eigentums, beschränkt vom Staate. Diese Aufstellung finden wir sanktioniert von den Gesetzgebern der Revolution. Nach ihnen ist das Eigentumsrecht heilig, aber es darf und muss manchmal durch den Staat beschränkt werden; in der Tat sanktioniert der Artikel II der Erklärung von 1789, dass „Le but de toute association politique est la conservation des droits naturels et imprescriptibles de l'homme. Ces droits sont: la liberté, la propriété, la sûreté et la resistance all'oppression.“ Der Artikel XVII fügt hinzu: „La propriété étant un droit inviolable et sacré nul ne peut être privé, si ce n'est lorsque la nécessité publique légalement constatée l'exige évidemment et sous la condition d'une juste et préalable indemnité.“ Die Erklärung vom 23. Juni 1793 sagt zum Artikel I: „Le gouvernement est institué pour garantir à l'homme la jouissance de ses droits naturels et imprescriptibles,“ zum Artikel II: „Ces droits sont l'égalité, la liberté, la sûreté, la propriété;“ zum XVI: „Le droit de propriété est celui qui appartient à tout citoyen de jouir et disposer à son gré de ses biens, de ses revenus, du fruit de son travail et de son industrie;“ zum XIX: „Nul ne peut être privé de la moindre portion de sa propriété, sans son consentement, si ce n'est lorsque la nécessité publique légalement constatée, l'exige, et sous la condition d'une juste et préalable indemnité.“

¹⁰⁾ Bouche de fer, Band I, S. 349. — Oeuvres de Robespierre, Band III, S. 35. — Journal universel d'Andouin, 26. April 1793.

III.

Rechts- und Staatsphilosophie.

Allgem. Rechts- und Staatslehre.

Rechtspädagogik.

Handlungsunfähige Staaten.¹⁾

Von

Wirkl. Geheimrat Prof. Dr. E. von Jagemann,
ordentlichen Honorarprofessor der Rechte, Heidelberg.

Uebersicht:

I. Einleitung (Stand der Lehre). **II/III.** Geschichtliche Grundlage an positivem Recht und Theorie. **IV.** Bedürfnisse. **V.** Verhältnis zu Staatsform und Gewaltenteilung. **VI.** Hilfe durch „Tatsachen ohne Rechtsgrund“. **VII/VIII.** Perspektiven der Vernunft im Recht und ihr Verhältnis zur *lex lata*.

I. Handlungsunfähige Staaten? Man sieht den Leser, wie er ob der anscheinend sonderbaren Frage den Kopf schüttelt! Er wird nicht denken, dass tatsächliche Ohnmacht zur Durchsetzung staatlichen Willens das Thema sein könne, sondern erkennen, es muss sich um rechtliche Handlungsunfähigkeit drehen. Wie aber sollte der omnipotente Staat,

¹⁾ Vgl. aus der älteren Literatur: Bluntschli, Staatsrecht II S. 112 ff., Jos. Held, Staatsrecht II §§ 248 ff., desgl. Staat und Gesellschaft III S. 317, 425 ff., Zöpfl, Staatsrecht II § 441. Aus der neueren: Meyer-Anschütz, Staatsrecht § 8 Note 10, §§ 161, 165 und die dort zitierte Literatur (insbesondere von Anschütz, Arndt, Bischof, Glatzer, Hansel, Hatschek, v. Jagemann, Jellinek, Laband) und zitierten Quellen über Notverordnungen, zu welchen §§ 5 und 23 der Elsass-Lothringer Verfassung von 1911 hinzukamen. Ferner neueste Dissertationen über Notverordnungen: v. Rath (Bonn 1904), Bruno Arndt (Würzburg 1909), Sthamer (Heidelberg 1909). Endlich Aall und Gjelsvik, in Brie's und Fleischmanns Abh. aus Staats- u. Verw.-Recht (Breslau bei Marcus 1912) Heft 26 S. 248 ff., 284 ff.

des ganzen Rechtes Urquell, einer obersten und notwendigsten Eigenschaft allen Rechtslebens entbehren, — auch nur zeitweise?

Und dennoch hat das positive Recht diese rechtsphilosophische *contradictio in adjecto* in sofern zuwege gebracht, als die herrschende *Doctrin*, so wie sie Gesetze auslegt, da und dort diese Handlungsunfähigkeit als Ergebnis des Rechtsstaats lehrt. Und zwar mittels eines Teil Denkens, welches regelmässige Einzelercheinungen des modernen Staats, über sein Einheitswesen hinaus, als ob sie Selbstzweck wären, auch für nicht passende Kategorien von Umständen festhält und lieber den Rechtsbegriff selbst, als die Generalisierung einer gehegten einzelnen Rechtsnorm aufgibt; die tatsächliche Macht möge aushelfen — lehrt man — wo die „geschlossene Rechtsordnung“ versagt, Lücken oder Nöte bestehen. Es gebe kein *jus eminens*, kein Staatsnotrecht. Es ermangelt also danach dem Staat und seinen sonst berufenen Faktoren die Möglichkeit, in Rechten zu handeln, gerade wo ein *laissez faire et aller* vielleicht am gefährlichsten ist.

Dieser Lehrstand glaubt seine Stütze äusserlich zu haben, wenn für die grundsätzliche Etablierung eines Staatsnotrechtes in Verfassungen (so in derjenigen des Deutschen Reichs) eine spezielle Bestimmung fehlt, während solches Fehlen bei gar vielen zum Wesen des modernen Staats oder Konstitutionalismus gezählten Dingen ebenso der Fall ist, dann aber — manchmal bei den gleichen Autoren — keinen Anstoss bildet; man ist ferner zugleich bestrebt, ausdrückliche Regelungen eines Notrechts in Einzelpunkten (Diktatur-Paragraphen, Zulassung des Belagerungszustandes, Notverordnungen) konstruktiv auszuschneiden und anderweit unterzubringen, was das Notrecht sonst unter den begrifflich und tatsächlich gar nicht im Vordergrund stehenden, verdächtigenden Gesichtswinkel der Staatsumwälzung in den Köpfen rangieren kann.

Innerlich liegt der doktrinelles Anlass in der Ausspinnung der Organschaftslehre zum obersten Satz des Systems, auf welche noch zu kommen ist. Soweit sodann, bewusst oder unbewusst, die politische Lebensanschauung noch mitspielt, so sind psychologische Fermente durchsehbar, die in der Tat auch mitzusprechen haben: Nämlich der Wunsch der Einschränkung von Ermessensrechten, gegenüber mancher Ausschreitung von Machthabern im Lauf der Zeiten, anderseits das Ziel der Erweiterung von Rechtsanteilen und Rechtsgarantien für die be-

herrschte Seite. Es spielen aber auch — sagen wir höflich, extra muros der Rechtsgelehrsamkeit — einseitiger Machthunger, insbesondere im Sinn der Umbildung des konstitutionellen Systems zum parlamentarischen, blosses Misstrauen und Eifersucht nach Vorherrschaft strebender Kreise mit. Dabei wird das Ziel vernünftiger Einengung und Regelung der Notrechte, im ausführbaren Masse, verlassen und lieber gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

II. Ueberall, wo eine tatsächliche Teilung der Staatsgewalt zwischen einem Regierungs- und Parlamentsfaktor besteht, kommt man auf positive Abgrenzung der Rechtssphären und häufig auch auf solche des Notrechts, wie eine geschichtliche Ausschau zeigt, in den Verfassungen selbst:

Bald nach dem Westfälischen Frieden suchten die deutschen Reichsstände eigensüchtig des Kaisers Handlungsrecht in Notfällen einzuschränken, namentlich durch die Wahlkapitulationen. In England, dem Ursprungsland konstitutionellen Wesens, wird im 18. Jahrhundert, mit Mehrung der Parlamentsmacht, für Notakte der Exekutive die nachgehende Indemnity auf das Zusammentreffen wirklicher Staatsnot und der Nützlichkeit des dagegen gewählten Mittels gestellt, die sich post festum freilich sicherer, als zuvor, ermassen lässt; dem zu beurteilenden Staatsmann ist, bei dem oft starken Mitspiel des Parteiwesens in Parlamentskörpern, übrigens damit eine objektive Behandlung, trotz Objektivierung der Norm, keineswegs gesichert. Das Gegenbild im absolutistischen Sinn bot die französische Charte von 1814, allgemein — also nicht bloss für Dringlichkeitsfälle bei nicht versammelten Kammern — die Anordnungen für die Staatssicherheit dem Königtum zuweisend, das dann bekanntlich gerade durch seine Ordonnanzen zu Fall kam.

Ein an Verschiedenheiten reiches, durch manche verständige Mittellinien sich empfehlendes Sammelbild stellen die deutschen Einzelstaatsverfassungen dar, deren meiste — aus Gründen der Sicherheit oder des Notstands — der Regierung allein, bei Abwesenheit der Stände, die Befugnis zu provisorischen Gesetzen vorbehalten. Obwohl es dabei im Wesentlichen verblieb, soweit diese Staaten noch bestehen, erwuchs eine Kampfstimmung dagegen in der sog. Konfliktzeit in Preussen und Twesten, als Referent über die norddeutsche Bundesverfassung im Preussischen

Abgeordnetenhaus²⁾ hob als Vorzug jener hervor, dass sie keinen „Oktroyierungsartikel“ enthalte, also die Bundesregierung nicht berechtigt sei, „unter irgend einem Vorwand“ — schon diese Wortwahl zeigt die Stimmung — „Verordnungen mit Gesetzeskraft zu oktroyieren“.³⁾

Die modernen ausländischen Verfassungen endlich, darunter auch am freiesten gerichtete, regeln vielfach ein provisorisches Gesetzgebungsrecht der Krone. Insbesondere für Oesterreich erwies sich sein Notstandsparagraph als ein starker, nötigster Behelf bei Obstruktionen und Beschlusslosigkeit seines Parlaments, zufolge namentlich des innervölkerschaftlichen Streites. Aber gerade darum ward seine Existenz wie Anwendung häufig zum Streitpunkt selbst.

Immerhin gibt es eine Anzahl älterer und neuerer Konstitutionen ohne Stellungnahme zum Notrecht.

III. Während so der Machtkampf in der positiven Rechtsbildung selbst vielfach durchleuchtet, war, auch nach Mitte des vorigen Jahrhunderts, gerade in Deutschland die Theorie — man lese z. B. Bluntschli, Held und Zöpfl — noch gestimmt auf die Selbstverständlichkeit eines legislativen Notrechts des Souveräns in Dringlichkeitsfällen bei Unmöglichkeit der Beobachtung der konstitutionellen Formen. Nach ersterem haben politisch gebildete Völker ein Notrecht stets anerkannt und Held bezeichnet die Anwendung als „eine Pflicht, die im Interesse der staatlichen Selbsterhaltung ohne Zweifel selbstverständlich, also auch dann gegeben ist, wenn eine Verfassung derselben nicht ausdrücklich erwähnt“.

Die heutige gemeine Meinung spricht nur noch davon, dass in äussersten Fällen die Staatsverwaltung „gesetzwidrig

²⁾ Vgl. Sitzungsbericht desselben vom 8. Mai 1867 S. 103. Bei Erweiterung jenes Bundes zum Deutschen Reich trat eine Aenderung nicht ein; in bezug auf Elsass-Lothringen ward und blieb jedoch das Notverordnungsrecht gewahrt, auch nach Aufhebung der Diktaturbefugnisse.

³⁾ Diese öffentliche, in letzter Stunde beim Schlussreferat gefallene Bemerkung ist unwichtig. Die Regierung hielt, ausser einer Klarstellung betreffs des militärischen Pauschquantums sich gänzlich von jeder Debatte zurück. Dass unmittelbar nach der Konfliktzeit Bismarck, zum inneren Frieden strebend, die Verhandlung nicht mit dem Austrag dieses Streitpunktes belasten wollte, ist begreiflich und konnte angesichts der damaligen Doktrin (s. III) auch unterbleiben. Die Annahme, der Gesetzgeber im Ganzen habe bewusst in die Unzulässigkeit von Notverordnungen eingewilligt und die Schattenseiten dieses Zustandes in Kauf genommen, ist unbelegt. Die Referate des verdienten Berichterstatters zeigen manche irrige, ebenso unwidersprochene Rechtsmeinung, z. B. dass, weil nicht ausgedrückt, eine Erweiterung der Kompetenz des Bundes im Gesetzgebungsweg ausgeschlossen sei.

handeln darf“, das sei aber „nicht Ausfluss eines Rechts“, sondern „entgegen dem bestehenden Recht vorgenommen“, also eine nur moralische Befugnis.

Solche Wandlung trat ein, ohne zwingende Rechtsgänge, welche dazwischen lägen; auch die juristischen Hutförmungen ändern sich eben von Zeit zu Zeit. Man tut nun als angeblich naturrechtlich, — was freilich auf den positivsten der Positiven, Zöpfl, gar nicht passt, — die alte Doktrin ab und bezeichnet ihre aus inneren Notwendigkeiten geschöpften Gründe als Bedenken der „absolutistischen“ gegen die konstitutionelle Staatsanschauung, was ja manchem gruselig machen kann. Und unbestreitbar positiv geregeltes Notverordnungsrecht ward schon genannt „eine Schlinge, die sich der Konstitutionalismus selbst gedreht hat und in die er sich verfangen muss“. Dasselbe erfreut sich also einer weitgehenden Abneigung auch da, wo die Verneinung schon aus äusseren Gründen unmöglich ist.

IV. Dabei zeigt sich aber ein Bedürfnis für diese Rechtsform. Nicht etwa zu Staatsstreichen, die bekanntlich nicht nach Normen und Lehrsätzen gemacht werden. Bei uns in Deutschland auch nicht einmal zum Flottmachen des Staatswagens wegen nicht mehr laufender parlamentarischer Räder; denn — unberufen — die Ära der Obstruktionen, gegen welche auch die äussersten Mittel warnend zu zeigen sich rechtfertigt, scheint überwunden zu sein. Nein, zu rein praktischen Dingen der staatlichen Kleinkunst, wofür die im Kgr. Sachsen zu Gunsten der Allgemeinheit sofort geschehene Sperre aller Radiumfunde ein klassisches Schulbeispiel abgibt, besteht das Bedürfnis hin und wieder.

Auch für's Deutsche Reich ward eine Notverordnung schon erlassen, enthaltend Zollermässigungen im Zusammenhang mit auswärtiger Aktion, und führte zu Vorwürfen von Seite Eugen Richters über die Proklamierung eines Notstandsrechts; doch ward die Massnahme nicht nur indennisiert, sondern, wegen erkannter Notwendigkeit solcher Handhaben, der Anlass, gesetzlich in weitgehender Weise, bezüglich auf ähnliche Zollfälle, den Erlass von dringenden Verordnungen einzuräumen⁴⁾, welche

⁴⁾ Vgl. stenograph. Berichte der Reichstagssitzungen vom 31. August und 3. September 1883. Die Verordnung erging auf Grund kaiserlicher Ermächtigung nach eingeholter Zustimmung der verbündeten Regierungen (also nicht des Bundesrats, was einen Mehrheitsbeschluss ergeben konnte, sondern der Teilhaber des Bündnisverhältnisses selbst) vom Reichskanzler am 9. August, die definitive Regelung durch Gesetz am 10. September 1883.

erst nachträglich dem Reichstag — und zwar, wenn versammelt, sofort, sonst beim nächsten Zusammentreten — vorzulegen und nur, wenn er die Genehmigung versagt, ausser Kraft zu setzen sind. Ein gleiches oder ähnliches Schema hat sich, zufolge reichsgesetzlicher Delegierungen, für Erlass mancher anderer als dringlich oder variabel zu behandelnder Rechtsnormen eingebürgert. Man nennt sie zwar nicht Notverordnungen, aber, falls und soweit ein Notmoment einspielt, unterscheiden sie sich von dem gewöhnlichen Bilde wesentlich nur dadurch, dass ihre Lebenskraft nicht auf einem allgemeinen Satz, sondern einer speziellen Zulassung beruht. — Der Notfall des Nichtzustandekommens eines Reichsetats trat bisher nie ein und ist in der Verfassung auch nicht berührt; es liegt aber auf der Hand und fand in der Theorie Anerkennung, dass seitens der Regierung in solchem Notstand fortverwaltet werden müsste, mag man ihre Stellung noch so verschieden ansehen und konstruieren.

All' das Gesagte bietet, aufs kürzeste zusammengedrängt, das tatsächliche Substrat der gestellten Frage, welcher selbst und grundsätzlich das Folgende gilt.

V. Die Frage kann für jede Staatsform ausgedacht werden; man denke sich den Staat in der Lage, kein Organ mehr und keine Norm zu besitzen, wie ein solches zu schaffen wäre; — anderseits sind Ersatzorgane und Normen denkbar, deren konkrete Anwendung den Mangel sofort wieder in Ordnung brächte. Wo es aber an all' dem fehlt, kann man wirklich vor einer Lücke stehen, welche nur durch Tatsachen statt Rechtsakten ausfüllbar ist.

Eine solche Lücke wird man im realen Leben eher im absoluten, als im modernen Staat annehmen. Nämlich beim Erlöschen der Dynastie, welche absolut regierte, wenn es an Sukzessionsberechtigten ausserhalb ihrer und an Fürsorgebestimmungen sonst fehlt. Da alle Gewalt bei der Krone allein ruhte, kann man hier zur rechtlichen Hinfälligkeit des Ganzen und damit zur Neuausfüllung oder Wandlung der Staatsform durch urkonstitutive Handlungen kommen.

In den Staatsformen mit Gewaltenteilung liegt die Sache anders. Denn nicht leicht werden zu gleicher Zeit Regierungs- und Parlamentsfaktor defizieren.

Insbesondere beim faktischen Mangel von Staatsoberhaupt (auch Regent) und Sukzessoren in der Monarchie wird sich der andere Faktor, mit oder ohne Zurückgehen auf das Volk als Urgan, die Rechtspotenz

beimessen, die Lücke in der Staatsform auszufüllen, so dass sie als ein nur tatsächliches Hindernis von kurzer Dauer erscheint.

Auf diesen Standpunkt stellte sich z. B. 1908 im konstitutionellen Staat Luxemburg die Kammer, indem sie, als die Regentenfunktion für ein regierungsunfähig gewordenes Staatsoberhaupt von der nach ihrer Auffassung gesetzlich berufenen einzigen Persönlichkeit nicht angenommen wurde, die Gemahlin desselben als Regentin einsetzte.⁵⁾

Und der auf dem Boden des parlamentarischen Prinzips stehende Norwegische Storting von 1905, — dessen Vorgehen ich hier nicht weiter beurteilen will, — als er die Erklärung des Königs, dem Land eine andere Regierung ausser den tatsächlich abgetretenen Staatsräten nicht verschaffen zu können, für ein Aufhören der Königsfunktion ansah, behandelte dasselbe zwar hinsichtlich der Verbindung mit der Schwedischen Krone und Union als eine Rechtsauflösung, dagegen betreffs der eigenen Staatsexistenz und -form als ein durch Gewinnung eines anderen Königs (in erster Linie aus derselben Dynastie Bernadotte) zu hebendes, vorübergehendes Hindernis, dem gegenüber damit ein Notrecht der Nationalversammlung ausgeübt sei.

Tiefer betrachtet, äussert sich in solchen Vorgängen die Idee, dass der Staat nicht in Rechten handlungsunfähig sein könne, solange er ein faktisch handlungsfähiges, an der Legislative beteiligtes Organ habe, und dass daher bei einer absoluten Behinderung des Regierungsfaktors das Parlament supplierend eintreten dürfe.

Ganz dasselbe, nach der andern Seite hingekehrt, ist der richtige Grundgedanke der Notrechte der Regierung. Nur gibt es weit mehr Fälle, wo sie praktisch werden können. Nicht bloss ausserordentliche, wie Wahlstreike, Absentismus mit Beschlussunfähigkeit, Obstruktion, sondern vor allem die in der Unkontinuierlichkeit der Reichs- und Landtage liegenden, vom Recht selbst aufgerichteten Unmöglichkeiten, zeitweise diese Mitteilnehmer an der Legislative beizuziehen. Wohl ist die Beiziehung beim heutigen Verkehr erleichtert. Aber zwischen ihrem Anlass und dem Aufwand an Mühe, Zeit und Kosten heischt man doch ein verständiges Wertverhältnis. Hauptsächlich aber gibt es nach allen Verfassungen, auch solchen der Volkssouveränität, Zeiten, wo wegen Mandatablaufs (auch Auflösung) und Neuwahl das

⁵⁾ Vgl. Beschluss vom 13. November 1908, dessen Begründung von Interesse ist, im Mémorial No. 19. Die Kammer fand in der Eigenschaft, allein noch ein handlungsfähiges Organ zu sein, die Berechtigung zur Ernennung.

Parlament fehlen muss. — Die Ursache liegt hier in der Verteilung der Staatsfunktionen auf ein ständiges und ein unständiges Organ; bei Abwesenheit oder Ermangeln des unständigen das Staatsganze zeitweise absolut handlungsunfähig zu erklären, heisst, das Mittel über den Zweck stellen. Denn letzterer erheischt nicht unbedingt das gleichzeitige Handeln beider Organe, sondern auch eine in Ausnahmefällen nachgehende Mitprüfung der Repräsentanz würde ihn erfüllen.

Die genauere Betrachtung der Organe zeigt aber auch einen inneren Unterschied. Der Herrscher ist ein Urgan des Staats für die Monarchie, das Volk selbst stets ein solches⁶⁾; alles andere (Parlamente, Behörden, Selbstverwaltungskörper) sind Schöpfungen der Rechtskunst, Apparate, künstliche Organe. Der leichtere Rückgriff allein auf den Herrscher oder die Volkssouveränität, je nach der Verfassung, in Ausnahmefällen, wo die sog. Teilung der Gewalt zeitlich sich nicht betätigen kann, entspräche diesem Unterschied. Zwar beliebt man den „Inhaber“ oder doch „Träger“ der monarchischen Souveränität vielfach nur noch als „Organ“ desselben zu bezeichnen; aber gleichwohl besteht noch die Erkenntnis, als gemeinsames Recht der deutschen Monarchien zu lehren, dass der Krone alle Befugnisse der Staatsgewalt ausser den ausdrücklich entzogenen zustehen, andern Organen nur die wirklich verliehenen. Wer Notrechtsbefugnisse aus inneren Gründen als eine besondere Materie ansieht, könnte schon daher nicht den Schluss zulassen: das Staatsganze soll, wenn ihm zeitweise der parlamentarische Arm fehlt, auch den andern Arm von Rechts wegen in die Tasche stecken müssen, also sich ganz lähmen, wenn nicht diesem die Bewegung besonders durch ausdrückliche Normen gesichert ist.

VI. Wo sie fehlen, wird nun, wie gesagt, leichthin Trost erteilt durch Hinweis auf die Hilfe durch Tatsachen ohne Rechtsgrund. Aber hierbei muss man sich drei Dinge doch gegenwärtig halten:

1. Zu solchen Handlungen kann zwar eine moralische, nie aber eine juristische Pflicht der Staatsmänner bestehen, das Staatsinteresse aber sehr wohl eine solche erheischen.

⁶⁾ Dass die positiv-rechtlichen direkten Funktionen des Volkes seltene sind (Wahlen, Referendum), ja im absoluten Staat entfallen, im repräsentativen vielfach auf künstliche Organe übertragen sind, hebt seine Eigenschaft, die Urkraft des Ganzen zu liefern, welche sich mittelbar auch für den Staat vielfältigst betätigt, nicht auf.

2. Die Gehorsamspflicht der Wehrkräfte und der Behörden gegenüber Befehlen ohne Rechtsgrund bildet ein schwieriges Kapitel und der Gehorsam vollends der Staatsangehörigen selbst, wo kein Dienst- und Befehlsverhältnis auf Verantwortung der Befehlenden besteht, ist gar nicht zu verlangen. Die ganze Lehre treibt daher entweder vom Recht zur Gewalt hinüber oder zur Versäumung der Staatsnotwendigkeiten.

3. Die nachträgliche Indemnisierung ist, wie das Beispiel Lord Straffords zeigt⁷⁾, ein Würfelspiel, abhängig von der Frage „in cuius manus incideris?“; — beim parlamentarischen System, gleichgebliebene Parteiverhältnisse vorausgesetzt, freilich harmlos, aber bei Gegnerschaft selbst für Bagatellfragen eine Ausnützungsgelegenheit gegen denjenigen, welcher in Staatstreue Ehre und Namen einsetzt.

VII. Diese Gesichtspunkte, auf tiefe Widersprücheweisend, zeigen sofort, wie verkehrt es ist, in Grundfragen des Staatswesens um das rechtsphilosophische Fundament sich nicht kümmern zu wollen. Vielmehr gehört dieses und zwar nach seiner ethischen, psychischen und logischen Seite beigezogen, hierher:

Es ist nicht sittlich, von Staatsmännern Dinge zu verlangen oder zu erwarten, zu denen man ihnen die rechtlichen Mittel versagt; der geborene Staatsmann im Sinn geschichtlicher Grösse wird die sachliche Staatswohlfahrt zwar über alle formelle Bindung stellen, schon der mittlere Mann aber den Konflikt nicht durchhalten, einerlei auf welche Seite er dabei fällt. Es ist ebensowenig sittlich, die Volksgenossen den Zweifeln und Misslichkeiten auszusetzen, die eine rein tatsächliche Entwicklung bringt.

Auch der Staat selbst kann bei anatomischer Stylisierung der Organschaftslehre sittlich nicht gewinnen: er sieht aus, als ob er aus zwei sich abholden Herrschaftsgruppen bestände, während Einigkeit und Vertrauen sein Lebensprinzip sein sollte. Sein sittliches Ansehen steigt nicht, wenn er als stärker, denn sein Recht, als über dem Recht stehend, zur Gewalt schreitet. Seine Behörden haben eine Generation hindurch zu leiden, wenn ihnen, wo sie nach dem Zwang der Verhältnisse helfen mussten, gleichwohl der Makel des Verfassungsbruchs angehängt wird. Man unterschätze nicht das Ethos im Volke, das eine Grundlage rechtlichen Zusammenlebens ist und darum nicht gekränkt

⁷⁾ Vgl. die Beurteilung des Falls bei v. Frisch, die Verantwortlichkeit (Berlin 1904 Häring) S. 46.

werden soll. Nach einem schönen Wort des Abgeordneten Jung zur Norddeutschen Bundesverfassung findet der Germane die Stützen seines Staats in „Zutrauen und Freiheit“; — diesem Zutrauen entspricht aber eine mit den nötigen Rechten ausgestattete Regierung, welche keiner Nebenwege ausserhalb des Rechtsbodens bedarf.

Und dann nach der physischen Seite: warum soll dem Staat die Macht, die er tatsächlich hat, in Rechten für Fälle versagt sein, wo er deren bedarf? Nur der Missbrauch der Regierungs-, wie der Parlamentsgewalt ist schädlich; wenn seine Möglichkeit aber schon Bestimmungsgrund der Normen sein dürfte, so müsste man beide Gewalten abschaffen, also zur Absurdität der Staatenlosigkeit kommen. Die Versagung kann nicht nur ängstliche, sondern muss, vom Rechte aus betrachtet, einfach korrekte Staatsmänner im Amt verführen, „die Hände in den Schoss zu legen und ruhig zuzusehen, wie“ ein Reich infolge „Nichthandelns an den Rand des Verderbens gebracht wird.“⁸⁾ Dabei zeigt die Geschichte Beispiele, — so 1850 die Regelung der Landtagsverhältnisse in Württemberg — dass nach den Umständen eben einmal nur der Machtfaktor der Krone helfen kann; formell hier rein royalistisch, materiell aber zu freiheitlicher Entwicklung und allgemeiner Zufriedenheit, nachdem manche vergebliche Schritte auf anderm Weg vorangegangen waren.

Und bezüglich der logischen Punkte erscheint als der Obersatz nicht die Existenz verschiedener Organe im Staat und ihr reguläres Funktionsverhältnis, sondern dass der Staat seinem Wesen nach ein Ganzes ist, das um keiner Einrichtung und Doktrin willen sich zeitweise innerlich in ein ohnmächtiges Nichts zweier impotenter Teilorgane auflösen kann, sondern stets seine Wesenseigenschaften, vor allem die Handlungsfähigkeit in Legislative und Exekutive, muss besitzen und nach Bedarf ausüben können. Ein Staatsnotrecht ist natürliche Rechtsbefugnis des Staats; ein systemisiertes Notverordnungsrecht stellt sich als positiv rechtliche Regelung desselben, unter Umständen namentlich auch als seine Beschränkung dar. Die Befugnis ist ebensowohl dem Einheits-, wie dem Föderativstaat gemäss, wenn schon bei letzterem die Frage, wem die Ausübung zukomme, Besonderheiten bieten kann, auf welche speziell hier einzugehen nicht veranlasst sein dürfte.

⁸⁾ Worte von E. (wohl Elben d. Ä.) im Schwäb. Merkur 31. Mai 1904; jene bekämpfte Versagung hiess ihm nichts anderes als „fiat justitia, pereat mundus“.

VIII. Nun ist gleichwohl richtig: es gibt kein anderes Recht, als das positive. Ein natürliches Idealrecht ausserhalb desselben ist nicht Rechtsquelle, ja nicht einmal mehr Ziel der heutigen Rechtsphilosophie. Sie gibt die Relativität allen Rechts zu Zeit, Ort und Verhältnissen zu und sucht aus dem Gewesenen wie Existenten nur das Moment des Gerechten und der Kultur Nützlichen zu gewinnen; — aber immerhin auch mit dem Zweck, in Festhaltung solcher Relativität, zu wissen, was allgemein oder unter Voraussetzungen Rechters sein sollte.⁹⁾ Mit andern Worten: hier handelt es sich nicht um das Recht, sondern um die Vernunft im Recht.

Kann nun zwar die Vernunft keinen mangelnden Rechtssatz ersetzen,¹⁰⁾ so hat trotzdem schon die Erkenntnis von Unvernunft Wert an sich und ausserdem bleibt bei nichtsredenden Gesetzen, also dem Schweigen des Gesetzes gegenüber, der Vernunft eine Rolle. Freilich sind alle Auslegungsfragen nur nach Lage des Einzelfalls zu lösen; auch kann die Vernunft *de lege ferenda* überhört werden wollen, *de lege lata* überhört sein. Dennoch ist zu behaupten: ohne dringende Gründe aus der Einzelentstehung einer Norm soll man die letztere selbst nicht in einem Sinn auslegen zuwider natürlichen Rechtsbedürfnissen und -ideen, namentlich wenn sie ziemlich allgemein sonst erkannt und anerkannt sind.

Demnach schiene mir die Interpretation, ein schweigen- des Gesetz schliesse prinzipiell Notrecht aus, unzutreffend. Ebenso aber die Annahme eines unbeschränkten Notrechts. Denn in der Natur der Sache liegt nur die Notwendigkeit von Massnahmen, die zugleich eilig, zweckmässig, nicht härter als ein abzuwendender Schaden selbst, sind und dabei ihre Rechtfertigung im dringenden Bedürfnis der Staatssicherheit oder der Abwendung bedeutsamer Schädigung oder Wohlfahrtsversäumnis finden.

Das ständische Prinzip (Gewaltenteilung) ergibt ferner, wie ich bei Auslegung der badischen Verfassung weiter-

⁹⁾ Vgl. hierzu Berolzheimer, Rechts- und Wirtschaftsphilosophie II S. 17 nebst der in Note 5 da zitierten Stelle Bierlings.

¹⁰⁾ Mit Recht sagt Thoma (Verwaltungsarchiv Band 20 S. 452), der Weg zu natürlichen Rechtssätzen (im Sinn von aus dem positiven Recht abgeleiteten Grundsätzen aller Gesetzgebungen) müsse durch die positiven Rechte hindurchführen, nicht von der Höhe begrifflicher Unterscheidungen und löblicher Ansichten über die Erfordernisse der Rechtsstaatsidee am positiven Recht vorbei.

gehenden Ansichten gegenüber hervorhob,¹¹⁾ dass eine Notverordnung nicht bei versammeltem Parlament erlassen werden kann, wenn nicht eine Spezialbestimmung es gestattet, und dass ihr Charakter, als provisorischer, sich an dessen Nichttagungszeit anknüpft, daher auch die Geltungsdauer nicht über Anlass und Zweck hinausgehen soll, also nicht über die nächste Tagung. Die reichsrechtlichen Zulassungen (s. oben IV) gingen weiter, indem in Spezialfällen der Erlass auch bei versammeltem Reichstag und der Verfall erst bei versagter Genehmigung vorgesehen wird.

Die Tendenz des konstitutionellen Staats, welcher die Rechtsgarantie der Verantwortlichkeit in dieser Materie manchmal durch die Vorschrift der Kontrasignatur aller Minister zugleich erhöhte, geht in Deutschland¹²⁾ zweifellos auf Einschränkung der selbständigen Regierungs-Verordnungsrechte. Gewiss kann auch die ausdrückliche Versagung jeden Notrechts contra naturam status zum positiven Recht gemacht werden. So allgemein geschah dies nicht, wohl aber in einzelnen Konstitutionen für den Bereich des ganzen Verfassungsrechts. Verfassungsänderungen werden auch in der Tat selten so eilig sein, dass nicht eine Parlamentsberufung möglich wäre. Die Einschränkung hing jedoch mehr mit dem Streben, innerpolitische Umwälzungen im Rechtsgewande auszuschliessen, zusammen, gegen welche nach der Erfahrung, namentlich der Bewegungs- und Reaktionsjahre, jedoch kein Rechtssatz allein — weder nach der regierenden, noch nach der regierten Seite — ausreicht. Hier ist die Pflege des inneren Friedens und Gleichgewichts, für äusserste Notfälle aber die Aufrechthaltung tatsächlicher Macht, allerdings wichtiger, als jede Rechtsnorm.

¹¹⁾ Vgl. meine Darlegung in Poseiners Verfassungen des Erdballs Ziffer 8 (Baden) zu § 66 der Verfassung, Note 6.

¹²⁾ Kohler, Lehrbuch der Rechtsphilosophie (Berlin 1909, S. 159), betont mit Recht, dass die Neigung der Völker das Staatswesen differenziere. Die hierländische geht dahin, von den Regierungen sehr viel zu verlangen, sie moralisch für alles Mögliche verantwortlich zu machen, aber in den Mitteln rechtlicher Macht tunlichst zu beschränken, was natürlich schwer zusammenpasst. Namentlich unser Kolonialwesen redet darüber eine beredte Sprache.

Freie Rechtsprechung und die athenische Demokratie.

Von

Dr. Paul Vinogradoff,

Corpus-Professor der Rechte, Oxford.

Es kommt nicht selten vor, dass moderne Probleme bereits im griechischen Altertum in eingreifender Weise gestellt und behandelt worden sind. So steht es unter anderem mit dem Problem der freien Rechtsprechung, welche an die Stelle einer mechanischen Paragraphenanwendung und einer rein dialektischen Paragraphenerweiterung eine allseitige Abwägung von Umständen und Beweggründen setzen möchte. Wohl nie ist diese Art von juristischer Behandlung so vielfältig und merkwürdig ausgestaltet worden wie bei den Griechen, namentlich bei den Athenern. Wie sehr auch die Rechtsprechung der Dikasterien der analytischen Virtuosität der römischen Fachjurisprudenz nachstehen mag, in moralischer Feinfühligkeit war sie derselben vielfach überlegen. Die heliastische Gerichtsorganisation war bekanntlich danach eingerichtet, durch Summierung der Eindrücke einer grösseren Anzahl von Bürgern die öffentliche Meinung der Stadt in bezug auf eine Rechtssache zu formulieren. Die Analogie der modernen Geschworenengerichte verdeutlicht den Standpunkt einer solchen Organisation, obgleich natürlich der Wirkungskreis der Heliasten viel umfassender und ihre Zusammensetzung von den Einflüssen der „grossen Zahlen“ abhängig war. Ich möchte in diesem Zusammenhange auf einige Eigentümlichkeiten in der Auffassung juristischer Fragen durch demokratische Richter hinweisen: die Sache scheint mir, obgleich öfters behandelt, doch zu weiterem Nachdenken Anlass zu geben.

Der zentrale Begriff dieser Rechtsprechung ist die von Philosophen wie von Rednern oft angerufene *ἐπιείκεια*. Dieselbe wird von den Neueren im Sinne von Billigkeit oder *aequitas* aufgefasst, und in mancher Hinsicht sind diese Begriffe miteinander verwandt. Die Hauptaufgabe der *ἐπιείκεια* besteht aber nicht in der Zumessung von gleichen oder proportionellen Grössen, welche wohl den Grundzug der *aequitas* ausmacht und im Spruche: „Was dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig“ für den Gebrauch von Billigkeit charakteristisch ist. Diese Idee der Gegenseitigkeit fand bei den Griechen eine gebührende Würdigung in der Lehre vom *ἵσον*, als einer Form der Gerechtig-

keit.¹⁾ Im allgemeinen Gebrauch des Wortes ἐπιείκεια liegt dagegen die Hinweisung auf einen gewissen Ueberschuss, auf Bereitwilligkeit ein „Uebrigcs“ zu gönnen. Der Ausdruck wird von Aristoteles als eine Korrektioii des Gesetzlichen durch Erweiterung desselben erläutert.²⁾ Er grenzt an πραότης,³⁾ Nachsicht, und wird zur Uebersetzung des lateinischen Clementia benutzt.⁴⁾ Bei Isokrates finden wir ihn zur Bezeichnung der Grossmut des Volkes gebraucht.⁵⁾ In der Rede gegen Kallimachos ermahnt derselbe Rhetor die Richter weder Gunst (χάρις) noch Gnade (ἐπιείκεια) walten zu lassen, sondern ihrem Eide gemäss das Urteil abzugeben.⁶⁾ In dem Prozesse des Mantitheus gegen Boiotos lässt Demosthenes den Kläger sagen, dass er an dem Spruche der Schiedsrichter festhalten wolle, obgleich es sich in der Regel nicht zieme, derartige Entscheidungen genau zur Geltung zu bringen.⁷⁾ Im Sinne des Wortes liegt offenbar die Vorstellung von Liberalität, Hochsinnigkeit, und damit stimmt der Gebrauch des Ausdruckes in politischer Bedeutung, um die hochsinnigen Führer der gesunden Demokratie im Gegensatze zu den Demagogen zu bezeichnen.⁸⁾

Einen juristischen Inhalt erhält der Ausdruck im Zusammenhange mit dem Problem der Anwendung der Rechtsregeln, welches den athenischen Geschworenen in besonderer Schärfe sich darbot. Sie waren durch ihren Eid an die strenge Befolgung der Gesetze gebunden, es ging aber durch das gesetzte Recht ein Zug von altertümlicher Unbehilflichkeit, der in der Praxis zu Missverständnissen und Streitigkeiten führte⁹⁾. Ohnehin passten Drakonische und Solonische Vorschriften schlecht ins V. und IV. Jahrhundert, da es in allen Gebieten des Volkslebens infolge von politischen Katastrophen und fortschreitender individualistischer Kultur gewaltig gährte¹⁰⁾. Es wurde zwar zuweilen von der Rechtsphilosophie des IV. Jahrhunderts als Ideal hingestellt, dass die Gesetzgebung alle gesellschaftlichen Verhältnisse

1) Eth. Nik. V, 1, 1129^a.

2) Eth. Nik. V, § 10, p. 1137^b: ἔστιν αὕτη ἡ φύσις τοῦ ἐπιεικοῦς ἐπανόρθωμα νόμου, ἧ ἑλλείπει διὰ τὸ καθόλον.

3) Plut. Pericles, 39.

4) Plut. Caesar, 57.

5) Isokrates, Areop. § 68.

6) Παραγραφή πρὸς Καλλίμαχον, § 34.

7) Dem. geg. Boiotos, I, § 40.

8) Ath. Pol. 26, 28.

9) Ath. Pol. 9.

10) Vgl. Hirzel, Νόμος ἄγραφος in den Abh. der Sächs. Ges. der Wissenschaften, phil. hist. Klasse, XX, 56; Gomperz, Griechische Denker, I, 325.

so genau und bestimmt wie möglich umfassen solle, damit den Richtern die geringste Bewegungsfreiheit beim Fällen der Entscheidungen verbleibe¹¹⁾. Aber derartige Wünsche wurden selbst in theoretischen Schriften keineswegs konsequent durchgeführt und der wirklichen Sachlage entsprachen sie mit nichts. Im Grunde wurde die Forderung zur Rückkehr zu scharf formulierten Gesetzen eben durch die Schwankungen in der Anwendung der bestehenden primitiven Gesetzschriften von Seite einer höchst empfindlichen und launenvollen Menge hervorgerufen.

Insofern die Gesetze offenbare Lücken enthielten, liessen sich fortschrittliche Rechtsgedanken in den Entscheidungen der Gerichte auf Grund des Gerechtigkeitsprinzips (γνώμη δικαιοσύνης) unmittelbar zur Geltung bringen. Wo aber Gesetzregeln, wenn auch unentwickelte, existierten, konnte der Gegensatz zwischen den altertümlichen Formeln und den Forderungen des Lebens nur auf dem Wege einer „hochsinnigen“ Interpretation überwunden werden, und der eigentliche Zweck der ἐπιείκεια im juristischen Sinne war eben, eine Anleitung zur vernünftigen Anwendung der Gesetze zu geben.

Eine Reihe von Einzelheiten in der bekannten Darstellung der Rhetorik des Aristoteles lässt sich von diesem Gesichtspunkte aus gruppieren¹²⁾. Wir hören, dass es nicht „hochsinnig“ sei, sich an das äussere Resultat zu halten: man müsse zwischen Unglück, Ungeschicklichkeit und Untat wohl scheiden, die Absicht mehr als die Tat berücksichtigen, menschliche Schwächen mit Nachsicht beurteilen, die ganze Anlage eines Menschen und nicht dessen einzelne Handlungen in Anschlag bringen, Wohltaten mehr als Unbill zu schätzen und erhaltene Dienste höher als erwiesene in Rechnung zu bringen. Langmuth gegenüber Herausforderungen und Streben nach moralischer Genugthuung eher als nach materieller Bestrafung des Gegners seien auch Kennzeichen des Hochsinns. Alle diese Bemerkungen gelten namentlich der Behandlung strafrechtlicher Fragen unter dem Einfluss von ethischen Rücksichten. Hochsinnige Behandlung der Gesetze im Gegensatz zu kleinlichem Pedantismus wird aber auch als umsichtige Auslegung aufgefasst. Man soll mehr auf den allgemeinen Inhalt derselben als auf Teilbestimmungen acht geben und die Absichten des Gesetzgebers ermitteln¹³⁾.

¹¹⁾ Arist. Rhet. I, 1, § 6: προσήκει τοὺς ὁρθῶς κειμένους νόμους, ὅσα ἐνδέχεται, παντὰ διορθεῖν αὐτούς, καὶ ὅτι ἐλάχιστα καταλείπειν ἐπὶ τοῖς κρίνουσι.

¹²⁾ Rhet. I, 13, §§ 16, 17, 18.

¹³⁾ § 17: μὴ πρὸς τὸν λόγον ἀλλὰ πρὸς τὴν διάνοιαν τοῦ νομοθέτου — καὶ μὴ πρὸς τὸ μέρος ἀλλὰ πρὸς τὸ ὅλον.

Diese Interpretationsregeln passen sowohl auf privatrechtliche und verfassungsrechtliche wie strafrechtliche Bestimmungen.

Die Lehre von der hochsinnigen Anwendung des Rechts wird auch mit einer bedeutsamen logischen Betrachtung verknüpft. Jede Gesetzesnorm wäre als solche in der Praxis unzulänglich, denn sie bilde nur eine allgemeine Formel, während die Erscheinungen des Lebens in bunter Fülle und beständigem Fluss sich melden¹⁴). Was in einem Zeitraum vernünftige Regel war, kann im weiteren Verlauf der Entwicklung zum schädlichen Hemmnis und zu offener Ungerechtigkeit ausarten; was Durchschnittsregeln entspricht, passt eben deshalb schlecht auf eigentümliche Fälle; was als allgemeine Bestimmung hingestellt ist, kann im Voraus nicht in endlose Einzelheiten zerlegt werden¹⁵), und groben Missgriffen kann nur durch hochsinnige Auslegung vorgebeugt werden: bestrafe das Gesetz das Schlagen mit bewaffneter Hand, so wäre es unmöglich, alle Arten und Grössen der Waffen im Voraus aufzuzählen und doch wäre es sinnlos, einen Ring am Finger des Schlägers als Waffe aufzufassen, wenn das auch von rein sprachlichem Standpunkt angehe.

Es ist einleuchtend, dass diese Lehre von der hochsinnigen Rechtsanwendung den Richtern die Handhabe zur freien Behandlung des Rechts schuf, und die den Ueberzeugungsmitteln (ἐνθυμήματα) gewidmeten Abschnitte der Rhetorik waren auf eine solche freie Rechtsprechung angelegt. Die Studierenden erhalten Anweisung, wie man für und wider die Aufrechthaltung von Verträgen plaidieren kann, wie die Richtereidesformel zugunsten einer freien Rechtsprechung auszulegen sei¹⁶) usw.

Die uns erhaltenen Gerichtsreden bieten bekanntlich reichliches Material, um diese theoretischen Fingerzeige zu illustrieren. Ich möchte auf ein paar Beispiele hinweisen, welchen der Stempel

¹⁴) Plato, Staatsman, 294a: "Ὅτι νόμος οὐκ ἂν ποτε δύναιτο τὸ τε ἄριστον καὶ τὸ δικαιοτάτον ἀκριβῶς ἅμα πᾶσιν περιλαβὼν τὸ βέλτιστον ἐπιτάττειν αἱ γὰρ ἀνομοιότητες τῶν τε ἀνθρώπων καὶ τῶν πραγμάτων καὶ τὸ μηδέποτε μηδὲν, ὡς ἔπος εἰπείν, ἡσυχίαν ἄγειν τῶν ἀνθρωπίνων οὐδὲν ἔωσιν ἀπλοῦν ἐν οὐδενὶ περὶ ἀπάντων καὶ ἐπὶ πάντα τὸν χρόνον ἀποφαίνεσθαι τέγγην οὐδ' ἡγνινοῦν.

¹⁵) Arist. Rhet. I, 13, p. 1374a: τὸ γὰρ ἐπεικὲς δοκεῖ δίκαιον εἶναι, ἔστιν δὲ ἐπεικὲς τὸ παρὰ τὸν γεγραμμένον νόμον δίκαιον. συμβαίνει δὲ τοῦτο τὰ μὲν ἔχόντων τὰ δὲ ἀκόντων τῶν νομοθετῶν, ἀκόντων μὲν ὅταν λάθῃ, ἔχόντων δ' ὅταν μὴ δύνωνται διορίσαι, ἀλλ' ἀναγκαῖον μὲν ἢ καθόλου εἰπείν, μὴ ἢ δέ, ἀλλ' ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ. καὶ ὅσα μὴ ῥ' αἰδίων διορίσαι δι' ἀπειρίαν, οἷον τὸ τρώσαι σιδήρῳ πηλίκῳ καὶ ποίῳ τίνι, ὑπολείπει γὰρ ἂν ὁ αἰὼν διαριθμοῦντα. ἂν οὖν ἢ ἀόριστον, δέῃ δὲ νομοθετῆσαι, ἀνάγκη, ἀπλῶς εἰπείν, ὥστε καὶ δακτύλιον ἔχων ἐπάρηται τὴν χειρὰ ἢ πατάξῃ, κατὰ μὲν τὸν γεγραμμένον νόμον ἔνοχος ἔσται καὶ ἀδικεῖ, κατὰ δὲ τὸ ἀληθὲς οὐκ ἀδικεῖ, καὶ τὸ ἐπεικὲς τοῦτο ἐστίν.

¹⁶) Rhet. I, 15, § 10.

der ἐπεικεία besonders scharf aufgedrückt ist. Wie eben gesagt, ergaben Verträge einen ausgiebigen Grund zu Streitigkeiten zwischen Parteien, welche auf pünktlicher Innehaltung derselben bestanden und Vertretern einer freieren Interpretation. Isokrates erklärt als charakteristisch für die gute alte Zeit, dass Verträge nicht noch allerlei Nebenrücksichten (ἐπεικείαι), sondern streng dem Gesetz und ihrem Wortlaut gemäss behandelt wurden¹⁷⁾. In zwei Reden des Demosthenes wird die gesetzliche Regel der absolut bindenden Kraft von Verträgen verteidigt. Die politische und ökonomische Wichtigkeit dieser Vertragstreue wird beidesmal eindringlich eingeschärft¹⁸⁾. Aber in der Rede gegen Phormion hat Demosthenes' Klient gegen das Herausgreifen einer einzelnen Bestimmung zugunsten einer allseitigen Berücksichtigung der Bedingungen zu kämpfen¹⁹⁾; und tritt daher selbst in gewisser Hinsicht für Billigkeit ein. In der Rede gegen Dionysodorus dagegen dringt der Kläger auf buchstäbliche Erfüllung, die jede Abfindung auf Grund veränderter Umstände verwirft. Der Beklagte steht bereit, das geliehene Kapital mit Zinsen zu bezahlen, aber sein Schiff sei nach Rhodos durch Ungewitter verschlagen worden und er möchte für die Fahrt bis Rhodos abrechnen und von der Konventionalstrafe wegen Nichtrückführung des Schiffes nach Athen befreit werden²⁰⁾. Es ist uns freilich unmöglich, ein Urteil über die faktischen Voraussetzungen des Streites zu bilden, aber es ist genügend klar, dass der Schuldner sich lediglich auf unvorhergesehene Umstände berufen konnte und auf die Nachsicht der Geschworenen rechnete.

Ein höchst interessanter Versuch, die Geschworenen zu einer „hochsinnigen“ Auffassung einer Vertragsschuld wird in Hypereides' Rede gegen Athenogenes gemacht. Der Kläger ersucht die Nichtigkeitserklärung eines mit Athenogenes abgeschlossenen Kaufes wegen Betruges von seiten des Verkäufers zu erwirken. Er leugnet nicht, dass er ein Parfümeriegeschäft mit dem dazu gehörigen Verwalter von Athenogenes gekauft habe, aber er hätte das unter dem Einflusse einer Dirne, der Geliebten des Athenogenes, getan, und er wäre auf listige Weise hintergangen worden, da ihm die auf dem Unternehmen lastenden Schulden verhehlt worden waren. Ausser der Berufung auf die eigene Torheit, welche mit der Abhängigkeit eines von einem Weibe

¹⁷⁾ Areopag. 39: τοὺς περὶ τῶν συμβολαίων κρίνοντας οὐ ταῖς ἐπεικείαις. χρωμένους ἀλλὰ τοῖς νόμοις πειθόμενους.

¹⁸⁾ Orationes XXXIV, LVI.

¹⁹⁾ Or. XXXIV, § 33: ἀμφισβητεῖς πρὸς ἓν ῥῆμα τῶν ἐν τῇ συγγραφῇ.

²⁰⁾ Or. LVI, § 26: οὐδ' ἐστὶν ἡμῖν οὐδὲν κυριώτερον τῆς συγγραφῆς.

beeinflussten Erblassers verglichen wird, beruft sich der Kläger auf die Analogie von einschränkenden Bestimmungen bei verschiedenen Rechtsregeln. So ist es notwendig, beim Verkauf eines Sklaven, den Käufer auf dessen Krankheiten aufmerksam zu machen: um so mehr hätte der Verkäufer des Midias dessen verschwenderische Wirtschaft klarlegen sollen. Wenn das Gesetz verlangt, dass man bei rechter Eheschliessung das Weib dem Manne verloben müsse, so setzt es voraus, dass das Verlöbniß durch den Vater, Bruder oder einen anderen berechtigten Verwandten vollzogen werde, und falls ein Unzuständiger handelte, käme trotz der Zeremonie kein Verlöbniß zustande: in derselben Weise müsse das absolut ausgedrückte Gebot der Gültigkeit von Verträgen durch die Qualifikation, falls dieselben rechtmässig seien, vervollständigt werden.²¹⁾ Diese Auseinandersetzung erscheint, vom Standpunkte eines entwickelten Rechtes betrachtet, sophistisch und überspannt. Es wäre aber falsch, wegen der zweifelhaften Einzelheiten den juristisch gesunden Kern von Hypereides' Argumentation zu übersehen. Es handelte sich in der Sache um nichts geringeres als um den Versuch, eine Lehre von der Anfechtung von Verträgen auf Grund von irreleitenden Angaben durchzuführen.²²⁾ Das besprochene Gesetz war in seiner absoluten Form wirklich nur eine *καθόλου* Formel und daher unzulänglich. Die feinere Zergliederung musste aber nicht von Fachleuten sondern von Volksrichtern mit Hilfe der *ἐπιείκεια* vorgenommen werden.

Ein anderer charakteristischer Fall der modifizierenden Rechtsanwendung wird uns durch Demosthenes' Rede gegen Onetor geboten. Demosthenes hatte seinen Vormund Apbobos wegen unehrlicher Vormundschaftsführung zu Gericht gezogen und dessen Verurteilung erwirkt. Bei der Exekution des Urteils stiess er aber auf einen konkurrierenden Anspruch. Apbobos' Frau hatte sich nämlich von ihrem Manne scheiden lassen und durch ihren Bruder Onetor als *κύριος* ein Gut des Apbobos zum Zwecke der Restitution ihrer Mitgift in Besitz nehmen lassen. Von Demosthenes wird diese Besitznahme als arglistige Massnahme zur Wegschaffung des Vermögens des Apbobos angefochten. Onetor stützte sich auf den Heiratsvertrag seiner Schwester,

²¹⁾ Κατ' Ἀθηνογενους, col. 6: ἐρεῖ δε πρὸς ὑμᾶς αὐτίκα μάλα Ἀθηνογένης ὡς ὁ νόμος λέγει, ὅσα ἂν ἕτερος ἑτέρῳ ὁμολογήσῃ κύρια εἶναι. Τὰ δε δίκαια, ὧ βέλτιστε, τάδε μὴ τοῦναντίον ἀπαγορεύει μὴ κυρία εἶναι. Cf. Beauchet, Droit privé de la République Athénienne, IV, 151 ff.

²²⁾ Dem. Or. XXXI, § 14.

während Demosthenes zur Vollstreckung des zu seinen Gunsten ausgefallenen Urteils das Gut in Beschlag zu nehmen suchte. Um zu seinem Rechte zu kommen, musste er die von Onetor benutzte Hypothek aus dem Wege schaffen und klagte den Gegner wegen Betruges an. Er versäumt aber nicht, die Vorzüge seines Anspruches vom Standpunkte einer hochsinnigen Handhabung des Rechts darzustellen. „Warum solltest Du alles erhalten, während ich, trotz des zu meinen Gunsten ergangenen Urteils des mir als Waise zugefügten Unrechts und der Rückforderung einer wirklichen Mitgift (meiner Mutter) mit leeren Händen ausgehen soll?“²³⁾ Die Rechtsideen einer proportionellen Verteilung einer Vermögensmasse und der Vorzugsstellung von Mündeln werden in der Rede bestimmt angedeutet und durften offenbar auf Anklang bei den Richtern rechnen. Einstweilen gehören aber dieselben ins Gebiet der *ἐπιείκεια*, der aufgeklärten und humanen Rechtsanwendung. Im späteren griechischen Recht finden wir sie aber bestimmt anerkannt.²⁴⁾

Eine andere ausgiebige Quelle zur Beobachtung der populären *ἐπιείκεια* bilden die Erbschaftsprozesse. Aristoteles hat einmal bemerkt, dass die athenischen Geschworenen gewöhnlich den Ansprüchen der Verwandten gegen testamentarische Erben den Vorzug gaben²⁵⁾. Es ist durchaus verkehrt, in dieser Neigung der Richter lediglich eine Betätigung der Unwissenheit und Launenhaftigkeit der athenischen Volksrichter zu erblicken²⁶⁾. Die meisten der diesbezüglichen Prozesse verliefen auf dem Boden der bekannten Solonischen Anfechtungsgründe gegen Testamente. Ausserdem lassen sich in ihnen zuweilen Spuren progressiver Ansichten, welche sich allmählich in den Gerichten Bahn schaffen, beobachten. So zeigt es sich im Verlaufe der berühmten Prozesse um die Erbschaft des Hagnias, dass der Anspruch einer Mutter auf das Erbe des Sohnes, obgleich gesetzlich zurückgedrängt, in der Praxis zur Verstärkung anderer Ansprüche benutzt werden konnte²⁷⁾. Bei einer anderen Gelegenheit betont Isaeos die Unzulässigkeit von Vermächnissen, wenn gesetzliche Erben vorhanden sind. Und doch entwickelt sich bei nachsichtiger Beurteilung der Geschworenen Vermächtnisfreiheit und es ist zu vermuten, dass in dieser Beziehung eine dem älteren römischen Fideikommiss ähnliche Rechtsentwicklung zustande kam²⁸⁾.

²³⁾ Cf. Dareste, *Les plaidoyers Civils de Démosthène*, I, 71.

²⁴⁾ Wyse, *The speeches of Isaeos*, 176ff., et passim.

²⁵⁾ *De hagn. herc.* d. § 17.

²⁶⁾ Isaeos, *Or.* III, § 42 cf. Wyse, *Speeches of Isaeos*, 325.

Indem ich diese gelegentlichen Beobachtungen abbreche, möchte ich zum Schluss noch einmal darauf hinweisen, in welcher eigentümlichen Weise die Idee der Vervollkommenung des positiven Rechts in verschiedenen Systemen sich Geltung verschafft hat. Bei den Römern ist es die weitausblickende Unparteilichkeit der Magistrate, welche Bürgern und Fremden die *aequitas* verschaffte. Im mittelalterlichen Abendland schärfte die Kirche den Gläubigen Gewissensregeln ein, welche weit über die Forderungen des gemeinen Rechtes gingen. Die Griechen empfahlen hochsinnige Handhabung des Rechts durch die souveräne Bürgerschaft. Bei uns Modernen wird das Verlangen nach richtigem Recht wieder rege und es scheint, dass der Staat in seiner Vermittlerrolle innerhalb des weitgezogenen Rahmens der Gesetze soziale Gerechtigkeit walten zu lassen berufen ist.

Hegels Anschauung vom Krieg.

Von

Professor Dr. Theobald Ziegler, Frankfurt a. M.

Auf Michaelis 1795 ist Kants geistreiche kleine Schrift „Zum ewigen Frieden“ erschienen. Sie ist ganz aus dem sittlichen Geist seiner Philosophie heraus geschrieben und von diesem erfüllt, wenn er von dem ewigen Frieden sagt, er sei „keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele beständig näher kommt“. Sie war aber auch zeitgeschichtlich bedingt: am 5. April 1795 war zwischen Frankreich und Preussen der Basler Friede geschlossen worden, für den sie so etwas wie Epilog und Rechtfertigung gewesen ist. Noch mehr aber entsprach sie dem Geist des 18. Jahrhunderts überhaupt, den Anschauungen der Aufklärung, der der Krieg etwas Irrationales und als vernunftwidrig ein Aufzuhebendes war. In ihrem Sinn hielt es Kant mit dem Ausspruch jenes alten Griechen, der meinte, der Krieg sei darin schlimm, dass er mehr böse Leute mache, als er deren wegnehme.

So hat man jedenfalls in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gedacht und empfunden und — daneben doch beständig Krieg geführt. Da kam der Basler Frieden. War das vielleicht der Beginn einer neuen, nun für immer und ewig anbrechenden Friedensperiode? Norddeutschland hat er jedenfalls 11 Jahre lang

den Frieden gebracht und erhalten. Ringsum aber, und nach Ablauf dieser Frist auch in Preussen selbst, hat Napoleon dafür gesorgt, dass die Pforten am Tempel des Janus nicht geschlossen wurden; statt des ewigen Friedens kamen für Europa zwanzig furchtbar schwere Kriegsjahre. So musste die Wirklichkeit des Krieges anerkannt werden, der ewige Friede war tatsächlich „nur eine Idee“, eine Utopie. Sollte man da nicht versuchen, sich auch in seinen Gedanken mit dem Krieg auseinanderzusetzen und zurechtzufinden? Durch die Romantik war das Irrationale salonfähig geworden, warum nicht auch, wie bei Heinrich von Kleist, der irrationale Krieg? Und noch besser, in Anlehnung — nicht an die Romantik, sondern an die Aufklärung selber, sollte nicht der Krieg selbst auch rationalisiert und als ein Vernünftiges begriffen werden können?

Und wirklich findet sich in den nun folgenden Zeiten des Krieges, der schliesslich zu einem Befreiungskrieg der Deutschen gegen Napoleon geworden ist, für Schriften zum ewigen Frieden zunächst kein Bedürfnis und kein Raum mehr. Wohl aber im Gegensatz zu Kant gerade bei den besten und tapfersten Männern jener Jahre eine Verteidigung und Wertschätzung des Krieges, die für unsere Friedensfreunde etwas Empörendes und Erschreckendes haben mag, während wir anderen in einer feminin und weichlich gewordenen Zeit und Welt uns an diesen kräftigeren Tönen vielmehr erfreuen und stärken können.

Ich nenne natürlich als ersten unter diesen Verteidigern des Krieges Schiller, der schon 1803 in der Braut von Messina der Schönheit des Friedens die Ehre des Kriegs zur Seite gestellt und von ihm gerühmt hat:

Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müssige Ruh' ist das Grab des Muts.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg lässt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.

Damit erwies sich Schiller hier wie im Wallenstein und in der Jungfrau von Orleans so recht als ein Prophet seines Volkes und antezipierte 1803, was 1813 wirklich war und kam. Und

so ist es nur natürlich, dass auch der andere, der zu seinem Volk im Prophetenton sprach, dass Fichte ganz ähnlich sich vernehmen liess. Für ihn war es freilich schwerer. Denn 1796 hatte er die Kantische Schrift „Zum ewigen Frieden“ in hohen Tönen gepriesen und von ihrer Hauptidee erklärt, dass sie im Wesen der Vernunft liege und ihre Realisation daher von der Vernunft schlechthin gefordert werde. Anders jetzt, in seinen Vorlesungen vom Sommer 1813, wo er seinen schulgerechten Abschnitt über den Begriff des wahrhaften Krieges einschob. Und hier heisst es nun: „Des Volkes Freiheit und Selbständigkeit ist angegriffen; ohne sie kann einer gar nicht leben wollen, ohne sich für einen Nichtswürdigen zu bekennen; es ist darum jedem aufgegeben der Kampf auf Leben und Tod.“ Und neben den Dichter und Philosophen stellte sich endlich auch der Prediger. In einer seiner tapfersten Predigten, am 28. März 1813, hat Schleiermacher den Krieg gefeiert als „den Wecker der sittlichen Kräfte und den Schöpfer der heiligsten Güter“.

Aber den beiden letztgenannten war Hegel mit seiner von Kant und dem 18. Jahrhundert weit abliegenden und ausdrücklich im Gegensatz zu ihnen aufgestellten Anschauung von der Notwendigkeit und dem Wert des Krieges um ein volles Jahrzehnt zuvorgekommen; und was er sagte, sagte er nicht getragen von dichterischem Schwung oder hingerissen von der drängenden Wucht der Stunde, sondern im ruhigen Fluss des philosophischen Vortrags, lehrhaft und ohne alles Pathos.

Mehr als man es heute weiss und kennt, finden sich in den Werken Hegels zahlreiche Auseinandersetzungen mit Kant. Heinrich Eber hat in seiner Schrift über „Hegels Ethik in ihrer Entwicklung bis zur Phänomenologie“ (1909) im Anschluss an Dilthey gezeigt, wie diese Auseinandersetzungen Hegels Jugendschriften durchziehen und seine ganze philosophische Entwicklung bestimmen. Das Verhältnis war anfangs durchaus positiv, ein Verhältnis schlechthiniger Abhängigkeit; allmählich wurde es gegensätzlich, und an diesem Gegensatz zu Kant hat sich dann Hegel seinen eigenen philosophischen Standpunkt erarbeitet, wie er in der Phänomenologie von 1806 in der Hauptsache fertig vor uns steht. Namentlich die ethischen Partien dieses genialen Jugendwerks sind erfüllt vom Gegensatz zu Kant, und die Kritik, die sein Verfasser an dessen praktischer Philosophie übt, trifft deren schwache Stellen mit einer bis heute noch nicht übertroffenen Schärfe und Meisterschaft. Aber nicht bloss in den uns durch Nohl bekannt gewordenen theologischen Jugendschriften,

sondern auch in der Oeffentlichkeit trat der Gegensatz schon vor der Phänomenologie an den Tag — in zwei grösseren Abhandlungen in dem von Hegel und Schelling gemeinsam geschriebenen Kritischen Journal der Philosophie aus den Jahren 1802 und 1803. Als Religionsphilosoph setzt Hegel sich in dem Aufsatz über „Glauben und Wissen“ mit der Kantischen, Jacobischen und Fichteschen „Reflexionsphilosophie der Subjektivität“, rechtsphilosophisch in dem Aufsatz „über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts“ mit Hobbes als dem Vertreter der empirischen und mit Kant und Fichte als den Vertretern der reflektierten Ethik und Rechtsphilosophie scharf polemisch auseinander.

In dieser zweiten Abhandlung kommt nun zum ersten Mal bei Hegel der Gedanke, dass der Krieg ein Notwendiges und Wertvolles sei. Das erstere liegt im Begriff des Volkes als einer sittlichen Totalität oder Individualität. Die Beziehung von Individualität zu Individualität ist entweder die positive des ruhigen, gleichen Nebeneinanderbestehens im Frieden oder die negative des Ausschliessens der einen durch die andere im Krieg. Beide Beziehungen sind notwendig, weil im Begriff selbst gegeben. Und auch die Tugend der Tapferkeit lässt diese negative Seite als vernünftig und damit den Krieg als notwendig erkennen. Als notwendig und vernünftig ist er aber auch wertvoll; denn er erhält die Gesundheit der Völker in ihrer Indifferenz gegen die Bestimmtheiten und gegen das Angewöhnen und Festwerden derselben, ebenso wie die Bewegung der Winde die Seen vor der Fäulnis bewahrt, in welche sie eine dauernde Stille, wie die Völker ein dauernder oder gar „ein ewiger Frieden“ versetzen würde. Diese von Hegel selbst herrührenden Anführungszeichen wollen das Gesagte als ausdrückliche Opposition gegen Kants Schrift kenntlich machen. Geschrieben aber waren die Sätze fast gleichzeitig mit den oben zitierten Versen in der Braut von Messina: „Denn der Mensch verkümmert im Frieden“. Hat Hegel vielleicht deren erster Aufführung in Weimar am 19. März 1803 beigewohnt und unter dem Eindruck derselben diese Stelle über den Krieg sofort seinem noch nicht abgeschlossenen Aufsatz einverleibt? Aus den Briefen ist darüber nichts zu ersehen.

Ohne Beziehung auf Kant, aber mit einer ganz neuen Nuance findet sich dieselbe Wertschätzung des Krieges in der Phänomenologie von 1806; doch ist die Stelle noch vor Ausbruch des Krieges und vor der Schlacht bei Jena geschrieben. Hier heisst es in dem Abschnitt über die sittliche Welt: Um das Gemeinwesen nicht in das negative Wesen sich isolierender

Systeme, des Arbeitens, des Erwerbens und des Geniessens, „einwurzeln und festwerden, hierdurch das Ganze auseinanderfallen und den Geist verfliegen zu lassen, hat die Regierung es in seinem Innern von Zeit zu Zeit durch die Kriege zu erschüttern, seine sich zurechtgemachte Ordnung und Recht der Selbständigkeit dadurch zu verletzen und zu verwirren, den Individuen aber, die sich darin vertiefend vom Ganzen losreissen und dem unverletzlichen Fürsichsein und der Sicherheit der Person zustreben, in jener auferlegten Arbeit ihren Herrn, den Tod, zu fühlen zu geben. Der Geist wehrt durch diese Auflösung der Form des Bestehens das Versinken in das natürliche Dasein aus dem sittlichen ab, und erhält und erhebt das Selbst seines Bewusstseins in die Freiheit und in seine Kraft.“ Alles erhebt er zum Ungemeinen, in die Freiheit und in die Kraft, er lässt nicht versinken, den Geist nicht verfliegen, das Ganze nicht auseinanderfallen: das ist der Wert und der Segen des Krieges, das beweist seine Vernünftigkeit und Notwendigkeit. Was aber notwendig und vernünftig ist, das muss man auch wollen. Deshalb sollen die Kriege nicht vom Zufall erwartet, sondern künstlich und absichtlich selbst herbeigeführt werden. Dies zu tun ist Sache der Regierung, in der das Gemeinwesen seine wirkliche Lebendigkeit hat; sie hat daher auch das Recht und die Pflicht, ihrem Volk von Zeit zu Zeit den Segen des Krieges zu bescheren.

Diesen ungeheuerlichen, aus dem Geist des aufgeklärten Despotismus herausgeborenen, übrigens auch an Platon erinnernden, der Gewaltsamkeit des Idealismus überhaupt naheliegenden Gedanken — Fichte könnte ihn auch ausgesprochen haben — hat Hegel glücklicherweise nicht weiter verfolgt, in den „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ vom Jahr 1821 ist davon keine Rede mehr. Wohl aber ist die Anschauung von der Notwendigkeit und dem Wert des Krieges, nun zum dritten Mal, auch hier festgehalten und die Beziehung auf Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“ wieder aufgenommen, die Stelle aus dem Aufsatz über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts wird sogar wörtlich zitiert und aufs neue gutgeheissen. In den „Zusätzen“, d. h. in den im Kolleg mündlich gegebenen Erläuterungen zu den Paragraphen, heisst es: „Ewiger Friede wird häufig als ein Ideal gefordert, worauf die Menschheit zugehen müsse. Kant hat so einen Fürstenbund vorgeschlagen, der die Streitigkeiten der Staaten schlichten sollte, und“ — fügt Hegel mit der ihm eigenen leisen Ironie hinzu — „die heilige Allianz hatte die Absicht, ungefähr ein solches Institut zu sein. Allein der Staat ist ein Individuum, und in der Individualität ist die Negation

wesentlich enthalten. Wenn also auch eine Anzahl von Staaten sich zu einer Familie macht, so mus sich dieser Verein als Individualität einen Gegensatz kreieren und einen Feind erzeugen“. Jene Kantische Idee ist aber deswegen utopisch, weil es keinen Prätor gibt zwischen Staaten und der Kantische Staatenbund die Einstimmung der Staaten zur Voraussetzung hat, die auf moralischen, religiösen oder sonst welchen Gründen und Rücksichten beruht, also immer mit Zufälligkeit behaftet bleibt.

Im Gegensatz dazu erklärt es Hegel für Pflicht des Staates als Individualität, durch Gefahr und Aufopferung des Eigentums und Lebens seine Unabhängigkeit und Souveränität zu erhalten. Darin liegt „das sittliche Moment des Krieges, der also nicht als absolutes Uebel und als eine bloss äusserliche Zufälligkeit zu betrachten ist, welche in den Leidenschaften der Machthabenden oder der Völker, in Ungerechtigkeiten und überhaupt in solchem, das nicht sein soll, seinen somit selbst zufälligen Grund habe“. „Was von der Natur des Zufälligen ist“, sagt Hegel prinzipiell, „dem widerfährt das Zufällige, und dieses Schicksal eben ist somit die Notwendigkeit, — wie überhaupt der Begriff und die Philosophie den Gesichtspunkt der blossen Zufälligkeit verschwinden macht und in ihr, als dem Schein, ihr Wesen, die Notwendigkeit, erkennt“. Das Endliche, Besitz und Leben, muss als Zufälliges gesetzt werden, weil dies der Begriff des Endlichen ist; alles Endliche ist sterblich und vergänglich. Im sittlichen Wesen aber — und das ist für Hegel der Staat — muss diese Naturnotwendigkeit zu einem Werke der Freiheit, einem Sittlichen erhoben werden, die Vergänglichkeit wird hier ein gewolltes Vorübergehen. In diesem Sinn ist der Krieg der Zustand, in welchem mit der Eitelkeit der zeitlichen Güter und Dinge Ernst gemacht wird, das Moment, „worin die Idealität des Besonderen ihr Recht erhält und Wirklichkeit wird“. Das ist seine „höhere Bedeutung“. Einwände liegen hier nahe genug. Aber um so wahrer und hübscher ist, was Hegel, wiederum mit stechender Ironie, im Kolleg zum Abschluss dieses Gedankengangs gesagt hat: „Man hört so viel auf den Kanzeln von der Unsicherheit, Eitelkeit und Unstetigkeit zeitlicher Dinge sprechen; aber jeder denkt dabei, so gerührt er auch ist: ich werde doch das Meinige behalten. Kommt nun aber diese Unsicherheit in Form von Husaren mit blanken Säbeln wirklich zur Sprache und ist es Ernst damit, dann wendet sich jene gerührte Erbaulichkeit, die alles vorhersagte, dazu, Flüche über die Eroberer auszusprechen“.

Das alles handelt Hegel im Kapitel vom inneren Staatsrecht ab. Deswegen beruft er sich hier auch auf die geschichtliche Erscheinung, dass Völker, die die Souveränität nach innen nicht ertragen wollen, von anderen unterjocht werden und mit um so weniger Erfolg und Ehre sich für ihre Unabhängigkeit bemüht haben, je weniger es nach innen zu einer ersten¹⁾ Einrichtung der Staatsgewalt kommen konnte: „ihre Freiheit ist gestorben an der Furcht zu sterben“. Wenn er dabei auf die „geschichtliche Erscheinung“ hinweist, dass glückliche Kriege innere Unruhen verhindert und die innere Staatsmacht befestigt haben, so erinnert das an jenen unglücklichen Passus der Phänomenologie, zeigt aber, wie Hegel an die Stelle des absichtlichen und gewalttätigen Hervorrufens von Kriegen nunmehr einfach die Tatsache und die Geschichte setzt, die uns die gute Wirkung eines — N.B. glücklichen — Krieges für das innere Leben des Staats und Volks und damit das Vernünftige daran erkennen lässt.

Und noch auf eine zweite Art biegt er den Gedanken der Phänomenologie um. Der Grundsatz des äusseren Staatsrechts (= Völkerrechts) ist, dass die Traktate gehalten werden sollen. Aber diese Bestimmung ist eben nur ein Sollen. Deswegen geraten die Staaten immer wieder in Streit, der nur durch Krieg entschieden werden kann. Welche Verletzungen der Verträge, deren in ihrem weit umfassenden Bereich und bei den vielseitigen Beziehungen durch ihre Angehörigen leicht und in Menge vorkommen können, als Bruch des Traktats oder als Verletzung der gegenseitigen Anerkennung und Ehre anzusehen sind, bleibt ein an sich Unbestimmbares, indem ein Staat seine Unendlichkeit und Ehre in jede seiner Einzelheiten legen kann und um so mehr zu dieser Reizbarkeit geneigt ist, je mehr eine kräftige Individualität durch lange innere Ruhe dazu getrieben wird, sich einen Stoff der Tätigkeit nach aussen zu suchen und zu schaffen. Schon die Vorstellung von einer solchen Verletzung als einer von einem andern Staate drohenden Gefahr kann die Ursache eines Krieges werden.

Uebrigens bleibt auch im Kriege noch ein Band — die völkerrechtliche Bestimmung, dass die Gesandten respektiert und er überhaupt nicht gegen die inneren Institutionen und das friedliche Familien- und Privatleben, nicht gegen die Privatpersonen geführt werde. Damit ist mitten im Krieg die Möglichkeit des Friedens erhalten, der Krieg als ein Vorübergehenssollendes bestimmt. Die Hauptsache aber beruht auch hier „auf den Sitten

¹⁾ Festen? rechten? „Ersten“ passt nicht in den Zusammenhang (§ 324).

der Nationen, als der inneren unter allen Verhältnissen sich erhaltenden Allgemeinheit des Betragens“, ein Gedanke, der ja die ganze Staatslehre Hegels beherrscht und durchzieht.

In einem Anhang seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“ hat Kant ausführlich „über die Misshelligkeit zwischen der Moral und der Politik in Absicht auf den ewigen Frieden“ gesprochen. Natürlich heisst es bei ihm: es herrsche Gerechtigkeit, die Schelme in der Welt mögen auch insgesamt darüber zu Grunde gehen; denn nicht um Wohlfahrt und Glückseligkeit des Staates darf es sich handeln, sondern immer nur ums Sollen, dessen Prinzip a priori durch reine Vernunft gegeben ist, die physischen Folgen daraus mögen sein, welche sie wollen. Auch dagegen polemisiert Hegel. Er sieht in der Ansicht von einem vermeintlichen Widerstreit zwischen Politik und Moral nur die Seichtigkeit der Vorstellungen von Moralität, von der Natur des Staates und dessen Verhältnis zum moralischen Gesichtspunkt. Der Staat ist ja nach ihm die sittliche Substanz selbst, sie in ihrer konkreten Existenz. Daher kann nicht einer der vielen für moralische Gebote gehaltenen allgemeinen Gedanken, also auch nicht der kategorische Imperativ Kants, Prinzip seines Handelns und Benehmens sein. Oder anders ausgedrückt; der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee, der sittliche Geist als der offenbare; also ist es eben nur wieder die schlechte Reflexionsphilosophie der Subjektivität, welche einen solchen Gegensatz, eine Misshelligkeit zwischen Moral und Politik statuieren kann. An der Sitte hat der Staat seine unmittelbare, an dem Selbstbewusstsein des Einzelnen, dem Wissen und der Tätigkeit desselben seine vermittelte Existenz. Mitglied des Staats zu sein ist daher die höchste Pflicht, staatsbürgerliche Gesinnung die höchste Tugend, Pietät gegen den Staat die in Empfindung sich benehmende Sittlichkeit.

Ob das alles mit unseren heutigen Gedanken zusammengeht, ist hier nicht zu untersuchen. Nur darauf sei zum Schluss hingewiesen, dass wir mit der Forderung staatsbürgerlicher Erziehung entschieden wieder zu Hegel'schen Gedanken und Anschauungen zurückkehren, in dem Sinn, wie er es in der Geschichte der Philosophie formuliert hat: „Das Wesen des neuen Staates ist, dass das Allgemeine verbunden sei mit der vollen Freiheit der Besonderheit und dem Wohlergehen der Individuen.“ Dass diese Erziehung zum Staat und zur politischen Tugend durch einen Krieg mächtig gefördert wird, haben wir älteren im Jahre 1870 tatsächlich erlebt: einiger und besser, selbstloser und sittlicher sind wir niemals gewesen als in jener vom Staatsgedanken so ganz erfüllten und für ihn Opfer heischenden Zeit. Dass

dieser grosse Bewegter des Menschengeschicks aber auch im inneren Staatsleben luftreinigend und Gegensätze überwindend wirken kann, an das möchte ich gerade heute mehr glauben als an das Trugbild eines ewigen Friedens, den ich mit Hegel mehr fürchten würde als ich ihn herbeiwünsche. Doch das sind Ketzereien, für die mir auch die Berufung auf Hegel und die Einschränkung, dass darum im einzelnen Fall doch so gehandelt werden kann, als ob ein ewiger Friede zustande kommen sollte, schwerlich wird Absolution verschaffen können. Immerhin, αὐτὸς ἔφα: er hatte wie sein Landsmann Schiller den Mut, von der Notwendigkeit, der Vernünftigkeit, dem Wert und der Ehre des Krieges zu reden, und zwar nicht bloss und nicht erst inmitten der Aufregung eines notwendigen und befreienden Krieges, sondern wie 1802 so 1820 mitten im tiefsten Frieden um ihn her.

Wille und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes.

Von

Dr. Julius Binder,

o. Professor d. R. an der Universität Erlangen.

(Fortsetzung.)

V.

Es ist hier m. E. davon auszugehen, dass es eine Menge von sog. Willenserklärungen gibt, denen die „Rechtsfolgerichtung“, um mich dieses Ausdrucks von Henle zu bedienen, ohne weiteres anzusehen ist, nämlich die W.E. mit ausdrücklich rechtsdispositivem Inhalt. Die Erklärung, ein Grundstück aufzulassen, eine Person zum Erben einzusetzen, eine Erbschaft auszuschlagen u. a. m. hat Rechtsfolgerichtung, und es ist, sobald wir uns darüber klar sind, dass es sich dabei um die Bedeutung der Erklärung und nicht um den Willen des Erklärenden handelt, im Grunde gar nicht veranlasst, weiter zu fragen, ob es sich dabei nur um das Rechtsinstitut im Allgemeinen oder um die einzelnen Rechtssätze handelt: dass die letzteren in der Erklärung nicht bezeichnet werden,¹³³⁾ ist ja

¹³³⁾ Hölder freilich ist der Ansicht, dass die Rechtsfolgen zum Inhalt des Rechtsgeschäft gehören, vgl. z. B. sein letztes Dekanatsprogramm S. 13 f:

ohnehin klar, und so lässt sich wohl sagen, dass die Erklärung durch Angabe des Rechtsinstituts auf dieses mitsamt den einzelnen Rechtssätzen verweist.¹³⁴⁾ Eine solche Erklärung wird im normalen Fall auch gar nicht abgegeben werden, ohne dass der Erklärende das Bewusstsein von der Rechtsfolgerichtung seiner Erklärung hat und sie auch billigt; dass es dem, der die verhängnisvolle Frage des Standesbeamten bejaht, nur um einen wirtschaftlichen Erfolg zu tun sei, kann gewiss nicht ernstlich behauptet werden.¹³⁵⁾

Weniger klar ist dies bei anderen W.E., die ihren Charakter als rechtsgeschäftliche Erklärungen nicht von vornherein an der Stirne tragen, und die mit den früher sogenannten „konkludenten Handlungen“ zusammenfallen dürften. Das sind die Fälle, wo unser Problem praktisch wird, wo, wenn die Rechtsfolgen gegen den Erklärenden geltend gemacht werden, die Einwendung auftaucht: Ich habe mich ja gar nicht verpflichtet, binden etc. wollen. Zum Beispiel der Fall Rübländer in Iherings Zivilrechtsfällen.¹³⁶⁾ Kann man hier behaupten, dass die Frage: bekomme ich denn keine Austern? eine W. E. mit Rechtsfolgerichtung ist? Offenbar ist diese Erklärung wenigstens nicht so eindeutig, wie die Erklärung, einen anderen zum Erben einzusetzen; und so wird die Frage der Rechtsfolgerichtung zu einem Stück der Interpretationsfrage. Die Pointe dieses Falles liegt daher darin, dass die umsitzenden Gäste den Irrtum des Rechnungsrates durchschauen: die Frage hat keinen objektiven Erklärungswert, obwohl der Kellner sie für eine rechtsgeschäftliche Erklärung hält; sie hat objektiv keine Rechtsfolgerichtung. Der Laie wird sich in solchen Fällen immer auf das subjektive Moment berufen und das Fehlen des Erfolgswillens behaupten, oder wenigstens geltend machen, dass er die „Erklärung“ nicht als Erklärung gewollt habe; aber weder auf das eine noch auf das andere kommt es in Wirklichkeit irgendwie an, sondern nur darauf, ob die Erklärung unter Berücksichtigung aller objektiv gegebenen Begleitumstände als gleichbedeutend mit einer anderen Erklärung betrachtet werden muss, die das die Rechtsfolgerichtung aus-

„Die Willenserklärung kann aber nicht nur keinen Inhalt haben, den das Recht nicht zulässt, sondern es bestimmt sich auch der Inhalt in weitem Umfange positiv durch dieses.“ Beides ist m. E. mit aller Entschiedenheit abzulehnen.

¹³⁴⁾ Dies ist der richtige Grundgedanke der oben mehrfach erwähnten Aufsätze Kohlers. Vor allem Jherings Jahrb. XVI S. 331 u. XVIII S. 139 ff.

¹³⁵⁾ Vgl. Lenel Jherings Jahrb. XIX S. 165 ff.

¹³⁶⁾ Zivilrechtsfälle, XI. Aufl. N. 49 (S. 92 ff.)

drückende typische Stichwort enthält. Ein kurz-sichtiger Professor verwechselt z. B. einen Dienstmann mit dem Hausdiener seines Hôtels und gibt ihm seinen Koffer zur Besorgung; er hat gewiss nicht den Rechtsfolgewillen, ja nicht einmal den „neueren Erklärungswillen“, und doch kann niemand daran zweifeln, dass eine W. E. vorliegt, dass ein Werk- oder Dienstvertrag zustande gekommen ist, wenn er auch vielleicht anfechtbar ist. Aber selbst da, wo der Wortlaut der Erklärung ganz unzweideutig die Rechtsfolgerichtung ersehen lässt, ist es möglich, dass keine Rechtsfolge eintritt, und dies sind die Fälle vor allem, auf die man sich für das Erfordernis des „neueren Erklärungswillens“ beruft. Man macht geltend, dass ein *ioci vel demonstrandi causa* ausgestellter Wechsel keine Verpflichtung erzeuge, obwohl er objektiv betrachtet als rechtsgeschäftliche Willenserklärung erscheint, und glaubt darin ein Argument, das letzte Argument gegen die Lehre Hölders finden zu können, dass überhaupt nur der Handlungswille im engsten Sinne vorhanden sein müsse. In solchen Fällen ist nämlich der Handlungswille gewiss nicht zu bestreiten; die W. E. als solche scheint auch objektiv gegeben zu sein: was liegt näher, um das Ausbleiben der Rechtsfolge zu begründen, als der Hinweis auf das Fehlen des „neueren Erklärungswillens“? Die Erklärung war als solche nicht gewollt; es war kein Rechtsgeschäft beabsichtigt und dergl. Aber diese Erklärung erweist sich als ungeeignet, sobald man sich vergegenwärtigt, dass dann auch in dem oben genannten Fall der Dienstmann seinen Lohn nicht fordern dürfte; denn auch dort fehlt es an dem Willen der Erklärung als solcher. In der Tat liegt in dieser Argumentation ein Fehlschluss, der nur der oberflächlichen Betrachtung entgeht. Es liegt zwar sehr nahe, bei einer Geschäftsurkunde, wie sie ein richtig ausgefülltes Wechselformular darstellt, anzunehmen, dass sie ohne weiteres objektiven Erklärungswert besitze, und doch ist diese Annahme übereilt. Auch bei derartigen Rechtsgeschäften handelt es sich um Geschäfte, um Handlungen; das für die Rechtswirkung in Frage kommende Rechtsgeschäft ist nicht das Wechelpapier, sondern die Ausstellung des Wechsels; und Gegenstand der Geschäftsinterpretation ist daher auch nicht das erstere, sondern die Ausstellung. Ob also die Ausfüllung eines Wechselformulars eine rechtsgeschäftliche W. E. ist oder nicht, ist wie bei jeder anderen W. E. unter Berücksichtigung nicht nur der Formalitäten, sondern sämtlicher Begleitumstände festzustellen, und dieses Verfahren kann eben, wie in dem oben genannten Fall, zu dem Ergebnis führen, dass trotz

dem äusseren Anschein keine W.E. vorliegt. So wenig, wie der Mangel anderer Voraussetzungen der Rechtswirkung, z. B. der Geschäftsfähigkeit, bei derartigen formellen Rechtsgeschäften anders behandelt wird als bei anderen, so wenig gelten für die Auslegung Besonderheiten; vielmehr gilt bei den einen wie bei den anderen der Satz, den erst Hölder mit voller Klarheit ausgesprochen hat: Nicht bloss der Inhalt einer Willenserklärung, sondern vor allem auch ihr Dasein ist durch die Auslegung zu ermitteln. Ich glaube daher sowohl den „neueren Erklärungs-willen“ Oertmanns und anderer wie das Sinnbewusstsein Henles ablehnen zu müssen.

Ob man die Handlung nun, die in dieser Weise als rechtsgeschäftliche Handlung festgestellt ist, als Willenserklärung bezeichnen kann und soll, ist unter diesen Umständen eine recht untergeordnete Frage. Für uns existiert nicht mehr das ethische Axiom von der Autonomie des Privatwillens im Rechtsverkehr, und daher besteht für uns auch kaum eine Veranlassung, das Willensmoment in dem Terminus für den rechtsgeschäftlichen Tatbestand besonders zu betonen. Auf der anderen Seite wird sich nicht bestreiten lassen, dass diesen rechtsgeschäftlichen Handlungen im Gegensatz zu anderen Handlungen eigentümlich ist, das durch sie etwas „erklärt“, kundgegeben wird; der Ausdruck „Erklärung“ wird deshalb beizubehalten sein. Um sie aber von den mannigfachen auf dem Gebiete des Privatrechts vorkommenden Erklärungen anderer Art zu unterscheiden, wird ihre nähere Bezeichnung das Moment der Rechtsfolgerichtung betonen müssen; ich würde daher von „privatrechtlichen Rechtsfolgeerklärungen“ sprechen. Diese Aenderung der bestehenden Terminologie aber würde immerhin die spätere Jurisprudenz vor der Gefahr bewahren, der Savigny und seine Schule erlegen sind: vor der Gefahr, aus dem Kompositum Willenserklärung den Willen als ein selbständiges psychisches Moment herauszulösen und als den für die Rechtswirkung wichtigsten Faktor zu betrachten; und damit den Menschen zu der Rechtsordnung in ein den Tatsachen nicht entsprechendes Verhältnis zu setzen. Denn wohin wir auch blicken, die Rechtsordnung knüpft nun einmal die Rechtsfolge an den Tatbestand der typischen Rechtsfolgeerklärung und nicht an den Willen; der Wille des Erklärenden ist nur für die Setzung dieses Tatbestandes erforderlich. Durch seine Setzung wird der Eintritt der Rechtsfolge automatisch ausgelöst; so wenig mein Wille aus einem Automaten etwas anderes herausholen kann, als drinnen ist, so wenig kann er eine andere Rechtsfolge herbeiführen, als diejenige ist, die

die Rechtsordnung hypothetisch an den Tatbestand geknüpft hat. Man wende nicht ein, dass damit der Gegensatz von *ius cogens* und *ius dispositivum* verwischt werde: denn einerlei, ob die Rechtsfolge zwingendes oder nachgiebiges Recht ist, so hängt sie doch immer in derselben mechanischen Weise mit dem rechtsgeschäftlichen Tatbestand zusammen. Dessen Herstellung ist den Parteien überlassen und für seine Gestaltung haben sie bald freiere, bald weniger freie Hand; die Rechtsfolge aber tritt notwendigerweise so ein, wie sie von der Rechtsordnung an den Tatbestand geknüpft ist, und insofern kann man von ihr das Wort gebrauchen: *Dabis mihi factum, dabo tibi ius*. Wie wenig Sinn es übrigens hat, die Rechtsfolge auf den Willen des Erklärenden zurückzuführen, zeigt meines Erachtens die einfache Erwägung, dass die Rechtsfolgen ja nicht ausschliesslich in der Person des Erklärenden, sondern häufig in der Person eines anderen oder meist sogar auf beiden Seiten eintreten.

Die Preisgabe des bisherigen terminus Willenserklärung scheint mir, wenn er auch von unserem B.G.B. beibehalten und dadurch vielleicht in gewissem Sinne geheiligt ist, noch aus einem anderen Grunde veranlasst. Er ist nicht nur unbezeichnend und begründet deshalb die Gefahr von Missverständnissen und unrichtigen theoretischen Konstruktionen, sondern es lässt sich auch zeigen, dass dieser Begriff durch eine unzutreffende Verallgemeinerung eines an sich brauchbaren Begriffs entstanden ist.

Die W. E., die heute zu dem ständigen Inventar unserer Wissenschaft gehört, war den Römern als Allgemeinbegriff ebenso unbekannt wie der Begriff des Rechtsgeschäftes, des Vertrages u. a. m. Unsere Neigung zur begrifflichen Erfassung des Rechts und zu einer systematischen Verarbeitung hat uns zur Bildung solcher allgemeiner Begriffe veranlasst, die häufig aber eine unrichtige Generalisation von nur im Speziellen Richtigem bedeuten. Ob sich der *contractus* der Römer durchaus unter unseren Vertragsbegriff bringen lässt, ist heutzutage problematisch; dass das Handeln im fremden Namen bei der Stellvertretung in Wahrheit nur bei Verpflichtungsgeschäften erforderlich ist, habe ich erst gezeigt, ohne damit leider Beachtung zu finden.¹³⁷⁾ u. s. w. u. s. w. So beruht auch unsere moderne W. E. auf der Verallgemeinerung eines römischen Begriffes; sie ist ja nichts anderes als die Uebersetzung der römischen *declaratio voluntatis*.

¹³⁷⁾ Krit. Vierteljahrsschr. 1905 S. 389 ff.

Declarare voluntatem sagen nun aber die römischen Quellen fast ausschliesslich¹³⁸⁾ vom Gesetzgeber und vom Testator. Vgl. Jul. l. 32 § 1 D de leg. I 3 „quid interest populus suffragio voluntatem suam declaret an rebus ipsis et factis? l. 7 § 10 D de s. c. Mac. 14, 6 (Ulpian): declaret senatus; Pap. l. 29 D 26, 2: patris voluntas hoc ipsum manu sua declarantis, Ulp. l. 21 § 1 D qui test. 28, 1: nec declaravit de quo sentiret; Forentinus l. 24 D de test. mil. 29, 1: ut declararet, quem vellet sibi heredem esse; Ulp. l. 3 § 1 D de admin. tut. 26, 7: si parens declaravit, quem velit tutelam administrare; Marcell. l. 25 D de test. mil. 29, 1: qui se velle testamentum valere declaravit; Pap. fr. Vat. 256: aperte patris declarata voluntas u. a. m. Ausserdem findet sich declarare voluntatem noch bei der Antrittserklärung des Erben, l. 62 pr. D de a. vel. om. her. 29, 2 (Javolen.) „quia iurando magis suam voluntatem declarasse videatur“, bei der Freilassung durch den Erben: Pap. l. 22 § 1 D de fid. lib. 40, 5: alter declarat, quos velit manumittere und bei der Dosbestellung durch die Frau (eine lex doti dicta): nisi si contrariam voluntatem in dote danda declaraverit mulier.“ (Paul. l. 8 D sol. mat. 24, 3).¹³⁹⁾ Sehen wir daher von der einen l. 62 pr. D 29, 2 ab, so kommt dieser Ausdruck nur da vor, wo es sich entweder um die souveräne Tätigkeit des Gesetzgebers handelt, der seinen Willen den Untertanen vorschreibt, der also befiehlt, oder um die nicht minder souveräne Tätigkeit des Testators, des Freilassers, des Dosbestellers, der über sein Hab und Gut autonom verfügt. Es darf für diese Parallele zwischen dem pater familias und dem Gesetzgeber ja wohl auf die Bedeutung des legem rei suae dicere, auf die verba directa et imperativa, die in gleicher Weise beim Testament wie beim Gesetz erforderlich sind, sowie schliesslich darauf hingewiesen werden, dass das Testament geradezu als lex bezeichnet wird (l. 14 D, 28, 1; l. 114 § 14 D de leg. I; l. 22 pr. D de leg. III; l. 40 § 1 de fid. lib. 40, 5). Dagegen bei den eigentlichen Verkehrsgeschäften findet sich die declaratio voluntatis m. W. nicht. Man darf daher wohl annehmen, dass dieser Ausdruck keineswegs die W. E. im modernen Sinn bezeichnen sollte, sondern sich auf Fälle beschränkte, wo der Er-

¹³⁸⁾ Dies ist bisher unbeachtet geblieben. Man behauptet höchstens gelegentlich, dass die declaratio voluntatis nur selten in den Quellen vorkomme. Vgl. z. B. Röver S. 23, Henle S. 408 N. 10.

¹³⁹⁾ Vgl. im Näheren das vocabularium iurisprudentiae Rom. s. v. declaro.

klärende befiehlt. Vgl. auch noch Cic. pro Planc. 49; Philipp. I 36; de leg. agr. I 27; ad Att. I 19, 4.

Wenn sich daher der Ausdruck W. E. in der gesamten neueren Literatur des Zivilrechts findet, so liegt es sehr nahe, Savigny, den ethisierenden Historiker, für diese Verallgemeinerung eines an sich durchaus nicht unberechtigten Begriffes verantwortlich zu machen. Allein das ist nicht richtig. Wenn Manigk behauptet, noch am Ende des 18. Jahrhunderts suche man vergeblich nach einem technischen Gebrauch des Wortes W. E.,¹⁴⁰⁾ so steht dies in einem merkwürdigen Widerspruch mit der Tatsache, dass bereits das preuss. allgem. Landrecht I, 4 in einem besonderen Titel „Von Willenserklärungen“ handelt¹⁴¹⁾ und sie als einen technischen Begriff dabei voraussetzt^{141a)}; dieser Rechtsbegriff muss also älteren Ursprungs sein. Und in der Tat, seine Herkunft lässt sich leicht genug erweisen, sobald wir die ältere Literatur des Zivil- und des Naturrechts in die Hand nehmen, und es ist eine durchaus unrichtige Behauptung, die Manigk in seiner dürftigen literargeschichtlichen Skizze von der Entwicklung dieser Lehre aufstellt: „Die zahlreichen in lateinischer Sprache verfassten Werke dieser Zeit (des XVII. u. XVIII. Jahrh.) können uns noch weniger Ausbeute gewähren, da in ihnen neu gefundene Ausdrücke und Begriffe der Juristensprache, insbesondere die hier interessierenden, nicht zu suchen sind.“¹⁴²⁾ Manigk hätte nur die sog. Rezeptionsjuristen zur Hand nehmen sollen; da würde er die Grundzüge der Savigny-Windscheidschen Lehre offen zu Tage liegen gesehen haben, und wenn er sich vollends zu den Lehrern des Naturrechts bequemt hätte, die ja überhaupt für den modernen Juristen kaum noch zu entbehren sind, so würde er sich auch nicht zu der Behauptung verstiegen haben: „Hierbei kam es begreiflicherweise noch nicht zu einer Systematisierung der allgemeinen Gedanken.“¹⁴³⁾ Denn die naturrechtliche Schule, diese eigenartige Verbindung von Ethik und Jurisprudenz, die als solche ihren Einfluss auf die Rechtsphilosophie unserer klassischen Schule deutlich ersehen lässt,¹⁴⁴⁾ hat wie im allgemeinen, so gerade

¹⁴⁰⁾ Manigk, Willenserklärung und Willensgeschäft S. 28 f.

¹⁴¹⁾ Vgl. Manigk selbst S. 33!

^{141a)} Vgl. die Legaldefinition in Landrecht I 4 § 1 und dazu auch I 3 § 31.

¹⁴²⁾ S. 28.

¹⁴³⁾ S. 28.

¹⁴⁴⁾ Vgl. auch meine Prorektoratsrede über „Rechtsnorm und Nichtspflicht“ S. 45 Nr. 1.

hier, auf dem Gebiete der Rechtsgeschäfte, in hohem Masse ihr systematisches Interesse betätigt; und es kann nur aufs schmerzlichste bedauert werden, dass unter dem Einfluss des Historismus diese Schätze für uns so gut wie verloren gegangen sind, in denen die Grundlagen unserer ganzen modernen Rechtsbegriffswelt zu finden sind.¹⁴⁵⁾

Natürlich dürfen wir, wenn wir an diese Literatur herantreten, nicht von der Erwartung ausgehen, eine einheitliche und in jeder Beziehung fertige Lehre vorzufinden, etwa wie die, welche seit Savigny das XIX. Jahrhundert beherrscht hat. Davon ist durchaus keine Rede. Schon eine Vergleichung des preussischen Rechts mit dem nur etwa 40 Jahre älteren bayerischen Landrecht lässt uns erkennen, dass in dieser Zeit zwei einander ziemlich extrem entgegengesetzte Theorien bestanden haben müssen, da nämlich das letztere den Begriff der W. E., wie ihn das preussische Landrecht gebraucht und offenbar als bekannt voraussetzt, gar nicht kennt.¹⁴⁶⁾ Es geht nämlich von dem allgemeinen Begriff der Handlung aus und kennt als einen Spezialbegriff innerhalb der Handlung nur „den letzten Willen“, d. h. die letztwillige W. E.¹⁴⁷⁾; die W. E. spielt, von diesem Falle abgesehen, keine Rolle. Derselbe Gegensatz begegnet uns aber in der Tat auch in der naturrechtlichen Literatur; wir brauchen nur zwei der bedeutendsten Vertreter des Naturrechts, z. B. Pufendorf und Wolf, einander gegenüber zu stellen.

In Samuel Pufendorfs bekanntem Werke *de iure naturae et gentium* (Frankfurt a. M. 1684) wird die Lehre von den Rechtsgeschäften im ganzen und grossen in der Weise des bayr. Landrechts behandelt, das, wie wir gesehen haben, die W. E. als einen besonderen Begriff noch nicht kennt. Vgl. etwa lib. IV c. 1 de sermone et quae eundem comitatur obligatione und c. 2 de iureiurando (als firmamentum sermonis). Es ist ganz charakteristisch, dass hier nicht von der *declaratio voluntatis*, sondern vom *sermo* die Rede ist; infolgedessen wird hier die Frage, wie sich der Wille zur Erklärung verhalten muss, überhaupt keiner Erörterung unterzogen. Nicht um die Erklärung eines Wollens handelt es sich bei diesem „sermo“, sondern ganz allgemein um

¹⁴⁵⁾ Auch die heutzutage übliche Geringschätzung dieser Werke — die man freilich gar nicht zu kennen pflegt — hängt mit der einseitigen Uebertreibung des historischen Gesichtspunktes zusammen, von der wir von heutzutage doch wohl frei sein dürften.

¹⁴⁶⁾ Vgl. den *codex Max. Bav. civilis* III c. II.

¹⁴⁷⁾ Vgl. diesen *codex* III c. II § 8; IV c. II §§ 2 ff, 5, 6, 25 und dazu die *Annotationes Kreittmayrs* III S. 175 ff., 178, 203 ff.

„Verständigung“; denn die Sprache ist ebenso wie andere konventionelle Zeichen von den Menschen zum Zweck der Verständigung vereinbart worden; da jedoch im Falle einer Erklärung mit *reservatio mentalis* bewirkt wird „ut extrinsecus affirmare quis videatur, quod in animo suo negare instituit, et vice versa“, so müssen die Worte die normale Wirkung äussern, während der nicht geäußerte Gedanke natürlich keine Wirkung haben kann (eod. §§ 1—14). Hier finden wir also, wenn auch noch unbewusst, den Standpunkt bereits vor, der heutzutage von den Anhängern der Erklärungstheorie eingenommen wird. Oder schlagen wir lib. I c. IV „de voluntate hominis“ auf, so finden wir die Lehre von den Handlungen (*actiones morales*) und von den Affekten und deren Einfluss auf den Willen; die heute sogenannte Lehre von den Willensmängeln wird also bei den Handlungen im allgemeinen erörtert und dabei der W. E. überhaupt nicht gedacht; vor allem wird auch hier das Verhältnis von Wille und Erklärung nicht erörtert, woraus sich schliessen lässt, dass nach dieser Theorie der Wille beim *sermo* keine andere Rolle spielen soll als bei anderen Handlungen. Pufendorf kennt m. a. W. nur den Handlungswillen (vgl. auch lib. I c. III §§ 10 ff. über den Einfluss der *ignorantia* auf die Gültigkeit der Handlung). Dieselbe Lehre wird von Pufendorf später nochmals vorgetragen, nämlich bei den obligatorischen Verträgen (lib III c. VI §§ 2 ff.); nur mit dem Unterschied, dass es sich dort um die *voluntas*, hier um den *consensus* handelt, die W. E. spielt jedoch auch hier keine Rolle und von dem Erfolgswillen ist vollends keine Rede.

Dagegen bei Christian Wolf, in dessen *ius naturae* (1740) Ethik und Jurisprudenz aufs innigste verbunden erscheinen und dessen Einfluss auf die spätere Rechtsphilosophie heutzutage bekannt ist,^{147a)} finden wir sofort einen ganz anderen Ausgangspunkt; an die Stelle einer recht nüchternen und in der Hauptsache auch vorwiegend juristischen Argumentation tritt eine ethische Grundlegung. Wolf geht nämlich von der Willensfreiheit des Menschen aus und der damit begründeten Pflicht, in richtiger Weise zu handeln, was in einer breit angelegten Ethik auf psychologischer Grundlage erörtert wird, in der wir auch die Lehre vom Willen und den Handlungen finden. Diese hat jedoch im wesentlichen nur einen moralphilosophischen Charakter. Erst im III. Teil, wo Wolf von Erwerb und Verlust des Eigentums handelt, tritt die juristische Seite dieser Fragen in den Vorder-

^{147a)} Vgl. Windelband S. 372 ff., 435 f.

grund; bei Angebot und Annahme wird die Lehre von der W. E. behandelt (III c. I §§ 2 squ.), und zwar, im Gegensatz zu der oben geschilderten Theorie Pufendorfs, eine wesentlich willens-theoretische Lehre.

„Accipere vel acceptare dicimus, quod ab altero offertur, si verbis vel factis sufficienter declaramus, quod dari vel fieri velimus; quod alter se dari vel fieri velle sufficienter verbis vel factis declarat.“¹⁴⁸⁾ *Voluntas expressa dicitur, quae verbis sufficienter declaratur, tacita vero, quae ex factis vel non factis aut alio quocumque modo colligitur.*“¹⁴⁹⁾ „Qui dominium vel ius quoddam in alium transfert, is verbis vel factis declarat, se velle ut dominium sibi competens sit alterius.“¹⁵⁰⁾ Dabei liegt der Schwerpunkt aber nicht auf der Erklärung, sondern auf dem Willen; die Auffassung ist willentheoretisch, wie sich aus der Deduktion ergibt: Da es vom Willen des Eigentümers allein abhängt, ob er das Eigentum einem anderen übertragen will, so muss dieser Wille auch genügen und ist keine Tradition erforderlich.¹⁵¹⁾ Diese ist vielmehr nur Voraussetzung des Besitzerwerbs.¹⁵²⁾ Im näheren wird die W. E. in der Weise behandelt (Cap. II §§ 148 ff.), dass wieder die Konventionalität der Sprache den Ausgangspunkt bildet. Das Vernehmen der Worte löst im Geiste des Hörers Begriffe aus (*excitantur notiones*), die der Sprechende mit jenem gemeinsam hat. Es handelt sich so um eine Mitteilung von Vorstellungen durch Worte (*tribuere notiones*). Dabei besteht die moralische Pflicht, wahr zu sein, d. h. das zu wollen, was man zu wollen behauptet (*veritas moralis*). Auch hier tritt also wieder die Willenserklärung auf. Im weiteren Anschluss an diese Erörterung wird dann die Mentalreservation behandelt, die als „*sermo moraliter verus constans verbis partim apertis partim tacitis*“ bezeichnet wird, „*ita ut illa ingerant animo audientis falsam opinionem, haec vero illorum sensum detorqueant in verum huic contrarium.*“ Da aber (§ 232 ff.) für den Empfänger der Erklärung der geheime Vorbehalt unerfassbar ist, ist die *reservatio mentalis* gegenüber diesem ein *falsiloquium*, eine Verletzung der Pflicht zur Wahrheit. Und daraus folgt ihre Unerlaubtheit (§§ 236, 237). Wenn jedoch der Erklärungsempfänger aus den Umständen leicht

¹⁴⁸⁾ Wolf, *ius naturae* III c 1 § 2.

¹⁴⁹⁾ eod. § 3.

¹⁵⁰⁾ eod. § 7; vgl. auch § 9 über den Begriff des *consensus*: *consentit qui vult, ut hoc fiat, quod fieri vult alter.*

¹⁵¹⁾ Vgl. dazu den *code civil art. 711, 1138.*

¹⁵²⁾ Vgl. Wolf §§ 13, 21 ff.

den wahren Sinn der Rede entnehmen kann, dann liegt keine Mentalreservation vor (§ 239, vgl. B. G. B. §§ 116 II, 118). Auch in dieser Deduktion macht sich, wenn auch sehr versteckt, ein Anklang an die Willenstheorie bemerkbar.¹⁵³) Vor allem aber tritt uns diese Theorie im Cap. IV de modo sese obligandi entgegen, wenn auch im § 357 bei der Erwähnung des Willens nur an den Willen gedacht zu sein scheint, die Erklärung abzugeben.¹⁵⁴) Im § 366 wird nämlich gelehrt: „Promissor habere debet animum in proposito praestandi id, quod promisit perseverandi“; und wenn auch hier zunächst nur von der moralischen Pflicht die Rede ist, die einmal versprochene Leistung dauernd zu wollen, so wird doch damit mittelbar die Notwendigkeit des Wollens im Augenblick des Versprechens behauptet. Vgl. auch § 367 eod, wo die pollicitatio definiert wird als die declaratio sufficiens voluntatis suae de praestando quidpiam alteri und § 371, der die assertio nuda als „sufficiens declaratio voluntatis nostrae, quae nobis nunc est seiuncta ab animo in hac voluntate perseverandi“ bezeichnet. Es wird also der Rechtserfolg auf den Willen zurückgeführt. Die nuda assertio vor allem verpflichtet zu nichts, weil der animus se obligandi dabei fehlt.¹⁵⁵) Derselbe Gesichtspunkt tritt bei der Behandlung der W. E. eines furiosus zu Tage (§ 489) und bei den Nebenbestimmungen des Rechtsgeschäftes: Die bedingte W. E. ist im Fall des Ausfalls der Bedingung unwirksam, weil der Wille fehlt. Auch die Nichtigkeit der im Irrtum abgegebenen W. E. wird auf den Mangel des Willens auf dem Umweg zurückgeführt, dass jedes Versprechen nur unter der Bedingung erfolge: si hoc revera sit (§ 569). Die Unterscheidung ferner von error causam dans und error incidens, die im § 570 behandelt wird, ist für den willentheoretischen Standpunkt Wolfs bezeichnend. Und das gleiche gilt schliesslich von einer Ausführung über die Auslegung der W. E. (Pars VI c III de interpretatione): § 459: „Interpretari est certo modo colligere, quid quis per verba sua aut signa alia indicare voluerit. Interni animi actus verbis respondentibus dicuntur mens loquentis, atque adeo interpretari

¹⁵³) Vgl. auch die §§ 428, 429, wo uns die Argumentation begegnet, die Mentalreservation sei nicht zu beachten, obwohl der Wille fehle, denn sie sei gegenüber dem anderen Teile eine Lüge.

¹⁵⁴) Dabei finden wir wieder eine Definition der Willenserklärung; nämlich im § 361: „qui sufficienter declarat, se aliquid alteri praestare seu dare vel facere velle, is ei quid promittere dicitur.“ „promissio igitur est declaratio voluntatis nostrae de quodam alteri praestando.“

¹⁵⁵) So ausdrücklich §§ 372, 373.

*verba alterius idem est ac mentem eius investigare*¹⁵⁶. Aber freilich erfährt dies wieder eine gewisse Einschränkung: *Unde interpretatio est investigatio mentis per verba aliaqua signa indicatae*, sodass wir im Grunde praktisch die Erklärungstheorie im Gewande der ja so nahe liegenden naiven Willenstheorie haben. Denn dass sich die Interpretation auf die Erklärung beschränken soll und den Willen nicht auf andere Weise ermitteln darf, ergibt die ganze übrige Erörterung §§ 459 u. 460: „*Contra promissorem pro vero habetur, quod sufficienter indicavit*“.

Wir begegnen also in der naturrechtlichen Literatur einem Gegensatz der Lehre, der in den beiden genannten Landrechten zum Ausdruck gekommen ist und der noch bis im 19. Jahrhundert nachgewirkt hat.¹⁵⁶) Während das preussische Landrecht mit seiner Lehre von den Willenserklärungen sich aufs innigste mit Wolf berührt, aber auch den Zusammenhang mit dem späteren Savigny nicht verkennen lässt, findet sich die Lehre Pufendorfs im *codex Max. Bav. civilis*, bei Kreittmayr und in der Hauptsache auch bei späteren Juristen, die freilich durch den übermächtigen Einfluss Savignys bald ganz zurückgedrängt worden sind, wie z. B. Göschen, Koch, Heise, Bornemann u. a. m., wobei häufig freilich willens- und erklärungs-theoretische Gesichtspunkte sich in bunter Reihe ablösen.¹⁵⁷)

Indessen hat dies für uns nur ein untergeordnetes Interesse; denn das Problem der W. E. verdanken wir erst Savigny. Diese kurze Darstellung sollte ja auch nur zeigen, dass der Begriff der W. E. in seiner heutigen Allgemeinheit dem römischen

¹⁵⁶) Vgl. auch noch Averanius, *interpretationum iuris libris II*, (ed. II Lugduni 1736), II c. 30 No. 27 ff; idem *opus postumum* (continens interpretationum libros III posteriores) pars I (Lugduni 1740) lib. III c. 19 No. 2; G. Grotius, *de principiis iuris naturae* (Jenae 1675) Cap. XV § 7 ff, H. Grotius, *de iure belli et pacis* II c. 4 No. 3; D. Hahn, *ad Pand. Wesenbeckii* I 1 No. 4; Carpzow, *jur. forensis* p. III c. 20 d. 30 No. 5; Ch. Wolf, *institut. iuris naturae* pars II c. VI §§ 346 ff. (Halae 1754), Heineccii, *elementa iuris naturae* (Halae 1742) lib. I c. VII §§ 193 ff., XIV §§ 393 ff; Thomasius, *institut. iurisprudentiae divinae* (Frankfurt u. Leipzig 1688) lit. II c. VI § 9 ff; Lauterbach, *Disser-tationes acad.* III No. 139 (Tübingen 1728) *de voluntate* c. V (p. 1042) u. XIII (p. 1053). —

¹⁵⁷) Vgl. Göschen, *Vorlesungen über das gem. Civilrecht* (nach seinem Tode herausgegeben von Erxleben) 1838; Koch, *Lehrb. des preuss. Privatrechts*; Heise, *Grundriss eines Systems des gem. Civilrechts* 3. verb. Ausgabe 1823; Heydmann, *System des preuss. Civilrechts im Grundrisse* (1851); Bornemann, *syst. Darstellung des preuss. Civilrechts* I. Bd. (1834) S. 316 ff. Vgl. auch Bornemann, *von Rechtsgeschäften überhaupt und von Verträgen insbes. nach preuss. Rechte*, II. Aufl. Berlin 1833, S. 35—158.

Rechte fremd ist und der naturrechtlichen Lehre entstammt, die das Recht als ein Stück Ethik betrachtete und dadurch verleitet wurde, dem Willen des Menschen eine Rolle zuzuweisen, die ihm das Recht, wenn es seine Aufgabe richtig versteht, nicht einräumen kann. Ich glaube, auch diese Erwägung führt uns auf die Erklärungstheorie.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das objektive Rechtsverhältnis.

Von

Dr. F. Affolter,

Professor d. R. an der Universität Heidelberg.

In der Zeitschrift für privates und öffentliches Recht der Gegenwart, Bd. 36 S. 545 fg. habe ich eine Arbeit zu veröffentlichen angefangen, betitelt: „Wesen und Arten der objektiven Rechtsverhältnisse im römischen Rechte und im deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch.“ Ich wollte zuerst die Abhandlung durch Fortsetzungen ganz in dieser Zeitschrift erscheinen lassen, entschloss mich aber, sie als selbständiges Werk herauszugeben.¹⁾

Objektive Rechtsverhältnisse erkennen der Sache, wenn auch nicht dem Namen nach an J. Kohler²⁾ und J. Binder³⁾, letzterer aber, wenn ich ihn recht verstehe, nur die personalen,⁴⁾ während auch reale objektive Rechtsverhältnisse existieren.⁵⁾ In den folgenden Ausführungen beschränke ich mich auf diese.

Die realen objektiven Rechtsverhältnisse zerfallen in drei Gruppen:

1. Solche, welche infolge des Eintritts eines Tatbestandes subjektive Rechte erzeugen (konstitutive Rechtsverhältnisse).

1) Veit und Comp. in Leipzig hat inzwischen den Verlag des Werkes übernommen; es wird voraussichtlich im Jahre 1914 erscheinen.

2) Lehrbuch des Bürgerlichen Rechts I S. 152 fg.

3) Archiv für bürgerliches Recht, 34. Band S. 234 und 240.

4) „Rechtslage, objektives Rechtsverhältnis, d. h. eine an einen bestimmten Tatbestand geknüpfte Eigenschaft einer Person von verschiedenem Inhalt“; a. a. O. S. 234; vgl. auch Krit. Vierteljschr. 3. Folge Bd. 8 S. 299, insbesondere S. 326. In meiner Abhandlung a. a. O. habe ich eine Uebersicht der personalen Rechtsverhältnisse gegeben.

5) In der Abhandlung a. a. O. kamen die realen objektiven Rechtsverhältnisse noch nicht zur Darstellung.

2. Solche, welche infolge des Eintritts eines Tatbestandes die Uebertragung eines subjektiven Rechtes von einem Rechtssubjekt auf ein anderes herbeiführen (translative Rechtsverhältnisse).

3. Solche, welche infolge des Eintritts eines Tatbestandes ein subjektives Recht zum Erlöschen bringen (extinctive Rechtsverhältnisse).

Bei dem knappen Raum, der mir zur Verfügung steht, beschränke ich mich auf die konstitutiven Rechtsverhältnisse und will dafür nur drei Beispiele aus dem allgemeinen Teil des B.G.B. bringen, nämlich:

1. Die konstitutiven Rechtsverhältnisse aus den Verträgen der in der Geschäftsfähigkeit beschränkten Personen, die sie ohne Einwilligung ihres gesetzlichen Vertreters schliessen, §§ 108 fg.

2. Die konstitutiven Rechtsverhältnisse aus den Verträgen des Vertreters ohne Vertretungsmacht, §§ 177 fg.

3. Die konstitutiven Rechtsverhältnisse aus den Vertragsanträgen unter Abwesenden, §§ 145 fg.

I.

Der Vertrag, den ein in der Geschäftsfähigkeit Beschränkter ohne Einwilligung seines gesetzlichen Vertreters abschliesst, erzeugt ein konstitutives Rechtsverhältnis. Es ist nicht unwirksam, wie man nach § 108¹ annehmen müsste.⁶⁾

Das erzeugte konstitutive Rechtsverhältnis besteht in einer Gebundenheit beider Teile, sowohl des in der Geschäftsfähigkeit Beschränkten als auch des anderen Teils.⁷⁾

Dies ist vor allem dann offenkundig, wenn der andere Teil den Vertrag nicht widerrufen kann, weil er die Minderjährigkeit gekannt hat oder ihm das Fehlen der Einwilligung bei dem Abschlusse des Vertrags bekannt war, § 109^{II}. In der Tat ist er aber auch dann gebunden, wenn er den Ver-

⁶⁾ Er sagt: „so hängt die Wirksamkeit des Vertrags von der Genehmigung a b.“

⁷⁾ Es ist auffallend, dass der deutsche Gesetzgeber die Gebundenheit beim dritten zu behandelnden konstitutiven Rechtsverhältnis ausdrücklich anerkennt, bei den ersten beiden nicht; vgl. § 145 verglichen mit §§ 108 und 177. Hätte der Gesetzgeber in § 145 gesagt: „Trägt jemand einem anderen die Schliessung eines Vertrags an, so hängt die Wirksamkeit des Antrages von der Annahme ab“, so wäre das ebenso unrichtig, wie die ähnlich lautenden Behauptungen in den §§ 108 und 177. Die Unrichtigkeit würde dann besonders deutlich hervorstechen, wenn er fortfahren würde: „Der Antragende ist aber an den Antrag gebunden, es sei denn, dass er die Gebundenheit ausgeschlossen hätte.“ Jetzt würde jedem, auch dem Laien klar werden, dass der Antrag auch wirksam ist, bevor er angenommen wird.

trag widerrufen kann. Vor dem Widerruf ist er gebunden; erst mit dem Widerruf hört seine Gebundenheit auf.⁸⁾

Dieses objektive Rechtsverhältnis dauert aber regelmässig nicht ewig; es ist regelmässig von begrenzter Dauer. Es wird durch den Eintritt eines bestimmten Tatbestandes beendet. Dabei sind zwei Möglichkeiten gegeben: Entweder das objektive Rechtsverhältnis endigt dadurch, dass subjektive Rechte entstehen, (mit der Geburt der subjektiven Rechte stirbt es selber). Oder aber es endigt, ohne dass subjektive Rechte an seine Stelle treten; es löst sich auf in ein rechtliches Nichts.

Für beide Möglichkeiten gibt es Tatbestände. Wir erhalten also zwei Gruppen von Tatbeständen.

Erste Gruppe:

a) Der gesetzliche Vertreter (Vater, Mutter, Vormund) des in der Geschäftsfähigkeit Beschränkten genehmigt den Vertrag. Jetzt gebiert das objektive Rechtsverhältnis subjektive Rechte (Forderungsrechte) und Verbindlichkeiten, stirbt aber selber bei dem Geburtsakt, § 108^I. Es gibt aber einen Fall, wo trotz der Genehmigung des gesetzlichen Vertreters das objektive Rechtsverhältnis wieder auflebt und die zur Entstehung gelangten subjektiven Rechte und Verbindlichkeiten nachträglich wieder in Wegfall kommen, wenn nämlich der gesetzliche Vertreter den Vertrag dem in der Geschäftsfähigkeit Beschränkten gegenüber genehmigte, bevor er vom anderen Teile aufgefordert wurde, sich über die Genehmigung zu erklären und die Aufforderung nachträglich doch stattfand, § 108^{II}. Diese Aufforderung ist ein Tatbestand, dem vom Gesetz aufhebende und wiederherstellende Kraft beigelegt wird;⁹⁾ er hebt die subjektiven Rechte und Verbindlichkeiten auf und stellt das objektive Rechtsverhältnis wieder her.

b) Der in der Geschäftsfähigkeit Beschränkte genehmigt den Vertrag selbst, nachdem er unbeschränkt geschäftsfähig geworden ist, sei es allgemein, sei es wenigstens dem abgeschlossenen Verträge gegenüber. Dieser Tatbestand hat zwei Unterarten:

α) Der in der Geschäftsfähigkeit Beschränkte erlangt die unbeschränkte Geschäftsfähigkeit allen Verträgen gegenüber, sei es durch Erreichung des 21. Lebensjahres § 2, oder durch Volljährigkeitserklärung § 3, oder durch Aufhebung der Ent-

⁸⁾ Wäre er nicht gebunden, so bräuchte er ja nicht zu widerrufen.

⁹⁾ „Wird unwirksam“.

mündigung § 6^{II} und genehmigt den abgeschlossenen, noch nicht widerrufenen Vertrag.

β) Der in der Geschäftsfähigkeit Beschränkte erlangt die unbeschränkte Geschäftsfähigkeit nicht allgemein, wohl aber dem abgeschlossenen Vertrage gegenüber und zwar dadurch, dass ihn der gesetzliche Vertreter mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts zum selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäftes oder in Dienst oder Arbeit zu treten ermächtigt, und jetzt genehmigt er den abgeschlossenen, noch nicht widerrufenen Vertrag, §§ 112, 113. In beiden Fällen der Genehmigung gebiert das objektive Rechtsverhältnis subjektive Rechte (Forderungsrechte) und Verbindlichkeiten, stirbt aber selber beim Geburtsakt, § 108^{III}.

c) Der in der Geschäftsfähigkeit Beschränkte bewirkt die vertragsmässige Leistung mit Mitteln, die ihm zu diesem Zwecke oder zu freier Verfügung vom gesetzlichen Vertreter oder mit dessen Zustimmung von einem Dritten überlassen worden sind. Das objektive Rechtsverhältnis gebiert jetzt subjektive Rechte (Forderungsrechte) und Verbindlichkeiten und stirbt. Der Gesetzgeber legt aber dem Tatbestand der Erfüllung rückwirkende Kraft bei,¹⁰⁾ sodass fingiert werden muss, das objektive Rechtsverhältnis hätte überhaupt niemals existiert und die subjektiven Rechte und Verbindlichkeiten seien schon zur Zeit des Vertragsschlusses entstanden.

Zum Teil werden diese Rechte und Verbindlichkeiten durch die Erfüllung aufgehoben und es erlöschen daher zum Teil auch die subjektiven Rechte. Trotz der Erfüllung können aber einige bestehen bleiben bezw. neu erworben werden, so die Rechte auf Wandelung und Minderung und wegen Entwährung.

Zweite Gruppe:

a) Der gesetzliche Vertreter des in der Geschäftsfähigkeit Beschränkten verweigert die Genehmigung. Das objektive Rechtsverhältnis fällt in sich zusammen ohne irgend etwas rechtlich Bedeutsames zu erzeugen. Es gibt aber einen Fall, wo trotz der Verweigerung der Genehmigung das objektive Rechtsverhältnis wieder auflebt; dann nämlich, wenn der gesetzliche Vertreter dem in der Geschäftsfähigkeit Beschränkten gegenüber die Genehmigung verweigert, bevor der andere Teil ihn zur Erklärung über die Genehmigung aufgefordert hatte und die Aufforderung nachträglich wirklich erfolgt. Diesem

¹⁰⁾ „Gilt als von Anfang an wirksam“ § 110.

Tatbestand ist vom Gesetz wiederherstellende Kraft beigelegt: er stellt das bereits erloschene objektive Rechtsverhältnis wieder her.¹¹⁾

b) Der andere Teil widerruft den Vertrag entweder durch Erklärung dem gesetzlichen Vertreter oder dem in der Geschäftsfähigkeit Beschränkten gegenüber, § 109^I. Das objektive Rechtsverhältnis geht ohne rechtliches Ergebnis in die Brüche.

c) Der gesetzliche Vertreter empfängt die Aufforderung zur Erklärung über die Genehmigung und lässt zwei Wochen verstreichen, ohne sich zu erklären (weder genehmigt er den Vertrag noch verweigert er die Genehmigung); dann löst sich das objektive Rechtsverhältnis in ein rechtliches Nichts auf, § 108^{IIb}.

II.

Der Vertrag, den jemand ohne Vertretungsmacht im Namen eines anderen abschliesst, erzeugt zwei besondere objektive Rechtsverhältnisse.

Das eine entsteht für den „anderen Teil“; er ist gebunden. Dies ist vor allem dann klar, wenn er den Vertrag nicht widerrufen kann, weil er den Mangel der Vertretungsmacht bei dem Abschlusse des Vertrags gekannt hat, § 178.

Aber selbst wenn er ihn widerrufen kann, ist er gebunden; bis zum Widerrufe, den er entweder dem Vertretenen oder dem Vertreter gegenüber erklären kann, § 178^b, ist er gebunden.¹²⁾ Auch dieses objektive Rechtsverhältnis ist in der Regel von begrenzter Dauer. Es endigt mit dem Eintritt eines bestimmten Tatbestandes.

Auch hier sind zwei Möglichkeiten gegeben: Entweder das objektive Rechtsverhältnis stirbt bei der Geburt subjektiver Rechte und Verbindlichkeiten, oder es löst sich in ein rechtliches Nichts auf. Auch hier haben wir also zwei Gruppen von Tatbeständen zu unterscheiden.

In die erste Gruppe fällt nur eine Tatbestandsfigur: Der Vertretene genehmigt den abgeschlossenen Vertrag; jetzt entstehen subjektive Rechte (Forderungsrechte) und Verbindlichkeiten. Es gibt aber auch hier einen Fall, wo trotz der erfolgten Genehmigung das erloschene objektive Rechtsverhältnis wieder auflebt. Hat nämlich der Vertretene den Vertrag durch Erklärung dem Vertreter gegenüber genehmigt und er-

¹¹⁾ § 108^{II} „wird unwirksam“.

¹²⁾ Wäre er nicht gebunden, so bräuchte er nicht zu widerrufen.

folgt nun von seiten des anderen Teiles an ihn die Aufforderung, sich über die Genehmigung zu erklären, dann verschwinden alle durch die Genehmigung entstandenen subjektiven Rechte und Verbindlichkeiten und das alte objektive Rechtsverhältnis kommt wiederum zu Kräften. Der Tatbestand der Aufforderung hat also aufhebende und wiederherstellende Kraft, § 177^{II}.

In die zweite Gruppe fallen drei Tatbestände:

a) Der Vertretene verweigert die Genehmigung; das objektive Rechtsverhältnis, d. i. die Gebundenheit des anderen Teils hört auf § 177^I. Es gibt aber einen Fall, wo trotz der Verweigerung der Genehmigung das erloschene objektive Rechtsverhältnis wieder auflebt: Der Vertretene verweigert die Genehmigung dem Vertreter gegenüber, bevor ihn der andere Teil zur Erklärung über die Genehmigung aufgefordert hat. Erfolgt diese Aufforderung noch nachträglich, so lebt das objektive Rechtsverhältnis für den anderen Teil wieder auf, er ist wieder gebunden. Der Tatbestand der Aufforderung hat wiederherstellende Kraft, § 177^{II}.

b) Der andere Teil widerruft den Vertrag; den Widerruf kann er sowohl dem Vertretenen als auch dem Vertreter gegenüber erklären. Das objektive Rechtsverhältnis d. h. seine Gebundenheit erlischt, § 178.

c) Der Vertretene empfängt die Aufforderung, sich über die Genehmigung zu erklären und lässt zwei Wochen ohne Erklärung verstreichen. Das objektive Rechtsverhältnis, d. h. die Gebundenheit des anderen Teils erlischt, § 177^{II}.

Für den Vertreter entsteht durch Abschluss des Vertrags ein besonderes objektives Rechtsverhältnis, das ihn in eine Haftung verstrickt.¹³⁾

Das objektive Haftungsverhältnis entsteht in zwei Fällen überhaupt nicht:

1. Wenn der andere Teil den Mangel der Vertretungsmacht weder kannte noch kennen musste.

2. Wenn der Vertreter in der Geschäftsfähigkeit beschränkt war und ohne Zustimmung seines gesetzlichen Vertreters gehandelt hat § 179^{III}.¹⁴⁾

¹³⁾ Diese objektive Haftung deutet der Gesetzgeber ausdrücklich im § 179^{III} an: „Der Vertreter haftet nicht usw.“

¹⁴⁾ Es wäre falsch, anzunehmen, dass in diesen beiden Fällen zwar das objektive Haftungsverhältnis entstehe, aber keine subjektiven Rechte daraus hervorgehen können.

Auch dieses objektive Rechtsverhältnis ist regelmässig nur von begrenzter Dauer; es endigt mit dem Eintritt eines bestimmten Tatbestandes. Wiederum zwei Möglichkeiten:

1. Es endigt mit der Entstehung subjektiver Rechte und Verbindlichkeiten.

2. Es endigt, ohne dass subjektive Rechte und Verbindlichkeiten entstanden.

Für beide Möglichkeiten gibt es je nur eine Tatbestandsfigur.

Der Tatbestand der ersten Möglichkeit: Der Vertretene verweigert die Genehmigung des Vertrags. Jetzt entstehen zwei alternative Forderungsrechte, die vom anderen Teil gegen den Vertretenen erworben werden. Er kann von ihm nach seiner Wahl entweder Erfüllung oder Schadenersatz verlangen § 179^I.

In einem Fall gebiert das objektive Rechtsverhältnis nur ein einfaches Forderungsrecht, wenn nämlich der Vertreter den Mangel der Vertretungsmacht nicht gekannt hat; dieses geht nun auf Ersatz des Schadens, jedoch nicht über den Betrag des positiven Vertragsinteresses hinaus, § 179^{II}.

Es gibt aber einen Fall, wo trotz der Verweigerung der Genehmigung das objektive Rechtsverhältnis, d. h. die Haftung des Vertreters wieder auflebt. Hat nämlich der Vertretene die Genehmigung dem Vertreter gegenüber verweigert, bevor ihn der andere Teil zur Erklärung über die Genehmigung aufgefordert hatte und erfolgt diese Aufforderung noch nachträglich, so verschwinden die bereits erzeugten subjektiven Rechte und Verbindlichkeiten wieder; das alte objektive Rechtsverhältnis wacht wieder zu neuem Leben auf, bis entweder die Genehmigung dem anderen Teile gegenüber verweigert wird oder die Genehmigung erfolgt. Der Tatbestand der Aufforderung besitzt also aufhebende und wiederherstellende Kraft, § 177^{II}.

Der Tatbestand der zweiten Möglichkeit: Der Vertretene erteilt die Genehmigung: Das objektive Rechtsverhältnis d. h. die Haftung des Vertreters erlischt und löst sich in ein rechtliches Nichts auf.

Es gibt aber einen Fall, wo trotz der Genehmigung das objektive Haftungsverhältnis wieder auflebt. Der Vertretene hat die Genehmigung dem Vertreter gegenüber erklärt, bevor ihn der andere Teil zur Erklärung über die Genehmigung aufgefordert hat. Erfolgt nun diese Aufforderung noch nachträglich, so lebt das alte Haftungsverhältnis wieder

auf, bis entweder die Genehmigung dem andern Teile gegenüber erklärt oder verweigert wird. Der Tatbestand der Aufforderung besitzt wiederherstellende Kraft, § 177^{II}.

III.

Der Vertragsantrag unter Abwesenden erzeugt ein objektives Rechtsverhältnis der Gebundenheit, in welchem der Antragende steht.¹⁵⁾ Dieses unterscheidet sich nun von den bisher behandelten objektiven Rechtsverhältnissen in einem wesentlichen Punkte: Bei dem objektiven Rechtsverhältnis, das aus dem Vertrage eines in der Geschäftsfähigkeit Beschränkten hervorgeht, besteht die Möglichkeit, dass es ewig dauert, nämlich dann, wenn der andere Teil nicht widerruft, auch weder der gesetzliche Vertreter noch der in der Geschäftsfähigkeit Beschränkte nach Erlangung der unbeschränkten Geschäftsfähigkeit den Vertrag genehmigen, noch der andere Teil zur Erklärung über die Genehmigung auffordert. Ebenso besteht bei den objektiven Rechtsverhältnissen, die aus einem Vertrage entstehen, den ein Vertreter ohne Vertretungsmacht abschliesst, die Möglichkeit der ewigen Dauer, nämlich dann, wenn der Vertretene den Vertrag nicht genehmigt, der andere Teil ihn nicht widerruft und den Vertretenen auch nicht auffordert, sich über die Genehmigung zu erklären. Eine Verjährungsfrist aufzustellen, hat der Gesetzgeber in beiden Fällen nicht für nötig befunden; das ist um so auffallender, als das objektive Rechtsverhältnis in beiden Fällen vererblich ist.¹⁶⁾

Im Gegensatz zu diesen endigt nun das objektive Rechtsverhältnis, das aus dem Vertragsantrag unter Abwesenden entsteht, nach relativ kurzer Dauer; der Tatbestand, der sein Ende herbeiführt, tritt mit Sicherheit ein. Dabei sind nicht nur zwei, sondern sogar drei Möglichkeiten seines Untergangs vorhanden:

1. Es endigt mit der Geburt subjektiver Rechte und Verbindlichkeiten.

2. Es endigt ergebnislos, ohne irgend etwas rechtlich Bedeutsames zu hinterlassen.

3. Es endigt, wird aber von einem neuen objektiven Rechtsverhältnis abgelöst. Darnach ergeben sich drei Gruppen von Tatbeständen.

¹⁵⁾ Der Gesetzgeber erkennt dies ausdrücklich im § 145 an.

¹⁶⁾ Für die Vererblichkeit der Gebundenheit sprechen ausdrücklich § 153 und § 130^{II}.

Erste Gruppe. Hierher gehören zwei Tatbestände:

a) Der Vertragsantrag unter Abwesenden wird vom Oblaten rechtzeitig angenommen und die von ihm rechtzeitig abgesandte Annahmeerklärung trifft rechtzeitig beim Antragenden ein. Das objektive Rechtsverhältnis gebiert subjektive Rechte (Forderungsrechte) und Verbindlichkeiten und stirbt, § 146 in Verb. mit § 149.

b) Der Vertragsantrag wird vom Oblaten rechtzeitig angenommen; die rechtzeitig abgesandte Annahmeerklärung trifft aber nicht rechtzeitig beim Antragenden ein. Trotzdem der Antragende erkennen musste, dass die Annahmeerklärung bei regelmässiger Beförderung ihm rechtzeitig zugegangen sein würde, zeigt er nicht unverzüglich die Verspätung des Eintreffens dem Annehmenden an. Das objektive Rechtsverhältnis gebiert subjektive Rechte (Forderungsrechte) und Verbindlichkeiten und stirbt, § 149^b.

Die zweite Gruppe umfasst nur einen Tatbestand:

Der Oblat lehnt den Antrag dem Antragenden gegenüber ab. Das objektive Rechtsverhältnis erlischt, ohne subjektive Rechte und Verbindlichkeiten zu erzeugen § 146.¹⁷⁾ Es wird auch nicht von einem neuen objektiven Rechtsverhältnis abgelöst.

In die dritte Gruppe fallen drei Tatbestände:

a) Der Oblat nimmt den Antrag rechtzeitig an, sendet die Annahmeerklärung auch rechtzeitig ab, sie trifft aber verspätet beim Antragenden ein; dieser zeigt die Verspätung dem Annehmenden unverzüglich an oder hat schon vorher das Nichteintreffen der Annahmeerklärung angezeigt. Das objektive Rechtsverhältnis erlischt, ohne subjektive Rechte und Verbindlichkeiten zu gebären, § 149^a, aber es entsteht ein neues objektives Rechtsverhältnis der Gebundenheit, in das der alte Oblat und jetziger Antrager eintritt, § 150¹.

b) Der Oblat nimmt den Antrag an, sendet aber die Annahmeerklärung nicht dergestalt ab, dass sie bei regelmässiger Beförderung dem Antragenden rechtzeitig zugehen würde; sie geht ihm auch verspätet zu. Das objektive Rechtsverhältnis erlischt, ohne subjektive Rechte und Verbindlichkeiten zu gebären, § 146 in Verb. mit § 149, aber es entsteht ein neues objektives Rechtsverhältnis der Gebundenheit, in das der alte Oblat und jetziger Antrager eintritt, § 150¹.

¹⁷⁾ Der Gesetzgeber sagt hier: „Der Antrag erlischt, wenn er dem Antragenden gegenüber abgelehnt . . . wird“. Diese laienhafte Ausdrucksweise zeigt, wohin die Unkenntnis des objektiven Rechtsverhältnisses führt. Der Antrag ist ein Tatbestand; der erlischt nicht. Erlöschen kann nur das Rechtsverhältnis, das er hervorgerufen hat.

c) Der Oblat nimmt den Antrag an, aber mit Erweiterungen, Einschränkungen oder sonstigen Aenderungen. Das alte objektive Rechtsverhältnis stirbt, ohne subjektive Rechte und Verbindlichkeiten zu gebären, aber es entsteht ein neues objektives Rechtsverhältnis der Gebundenheit, in das der alte Oblat und jetziger Antragender eintritt, § 150^{II}.

Die Zukunft der Rechtswissenschaft.

Von

Universitätsprofessor Dr. **Robert Bartsch**,

Wien.

Vor vier- oder fünfhundert Jahren war der Wissenschaftsbetrieb der verschiedenen Fakultäten so ziemlich überall der gleiche. In den medizinischen und historischen Lehrsälen wurde nicht anders gearbeitet als in theologischen oder juristischen. Man las Texte, die von einer Autorität herührten, und erklärte sie anfänglich nur logisch, später auch historisch, kritisch, aber hauptsächlich doch logisch. Aufgabe der Wissenschaft waren das Aufsuchen von Parallelstellen, Lösung von Widersprüchen, Beweise und Erläuterungen, aber nicht eigentlich das, was wir heute Forschung nennen.

Methodische Unterschiede gab es weder in der literarischen, noch in der didaktischen Tätigkeit. Genau so wie etwa der Theologe Apostelbriefe oder der Jurist das Corpus iuris bearbeitete und lehrte, so arbeitete der Mediziner mit Aristoteles und Galen, der Historiker mit Livius und Tazitus.

Heute ist das ganz anders geworden. Die Wissenschaften, die an den medizinischen und philosophischen Fakultäten betrieben werden, haben eine völlig neue Methode angenommen. An die Stelle der Erläuterung von Texten, einer wesentlich begrifflich-logischen Tätigkeit, ist das „Forschen“ getreten, die Feststellung und Zusammenfassung von Tatsachen. Die Jurisprudenz ist wie die dogmatische Theologie dagegen im wesentlichen bei der alten Methode geblieben, deren Technik sie aufs feinste ausgebildet hat.

Es wäre gewiss unrecht zu leugnen, dass nicht auch die Rechtswissenschaft Fortschritte gemacht hat. Die Texte aus dem Altertum sind durch moderne Gesetzbücher ersetzt worden,

damit ist viel historischer, antiquarischer und philologischer Ballast weggefallen. Wir müssen uns bei juristischen Arbeiten nicht mehr künstlich durch die Mittel historischer Hilfswissenschaften in eine entschwundene Kulturwelt versetzen, dieser Umstand allein hat zahllose Rabulistereien unmöglich gemacht und uns dem Leben näher gebracht.

Aber der Geist ist im wesentlichen doch der alte geblieben. Wir Juristen sind Textleser und Texterklärer geblieben. Es gibt wohl Naturforscher, Geschichtsforscher und Sprachforscher, aber keine Rechtsforscher. Am auffälligsten ist, dass in der Rechtsgeschichte die Jurisprudenz Berührung mit der Geschichtswissenschaft gewonnen und deren forschende Arbeitsweise angenommen hat, ohne dass diese Befruchtung sich auch auf die dogmatischen Fächer der Rechtswissenschaft zu erstrecken vermochte. So kommt es, dass der Rechtshistoriker heute ein durchaus modern arbeitender Gelehrter, ein Forscher ist, während der Lehrer des modernen Rechts in der veralteten Weise arbeitet.

Das Ueberwiegen der Logik und damit der scholastischen Technik in der Rechtswissenschaft erklärt sich daraus, dass der Jurist im allgemeinen als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen die Rechtssätze, formulierte, d. h. mit den Mitteln der Sprache ausgedrückte Willensmeinungen des Gesetzgebers ansieht.

Damit ist für die Rechtswissenschaft zwischen den Forscher und die Sache das Wort getreten. Die wissenschaftliche Behandlung erfasst nicht die Sache, das Recht, sondern das Gesetz, das Wort.

Wir haben hier wieder einmal den folgenschweren Irrtum des Sokrates, dessen Nachwirkungen sich weder Plato noch Aristoteles zu entziehen vermochten und der vermöge der Autorität dieser Männer beinahe bis in unsere Tage die Fortschritte der Wissenschaft aufgehalten hat.

Das Wort ist Bezeichnung, hinter dem Wort steht der Begriff. Jede Wissenschaft, die mit Worterklärung anfängt, kommt darauf, die Begriffe für das Reale, das eigentlich oder wirklich Seiende anzusehen. Diese Konsequenz der sokratischen Lehre zieht die Jurisprudenz heute noch. Die Rechtsnorm ist mehr oder weniger zufällig und wandelbar, der Begriff ist das Bleibende, Unveränderliche.¹⁾ Er ist wesentlich logisch,

¹⁾ Die Rechtswissenschaft gehört daher der realistischen Richtung im Sinne des Mittelalters an, *universalia ante rem*, die Allgemeinbegriffe gehen der Einzelercheinung voraus.

abstrakt, er scheidet das in sich Widersprechende aus. Hinter einer Norm über den Eigentumserwerb steht der Eigentumsbegriff. Aufgabe der Wissenschaft ist es, diesen Begriff möglichst rein und allgemein, also recht abstrakt zu fassen, Erscheinungen, die diesem Begriff widersprechen, werden als begriffsfremd behandelt. So musste das geteilte Eigentum, als dem Eigentumsbegriff widersprechend, verschwinden, das condominium in solidum, eine tatsächlich vorhandene Erscheinung, wird als nicht existierend erklärt. Die reale Welt der Tatsachen muss sich der Ideenwelt, den Begriffen, unterordnen.

Platonisch ist unsere Rechtslehre auch darin, dass sie umso höher einen Begriff wertet, je allgemeiner und damit je ärmer an Inhalt er ist. Die Gesetzbücher erhalten allgemeine Teile; aus der Lehre vom Schuldvertrag im allgemeinen ist unter Hinweglassung der Besonderheiten die Lehre vom Vertrag im allgemeinen, und daraus wieder die Lehre vom Rechtsgeschäft im allgemeinen sublimiert worden. Auf sorgfältige, widerspruchsfreie Definitionen wird zumal im Strafrecht geachtet.

Sokrates hat bekanntlich gelehrt, Tugend sei ein Wissen, es komme deshalb darauf an, klare Begriffe von der Tugend und ihren Arten zu erhalten, und dazu bedürfe man der Definitionen.

Dasselbe lehren wir vom Recht. Wir legen auf das Rechtswissen und in diesem wieder auf die Begriffsbildung das grösste Gewicht. Ein trefflicher Richter ist uns derjenige, der über umfassendes Rechtswissen verfügt. Ob er auch ein gerecht denkender Mensch von lebhaftem Rechtsgefühl sei, vergessen wir darüber fast ganz zu fragen. Es gibt viele Juristen, die ein lebhaftes Rechtsgefühl eher für ein Uebel halten, weil es die kühle logische Arbeit, das „Rechnen mit Begriffen“ mehr stört als fördert.

In der Rechtswissenschaft herrscht somit unbedingter Rationalismus. Die Wissenschaft beschäftigt sich vornehmlich damit, die immer wieder in der Welt der Tatsachen auftauchenden, nicht in das System der Begriffe passenden Erscheinungen irgendwo einzureihen, selbst auf die Gefahr hin, den Tatsachen etwas Gewalt anzutun. Geht es aber absolut nicht, eine Tatsache unter die herkömmlichen Begriffe zu bringen, so wird eben diese Tatsache Grund zur Aufstellung eines neuen Begriffs, den man wenigstens unter einen der höheren Allgemeinbegriffe einzureihen trachtet. So hat uns

das Leben schon viele neue Geschäfts- und Verbrechensbegriffe beschert, die nach vergeblichen Bemühungen, die Tatsachen im System unterzubringen, als Begriffe *sui generis* eingestellt werden mussten. Die Wissenschaft sucht also stets das Irrationale seines Charakters zu entkleiden und zu rationalisieren.

So arbeitet die Rechtswissenschaft im allgemeinen noch heute. Sie hat den Wandel der Methode in den Naturwissenschaften und in den historischen Wissenschaften erlebt, aber sie hält am Alten fest. Sie ist heute noch „scholastisch“, d. h. ihre Methode ist im wesentlichen eine durch Schultradition überlieferte Technik der Arbeitsweise. So kommt es, dass ein so hoch und vielseitig gebildeter Mann wie H. St. Chamberlain auf den Gedanken kam, Jurisprudenz sei gar keine Wissenschaft, weil sie nichts erforsche, sie sei bloss eine Technik.

Was der Rechtswissenschaft bis heute gefehlt hat, das war eine ernstliche Beschäftigung mit dem Erkenntnisproblem. Mit vollem Recht widmet Berolzheimer den ersten Band seines grossangelegten Systems der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie der Kritik des Erkenntnisinhalts. Und zwar handelt es sich für die Zukunft der Jurisprudenz nicht so sehr um die letzten und tiefsten Probleme der Rechtsphilosophie, sondern um eine Klärung der Anschauungen über das nächste, unmittelbare Objekt der Rechtswissenschaft.

Vor allem muss dem Juristen klar werden, welche Bedeutung den Rechtsbegriffen im wirklichen Leben zukommt. Und das kann, wie ich glaube, nur durch Vertiefung der psychologischen Bildung geschehen.

Wir sind so organisiert, dass uns von dem Inhalt eines sinnlichen Eindrucks nur ein kleiner Teil zum Bewusstsein kommt, und davon wieder nur ein kleiner Teil bleibt im Gedächtnis haften. Von zwei Leuten, die denselben Vorgang beobachten, weiss jeder etwas anderes zu berichten, jeder aber nur blutwenig von dem, was vor seinen Augen geschehen ist. Gerade das ist den Juristen, seit sie sich mit dem Problem der Zeugenaussage befassen, allgemein bekannt.

Auf diesem Mangel unserer psychischen Verfassung beruht aber eine unserer wichtigsten Fähigkeiten: die Fähigkeit, Exzerpte der sinnlichen Erfahrung zu machen, zu abstrahieren und damit Allgemeinbegriffe zu bilden.

Der Begriff „weiss“ oder „blau“ ist ein solches Exzerpt aus zahlreichen Gesichtseindrücken weisser oder blauer Dinge,

von denen eben nichts im Gedächtnis bleibt als der Farbeindruck, und ebenso ist das Wort „Stein“ oder „Haus“ ein aus zahllosen Einzelwahrnehmungen gemachter Auszug.

Die Begriffsbildung ist wesentlich unterstützt durch die Sprache, weil die Worte nicht Einzeleindrücke darstellen, sondern fast durchwegs mehr oder minder allgemeine Begriffe wiedergeben.

Dabei ist besonders zu bemerken, dass die so gebildeten Begriffe fester Grenzen entbehren, sie entstehen gewissermassen im Zentrum ihres Umfangs. Ob eine Sache weiss oder blau ist, wird in den meisten Fällen nicht zweifelhaft sein, aber es wird Grenzfälle geben, in denen die Entscheidung schwer wird. Ebenso wird man in den meisten Fällen sagen können, ob das, was man sieht, unter den aus früheren Eindrücken gebildeten Begriff „Haus“ einzureihen sei. Allein oft wird man doch vor Gegenstände gestellt werden, von denen es sehr fraglich ist, ob man sie als Häuser ansehen darf.²⁾

Aehnlich wie die Begriffe sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände oder sinnlich wahrnehmbarer Eigenschaften (Allgemeinbegriffe und abstrahierte Begriffe) sind die eigentlichen Rechtsbegriffe entstanden. Man denke an die Begriffe Früchte, Zubehör, Uebergabe, Willensübereinstimmung, Vertrag, Verschulden, Versuch, Beihilfe, Diebstahl u. a.

Sie sind sicherlich den Rechtssätzen, die sie aussprechen, gegenüber das prius, allein sie sind stets ein posterius gegenüber der Erfahrung, aus der sie gewonnen worden sind.

Eine Wissenschaft, die hinter die Rechtssätze nur bis zu den Begriffen vordringt, tut nur halbe Arbeit, sie muss bis zu den Erfahrungstatsachen vordringen. Sonst vergewaltigen wir mit den Begriffen, den Hilfsmitteln unserer Vorstellungstätigkeit, die Welt der Tatsachen. Wir Menschen sind nun einmal so, dass uns das Gemeinsame von wenigen, sagen wir fünf Erfahrungstatsachen, sofort zum Allgemeinbegriff wird. Und wenn wir dann 95 Fälle kennen lernen, die uns die Unhaltbarkeit unserer vorschnellen Begriffsbildung zeigen, so leugnen wir anfänglich lieber die Tatsachen oder machen lieber Fehlschlüsse, bevor wir uns entschliessen, den Begriff und damit die bereits gewonnen geglaubte Erfahrung zu opfern.

Die Tatsachen, zu denen der Jurist vordringen muss, sind allerdings nicht so sinnenfällig, wie die Gegenstände des

²⁾ Diese Skizze der Entstehung der Allgemeinbegriffe geht auf Locke zurück. Sie ist heute in der Naturwissenschaft allgemein herrschend. Vgl. Ebbinghaus, Psychologie und Ostwald, Grundzüge der Naturphilosophie.

Naturforschers. Sie sind aber darum nicht minder bekannt. Sie gehen im wesentlichen darauf hinaus, dass gewisse Geschehnisse eine eigentümliche seelische Reaktion auslösen, die mehr oder weniger gefühlsmässig betonte Vorstellung: das darf nicht sein, das sollte verboten sein, das muss nötigenfalls mit Gewalt rückgängig und für die Zukunft unmöglich gemacht werden. An dieses psychische Phänomen schliesst sich ein zweites: die gleichfalls gefühlsmässig betonte Vorstellung der Herstellung eines befriedigenden Zustandes: so ist es in Ordnung³⁾.

Auf diese zwei Grundtatsachen des individuellen Seelenlebens baut sich in jedem Menschen ein mehr oder weniger komplizierter Bau von Rechtsvorstellungen auf. Die Entscheidung, ob irgend ein Vorgang als Recht oder Unrecht angesehen und empfunden wird, kann von den verschiedensten Umständen abhängen, Erziehung, Gewohnheit und die Macht des Bestehenden tragen dazu bei, in jedem einen gewissen Schatz von Rechtsvorstellungen aufzuhäufen, der ähnlich wie die ethischen Vorstellungen⁴⁾ bei aller Anerkennung der Selbständigkeit der Persönlichkeit für Zeit- und Volksgenossen im grossen und ganzen gleichförmig sein wird.

Das Gemeinsame an diesen Rechtsvorstellungen wird, wenn die Macht der Gesellschaft dazutritt, auch zum wirklich erzwungenen Recht. Die Vorstellung „Das sollte erzwungen werden“ wird zur Tat. Aber nicht alles, was erzwungen wird, ist auch als Recht empfunden, und nicht alles, was in gewissen Kreisen als Recht empfunden wird, kann erzwungen werden⁵⁾. So ergeben sich von der antisozialen individuellen Rechtsvorstellung eines Kohlhaas bis zu dem allgemein als ungerecht empfundenen Gesetzesbefehl viele Zwischenstufen. Gerade diese Tatsachen aber sind uns heute so ziemlich unbekannt. Was wissen wir heute über den Satz: „Kauf bricht Miete“? Dass er in den Gesetzbüchern aufgestellt oder abgelehnt wird, und dass die Gerichte, in den seltenen Fällen, wo es zum Prozess kommt, im Sinne des Gesetzes entscheiden werden. Höchstens wissen wir noch, wenn wir uns überhaupt darum fragen, ob er unserm durch das Studium der Gesetze und Lehrbücher verbildeten, volksfremd gewordenen Rechtsgefühl entspricht. Das ist alles. Wir wissen aber nicht, ob

³⁾ Vgl. Kühlenbeck, Zur Psychologie des Rechtsgefühls im 1. Bd. dieser Zeitschr., S. 25 ff.

⁴⁾ Vgl. Klein, Die psychischen Quellen des Rechtsgehorsams und der Rechtsgeltung 1912.

⁵⁾ Z. B. die Regeln, nach denen Verbrecher die Beute teilen.

die Tausende, die Mietverträge schliessen, und die vermietete Häuser kaufen, den Satz kennen und beobachten, ob die Käufer sich als berechtigt ansehen, Mieter aus dem Hause zu weisen, und ob diese sich solchen Anforderungen fügen.

In Wien ist der Satz: „Von einem geschlossenen Vertrag kann jeder Teil binnen 24 Stunden zurücktreten“ ausserhalb der Handelskreise wirkliches lebendiges geltendes Recht. Er steht zwar im Widerspruch mit dem Gesetz, kein Gericht urteilt nach ihm, aber die Bevölkerung hält ihn für Recht und beobachtet ihn; jeder, der einen Vertrag geschlossen hat, hält sich für berechtigt, zurückzutreten, und der Gegenkontrahent gestattet auch fast immer den Rücktritt. Man empfindet es als Schikane, wenn jemand den Rücktritt unter Berufung auf das Gesetz nicht gestatten würde.

Diese Tatsachen zu erforschen, ist unsere nächste Aufgabe. Nicht um unser, der Juristen, Rechtsgefühl handelt es sich, sondern um das der Volksmassen, der verschiedenen Klassen des Volkes, das wir nicht kennen. Wir juristisch Gebildeten handeln in der Regel nach dem geschriebenen Recht, auch wenn es unserm Gefühl widerspricht, die Nichtjuristen handeln dagegen fast ausschliesslich nach Motiven, die aus einer sehr unvollkommenen, oft genug irrigen Kenntnis gesetzlicher Vorschriften,⁶⁾ aus Ueberlieferungen und Erfahrungen, die in Haus, Schule und Leben gesammelt worden sind, und einem sehr starken gefühlsmässigen Einschlag zusammen gewoben sind.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, stehen wir mitten in einer Bewegung, die dem scholastischen Charakter der Rechtswissenschaft ein Ende machen will und eine auf empirischer Grundlage ruhende Jurisprudenz zu schaffen versucht.

Wie immer, wenn Dinge in der Luft liegen, ist es nicht möglich, den ersten Anstoss zu einer einsetzenden allgemeinen Bewegung festzustellen. Ich begnüge mich damit, an ein paar Beispielen zu zeigen, wie von allen Seiten gleichzeitig die neuen Geister über die Zäune der Rechtswissenschaft steigen.

Auf dem Gebiet des Rechtsunterrichts ist als der konservativste Versuch Sperls Institut für Rechtsanwendung anzusehen,⁷⁾ das an der Wiener Universität gegründet wurde und an deutschen, holländischen und ungarischen Universitäten Nachahmung findet. An Stelle der Gesetze soll der Student die Urkunden und Akten des wirklichen Rechtslebens zu sehen

⁶⁾ Vgl. Steinbach, Rechtskenntnisse des Publikums.

⁷⁾ Sperl, Ein Institut für angewandtes Recht an der Universität Wien.

bekommen. Also wirkliches Leben statt der Abstraktionen, allerdings das wirkliche Leben aus zweiter Hand, nämlich bereits in der Abstraktion, wie es durch die schriftliche Formulierung geworden ist.

Weiter geht Ehrlich (Czernowitz) mit seinem Institut für lebendes Recht.⁸⁾ Er will die im Volk lebenden Rechtszustände selbst sammeln, und dazu dienen ihm die verschiedensten Beobachtungsmethoden, besonders die Enquête.

Auf andere Weise versucht Bozi⁹⁾ das Problem von der pädagogisch-didaktischen Seite zu lösen. Er versucht das geltende Recht nach induktiver Methode zu lehren. Die Grundtatsachen, auf die er seine induktiven Schlüsse aufbaut, sind allerdings ziemlich verschiedenartig. Bald gibt er dem Schüler einen Rechtssatz, einen Paragraphen, bald baut er auf dessen von der Lebenserfahrung mitgebrachten ungeordneten oft irrigen Rechtskenntnisse, aus denen er mit wunderbarem Geschick zu immer grösserer Klarheit und Allgemeinheit aufzusteigen versteht. Ich möchte aus seinem Buch vor allem den Satz herauslesen: „Weg mit allen allgemeinen Lehren, bevor die Einzel-tatsachen bekannt sind, aus denen sie abstrahiert sind!“

Schon bei Ehrlich ist das Neue nicht mehr eine Unterrichtsreform, sondern eine Wissenschaftsreform, eine Reform der Forschung. Eine solche Umwälzung versucht mit einer Kritik der allgemeinen Rechtslehre Kornfeld¹⁰⁾ zu bieten. Recht ist ihm nicht der Ausdruck des Willens eines Gesetzgebers, sondern die Rechtsregeln sind ihm nur empirische Regeln, Voraussagen des Inhalts, dass die Rechtsgenossen unter bestimmten Voraussetzungen bestimmte Verhaltensweisen beobachten werden.

Der gleiche Gedanke, dass das Recht ein soziales Phänomen sei, das in den Gesetzen nur zum kleinen Teil und nur unvollkommen Ausdruck finde, ist in den letzten Jahren wiederholt ausgesprochen worden. Ich verweise nur auf Amira (Vom Wesen des Rechts, Allg. Zeitung 1906, Nr. 284) und Spiegel (Jurisprudenz und Sozialwissenschaft, Grünhuts-Z. 36, 1 ff.).

Wir kommen damit zu einem ganz neuen Rechtsbegriff, wir verlassen damit die alte Autoritätslehre, die „Imperativtheorie“ Bindings, die da lehrte: „Das Gesetz ist Recht, weil der Gesetzgeber es gewollt hat.“ Vor Kornfeld haben

⁸⁾ Ehrlich „Die Erforschung des lebenden Rechts“ (Schmollers Jb. 1911), Ein Institut für lebendes Recht (JBl. 1911), Verhandlungen des 31. D. J.-T., II.

⁹⁾ Bozi, Die Schule der Jurisprudenz.

¹⁰⁾ Kornfeld, Soziale Machtverhältnisse, 1911.

bereits Wurzel, Das juristische Denken, und Löning, Ueber Wurzel und Wesen des Rechts, dagegen Front gemacht.

Wir kommen dazu, das Wesen des Rechts statt in einer äusseren Autorität in inneren Kriterien zu suchen, und auf diese Weise das „richtige“ Recht von allem dem, was Recht zu sein vortäuscht, aber es innerlich nicht ist, zu scheiden. So Stammler, Die Lehre vom richtigen Recht, der allerdings die Kriterien nicht empirisch feststellt, sondern gewissermassen a priori aus der Rechtsidee ableitet. Dabei ist aber zu betonen, dass Stammler als echter Kantianer nur für formale Sätze Allgemeingültigkeit beansprucht, während er den materiellen Inhalt der Rechtssätze der nur empirisch zu erkennenden Sozialwirtschaft zuweist.

Die Richtung der Rechtswissenschaft, die sich Interessenjurisprudenz im Gegensatz zur Begriffsjurisprudenz nennt, stellt sich gleichfalls auf den Standpunkt, dass dem empirischen Element, dem Interesse, gegenüber dem logischen, der Vorrang gebührt. So Müller-Erbach, Mauczka u. a.

Die empirische Natur des Rechts anerkennen auch diejenigen Gelehrten, die den psychologischen Ursprung des Rechts betonen. Das hat in entschiedener Weise Jellinek getan, indem er im elften Kapitel seiner allgemeinen Staatslehre von der Tatsache ausgeht, dass jede bewusste Rechtsbildung von einem *de lege ferenda* als richtig erkannten Inhalt ausgeht.

Die Jurisprudenz tritt mit dieser Wendung zur Psychologie in die Reihe der Schwesterwissenschaften, der Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaft und der Ethik, die aus der Berührung mit der Psychologie sämtlich reichen Gewinn gezogen haben. Namentlich die Rechtsgeschichte scheint mir dazu berufen zu sein, das Bindeglied zwischen der psychologisch orientierten Geschichtswissenschaft¹¹⁾ und der Rechtswissenschaft zu bilden. Ähnliche Gedanken hat in einigen kleinen aphoristisch gehaltenen Aufsätzen vor wenigen Jahren erst Bauer¹²⁾ vertreten.

Die psychologische Wurzel jeder Rechtsgeltung hat neuerdings Klein (a. a. O.) in überzeugender Weise dargetan, während Wieser in seinen Untersuchungen über „Macht und

¹¹⁾ In dieser Hinsicht wäre auf Simmel, Probleme der Geschichtsphilosophie, und auf Lamprecht, Moderne Geschichtswissenschaft, zu verweisen, namentlich aber auf die grossartige Ausführung dieser Ideen in Lamprechts Deutscher Geschichte.

¹²⁾ Rechtswissenschaft und Sozialwissenschaft, Grünhuts Z. 36, 426; Ueber die geschichtspsychologische Grundlage juristischer Forschung, ebenda 431.

Recht“ schon früher darauf hingewiesen hatte, dass Macht in den seltensten Fällen physische Gewaltanwendung bedeutet, dass vielmehr schon die Voraussicht einer allfälligen Machtanwendung und andere noch idealere Faktoren Macht gewähren, somit auch auf dem Gebiet der äusseren Rechtsdurchsetzung psychologische Vorgänge die Unterwerfung unter das Recht hervorbringen.

Von Versuchen, psychologische Grundsätze auch in juristischen Monographien anzuwenden, kann ich allerdings nur meine eigene Abhandlung über „Die Uneigennützigkeit im Privatrecht“ (A. Oe. G.-Z. 1910) anführen.

Sehen wir auf das Gebiet der Rechtsanwendung. Hier sind es zwei Schlachtrufe, die die Gegenwart charakterisieren: „Freie Rechtsfindung“ und „Laienrichter“. Beide Forderungen hängen eng zusammen, sie sind nur Ausdruck der Opposition gegen die logisch-scholastische Begriffsjurisprudenz.

Die freie Rechtsfindung, das Schlagwort der Freirechtsschule, kehrt sich gegen die Denkweise der Rechtsscholastik, nicht mehr die Rechtssätze, diese Gebilde der logischen Bearbeitung des Rechts, sollen das Leben beherrschen, sondern aus dem Leben, der Welt der Tatsachen, sollen die Rechtssätze abstrahiert werden. Gegen die erste bedeutende Schrift dieser Richtung: „Der Kampf um die Rechtswissenschaft“, von Gnaeus Flavius, hat sich lebhafter Widerspruch erhoben. Seither ist die Beurteilung der Bewegung milder geworden.

Der Ruf nach Laienrichtern gründet sich auf die Behauptung der Weltfremdheit der Berufsrichter. Diese Weltfremdheit, von der einen Seite so lebhaft behauptet wie von der andern bestritten, ist nichts anderes als die Befangenheit in der Begriffswelt. Sie ist die notwendige Folge der logisch konstruierenden Methode. Sie war da, sobald diese Methode die Tätigkeit der Richter zu beherrschen begann und sie wird erst verschwinden, wenn die Methode der Rechtswissenschaft eine andere werden wird. Nicht dass es römische Rechtssätze waren, die die Gelehrten in die Gerichte einführten, hat die Kluft zwischen Volksempfinden und Juristenrecht geschaffen, sondern dass die Rechtssätze nach scholastisch-deduktiver Methode angewendet wurden.

Dass auch die grosse Masse der Juristen, die sich naturgemäss durch das Verlangen nach Laienrichtern verkannt und verletzt fühlt, von neuem Geist erfasst wird, zeigt der Aufschwung der Bewegung „Recht und Wirtschaft“. Sie sucht die alten Formen der Rechtswissenschaft mit neuem Gehalt zu füllen, indem sie die wirtschaftlichen Verhältnisse in den

Vordergrund stellt. Allein man wird sich hüten müssen, sich von dieser Bewegung allzuviel zu versprechen, wenn nicht auch die Formen des juristischen Denkens von Grund aus neu gebaut werden, wenn nicht die Jurisprudenz sich entschliesst, aufzuhören, eine normative Wissenschaft zu sein und eine Erfahrungswissenschaft zu werden.

Alle diese Erscheinungen zusammengefasst sind Anzeichen einer mächtigen, nicht endgültig aufzuhaltenden Bewegung. Natürlich hat diese auch ihre Gegner. Das sind alle diejenigen, die ihrer ganzen Veranlagung nach weniger zum Sammeln von Tatsachen als mehr zur logischen Verstandestätigkeit geeignet sind.¹³⁾ Sodann kommt vielfach eine Art Bequemlichkeit dazu. Ich habe es wiederholt erfahren, dass der junge Jurist sich mit Vorliebe auf Verstandesprobleme, selbst auf Rabulistik stürzt und ernsthafte Forschung, wie sie Rechtsgeschichte und Rechtsstatistik erheischen, vernachlässigt. Es ist ja so hübsch, zu diskutieren und seinen im Gymnasium geübten Verstand zu benutzen, man wiegt sich so angenehm in dem Gefühl, auf diese Weise etwas leisten zu können, während die Forschung ungemein mehr Fleiss, Kenntnisse und Geduld verlangt und dem Anfänger doch erst nach langem Arbeiten spärliche und oft zweifelhafte Erfolge zu bieten vermag.

So findet die alte Schule immer wieder neue Schüler, dazu kommt, dass unsere Schultraditionen, wie sie in Seminarien gepflegt werden, und die für den Anfänger vorbildliche Monographienliteratur durchaus der alten Richtung angehören. Dass endlich die Gelehrten, die Jahrzehnte in der logischen Weise gearbeitet haben, nicht mehr umlernen können und die Zwecklosigkeit selbst Schädlichkeit ihrer Richtung nicht einsehen, das ist für jeden, der die Geschichte der Wissenschaften einigermaßen kennt, selbstverständlich. Derartige Umwälzungen setzen sich überhaupt nicht in der Weise durch, dass man die Anhänger des Alten überzeugt, sondern nur dadurch, dass die kommenden Generationen ihnen immer spärlicher nur Gefolgschaft leisten.

Nur eine Folgeerscheinung der neuen Richtung möchte ich noch kurz erwähnen: Das Verhältnis von Recht und Gesetz verschiebt sich nicht unwesentlich. (Unter Gesetz

¹³⁾ Dazu rechne ich z. B. Kelsen dessen „Hauptproblem der Staatslehre“ 1911, gerade durch ihre Uebertreibung und einseitige Betonung der formalen Auffassung des Rechts von der logisch-deduktiven Rechtsbehandlung abschrecken müssen.

bezeichne ich kurz das, was man als positives Recht bezeichnet.) Das Naturrecht hat bekanntlich behauptet, das Gesetz enthalte allerdings das wirklich geltende Recht, allein das, was als gerecht erkannt und empfunden wird, trete ihm als dasjenige gegenüber, was Recht sein soll.

Die neue empirisch-psychologische Richtung kehrt das Verhältnis gerade um, das was von Millionen Nichtjuristen täglich als Recht empfunden und geübt wird, das ist das wirkliche, lebendige Recht, das Gesetz ist dagegen „nur Projekte eines Rechts, ein Projekt, das erst auf Ausführung wartet, — vielleicht in Ewigkeit vergebens wartet, wenn es nämlich unausführbar ist. (Amira a. a. O.)

Dringt die neue Richtung durch, dann dürfen wir hoffen, dass die Vereinsamung der Juristen unter den anderen Gelehrten aufhört. Es werden Institute geschaffen werden, die die Feststellung der Rechtserscheinungen in ähnlicher Weise pflegen werden, wie man etwa meteorologische oder chemische Vorgänge feststellt.¹⁴⁾ Das seit langem aufgestellte Projekt einer Rechtsklinik, in die Leute kommen, denen wirkliche Rechtsfälle zugestossen sind, und die nun Rat suchen, wird sich verwirklichen und es werden diese Anstalten die vornehmsten Stätten des Rechtsunterrichts werden. Es wird aufhören, dass einer sich Jurist nennt und Staatsprüfungen besteht, der nie die Universität gesehen hat, und sich nur vom Repetitor notdürftig Begriffe, Definitionen und Rechtssätze einpauken liess. Es wird aber ebenso unmöglich werden, dass Monographien über Rechtsinstitute geschrieben werden, die zwar unsere Gesetzbücher regeln, die aber nie wirklich gelebt haben, ebenso wie es unmöglich ist, dass ein Hygieniker über die Schädlichkeiten einer Speise schreibt, die niemand isst, oder über Vorsichtsmassregeln bei Lebensgewohnheiten, die niemand übt.

Aus der Verjüngung der Rechtswissenschaft wird aber auch die Rechtsanwendung Vorteil ziehen. Grundsatz für die Auslegung von Gesetzen wird nicht mehr die logische Konsequenz aus allgemeinen Begriffen sein, sondern die Eingliederung des Gesetzesbefehls in den als geltend erkannten, durch die Wissenschaft aufgesammelten Tatsachenstoff. Nicht die Tatsachen werden unter Begriffe subsumiert, die vielleicht

¹⁴⁾ Siehe darüber Köbler, die Erforschung des Rechtsbewusstseins durch Beobachtung und Experiment JBl. 1912. Ofner hat die gleiche Idee in Vorträgen in der Wiener juristischen Gesellschaft: die naturwissenschaftliche Methode im Recht, das Experiment im Recht, schon vor dreissig Jahren und kürzlich erst wieder in einem Referat auf dem 31. deutschen Juristentag vertreten.

aus ganz anderen Tatsachen durch unvollständige Induktion gewonnen sind, sondern der Gesetzesbefehl wird nur als Sonderfall einer allgemein geltenden Rechtsüberzeugung gelten dürfen.

Auch die Gesetzgebung wird sich auf neue Grundlagen stellen. Jede Gesetzgebung ist zum Teil Kodifikation des bestehenden Rechts, zum Teil Reform, bewusste Aenderung des Rechts. Beides wird heute am Massstab des geltenden Gesetzes, nicht des lebendigen Volksrechts gemessen. Künftige Kodifikationen werden sich nicht auf die bestehenden Gesetze beschränken dürfen, sie werden umfassende Enquêtes über das geltende lebendige Recht erheischen. Und Reformgesetze wird man nur dann erlassen dürfen, wenn ihr Inhalt fähig ist, Volksüberzeugung zu werden.

Schliesslich wenn die neue — empirisch-psychologische Methode — weiter nichts zur Folge hätte, als dass wir Juristen endlich wieder das Volk verstehen lernen, so wäre das ein grosses Glück für beide Teile. Das Volk würde darum noch nicht die Juristen verstehen, dazu ist das Rechtsleben zu kompliziert — aber es würde vielleicht wieder lernen, was wir ihm so gründlich vertrieben haben — den Juristen zu vertrauen.

IV.

Sozial- und Wirtschaftsphilosophie.

Wilhelm Wundt als Sozialphilosoph.

Von

Universitätsprofessor Dr. Paul Barth,
Leipzig.

Wilhelm Wundt, der am 16. August dieses Jahres seinen 80. Geburtstag gefeiert hat, ist ursprünglich Psychologe. Aber wie nach seiner Theorie und in der Praxis der wirklichen Forschung die Psychologie die Grundlage aller Geisteswissenschaften ist, so hat auch Wundt von ihr aus den Weg zu anderen

Wissenschaften gefunden. Er ist Logiker geworden, Erkenntnistheoretiker, Schöpfer eines philosophischen Systems, und auch, indem er von der Individualpsychologie den Schritt zur „Völkerpsychologie“ tat, Theoretiker der Gesellschaft.

Seine Ansichten über die menschliche Gesellschaft sind allerdings nur teilweise in demjenigen Werke enthalten, das den Titel „Völkerpsychologie“ führt. Dieses handelt ja im ersten Teile von der Sprache, im zweiten vom Mythos und von der Religion. Der erste hat sehr wenig ausdrückliche Beziehungen zu soziologischen Fragen, der zweite schon mehr, da Religion und Gesellschaft in beständiger Wechselwirkung stehen. Aber es tritt ergänzend hinzu Wundts „Ethik“, die vielfach geradezu soziologische Fragen behandelt und sein „System der Philosophie“, das die Grundzüge aller Entwicklung, auch der sozialen, darstellt.

Wundt's Weltanschauung ruht auf dem Satze, dass der Wille der Kern der Welt ist. Von allen metaphysischen Annahmen ist diese diejenige, die der Erfahrung nicht widerspricht. Sie wird nicht widerlegt durch die Tatsachen der Naturwissenschaft, und mit denjenigen der Geschichte steht sie im Einklang. Der Wille ist in der Tat der Schöpfer der Gesellschaft.

Diese Tatsache sollte man für offenkundig und selbstverständlich halten. Wir sehen ja täglich, wie der Mensch nur durch seinen Willen zu einer Gesellschaft, z. B. zu einem bestimmten Staate gehört, wie er einen Staat verlassen und in einen andern übergehen kann.

Aber so selbstverständlich der Wille als sozialer Faktor für den Politiker ist, den praktischen Soziologen, die theoretische Soziologie bedurfte längerer Zeit, um ihn in seiner Bedeutung zu erfassen. Comte sagte: „Die Geschichte der Gesellschaft wird beherrscht von der Geschichte des menschlichen Geistes.“¹⁾ Er wollte damit gewiss den Willen nicht ausschliessen, aber er sah ihn doch nicht in der vordersten Reihe. So steht er auch nicht in der vordersten Reihe bei Hegel, wenngleich ihm der Staat „die Wirklichkeit des substanziellen Willens“ ist.²⁾ Für Spencer sind die Gefühle die innersten Beweggründe der Handlungen, also auch die Bildner der Gesellschaft. Erst Ferdinand Tönnies hat den Willen als solchen in das Zentrum der Betrachtung gerückt in seinem Buche „Gemeinschaft und Gesellschaft“, das zuerst 1887 erschienen ist. Für Tönnies ist

¹⁾ Cours de Philosophie positive 3. éd. Paris 1869, IV. Band, S. 460.

²⁾ Vergl. Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts § 258.

der menschliche Wille zuerst „Wesenwille“ oder „Gattungswille“, der „das Denken einschliesst“, d. h. der in seiner triebartigen Unbewusstheit die Gemeinschaft erzeugt, ein organisches, naturwüchsiges Gebilde. An die Stelle des Gattungswillens aber tritt allmählich die „Willkür“, der bewusste, denkende Einzelwille, der die Gesellschaft hervorbringt, einen künstlichen, für Erreichung egoistischer Zwecke geschaffenen Mechanismus. Innerhalb dieses Gegensatzes ist für Tönnies die Willensentwicklung abgeschlossen. Sie hat zur Gesellschaft geführt, und damit auch zu einem „pathologischen“ Zustande der Entzweiung und Auflösung, dessen Wirkungen nicht aufzuhalten sind.

Für Wundt ist eine solche Beschränkung der sozialen Entwicklung nicht möglich. Die Gesellschaft ist ihm nur ein besonderer Fall eines allgemeinen Gesetzes der fortschreitenden Vereinigung der Willenseinheiten, eines Gesetzes, das über das ganze Gebiet der Natur und der Geschichte herrscht. Die ursprünglichste und einfachste Willenserscheinung ist das Atom in seiner Bewegung. Viele Atome zusammen bilden eine höhere Einheit, die Zelle, viele Zellen wiederum setzen das Metazoon zusammen, das vielzellige Tier, viele derselben wiederum den Tierstaat. Im Menschen erreicht diese letzte Zusammensetzung einen besonders hohen Grad abgestufter Mannigfaltigkeit. Jede Gemeinschaft von Menschen ist eine höhere Willenseinheit als der einzelne Mensch, der ihr angehört. Die Einheit ist hier über viele Einzelmenschen ausgedehnt und doch eine sehr wirksame, so dass Wundt jede Gemeinschaft als eine Persönlichkeit im weiteren Sinne, als eine „Gesamtpersönlichkeit“ bezeichnet.³⁾ Von der Horde des Naturvolks beginnend ist die Organisation zur Gemeinschaft bis zu Völkerbündnissen fortgeschritten und wird einst die gesamte Menschheit umfassen.

Diesen Fortschritt der Organisation innerhalb der Menschheit hat Wundt nicht systematisch und vollständig dargestellt, nur einen grossen Teil desselben hat er in seiner Völkerpsychologie, besonders in der letzten Zusammenfassung, den „Elementen der Völkerpsychologie“ (1912) behandelt. Hier gibt er „die Grundlinien einer psychologischen Entwicklungsgeschichte der Menschheit“. Einzelheiten sind eingehender dargestellt in den zwei Teilen der ausführlichen „Völkerpsychologie.“ Insbesondere ist der zweite Teil, der den Mythos und die Religion behandelt, reich an psychologischer Beleuchtung

³⁾ Vergl. sein System der Philosophie, 2. Aufl. Leipzig 1897, S. 625 f.

der Entstehung der Kulturgüter. Gottfried Semper hat in seinem berühmten Werke „Der Stil“ nachgewiesen, wie aus der Webekunst die ornamentalen Teile der Baukunst entstanden sind; dass alle grossen Künste aus den kleinen entstehen, war überhaupt seine Theorie. Diese Theorie hat Wundt mit neuen Beweisen gestützt. Auch die Töpferei hat er als Vorstufe der Architektur erwiesen, ausserdem aber dargestellt, wie aus dem Tanze die übrigen „musischen“ Künste, Gesang, Musik, Dichtung hervorgehen, wie auch aus dem Märchen und der Fabel sich das grosse Epos entwickelt. Nicht minder hat er den wichtigen Uebergang des Mythos in die Religion beleuchtet. Die Willensorganismen, Horde, Geschlecht, Stamm, Volk, Staat, treten allerdings in diesen Untersuchungen zurück; sie kommen nur mittelbar zur Darstellung. Vielleicht aber wird der noch ausstehende dritte Teil der Völkerpsychologie, die „Sitte“ behandelnd, zur Psychologie des sozialen Willens zurückkehren.

Diese Tatsache, dass der Wille bei Wundt das Element alles Seienden, auch der Gesellschaft und der Geschichte ist, bedeutet nicht weniger als seine Einzelnachweise. Denn diese Stellung des Willens entspricht der Wirklichkeit, und wenn sie, wie zu erwarten ist, allgemein anerkannt wird, so sind dadurch zweierlei Einseitigkeiten überwunden: Erstens die berühmte materialistische Geschichtsphilosophie, die nur einen Teil des Willens, den ökonomischen, sieht. Aber der menschliche Wille ist abhängig von menschlichen Vorstellungen, und diese beziehen sich eben nur teilweise auf die Mittel der Lebensführung, zum grossen Teile auf die umgebende Natur, sie ergeben eine Weltanschauung, die den Willen nicht minder bestimmt, als die Lebensfürsorge.

Die zweite Einseitigkeit ist die teleologische Auffassung der Geschichte, die überhaupt nicht erkennen, sondern nach gewissen Werten die geschichtlichen Zustände und Ereignisse beurteilen will. Sie steht in einem geheimen, nicht immer bewussten Zusammenhange mit der Lehre vom freien, d. h. ursachlosen Willen. Je mehr diese von der modernen Psychologie aufgegeben wird, desto mehr wird der rein teleologischen Auffassung der Boden abgegraben. Sie hat erst dann ein Recht, wenn die kausale Verknüpfung durchgeführt ist. Dann mag man das Endglied der Reihe als Zweck der Reihe ansehen, die wissenschaftliche Erkenntnis wird dadurch nicht beeinträchtigt. „Der Teleologie der Geschichte, wie im Grunde jeder Teleologie, wird die kausale Betrachtung vorangehen müssen, die hier, wie überall, von

Zwecken und Werten zunächst ganz absieht.“⁴⁾ Und die kausale Betrachtung erst macht die Soziologie oder Geschichtsphilosophie zu einer fruchtbaren Wissenschaft. Sie ermöglicht dem Politiker, aus erkannten Ursachen Mittel zu machen, um gewisse Zwecke herbeizuführen.

So wird Wundts Philosophie, sowie seine Einzelforschung, auch für den Fortschritt der Soziologie von dauernder und förderlicher Wirkung sein. Möge es dem verdienten Forscher und Denker gelingen, bald den dritten Teil selner „Völkerpsychologie“ zu vollenden. Aber auch jetzt schon liegen so viele soziologische Beiträge von ihm vor, dass alle Soziologen ihm zu grossem Danke verpflichtet sind.

Was ist „Arbeiterschutz“?

Von

Prof. Dr. J. Jastrow, Charlottenburg-Berlin.

Um die Wandlungen in der Bedeutung eines Wortes zu verfolgen, stehen dem Forscher zwei Quellen zur Verfügung: tote Denkmäler und lebendige Erinnerungen. Im allgemeinen wird man jenen den Vorzug grösserer Zuverlässigkeit zusprechen. Denn was lebendig ist, ist im Fluss; und von dem Menschen, der noch jetzt im Fluss der Entwicklung steht, wird man die Frage, welche Bedeutung er zu einer bestimmten früheren Zeit mit einem Worte verbunden habe, nicht mit der gleichen Sicherheit beantwortet erhalten, wie von der toten Schrift, die heute so vor uns liegt, wie an dem Tage, da sie entstand. Aber von dieser Regel sind mancherlei Ausnahmen zu machen, und unter diese fällt auch die Frage, wann ein Wort mit dem Bewusstsein gebraucht worden ist, dass es ein technischer Ausdruck sei. Es hängt vom Zufall ab, ob und wie weit sich diese Frage aus geschriebenen und gedruckten Quellen beantworten lässt. Neben diesen steht daher für diese Frage als zweite selbständige Quelle die Erinnerung der Mitlebenden.

Dies mag es rechtfertigen, dass für die Frage, was heute unter Arbeiterschutz verstanden wird, wie und wann sich diese Bedeutung entwickelt hat, in den folgenden Zeilen der Versuch einer Beantwortung gegeben wird, die sich ausschliesslich auf die eigene Erinnerung stützt. Es ist nicht beabsichtigt, die Frage zu endgültiger Entscheidung zu bringen, sondern nur für ihre Beantwortung einen Quellenbei-

⁴⁾ Wundt, Elemente der Völkerpsychologie, S. 515.

trag zu liefern. Entsprechend der dargelegten Auffassung, die in dem Erinnerungsbilde eine selbständige Quellengattung erblickt, ist es vermieden worden, durch Hereinziehung eigens herbeigeholten Materials diese Selbständigkeit zu beeinträchtigen. Literatur über den Gegenstand ist nicht nachgeschlagen worden; oder doch nur ganz ausnahmsweise, um die Richtigkeit einer Jahreszahl u. ä. festzustellen.¹⁾

1.

Dass im Zeitalter der Reichsgründung (als welches man die 12 Jahre liberaler Gesetzgebung von 1866 bis 1878 ansprechen kann), das Wort Arbeiterschutz nicht mit der Bestimmtheit eines technischen Ausdrucks angewendet wurde, unterliegt zwar in erster Linie dem Zeugnis derer, die schon damals im politischen Leben tätig waren. Aber auch wir, die wir am Tage von Salamis nicht am Kampf, sondern nur am Siegesreigen teil genommen haben, können es bekunden, wenn aus späterer Zeit in unserem Gedächtnis Spuren davon haften, dass wir jene Bedeutung erst in uns aufgenommen haben. In jener Zeit hatte das Wort Arbeiterschutz keine andere Bedeutung als die, die in den Elementen der sprachlichen Zusammensetzung begründet ist: jeder Schutz des Arbeiters war Arbeiterschutz. Das Gitter, das den Arbeiter gegen eine allzunähe Berührung mit der Maschine, die Brille, die das Auge des Steinschlägers gegen hineinfliegende Splitter, die Unterstützungskasse, die gegen Not in Zeiten der Krankheit, des Umzuges, der Arbeitslosigkeit Schutz gewährte, ja auch Aufenthaltsräume, die in Fabriken den Arbeitern zur Verfügung gestellt wurden, um sie gegen die Versuchung zum Kneipenbesuch zu „schützen“, fielen ebensogut darunter wie die Vorschriften der Baupolizei über die bauliche Sicherheit der Fabriken, der Gesundheitspolizei über das Umgehen mit Giften, der Gewerbepolizei über die Beschränkung der Arbeitszeit für Kinder und Jugendliche. Es ist nicht gesagt, dass zu jener Zeit das Wort Arbeiterschutz niemals in einem technischen Sinne gebraucht worden wäre. Wenn bei dem letztgenannten Beispiele der Kinder und Jugendlichen in der jährlich wiederkehrenden Debatte des Reichstages eine Verschärfung der Bestimmungen verlangt und zu ihrer Überwachung neben den allgemeinen Polizeiorganen eine obligatorische Fabrikinspektion in allen deutschen Staaten solange gefordert wurde, bis in der Tat der betreffende Paragraph der Gewerbeordnung (§ 139 b) diese Fassung erhielt: so war, wenn man mit Bezug auf diese Verhandlungen von Arbeiter-

¹⁾ Die Gesetze, Proklamationen etc., auf die Bezug genommen ist, finden sich fast sämtlich in meinem „Textbuch“ zum Arbeiterschutz (Berlin 1912, Verlag von Georg Reimer).

schutz sprach, ganz gewiss der Komplex dieser gesetzlich bindenden Vorschriften gemeint, und nichts anderes. Allein diese technische Bedeutung war nicht mit dem Worte an sich verbunden, sondern ihm nur durch die innerliche Umgrenzung des Verhandlungsstoffes aufgedrungen. (Ein besonders deutliches Beispiel dafür, wie unsicher in dieser Beziehung die Schlüsse aus der schriftlichen Überlieferung sind.)

Jene sehr allgemein gehaltene Bedeutung des Wortes wurde in gewisser Weise durch die Entwicklung im Auslande unterstützt. Zwar haftete in England dem Worte protection ziemlich sicher die technische Bedeutung des staatlichen Eingriffs zu Schutzzwecken an. Auch ist in dem schlagwortmässigem Gegensatz „Free Trade and Protection“ dies gar nicht übel zum Ausdruck gebracht. Denn „Trade“ bedeutet nicht Handel, sondern gewerbliche Tätigkeit überhaupt; und wenn man in England mit jenem Gegensatz Freihandel und Schutzzoll meinte, so klang dabei der Unterton des allgemeineren Gegensatzes von Handelsfreiheit (Gewerbefreiheit) und staatlichen Eingriffen mit. Aber über den Kanal hin klangen diese Untertöne nicht. Man empfing von England die Schlagwörter Freihandel und Schutzzoll, aber nicht protection in der technischen Bedeutung des Eingriffs durch staatliche Gesetzgebung; wie denn auch in England selbst in offizieller oder inoffizieller Bezeichnung der Akte über Arbeiterpolitik das Wort protection keine erhebliche Rolle spielte. — Von Frankreich aus wurde aber jene allgemeine und untechnische Bedeutung des deutschen Wortes Arbeiterschutz sogar positiv unterstützt. Denn hier, in dem klassischen Lande der katholischen Charitas, das dem Prinzip auch nur einer obligatorischen Armenpflege ablehnend gegenüberstand, erfüllte das französische Wort protection neben seiner dem Schutzzoll gewidmeten Bedeutung immer die weitergehende allgemeine sprachliche Funktion, für alle freiwilligen, halbfreiwilligen und anbefohlenen Massregeln, die dem Wohle einzelner Bevölkerungsschichten gewidmet waren, einen gemeinsamen Sammelnamen herzugeben.

Zwei bestimmte historische Ereignisse haben diesen uferlosen Sprachgebrauch in ein enges Flussbett genötigt: die Botschaft Wilhelms I. von 1881 und der rheinisch-westfälische Bergarbeiterstreik von 1889. In der Botschaft von 1881 entwickelte Fürst Bismarck sein Programm zur Arbeiterpolitik. In den Reichstagsdebatten der siebziger Jahre über die Arbeiterbestimmungen der Gewerbeordnung hatte die Reichsregierung sich zwar ab und zu einmal zu einer weitergehenden Massregel drängen lassen, im grossen und ganzen aber Widerstand geleistet; so namentlich auch gegenüber der Flut von Initiativanträgen, die nach der Veröffentlichung der

vom Reichstage endlich durchgesetzten Arbeiterenquete (1877) von verschiedenen Parteien aus gleichzeitig erfolgte. Dieser Widerstand hing nur zum Teil mit der wirtschaftspolitisch-liberalen Haltung der damaligen Regierung zusammen; da er ganz ebenso den einschlägigen Anträgen der liberalen, wie denen der anderen Parteien entgegengesetzt wurde, so musste er noch einen anderen Grund haben. Es war bekannt, dass persönliche Ansichten des Fürsten Bismarck dahinterstanden. Später hat dieser es wiederholt ausgesprochen, dass ihm eine Gesetzgebung, die dem Unternehmer in die Einzelheiten seines Betriebes hineinrede, nie sympathisch gewesen sei; wie er als landwirtschaftlicher Unternehmer für sich in Anspruch nehmen zu bestimmen, wie bei ihm gearbeitet werde, und darin von polizeilichen Eingriffen frei zu sein, so wolle er den gewerblichen Unternehmern dieselbe Freiheit lassen. Der Titel VII der Gewerbeordnung, der die Verhältnisse zwischen Meistern und Gesellen, zwischen Fabrikanten und Arbeitern als „Gegenstand freier Übereinkunft“ bezeichnete, schien ihm (wie dem grössten Teile der liberalen Urheber der Gewerbeordnung) in der Hauptsache zu genügen und nicht erheblich mehr Ausnahmen zu erfordern, als in dem Gesetz schon enthalten waren. Aber das Sozialistengesetz von 1878 und seine erste Verlängerung war damit begründet worden, dass die sozialdemokratische Agitation ein Eintreten zu Gunsten der Arbeiter unmöglich mache, weil sie die Stimme der staatlichen Gesetzgebung gewissermassen übertöne. Die Botschaft von 1881 hält zwar noch daran fest, dass das Wichtigste, das für „die Heilung der sozialen Schäden“ zu geschehen habe, in der „Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen“ liege; aber sie erklärt diesen Teil der Fürsorge nicht für ausreichend, sondern verlangt daneben „positive Förderung des Wohles der Arbeiter“. Den Hauptteil dieser Fürsorge erblickt die Botschaft gewissermassen selbstverständlich in der Fürsorge für den kranken, den unfallverletzten und den invaliden Arbeiter, d. h. in drei gross angelegten Arbeiterversicherungen. Indem die geplante Arbeiterversicherung eine Reihe kleiner Rentner schaffe, die an einem Besitz und damit an der Erhaltung des Bestehenden interessiert seien, werde sie die Arbeiterbevölkerung von der Hoffnung auf einen Zukunftsstaat abbringen. Seit dem Jahre 1880 hielt Bismarck das Handelsministerium, das in Preussen für diese Fragen zuständig ist, in den eigenen Händen.

Die Botschaft von 1881 hat das Thema der Arbeiterversicherung nicht erst geschaffen (Arbeiterversicherungsgesetze hatten den Reichstag bereits wiederholt beschäftigt), aber sie hat den Stoff in den Vordergrund der Politik gestellt. Fürst Bismarck war das erste Beispiel eines Politikers, der mit innerer Klarheit einen Teil der Arbeitergesetzgebung zur Seite schob und einen anderen bevorzugte.

In jene verschwommene Bedeutung des Wortes Arbeiterschutz kam ein Element der Differenzierung hinein, indem das Gebiet der Arbeiterversicherung seinen eigenen Namen erhielt.

In der durch das Sozialistengesetz geschaffenen Ruhe, in der es öffentlich erscheinende sozialdemokratische Zeitungen entweder gar nicht gab oder nur zeitweise in einer von den Behörden geduldeten Sprache, machte die Versicherungsgesetzgebung ihre Fortschritte: die Stimme des Gesetzgebers hatte das Ohr des Volkes gefunden. Die Meinung war damals weit verbreitet, ja unter den Regierungen wahrscheinlich allgemein, dass die offen zutage liegenden Wohltaten der vorhandenen und geplanten Arbeiterversicherungen die Arbeiterbevölkerung beruhigten. Da zeigte kurz nach dem Regierungsantritt Wilhelms II. der rheinisch-westfälische Bergarbeiterstreik (1889) und seine mit elementarer Gewalt vor sich gehende, die Behörden vollkommen überraschende Ausbreitung mit einem Schlage, dass jene Gesetzgebung und die Wünsche der Arbeiter auf ganz verschiedenen Gebieten lagen. Objekt jener Gesetzgebung war der kranke, der unfallverletzte, der invalide Arbeiter. Was aber die Arbeiterbevölkerung wünschte, war eine Besserstellung des gesunden Arbeiters. Die Bergarbeiter seufzten unter langer Arbeitszeit, unter drückenden Lohnberechnungen, unter mangelhaften Arbeitseinrichtungen usw. Bei dem Aufsehen, das dieser Streik in ganz Deutschland erregte, wurde damals in wenigen Tagen der gesamten gebildeten Bevölkerung klar, dass die Arbeiterversicherung nicht identisch war mit der Arbeitergesetzgebung, sondern dass es daneben noch ein zweites Thema dieser Gesetzgebung gab, das den gesunden, normalen Arbeiter betraf. Zur Bezeichnung dieses Gebietes der Gesetzgebung griff man in jenen Tagen nach dem bereit liegenden Worte Arbeiterschutz.

Ausdruck der veränderten Stellung sind die beiden Februarerlasse Wilhelms II., ein kaiserlich deutscher und ein königlich preussischer (vom 4. Februar 1890). Während die Heilung der sozialen Schäden seit der Botschaft von 1881 offiziell die oben erwähnten beiden Zielpunkte hatte, die Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen und die Fürsorge im Wege der Arbeiterversicherung, wird in den Februarerlassen von 1890 der erste jener Zielpunkte nicht bloss nicht erwähnt, sondern es wird sogar ausdrücklich auf die Arbeiterbewegung als eine Quelle der Erkenntnis für den Staatsmann Bezug genommen („denjenigen Bedürfnissen und Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen, welche in den Umständen der letzten Jahre und anderweit zutage getreten sind“). Und in bezug auf die bisherige Begrenzung der positiven Fürsorgemassregeln wird bei aller warm empfundenen und zum Ausdruck

gebrachten Pietät für Wilhelm I. doch mit programmatischer Eindeutigkeit betont, dass diese Massnahmen „nicht die ganze Mir gestellte Aufgabe erfüllen“. Es wird dann neben der Arbeiterversicherung mit ausdrücklichen Worten als zweites Thema der Gesetzgebung genannt: „die bestehenden Vorschriften der Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter einer Prüfung zu unterziehen“ und noch einmal betont, dass es gerade hierbei Zweck des geplanten Gesetzgebungswerkes sei „den auf diesem Gebiete lautgewordenen Klagen und Wünschen, soweit sie begründet sind, gerecht zu werden“. Das neue Programm ist also: neben der Arbeiterversicherung Revision des Titels VII der Gewerbeordnung.

Schon vorher hatte Fürst Bismarck in seiner Arbeiterpolitik zwei bedeutungsvolle Niederlagen erlitten. Angesichts der Tatsache, dass durch den rheinisch-westfälischen Arbeiterstreik das Vorhandensein weit verbreiteter Wünsche in der Arbeiterbevölkerung klar gelegt und öffentlich bekannt geworden, den Behörden aber der Streik und alles, was damit zusammenhing, vollständig überraschend gekommen war, stiess die Verlängerung des Sozialistengesetzes im Reichstage auf Schwierigkeiten. Fürst Bismarck erkannte an, dass das Gesetz die erwarteten Wirkungen nicht gezeitigt habe, schob dies aber darauf, dass die Massregeln nicht scharf genug seien, und verlangte für die Regierung die Ausweisungsbefugnis und die dauernde Geltung des bisher immer nur auf Zeit bewilligten Gesetzes. Als die Ausweisungsbefugnis im Reichstage gestrichen wurde, schlug sich ein Teil der Konservativen zu den demokratischen Gegnern, und so erfolgte die Ablehnung der dauernden Geltung mit einer unerwartet grossen Mehrheit. Nachdem so der eine Programmpunkt der Bismarckschen Arbeiterpolitik, das Sozialistengesetz, wenn auch noch nicht beseitigt, so doch der Beseitigung nahe gebracht war, musste unmittelbar darauf Bismarck sich sogar damit einverstanden erklären, dass nach 10jähriger Unterbrechung in Preussen wieder ein eigener Handelsminister ernannt wurde. Diese Ernennung hatte den unzweifelhaften Sinn, für den bisher durch Bismarck zur Seite geschobenen Teil der Arbeiterpolitik einen Ressortminister zu schaffen; was auch darin seinen Ausdruck fand, dass die Bergwerksabteilung jetzt wieder diesem Ministerium unterstellt wurde. Der neuernannte Minister v. Berlepsch wurde damals vielfach als „Minister für Sozialpolitik“ begrüsst. Fürst Bismarck hat später selbst einmal erzählt, dass er in dieser Situation, in der die bedeutungsvollsten Machtfaktoren ihm eine von ihm so lange bekämpfte Aufgabe der Gesetzgebung (Gewerbeordnungsnovelle) aufzuzwingen suchten, als letzten Rettungsanker betrachtet habe, nunmehr den Vorschlag zur Berufung einer internationalen Konferenz zu machen, da die Erfahrung

ihn gelehrt habe, dass internationale Beratungen schwer zustande kommen und ein brauchbares Mittel zur Verhinderung von Zielen bilden, die man nicht für erstrebenswert halte. Aber die Konferenz kam zustande, und es ereignete sich, was in der Geschichte der Staaten wohl einzig dasteht: dass, während eine internationale Konferenz in der Hauptstadt tagte, der Leiter der Politik entlassen wurde.

Stellt man die Daten der letzt besprochenen Ereignisse des Jahres 1890 zusammen:

- 25. Januar, Dauernde Geltung des Sozialistengesetzes im Reichstage abgelehnt,
- 1. Februar, Ernennung eines eigenen Handelsministers,
- 4. Februar, Erlasse Wilhelm II.,
- 15—29. März, Internationale Konferenz,
- 20. März, Entlassung Bismarcks,

so glaubt man, mit Augen zu sehen, wie die Logik der Tatsachen Gestalt gewinnt: der mächtigste Staatsmann steht im Kampf mit einem noch mächtigeren Thema der Arbeitergesetzgebung und unterliegt. Den Mitlebenden aber ist in jenen Tagen nichts von diesem Zusammenhange zum Bewusstsein gekommen. Die äussere Form, in der sich das welthistorische Ereignis der Entlassung des Reichsgründers vollzog, fiel den Zeitgenossen derartig auf die Nerven, dass der Inhalt des Widerstandes, wiewohl er klar zu Tage lag, damals unerkannt blieb, weil das Interesse an dem Inhalt von dem Interesse an der Form übertönt wurde.

Dieses Moment wurde dadurch unterstützt, dass das geplante Gesetzgebungswerk nach Beseitigung seines mächtigsten Hindernisses nicht etwa in imposanter Gestalt vor die Mitwelt trat, sondern nur langsam, zögernd und schwächlich zum Leben gebracht wurde. Das erste, was über die bevorstehende Gewerbeordnungs-Novelle bekannt wurde, war, dass die Bergarbeiter, von denen der Anstoss ausgegangen war, in der Hauptsache ausgenommen, d. h. dem preussischen Landtag ausgeliefert werden sollten, in dem damals nicht ein einziger Arbeitervertreter sass. Als der Entwurf der Novelle endlich erschien, zogen sich die Verhandlungen ermüdend in die Länge, und selbst nach Beendigung der 3. Lesung (7. Mai 1891) und nach Veröffentlichung des Gesetzes liess seine volle Inkraftsetzung noch lange auf sich warten. Als schliesslich der preussische Landtag eine schlechte Bergarbeiternovelle erhielt und sie in der Durcharbeitung noch bis zur Unkenntlichkeit weiter verschlechterte; als auch auf anderen Gebieten die Personen, auf die man grosses Vertrauen gesetzt hatte, gänzlich versagten; als man anfang, die Bezeichnung „Ministerium für Sozialpolitik“ nur noch ironisch zu gebrauchen; da hatten die

Kreise, von denen die Bewegung ausgegangen war, gar nicht mehr die Erinnerung, dass hier ein Sieg von Arbeiterforderungen über den gewaltigsten Staatsmann des Jahrhunderts stattgefunden hatte.

Für den Gegenstand aber, den wir an dieser Stelle verfolgen, hatten diese Jahre die entscheidende Bedeutung. In den Monaten, in denen man mit Spannung der Gewerbeordnungsnovelle entgegen sah, und die Öffentlichkeit sich viel mit ihrem mutmasslichen Aussehen beschäftigte, hatte man sich daran gewöhnt, von dem erwarteten Gesetz als dem „Arbeiterschutzgesetz“ zu sprechen. Und als endlich, unter dem 1. Juni 1891, das fertige Gesetz im Reichsgesetzblatt verkündet wurde, sprach man ohne Rücksicht darauf, ob man mit seinem Inhalt zufrieden war oder nicht, von ihm als dem „**D e u t s c h e n A r b e i t e r s c h u t z g e s e t z**“. Diese Bezeichnung war damals technisch für den Titel VII der Gewerbeordnung in der Fassung der Novelle vom 1. Juni 1891. — — —

Der literarische Niederschlag dieser Entwicklung liegt in einer Zeitschrift vor, die eben damals begründet wurde: dem „Sozialpolitischen Zentralblatt“, das seit dem 1. Januar 1892 von Heinrich Braun herausgegeben wurde. Von der ersten Nummer an brachte diese Zeitschrift das Wort Arbeiterschutzgesetzgebung als Rubrikenüberschrift und führte es damit dem Leser als einen Ausdruck vor Augen, der eine technische Bedeutung und eine feste Umgrenzung für sich in Anspruch nahm. Der Einfluss, den dieses Blatt auf die sozialpolitisch interessierten und noch mehr auf die sozialpolitisch zu interessierenden Kreise, und zwar nicht etwa bloss in der Einimpfung bestimmter Ideen, sondern (was beinahe noch wichtiger ist) in der Aufzwingung gewisser Denkrubriken damals ausübte, kann kaum hoch veranschlagt werden. Für die Rubrikenbezeichnung, die den Gegenstand unserer Darstellung bildet, war es von ausschlaggebender Bedeutung, dass das Wort Arbeiterschutzgesetzgebung hier nicht ab und zu, sondern Woche für Woche, nicht gelegentlich, sondern themagebend und andererseits auch nicht mit prinzipieller programmatischer Erörterung, sondern in einer Überschriftsform, die gewissermassen Selbstverständlichkeit für sich in Anspruch nahm, mit unermüdlicher Zähigkeit sich in die Lesergehirne einbohrte. Braun hatte einige Jahre vorher das „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik“ begründet, das sich sofort unter den führenden wissenschaftlichen Zeitschriften Deutschlands einen Platz eroberte, obgleich der Herausgeber bis dahin in der wissenschaftlichen Welt nur durch seine Doktordissertation über Albert Lange bekannt war. Seiner politischen Stellung nach Sozialdemokrat (er hat späterhin auch dem Reichstage kurze Zeit angehört), hatte er es als eine Art Bravourstück unternommen, noch unter der Herrschaft des Sozia-

listengesetzes für sein Archiv einen Kreis erstklassiger Mitarbeiter, ohne Unterschied der politischen Parteien, zusammenzubringen. Diese Beziehungen sicherten nun dem für weitere Kreise begründeten Zentralblatt sowohl die geistige Zufuhr, wie die Möglichkeit der Ideenverbreitung in den verschiedensten Kreisen. Der Verbreitung eines Schlagwortes ist nichts günstiger, als wenn der Gegenstand, den es bezeichnet, in die Verteidigungsstellung gedrängt wird. Das Jahr 1892 ist gerade die oben erwähnte Zeit, wo der Name „Deutsches Arbeiterschutzgesetz“ zwar im Sprachgebrauch schon vorhanden, der Titel VII der Gewerbeordnung, den man in seiner Fassung damit bezeichnete, auch im Reichsgesetzblatt schon veröffentlicht war, wo aber in der Ausführung alles langsam und widerwillig vor sich ging, und wo die Novelle zum preussischen Berggesetz einer Vereitelung des Arbeiterschutzes ähnlicher sah, als einer Durchführung. Das schuf unaufhörliche Gelegenheit, das Wort Arbeiterschutz in den Mund zu nehmen und es in der fest geprägten Bedeutung zu brauchen, in der es nicht mehr mit allen möglichen Einrichtungen zum wirklichen oder vermeintlichen Wohle der Arbeiter bepackt werden konnte.

Während ich bis dahin mit diesen und ähnlichen Problemen nur ab und zu als Mitarbeiter bestehender Zeitschriften in Berührung kam, legte mir die Leitung der „Blätter für soziale Praxis“, die ich im Jahre 1894 übernahm, die Verpflichtung auf, mich in einem weiten Kreise verwandter Probleme zu orientieren. Die „Blätter“ waren als ein literarischer Ableger der praktischen Schöpfungen Wilhelm Mertons in Frankfurt a. M. entstanden, der dem dazu bestimmten Teile seines Vermögens den Namen „Institut für Gemeinwohl“ beigelegt hatte. Sie war eine eben erst begründete und im Stillen arbeitende Zeitschrift, die den Zusammenhang mit ihrem philanthropischen und charitativen Ursprung nicht verleugnen, sondern überall die Kleinarbeit des täglichen Lebens zur Linderung der Not und zur Besserung der Lage der Minderbemittelten beleuchten, neue Wege aufweisen und damit zum systematischen und prinzipiellen Nachdenken auch solche Kreise anregen und befähigen wollte, denen an sich praktisches Handeln näher lag, als prinzipielles Denken. Welchen Kreis die Zeitschrift meinte, war mit voller Deutlichkeit in ihrem vollständigen Titel ausgedrückt: „Blätter für soziale Praxis im Gemeinde-, Vereins- und Privatleben“. Die Zeitschrift war durch Brückner von vornherein unter Anlehnung an die grossstädtischen Verwaltungen begründet worden, und ich hatte mich zur Übernahme der Leitung bereit erklärt, weil ich die Möglichkeit sah, von den Verwaltungsergebnissen und von der Verwaltungskritik aus allmählich den Rahmen zu gewinnen, den man sowohl für sozial-

politische Reformen, als auch für sonstige Modernisierung der Verwaltung brauchte. Da aber um dieselbe Zeit, wo die „Blätter“ von unten nach oben in die höheren sozialpolitischen Erörterungen hinaufstiegen, das „Zentralblatt“ von oben nach unten, wenn auch überwiegend in kritischer Form, in die Niederungen der praktischen Verwaltung gelangte: so machte Braun den Vorschlag, das sozialpolitische Zentralblatt mit den Blättern für soziale Praxis zu verschmelzen, und daraus ging im Jahre 1895 die gross angelegte Zeitschrift „Soziale Praxis, Zentralblatt für Sozialpolitik“ hervor.

In dieser Verschmelzungsarbeit musste, wie allen anderen einschlägigen Problemkreisen, so auch dem Arbeiterschutz sein bestimmter Platz angewiesen werden. Ich war zu diesen Studien nicht aus Interesse an einzelnen sozialpolitischen Problemen gekommen, sondern aus Interesse an der Staatstätigkeit im allgemeinen, die mir in unserer Zeit anders als mit einer derartigen Auffrischung vorwärts zu bringen nicht möglich schien. Wenn ich schon bei den „Blättern“ bemüht gewesen war, den Inhalt, der in den Rahmen der Zeitschrift gehörte, nach Verwaltungsgebieten zu ordnen, so schwebte mir bei dem nun bedeutend erweiterten Stoff als Ideal glatt eine Einteilung nach den Ressorts der Staatsverwaltung (etwa nach den 9 preussischen Ministerien) vor. Es war für mich mehr eine Konzession an das Vorgefundene, dass ich in der Einteilung eine Anzahl spezifischer Rubriken: Arbeiterbewegung, Unternehmerverbände, Wohnungswesen etc. voranschickte und auf ihrem Ehrenplatze belies. Aber ich suchte die Anzahl dieser Rubriken doch nach Möglichkeit zu beschränken. Vor meiner Entscheidung legte ich Gewicht darauf, die Meinung des bisherigen Herausgebers des Zentralblattes zu hören. In dieser Beratung erregte ich mit meinem Vorschlage, zur Verminderung der Spezial-Rubriken aus Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung nur eine Rubrik zu machen, das Entsetzen Brauns. Mir war also damals die feste Umgrenzung des Begriffs Arbeiterschutz, wenn auch gewiss nicht unbekannt, so doch nicht so tief in Fleisch und Blut übergegangen, dass ich nicht noch in die alte Verschwommenheit und Ungeschiedenheit zurückverfallen konnte, wenn es für meine literarischen Bestrebungen zweckmässig erschien. Aber auch Braun wusste damals für seine (doch zweifellos richtige) Ansicht nichts anderes ins Feld zu führen, als seinen Schrecken über dieses Zusammenwerfen verschiedener Dinge. Obgleich mein Vorschlag sicher einem schon technisch gewordenen Sprachgebrauch entgegengesetzt war, so gab es doch offenbar damals noch keine Möglichkeit, diesen Fehler klar aufzudecken.

Wenn jemand in einer wortgeschichtlichen Untersuchung einen bestimmten Sprachgebrauch auf sich zurückführt, und wenn

er sich auf seine Erinnerungen dafür beruft, dass er eine gewisse Umgrenzung schon zu einer Zeit gesehen habe, als sie noch kein anderer sah, so wird man schwerlich geneigt sein, seinem Zeugnis allein hohen Wert beizumessen. Wenn dieses Selbstzeugnis aber gerade besagt, dass der Bezeugende zu einer bestimmten Zeit eine Kenntnis, die andere hatten, noch nicht oder nicht in ausreichender Intensität besass, so dürfte nach der ganzen Anlage der menschlichen Natur für diese Erinnerung wohl kaum ein anderer Grund anzunehmen sein, als dass sie dem Sachverhalt entspricht. Hier ist ein fester Standpunkt gegeben. Mag eine neue Untersuchung aus gedruckten Quellen ergeben, was sie wolle: im Jahre 1895 war der Ausdruck Arbeiterschutz in fester technischer Umgrenzung, wiewohl zweifellos vorhanden, doch noch nicht vollständig durchgedrungen.

Übrigens lässt sich zur Unterstützung noch mancherlei anderes anführen. In Österreich trägt das Organ der Krankenkassen sogar noch bis heute den Titel „Arbeiterschutz“. Das Sozialpolitische Zentralblatt, von dem ich die literarische Einführung der technischen Bedeutung datierte, brachte keineswegs alles hineingehörige unter diese Rubrik, sondern hatte z. B. daneben noch eine besondere Rubrik Gewerbeinspektion, obgleich doch der Gewerbeinspektor in der Hauptsache Arbeiterschutzinspektor ist; es war dies ganz ähnlich, als wenn eine Zeitschrift für Unterrichtswesen eine Rubrik für Volksschulen hätte und eine andere Rubrik für Schulinspektion.

In der Folgezeit war die Intensität des Sprachgebrauchs und seine weitere Verbreitung ein Bestandteil der allgemeinen politischen Entwicklung. Für diese wurde die Spaltung der Freisinnigen in freisinnige Volkspartei und freisinnige Vereinigung (1894) von nicht geringer Bedeutung. Für den Problemkreis, von dem der Arbeiterschutz einen Teil bildet, wurde namentlich die Stellungnahme von Th. Barth wichtig. Jene Spaltung war aus Anlass einer Militärforderung eingetreten, und Barth leitete im Reichstag den Rechtsabmarsch zur Bewilligung dieser Forderung. Er benutzte die Trennung aber zu einer Revision seiner politischen Ansichten im allgemeinen, und hierbei kam dieser Mann, der allen seinen Gegnern für die Reinkultur des Manchestertums galt, zu der Einsicht, dass seine liberalen Überzeugungen weiteren staatlichen Eingriffen im Wirtschaftsleben an sich nicht entgegenzustehen brauchten. Da nun die Sozialdemokratie, die im Prinzip die Verstaatlichung des ganzen Produktionsprozesses wünscht, jede staatliche Regelung auch nur einzelner Vorgänge des Produktionsprozesses für einen Schritt auf ihrem Wege hielt, so bekam der nach rechts ausgetretene Flügel der Freisinnigen eine Verbindung mit der auf der äussersten Linken

stehenden Sozialdemokratie und übte so auf die dazwischen stehende freisinnige Volkspartei eine Quetschung von zwei Seiten aus. Diese Entwicklung wurde freilich dadurch befördert, dass es innerhalb der Kreise der freisinnigen Volkspartei immer Elemente gegeben hatte, die Eingriffen des Staates zu Gunsten der Arbeiter weniger abhold waren, und die sehr wohl wussten, dass England nicht bloss das klassische Land der Nicht-Intervention, sondern ebenso gut auch das klassische Land der den Arbeiter schützenden Ausnahmen war. Jene ältere Bewegung zu Gunsten eines deutschen Arbeiterschutzes, die schon in den 70er Jahren den Fürsten Bismarck zu Abwehrmassregeln nötigte, wäre ja auch nach den damaligen Parteiverhältnissen gar nicht möglich gewesen, wenn nicht schon in jenen Jahren liberale Elemente für derartige Massregeln eingetreten wären. Aber es fehlte damals für die Stellungnahme die Formulierung, und diese wurde erst geschaffen, seitdem ein Teil der Freisinnigen sich ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie zum unausgesprochenen politischen Programmpunkte machte. Ich weiss nicht, ob in der grossen Anzahl der damals von Barth erörterten Probleme sich die Frage der Formulierung in bezug auf den Arbeiterschutz auch in gedruckten Äusserungen oder in parlamentarischen Reden findet. In persönlichen Unterhaltungen pflegte er folgende Formulierung anzuwenden: Der Gegensatz der Anschauungen für oder gegen stärkere Staatseingriffe sei zwar keineswegs gleichgültig geworden, im Augenblicke aber durch einen höheren Gegensatz überboten. Nach der ganzen politischen Lage Deutschlands ständen gegenwärtig auf der einen Seite alle die, die die Hebung der unteren Volksklassen wünschen (mögen die einen von ihnen sie mit Staatseingriffen, die andern ohne solche herbeiführen wollen), und auf der andern Seite alle die, die diese Hebung nicht wollten. Da man nun in der Politik für jedes Ziel die Machtansammlung seiner Anhänger brauche, so müssten die, die die Hebung wollen, die Machtansammlung dadurch gewinnen, dass sie über das Mass der Staatseingriffe sich unter einander (und nicht etwa mit den Gegnern der Hebung) verständigten. Damit war auch für einen sehr weit gehenden Arbeiterschutz in einem linksliberalen Programm das Bürgerrecht gesichert. Und da in der literarischen Debatte dieser Zeit die freisinnige Vereinigung eine weit über ihre Kopffzahl hinausgehende Bedeutung erlangte, so hat dies auch in der Tagesliteratur den Gebrauch des Wortes Arbeiterschutz im prinzipiellen Sinne gefördert.

(Schluss folgt.)

V.

Gesetzgebungsfragen und Rechtsprechung.

Grundlage und Kodifikation des Völkerrechts.

Von

Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar,
o. Professor d. R. an der Universität Göttingen.

Während in der neueren völkerrechtlichen Literatur des Auslandes noch meist das allgemeine Rechtsbewusstsein oder die Prinzipien einer unmittelbar und immer geltenden Gerechtigkeit als letzte Quelle des Völkerrechts betrachtet werden, hat gegenwärtig in der deutschen Völkerrechts-Literatur seit der als bahnbrechend viel zitierten Arbeit Jellineks über „die rechtliche Natur der Staatsverträge“ die Ansicht vielfach Boden gewonnen, welche in dem durch Uebung (Gewohnheit) und durch internationale Konventionen erklärten Willen der Staaten die eigentliche Quelle des Völkerrechts erblickt. Jellinek¹⁾ glaubte damit die Wissenschaft endgültig von dem letzten Rest des „Naturrechts“ befreit und auf eine wirklich feste, nicht nur imaginäre Basis gestellt zu haben.

Dennoch dürfte hier ein Irrtum vorliegen. Gewiss waltet auch der Wille der Völker oder Staaten, wenn sie im internationalen Verkehr dem allgemein Hergebrachten, dem Gewohnten sich anschliessen und fügen, und noch mehr dann, wenn sie durch Verträge erklären, dass bestimmte Normen Völkerrecht seien oder sein sollen. Aber es konnte Jellinek nicht entgehen, dass der Wille der Staaten allein der bindenden Kraft für die Zukunft entbehre; der Wille an sich ist veränderlich. Die Verbindlichkeit des im Vertrage erklärten

¹⁾ A. a. O. s. besonders S. 29 ff.

Willens kann nur begründet werden durch eine über dem Erklärenden stehende Macht oder durch den Glauben an die Notwendigkeit des Worthaltens und an eine den Wortbrüchigen treffende aus den gesellschaftlichen Verhältnissen, im Völkerverkehr aus den Verhältnissen zu anderen Staaten erwachsenden Vergeltung.²⁾ Der Satz „*Pacta sunt servanda*“ entstammt daher nicht dem an sich frei veränderlichen Willen, vielmehr einer vernünftigen Betrachtung der gesamten menschlichen Verhältnisse. So sagt denn auch Jellinek, dass die Selbstbindung des erklärten Staatswillens auf der Wirksamkeit vernünftiger Motive des Willens beruhe, und erklärt damit die vernünftige Betrachtung der Dinge für das eigentlich produzierende Prinzip des Völkerrechts. Die Vernunft, sagt Jellinek, führt und bindet den Willen; eine der Vernunft entbehrende Willenserklärung würde nicht binden. Und in der scharfsinnigen, wenngleich meiner Ansicht nach nicht immer das Richtige treffenden Untersuchung der „Lehre von den Staatenverbindungen“ werden daher von Jellinek die Entscheidungen gegeben nach der vernünftigen Betrachtung der Dinge, den Nachweis dessen, was in der Wirklichkeit die in Verträgen ausgesprochenen staatlichen Willenserklärungen bedeuten und vernünftiger Weise nur bedeuten können.

Hiernach könnte es scheinen, als wäre die Differenz gegenüber der Ansicht, welche das Prinzip des Völkerrechts in einer immanenten zugleich die Entwicklung in sich schliessenden Vernunft der internationalen Verhältnisse, in einer

²⁾ Die Verbindlichkeit eines auf Aufstellung (Schaffung) von Völkerrechtsnormen gerichteten internationalen Vertrags kann auch nicht dadurch, wie Jellinek meinte und Triepel, Völkerrecht und Landesrecht S. 49 ff. weiter ausgeführt hat, gerettet werden, dass man solchen Vertrag als Vereinbarung charakterisiert. Dies läuft schon dem Sprachgebrauch zuwider, der unter Vereinbarung etwas versteht, das weniger förmlich ist und weniger bindet, als ein Vertrag. Jellinek und Triepel meinen, bei der Vereinbarung verpflichten sich die Beteiligten zu einem für jeden gleichen Tun (oder Verhalten), bei einem Verträge zu einem verschiedenen; z. B. habe der Verkäufer das Kaufobjekt zu tradieren, der Käufer dagegen den Kaufpreis zu zahlen. Es gibt aber zivilrechtlich gültige Verträge, bei denen jeder Kontrahent genau das Gleiche zu tun hat, z. B. A und B. verpflichten sich gegen einander, einer städtischen Verwaltung eine bestimmte Summe zu zahlen, damit eine Gegend, in der A und B Bauplätze besitzen, mit Kanalisation, Wasserleitung usw. versehen werde. Das aufgestellte Unterscheidungsmerkmal greift also nicht durch. Es ist auch wirklich nicht einzusehen, wie die Verpflichtung zu einem tatsächlich gleichen Verhalten oder Tun der Verpflichtung eine besondere Kraft geben kann, zumal bei genauerer Betrachtung sich oft der Spruch bewährt: „*Si duo faciunt idem, non est idem*“; namentlich zeigt sich dies leicht bei Aufstellung von Völkerrechtsnormen, z. B. über das Seekriegsrecht.

höheren auch über den souveränen Staaten waltenden Ordnung erblickt, doch kaum von Bedeutung; der Wille der einzelnen Staaten wäre gewissermassen nur das Kleid für diese höhere Ordnung.

Indes in erheblichen Konsequenzen zeigt sich ein Anderes, nicht sowohl darin, dass Verträge nur „*Rebus sic stantibus*“ Geltung für die Zukunft behalten sollen, ein Satz der mit genügender Vorsicht und Mässigung angewendet, auch der vernünftigen Betrachtung der Dinge entspricht, da alle Verhältnisse im Laufe der Zeit sich ändern, und bei der das Leben der Individuen doch meist bei weitem überdauernden Lebenszeit der Staaten die Bestimmungen eines selbst ohne Beschränkung auf irgendwelche Zeit abgeschlossenen Vertrags widersinnige, nach vernünftiger Betrachtung zweifellos zu missbilligende Wirkungen haben können.

Wohl aber ist, wenn das Völkerrecht auf den immerhin vernünftigen Motiven unterliegenden Willen der Staaten gegründet wird, die Selbständigkeit des Völkerrechts gegenüber dem Staatsrechte der einzelnen Staaten nicht festzuhalten; das Staatsrecht der einzelnen Staaten gründet sich auf eben diesen Willen, wie Jellinek und seine Nachfolger³⁾ ausführen, und das Völkerrecht wird somit äusseres Recht der einzelnen Staaten, wie dies auch vereinzelt ausdrücklich ausgesprochen ist, und wie Jellinek (a. a. O. S. 48) selbst auch sagt: „Das Völkerrecht ist kein überstaatliches Recht.“ Die weitere Konsequenz ist dann, dass, wie der Staat jeder Zeit ein auf seinem (vernünftigen) Willen beruhendes Gesetz durch ein neues Gesetz aufheben kann, so jeder völkerrechtlichen Norm von jedem Staate, soweit sie gegen ihn gelten soll, durch eine einfache Willenserklärung der Boden entzogen werden kann, und dass nur Klugheitsmotive die allzu häufige Anwendung solchen Abschüttelns später als unvorteilhaft empfundener Verträge und Rechtsnormen hindern. Das wollen die meisten freilich nicht annehmen, und Triepel (S. 128 ff.), der den Widerspruch zwischen der Gründung des Völkerrechts auf den Willen der einzelnen Staaten und der Behauptung der Selbständigkeit des Völkerrechts gegenüber dem Staatsrecht bemerkt, sucht letztere durch den Hinweis zu retten, dass in den völkerrechtlichen Normen doch nicht nur der eigene Wille der einzelnen Staaten, vielmehr auch ein fremder Wille, der Wille anderer Staaten enthalten sei (S. 133). Dies

³⁾ Vgl. auch Jellinek, Gesetz und Verordnung S. 348.

jedoch ist eine nur den Widerspruch deckende Unklarheit. Ein Wille kann nicht durch einen anderen koordinierten Willen gebunden werden; der fremde Wille ist für den eigenen Willen nur Motiv, nicht aber ein Moment, welches den Staatswillen hier zu einem teilweis aus einem fremden Willen zusammengesetzten Gebilde erheben könnte.

Aber lassen wir die Ansicht gelten, dass ungeachtet der Gründung des Völkerrechts auf den individuellen (freilich mit dem Willen anderer Staaten den gleichen Inhalt aufweisenden) Willen der einzelnen Staaten, Völkerrecht und Staatsrecht noch zu unterscheiden seien; fragen wir: sind die Konsequenzen haltbar?

Die erste Frage eines völkerrechtlichen Verkehrs mit einer aussen stehenden Vereinigung von Menschen ist zweifellos, ob diese überhaupt ein Staat ist. Nach der Willens- theorie müsste hierüber der Wille des Staates, d. h. die Anerkennung der Vereinigung als Staat entscheiden.⁴⁾ Allgemein aber wird mit Recht angenommen — auch die Vertreter der Willenstheorie und insbesondere Triepel sind nicht anderer Meinung — dass die Existenz eines bestimmten Staates eine Tatsache sei, also nicht von der Anerkennung durch andere Staaten abhängt. Die Anerkennung, welche allerdings von dem freien Willen jedes der anderen Staaten abhängt, soll nur noch etwas hinzutun, insbesondere etwa die Bereitwilligkeit erklären, mit dem Staate, den man anerkennt, in diplomatischen Verkehr zu treten. Aber selbst ein diplomatischer Verkehr, wenngleich vielleicht ein der üblichen Formen entbehrender, kann auch vor einer Anerkennung und ohne dieselbe sich als unumgänglich erweisen. Existiert ein Staat tatsächlich, so sind andere Staaten, sobald irgend einen Verkehr mit dem neuen Staate sich ergibt, durch die Tatsachen ge-

⁴⁾ Triepel a. a. O. S. 102 Anm. bezeichnet die Lehre von der Anerkennung eines Staates als eine „vielfach misshandelte“. Aber was Triepel selbst dort über die Anerkennungsfrage sagt, befreit sie noch nicht von dieser Misshandlung, d. h. von der herrschenden Unklarheit. Die Anerkennung soll nicht nur eine Deklaration der Bereitwilligkeit sein, mit dem Neuling in Verkehr zu treten, sondern zugleich Bestandteil einer Vereinbarung (Hat der neue Staat durch seine Existenz oder durch sein Verlangen, anerkannt zu werden schon den Vorschlag zu einer Vereinbarung gemacht?), die eine ganze Reihe, wenn auch nicht aller innerhalb der Völkerrechtsgemeinschaft in Kraft stehender Normen auf jenen Staat ausdehnen. (Welche Normen sollen dies sein?). — Cavaglieri, *Revue de droit international public*, 18, S. 260 bemerkt mit Recht, dass man nach Massgabe der allgemein (?) angenommenen Willens- theorie im Unklaren darüber sei, ob die Anerkennung konstitutive oder deklarative Bedeutung habe.

zwungen, ihn als Staat zu behandeln. Die Natur der Sache diktiert solches Verhalten. Die Anerkennung bedeutet nach dem Worte selbst 1) dass der anerkennende Staat die Existenz des neuen Staates nicht bezweifelt und 2) dass er völkerrechtliche Rechte und Pflichten als auf den neuen Staat sich erstreckend ansehen will, soweit sie der Natur der Sache entsprechen oder — und dies erscheint wichtig — schon traditionell geworden sind. Insoweit aber Völkerrechtsnormen noch angesehen werden als in ihrer Geltung abhängig von der Zustimmung der Staaten, mögen sie auch von den mächtigsten Kulturstaaten vertragsmässig als geltendes Recht proklamiert sein, gelten sie weder für noch gegen den neuen Staat. So würden meiner Ansicht nach z. B. die Beschlüsse der Haager Konferenzen nicht durchgängig und nicht als solche gegen den neuen Staat geltend gemacht werden können.

Eine zweite wichtige Frage ist, ob Völkerrecht nur diejenigen Rechtsnormen sind, die einhellig von den Staaten als bindend angenommen oder stillschweigend durch Uebung anerkannt sind, oder ob, wie z. B. Oppenheim (International Law S. 15) sagt, die Anerkennung durch eine überwiegende Mehrheit genügt, so dass ein etwaiger Dissens eines einzelnen Staates keine Bedeutung hätte. Die Theorie, welche den Willen der einzelnen Staaten entscheiden lässt, muss konsequent sich für die erste Ansicht erklären. Dann kann aber ein Staat sich der Geltendmachung einer ihm im einzelnen Falle unbequemen Norm dadurch entziehen, dass er den oft unmöglichen Nachweis verlangt, er habe die fragliche Rechtsnorm schon früher als ihn bindend ausdrücklich oder stillschweigend (durch Unterwerfung unter dieselbe) oder Geltendmachung gegen einen anderen Staat anerkannt. Man sieht, wie die Willenstheorie in ihrer Konsequenz das Völkerrecht unsicher zu machen geeignet ist⁵⁾. Fraglich erscheint, ob bei solchem Zustande noch von einer wirklich wissenschaftlichen Behandlung des Völkerrechts die Rede sein könnte.

Nicht lösbar sind drittens nach der Willenstheorie die (in Wahrheit nur eine Frage bildenden) beiden Fragen, welche völkerrechtliche Normen auf Staaten anwendbar sind, die einer anderen (von der europäischen abweichenden) Kultur angehören,

⁵⁾ Dieser Einwand geht nicht zu weit. Triepel (S. 83, 84) sagt selbst, es existiere ein allgemeines Völkerrecht nicht, vielmehr habe jeder einzelne Völkerrechtssatz nur eine nach der Zahl der bei seiner Bildung beteiligten Staaten bemessene, in jedem Falle nur einen Teil der Staatenwelt umfassende beschränkte Geltung.

und wie der Kreis derjenigen Staaten zu begrenzen ist, auf welche das Völkerrecht Anwendung findet, das für die europäischen (christlichen) Staaten gilt. Rechtsgrundsätze fehlen hier, von Einzelheiten abgesehen, nach der Willenstheorie bei dem Mangel übereinstimmender Willenserklärungen der beteiligten Staaten, während die Erwägung der Natur der Sache von selbst die richtige Entscheidung in jedem einzelnen Falle liefert und zugleich die besondere Beantwortung der zweiten Frage überflüssig macht.

Eine vierte bedenkliche Konsequenz der Willenstheorie ist, dass das Völkerrecht nie ohne weiteres Teil des inneren Landesrechtes sei, und dass umgekehrt durch landesrechtliche Normen nie völkerrechtlichen Normen sollen entstehen können, auch wenn in allen zivilisierten Staaten die gleichen Normen in internationalen Verhältnissen beobachtet werden;⁶⁾ denn damit eine Rechtsnorm Landesrecht sei, muss der einzelne Staat sie als landesrechtliche wollen, und von selbst versteht sich das nicht, ebenso aber auch umgekehrt. Der erste Satz kann aber nur angenommen werden für n e u e s Recht, das durch Verträge oder durch internationale Erklärungen der Staaten geschaffen wird. Im übrigen widerspricht ihm nicht nur die englisch-amerikanische Praxis, vielmehr auch die Praxis anderer Länder, die Praxis des deutschen Reichsgerichts nicht ausgenommen.⁷⁾ Der zweite aus der Willenstheorie gefolgerte Satz sodann wird durch die Geschichte widerlegt. Völkerrechtliche Normen in grösster Zahl verdanken ihre Existenz der allgemeinen Uebung durch Befehlshaber der Heere und der Marine und der Praxis der Gerichte. Wenn ein landesrechtliches Gewohnheitsrecht sogar dadurch entstehen kann, dass Privatpersonen einem Rechtssatze sich stets willig fügen, warum sollte international nur der erklärte Wille der höchsten Staatsautorität eine international rechtsbildende Kraft besitzen? Und in früherer Zeit waren auch wohl die Befugnisse der

⁶⁾ Vgl. Triepel S. 96 ff., der z. B. die Aussprüche der Seegerichte usw. nur als Indizien für den Willen der Staaten gelten lässt, ihnen also eine nur sehr geringe Bedeutung beimisst.

⁷⁾ In diesem Sinne die Schrift Wilh. Kaufmanns und neuestens Alexandre Alvarez, *La codification du droit international, ses tendances, ses bases*. Paris 1912. S. 62 ff. wie die interessante Entscheidung der vereinigten Straf-Senate II und III des Deutschen Reichsgerichts vom 13./18. Juni 1889. Entscheidungen des R.G. in Strafsachen Bd. 16 S. 165 ff. besonders S. 167. — Ueber unmittelbare Wirksamkeit internationaler völkerrechtlicher Vertragsbestimmungen im Landesrechte siehe auch Kohler, *Zeitschrift für Völkerrecht und Bundesstaatsrecht* 1908, S. 215, 222.

verschiedenen mit dem Auslande im Namen des Staates verhandelnden Personen nicht immer scharf abgegrenzt. Und wie dürftig würde das Material sein, mit dem die Wissenschaft des Völkerrechts zu arbeiten hätte, wenn Urteile der Gerichte, Massregeln von Behörden nicht in Betracht gezogen werden könnten!

Eine vor kurzem erschienene (übrigens in vielfacher Hinsicht sehr beachtenswerte) Arbeit Erich Kaufmanns⁸⁾ geht denn auch davon aus, dass mit der Willenstheorie das Völkerrecht nicht zu begründen sei. Sie findet (S. 192) das gesuchte objektive Prinzip in dem Selbsterhaltungsrecht, dem einzigen wahren Grundrechte der Staaten. Aus der Rücksicht auf die Selbsterhaltung folgt dann die Achtung wie der anderen Staatspersönlichkeiten, so auch der geschlossenen Verträge, aber letztere nur so lange und soweit die Selbsterhaltung dabei bestehen kann (S. 204). Wäre nun die Frage, ob die fernerweite Beobachtung eines Vertrags mit dem Selbsterhaltungsrechte noch vereinbar ist, so leicht zu beantworten, wie die Frage, ob die Selbsterhaltung eines menschlichen Individuums bei Innehaltung der Rechtsordnung, bei Respektierung der Rechte Anderer möglich erscheint, mit andern Worten, wie die Frage, ob Jemand, der sich in Gefahr von Leib oder Leben und somit im Notstande befindet, sich Handlungen erlauben darf, die unter anderen Umständen rechtswidrig sein würden, so könnte in dem Selbsterhaltungsrechte zwar nicht eine Basis für die notwendigen positiven Sätze des Völkerrechts, wohl aber immerhin eine brauchbare Grenze für die bindende Kraft der völkerrechtlichen Verträge gefunden werden. Aber die Frage entzieht sich wegen der unvergleichlich schwerer zu beurteilenden Lebensbedingungen eines Staatswesens jeder sicheren Beantwortung. Kann z. B. nicht ein Staat, um seit unvordenklicher Zeit in Geltung bestehende Grenzverträge zu brechen, überhaupt um einen kriegerischen Einfall in das Gebiet eines Nachbarstaates zu rechtfertigen, behaupten, zu seiner Selbsterhaltung sei der unmittelbare Zugang zu einem bestimmten Meeresteile, der Besitz eines bestimmten Hafens usw. notwendig? Denn es wird bei der Frage der Selbsterhaltung der Staaten nicht auf ein kurzes Zeitmoment ankommen, und wer kann wissen, wie die Zukunft eines Staates sich gestalten werde? Fast wertlos werden aber alle das Kriegerrecht beschränkenden

⁸⁾ Das Wesen des Völkerrechts und die Clausula rebus sic stantibus 1911.

Verträge, ja das gesamte hierher gehörige selbst uralte Recht. Hier lässt sich immer behaupten, dass bei einer Niederlage die Fortdauer des Staates auf dem Spiele stehe! Das positive Recht aber löst sich in Klugheitsregeln auf; das Völkerrecht wird auch nach dieser Begründung zur Politik; man beachtet die Verträge, das hergebrachte Recht, nur weil es klug ist, es zu tun.⁹⁾

In Wahrheit verhält es sich aber mit der rechtsbildenden Kraft völkerrechtlicher Verträge oder Vereinbarungen oder, wie der neue deutsche diplomatische Sprachgebrauch sagt, Abkommen — solche Ausdrücke sind wirklich gleichgültig und haben nur in den Augen ihrer Erfinder Wert — folgendermassen. Durch einen völkerrechtlichen Vertrag über die Beobachtung allgemeiner Rechtsnormen geben die an dem Verträge teilnehmenden Staaten ihrer Ueberzeugung Ausdruck, dass die Beobachtung jener Normen dem Recht entspreche, und wenn sie sich selbst nicht alles Ansehen, selbst bei den eigenen Staatsangehörigen rauben wollen, müssen sie zu dieser Ueberzeugung stehen. Die eigentlich schaffende Kraft ist also die Rechtsüberzeugung,¹⁰⁾ nicht der Vertrag; letzterer macht die Rechtsüberzeugung nur evident, und den Kontrahenten unbestreitbar, und dem widerspricht es auch nicht¹¹⁾, dass man vor dem Verträge sich der Rechtsüberzeugung über eine bestimmte Rechtsnorm noch nicht bewusst war, dass er das Ergebnis eines Kompromisses zwischen widerstreitenden Interessen darstellt; denn das ist bei den meisten Rechtsnormen, selbst bei solchen der Fall, die nach und nach selbst als unerschütterliche, unumgänglich zu beobachtende zu gelten angefangen haben.¹²⁾ Aber auch die gesamte geschichtliche

⁹⁾ Man könnte einwenden, das Recht der Selbsterhaltung komme nur gegenüber solchen Verträgen zur Geltung, welche konkrete Rechtsverhältnisse unter bestimmten Staaten festsetzen, und nur dies meint im Grunde auch vielleicht Kaufmann. Aber abgesehen davon, dass die Grenze zwischen Vertragsbestimmungen über konkrete Verhältnisse und Vertragsbestimmungen über Festsetzung allgemeiner Rechtsnormen nicht immer ausser Zweifel sein wird; es reicht das aufgestellte Prinzip, eben weil es Grundprinzip sein soll in seiner Konsequenz weiter; ihm müssen im Kollisionsfalle alle anderen Regeln, da sie nur abgeleitete sekundäre Bedeutung haben, weichen. —

¹⁰⁾ So Bluntschli, Modernes Völkerrecht S. 64, 65.

¹¹⁾ Anders freilich Jellinek, Staatsverträge S. 66.

¹²⁾ Soll der rechtsbildende Vertrag nur unter den Vertragsstaaten gelten, so wird genau betrachtet nur die allgemeine Rechtsregel der Gegenseitigkeit beschränkt angewendet. Nur diejenigen Staaten, welche sich selbst in gleicher Weise binden oder gebunden haben, sollen und können Anspruch haben auf die Handlung nach vertragsmässig festgestellten Normen.

Entwicklung widerspricht der Zurückführung des Völkerrechts in letzter Linie auf den Willen der Staaten. Das Altertum, dem keineswegs, wie freilich sehr häufig angenommen wird, ein wirkliches Völkerrecht völlig fremd war,¹³⁾ betrachtete die Behandlung der Ausländer, die Vertragstreue gegen andere Staaten als unter göttlichem Schutze stehend, göttlichen Geboten unterworfen. Dies ist auch die Auffassung des Christentums, und kein Widerspruch gegen diese Auffassung, nur eine Beschränkung ist es, wenn gegen Barbaren, gegen Nichtchristen kein Recht beobachtet zu werden brauchte; ist man doch auch gegenwärtig der Ansicht, dass unser Völkerrecht auf nicht zivilisierte Völker keine Anwendung finde. Allmählich hat die Doktrin dann, obwohl noch nebenbei den Begriff des *Jus divinum* anwendend, an dessen Stelle das Naturrecht gesetzt — keineswegs so unrichtig wie man heutzutage meint. Es hat zwar einen reinen und absoluten Naturzustand der Staaten nie gegeben; aber was man aus diesem Naturzustande an Rechtsnormen abzuleiten glaubte, wurde in Wahrheit aus der Natur der Sache und dem römischen Rechte, soweit dies universell brauchbar schien, abgeleitet; der Naturzustand war nur Etikette. Der Natur der Sache entspricht es aber, dass, wenn einer höheren sichtbaren Autorität nicht unterworfenen Menschenvereinigungen mit einander in friedlichen Verkehr treten sollen, und keine von der andern abhängig ist, irgend eine höhere Idee für ihren Verkehr gelten muss, ein Recht, das in seinen Grundlagen ihrer Willkür entrückt ist, wenngleich es selbst in gewissem Umfange zulässt, dass besondere Vorgänge, die aber eines Nachweises in jedem Falle bedürfen, dasjenige, was sonst als massgebend erscheint, ausser Kraft setzen und dafür eine andere Norm unter den betreffenden Staaten wirksam werden lassen. Jene höhere Idee stellt das *Jus naturae* dar. Der Natur der Sache entspricht es z. B., dass kein Staat von einem andern ohne besonderen Rechtsgrund etwas zu fordern berechtigt ist, und da von einer Unterordnung, abgesehen von einem besonderen etwa von Vasallitäts-(Abhängigkeits-)verhältnis begründenden Vorgange keine Rede sein kann, das Prinzip der Gleichheit der Staaten im völkerrechtlichen Verkehr. Der Natur der Sache entspricht ferner z. B. die Unverletzlichkeit

¹³⁾ Die vollständigste Widerlegung dieser Ansicht, welche manche Autoren wohl ohne Nachprüfung der eine vom andern übernommen haben, liefert jetzt das ausgezeichnete Werk von Coleman Phillipson, *The international law of ancient Greece and Rome*. 2 Bde. London. Macmillan and Co. 1911.

der Gesandten; man kann mit niemandem ernstlich verhandeln, den man totzuschlagen oder handlungsunfähig zu machen im Begriff ist; es wird kein Staat sich durch das gebunden erachten, was seinem Gesandten durch unmittelbare persönliche Drohung oder aus Furcht oder Zwang abgepresst worden ist, da solche Mittel den Zusammenhang des Wollens des Abgesandten mit dem Willen des Absenders zerschneiden. Die notwendige Wahrung dieses Zusammenhangs führt dann der Natur der Sache nach weiter. Auch die Justizgewalt kann gemissbraucht werden, und dass die völkerrechtlichen Beziehungen nicht gestört werden, ist aller Regel nach wichtiger, als die Durchsetzung eines Straf- oder Zivilanspruchs gegen einen Gesandten. So ergibt sich von selbst die gesamte Lehre von der Exterritorialität der Gesandten. Will man privatrechtlich mit jemandem in Frieden leben, so darf man ihn nicht beleidigen, in sein Eigentum nicht eingreifen. So ergibt sich nach Analogie des Privatrechts weiter das Recht auf Achtung anderer Staaten, die Unzulässigkeit des Eindringens in ein fremdes Territorium ohne Erlaubnis der Staatsgewalt, die das Territorium gleichsam als ihr Eigentum zu bezeichnen berechtigt ist. Ohne Vertrauen auf ein gegebenes Wort kann ein friedlicher Verkehr nicht bestehen; folglich muss man wie im Privatrechte den Satz gelten lassen, dass Verträge gehalten werden müssen. Die Abweichungen von der privatrechtlichen Vertragslehre ergeben sich andererseits wieder aus der Natur der Sache. Da es über den Staaten keinen Richter mit Zwangsgewalt gibt und die Selbsthülfe durch Krieg dafür eintritt, so ist im Gegensatz zum Privatrecht der gegen den Staat selbst geübte Zwang kein Grund, einen völkerrechtlichen Vertrag für ungültig zu erklären. Eine Herrschaft über das offene Meer analog der Herrschaft über ein Landgebiet ist unmöglich; sie würde auch dem allgemeinen Interesse der Menschheit widersprechen. Aber das Schiff auf offenem Meere bedarf einer Rechtsordnung, wie ein Stück Territorium; so gelangt man der Natur der Sache zufolge zu dem Satze: das Schiff in offener See gilt als Teil des Territoriums, in welchem es seine Heimat hat. So ist der grösste Teil völkerrechtlicher seit langer Zeit unbezweifelnder Rechtsnormen einfach aus der vernünftigen Erwägung der Natur der Sache, aus dem Naturrecht hervorgegangen, ungeachtet der nicht richtigen Etikette des Naturzustandes.

So hat sich also die Erwägung nach der Natur der Sache — wenn man historisch die Entwicklung bezeichnen

will: das Naturrecht — als Quelle des Völkerrechts im höchsten Grade fruchtbar gezeigt. Was kann oder könnte mit diesem verglichen eine abstrakte Willenstheorie an förderlicher Produktionskraft aufweisen? Ich glaube wenig. In Wahrheit wird der natürliche Wille der Staaten wie der Individuen durch den Eigennutz geleitet. Was dem Eigennutz dienlich scheint, kann aber jeden Augenblick sich ändern; so führt die abstrakte Willenstheorie zu einem völlig unsicheren Rechte; durch sie wird das Völkerrecht aufgelöst in Politik, in welcher vielfach der eine Staat dem andern missgünstig, bestreitend gegenübersteht. Allerdings die Staaten schreiben sich ein unbegrenzt langes Leben zu. Da muss der Eigennutz, die Politik sich in kluger Weise mässigen. Es kann nicht ausschliesslich darauf ankommen, bei welcher Handlungsweise man im Augenblick am besten fährt; man muss auch der Zukunft, einer möglichen Aenderung der Umstände, daran gedenken, ob andere Staaten nicht Widerstand leisten oder Gegenmassregeln treffen werden. So gelangt man aber leicht und unbemerkt wieder auf die „Natur der Sache“, da, was daraus abgeleitet werden kann, am ehesten anderen Staaten als billig erscheinen wird und auch uns unter anderen Umständen nützlich sein kann.

Die Ableitung des Völkerrechts aus dem (durchaus dem Eigennutze folgenden) Willen der Staaten scheint demnach auch nur Etikette von geringer Bedeutung zu sein. Aber der Mangel jedes höheren Prinzips macht, indem er zugleich leicht zu dem Glauben verleitet, es komme weniger an auf die Gerechtigkeit und den inneren Wert der Völkerrechtsnormen, als auf die formelle, vertragsmässige Zustimmung, das gesamte Rechtsgebäude unsicher. Ein wirkliches ethisch verwerfliches Unrecht im Völkerrecht scheint nicht zu bestehen, und dem Eigennutz ist, so klug und rücksichtsvoll gegen Andere er auch in der Mehrzahl der Fälle verfahren mag, im letzten Grunde nicht zu trauen. Kommt ein günstiger Augenblick, ein Augenblick, den man, wie es scheint, nicht verpassen darf, so wird man geneigt sein, alle Verträge und Versprechen bei Seite zu setzen, um einem anderen Staat durch Kriegsgewalt oder Drohung mit dieser Vorteile abzupressen. So entsteht, wenn jene Willenstheorie als die letzte umfassende Grundlage des Völkerrechts von den handelnden Staatsmännern anerkannt wird, trotz aller Verträge das allgemeine Misstrauen: man rüstet auf alle Fälle um die Wette trotz aller Freundschaftsversicherungen.

Und die geringere Achtung, die man der nicht von äusserer Autorität getragenen wissenschaftlichen Ableitung richtiger völkerrechtlicher Normen zollt, drängt auf den Weg der Kodifikation durch internationale Verträge auf Grund diplomatischer Konferenzen; kommt doch hier der Wille der Staatsautoritäten in der allerhervorragendsten Weise zur Geltung. Indes sind diplomatische Konferenzen vorsichtiger als die Wissenschaft¹⁴⁾; während letztere, wenn sie wirklich das Rechte unparteiisch sucht, rein aus der Natur der Sache und dem bestehenden allgemein anerkannten Zustande der Dinge die Rechtsnormen ableitet, ist für den Diplomaten die besondere Lage des von ihm vertretenen Staats wesentlich mitbestimmend, und unbedingt mag man in der Diplomatie, wie es dieser, die politisch handeln muss, auch nicht zu verdenken ist, sich nicht gern binden, vielmehr nur „en tant que les circonstances le permettent“, und der so häufige Gebrauch dieser oder einer ähnlichen der Sicherheit der Völkerrechts schädlichen Klausel verschafft solchem Auskunftsmittel, eine Vertragsbestimmung, wenn es nützlich erscheint, nicht zu beobachten, bald mehr oder weniger die Eigenschaft der Selbstverständlichkeit. Oft aber vermag man, um Vorsicht zu beobachten und Verantwortlichkeit zu vermeiden, sich überhaupt nicht zu einigen und will doch andererseits nicht nur eine Mehrheit entscheiden lassen, welche einen völkerrechtlichen Satz als zweifelhaft erscheinen liesse; dann wird durch die Ablehnung eben dieser Satz erst recht zweifelhaft gemacht, und so der Feststellung durch die Wissenschaft ein Hindernis geschaffen.

Die allgemeine Kodifikation, zu welcher die Willens- theorie hindrängt, ist also schon aus diesem Grunde leicht ein Hindernis eines gesunden Fortschritts; ja sie kann, wie bei weitgetriebener Vorsicht naheliegt, einen Rückschritt sanktionieren.

Die Beobachtung der Grundsätze des Privat- und Strafrechts erleidet eine Ausnahme, wenn das Individuum sich in unmittelbarer unverschuldeter Leibes- und Lebensgefahr be-

¹⁴⁾ Daher ist eine freie Versammlung von Kennern des Völkerrechts geeigneter massgebende Sätze zu formulieren und Fortschritte anzubahnen. Diplomatische Konferenzen sind indes, was andererseits nicht verkannt werden darf, erforderlich, wenn es sich darum handelt, entweder wirklich neue oder im äussersten Masse bestrittene Rechtssätze zur Geltung zu bringen. Für Kodifikationen, die das geltende Recht nur klarer stellen sollen, sind sie meines Erachtens weniger geeignet.

findet oder einen rechtswidrigen Angriff abwehrt. Gibt es ein solches Notrecht auch im Kriegerrecht? Diese Frage ist meiner Ansicht nach aus doppeltem Grunde zu verneinen. 1) Es ist, wie gesagt, nicht festzustellen, ob ein Staat durch das Misslingen einer militärischen Operation und selbst durch eine Niederlage im Kriege seine Existenz einbüßen würde; behaupten lässt sich aber immer, dass die Umstände eine solche Gefahr herbeiführen. Die Beobachtung der Beschränkungen, welche das Kriegerrecht der militärischen Gewalt auferlegt, würde also nach der entgegengesetzten Ansicht in Wahrheit immer einem völlig arbiträren Ermessen anheimgestellt sein. Dass die Beobachtung von einem solchen Ermessen abhängen soll, muss also stets besonders gesagt sein; sonst gilt die Beschränkung unbedingt. 2) Das Kriegerrecht ist nichts anderes als das Notrecht der Staaten, es deckt allerdings nicht nur den Fall einer Existenzgefahr, vielmehr auch den Fall nur einer Gefahr der Einbusse irgend eines Rechtes. Aber Notrecht bleibt der Krieg trotzdem, um so mehr, als aus der Verfolgung eines Rechts durch Krieg die Gefahr einer Existenzvernichtung für den Krieg führenden Staat erwachsen kann. Ein Notrecht in zweiter Potenz ist aber ein logisches Unding, praktisch der Rückfall in Barbarei; oder wäre es z. B. nicht Barbarei, wenn ein Kommandant Kriegsgefangene, die er nicht genügend bewachen kann, erschiessen liesse? Für den einzelnen Kombattanten entsteht auch, so lange der Feind das Kriegerrecht beobachtet, durch Bedrohung seitens der feindlichen Kriegsmacht nie ein über das Kriegerrecht hinausreichendes Notrecht, weil der unmittelbaren Leibes- und Lebensgefahr durch Ergebung als Gefangener ein Ende gemacht werden kann, und solche Gefahr ja überhaupt für den Soldaten nicht in Betracht gezogen werden darf.

Die Klausel „wenn die Umstände es erlauben“ oder eine ähnliche sollte also bei einer Völkerrechtsnorm nie als selbstverständlich betrachtet werden. Sie ist nicht zu verwechseln mit der Regel, dass Verträge über konkrete Rechtsverhältnisse ihre bindende Kraft durch Aenderung der Umstände — insbesondere nach Ablauf langer Zeit — verlieren können.

Wir haben bemerkt, dass das Völkerrecht im Altertume wie im Mittelalter im letzten Grunde auf der Vorstellung einer göttlichen Ordnung beruhte, und dass auch der naturrechtlichen Doktrin eine Verbindung des *Jus naturae* mit

dem Jus divinum nicht fremd war, nicht selten das Jus naturae als mit dem Jus divinum identisch erschien.¹⁵⁾

Unter dieser Vorstellung entdecken wir die Idee der Menschheit. Die Gottheit, das göttliche Recht und selbst das Naturrecht schützt die Menschheit wie gegen den Egoismus der Individuen so auch gegen den Egoismus der einzelnen Völker und Staaten. Und diese Idee muss, wenn das Völkerrecht wirklich Recht sein und sich fortentwickeln soll, auch gegenwärtig und in Zukunft als letztlich massgebendes Prinzip anerkannt bleiben. Jede von irgend einer Seite vorgebrachte, vertretene völkerrechtliche Norm, jedes internationale Verhalten muss der Prüfung unterworfen sein, ob bei allgemeiner Anwendung, Beobachtung, die gedeihliche Existenz und Fortentwicklung der gesamten Menschheit nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich ist, einer Prüfung, bei welcher die Tradition, die oftmals erfolgte Beobachtung oder Billigung Berücksichtigung verlangt. Die Willenstheorie gestattet, dass an Stelle dieser Prüfung die eigennützige — und leicht eine Selbsttäuschung enthaltende! — Berechnung trete, welche von den einzelnen Staaten vorgenommen werden mag. Damit verliert das Völkerrecht als Ganzes an Achtung und Vertrauen, und Fortschritte, die im einzelnen gemacht werden, sind, so wertvoll sie an sich sein mögen, vielleicht nicht geeignet, den Mangel einer leitenden höheren Idee theorethisch wie praktisch zu ersetzen.

(Schluss folgt.)

Brauchen wir einen Gerichtshof für bindende Gesetzesauslegung?

Von

Geh. Justisrat Professor D. Dr. **Bierling**, Greifswald.

Die im heutigen deutschen Reiche geltenden umfassenderen Gesetzbücher, voran das B.G.B., verdanken ihre Entstehung einem doppelten Antriebe. Einerseits forderte die Einheit des Reichs auch bis zu einem gewissen Grade ein einheitliches Civil-Straf- und Prozessrecht an Stelle der mannigfach von einander abweichenden Partikularrechte; andererseits hoffte man auf diesem

¹⁵⁾ Vgl. z. B. Thomasius, Fundamenta juris naturae et gentium, Lit. I. cap. 5 S. 33.

Wege zugleich zahllose Streitfragen des älteren gemeinen Rechts aus der Welt zu schaffen. Der erste Zweck ist im wesentlichen erreicht; nicht so der zweite. Hat auch die Reichsgesetzgebung eine Reihe alter Streitfragen begraben, so hat sie doch gleichzeitig neue geschaffen und die Klage über deren rasch anwachsende Zahl ist bereits eine fast allgemeine. Kein Wunder also, wenn man schon nach rechtlichen Veranstaltungen sich umsieht, durch welche auch eine gewisse Einheitlichkeit der Rechtsprechung erzielt werden könnte. Indem wir versuchen, die in dieser Richtung sich geltend machenden Bestrebungen etwas näher ins Auge zu fassen, scheiden wir von vornherein solche Vorschläge aus, die nur darauf gerichtet sind, eine sofortige Anrufung des höchsten Gerichts oder einer besonderen ausschliesslich zur Erledigung von Rechtsfragen berufenen Behörde für den Einzelfall zu ermöglichen. Dass sie auch schweren praktischen Bedenken unterliegen, mag hier nur beiläufig erwähnt werden: Entweder nämlich belasten sie das zur Entscheidung berufene Organ dergestalt, das selbst die heute schon sehr fühlbare Ueberlastung des Reichsgerichts als vergleichsweise gering anzusehen wäre; oder man müsste die Anwendung der vorgeschlagenen Massregeln an so einschränkende Bedingungen knüpfen, dass damit tatsächlich eine Art Klassenjustiz hergestellt würde.

Unter den ernstlich auf eine Vereinheitlichung der Rechtsprechung ausgehenden Vorschlägen lassen sich zwei Hauptgruppen unterscheiden. Die einen bezwecken einfach die gesetzliche Bindung der Untergerichte an alle oder doch gewisse Entscheidungen des höchsten Gerichtshofes. Was gegen diesen Modus von Zeiler u. A. ausgeführt ist, kann ich mir grösstenteils aneignen. Zwar erkenne ich gern an, dass diesen Vorschlägen ein richtiges Gefühl zugrunde liegt: Der Richter soll im Hinblick auf das Ideal einer möglichst einheitlichen Rechtsprechung weise Selbstbeschränkung üben und gegenüber den ihm bekannten früheren Entscheidungen seines eigenen und des diesem vorgesetzten höchsten Gerichts, genauer gesagt, gegenüber der darin enthaltenen Gesetzesauslegung seine eigene Meinung über den Sinn des Gesetzes nur dann zur praktischen Geltung bringen, wenn er von der Unrichtigkeit der ersteren völlig überzeugt ist; andernfalls liegt es im Interesse aller Teile, wenn er lieber der bisherigen, wenn auch in einer oder der anderen Beziehung anfechtbaren Praxis folgt, anstatt für eine abweichende Ansicht einzutreten, die ihm selbst nicht ganz sicher erscheint. Aber die fraglichen Vorschläge schiessen weit über dieses Ziel hinaus.

So verkehrt vom Standpunkte unsers heutigen Rechts ein Präjudizienkultus ist, der das Präjudiz in Wahrheit über das Gesetz stellt, so bedenklich wäre es, diesem Kultus eine gesetzliche Unterlage zu geben. Ganz davon zu schweigen, wie schwierig es bisweilen ist, aus einer konkreten Entscheidung den allgemeinen Rechtsgedanken mit voller Sicherheit herauszulesen.

Ungleich radikaler sind die Vorschläge der zweiten Gruppe; sie laufen, genauer besehn, geradezu auf eine mehr oder weniger fundamentale Aenderung der bisherigen Gesetzgebungspraxis hinaus. Am deutlichsten tritt dies hervor in denjenigen Vorschlägen, nach welchen — allgemein hin oder auf bestimmten Rechtsgebieten — den bisherigen Gesetzgebungsfaktoren nur die Regelung der Grundfragen, der „Rohbau des Rechtsgebäudes“ überlassen wird, während die weitere formale Ausgestaltung einem — bereits bestehenden oder erst noch zu schaffenden — richterlichen oder Verwaltungsorgane zufallen soll. Dass solche Vorschläge — trotz aller etwa daran geknüpften Einschränkungen — nun und nimmermehr die Zustimmung unsrer heutigen gesetzgebenden Körperschaften finden würden, scheint mir über jeden Zweifel erhaben. Mag man nun auch vielleicht den Optimismus bewundern, der sich selbst durch die grösste Aussichtslosigkeit der Durchführung nicht abschrecken lässt, vom Standpunkte einer gesunden Gesetzgebungspolitik aus kann man unmöglich zu Versuchen raten, die zu einem sicheren Fiasko führen würden. Aber auch wenn diese Pläne nicht so aussichtslos wären, wie sie es in Wirklichkeit sind, für die Vereinheitlichung der Rechtssprechung könnte ich mir davon nur wenig Nutzen versprechen. Denn dass die hiernach einem Richterkollegium oder einem einzelnen Regierungsorgan (wie etwa dem Reichsjustizamt) zugewiesene gesetzgeberische Tätigkeit notwendig zu eindeutigeren Resultaten führen müsste, als die bisher von Regierungen und Parlamenten zusammen geübte, darf um so mehr bezweifelt werden, als gerade die Erledigung juristisch-technischer Fragen auch in unsern gesetzgebenden Körperschaften regelmässig durch solche Kommissionen erfolgt, in denen hauptsächlich juristisch geschulte Mitglieder mit hervorragend sachverständigen Regierungskommissaren zusammenwirken. Ja, die Gefahr divergierender Auslegungen erscheint durch die vorgeschlagene Zweiseitigkeit der Normensetzung noch gesteigert, da möglicherweise die von dem grundlegenden Gesetz aufgestellten Leitsätze von dem zur weitem Ausführung berufenen Organe in anderm Sinne aufgefasst werden, als sie ursprünglich gedacht sind.

Die vorstehenden Gründe gegen eine solche zweiteilige Gesetzgebung treffen mehr oder minder auch das Verlangen nach einem aus hervorragenden Vertretern der wichtigsten Rechtsfächer zusammengesetzten „Gerichtshofe (oder Rechtshofe) für bindende Gesetzesauslegung“, wie es von Zeiler wiederholt geltend gemacht und eingehend verteidigt worden ist,¹⁾ — zumal nach der Fassung, die er dem Vorschlage in seiner letzten Abhandlung gegeben hat. Allerdings scheut Zeiler davor zurück, sofort eine so durchgreifende Zweiteilung der Gesetzgebungsaufgaben zu fordern, wie dies von Kohler und Gerland für das Prozessrecht, von Heck auch für das bürgerliche Recht vorgeschlagen ist; er will zuvörderst die Kompetenz seines Gerichtshofs auf die Rechtsauslegung beschränken. Aber er erhofft doch zugleich eine allmähliche Erweiterung dieser Kompetenz und geht überdies in bezug auf den Umfang des Rechtsgebietes weit über die Vorgenannten hinaus, indem er das dem zu schaffenden Organe zuzuweisende Recht der „bindenden Gesetzesauslegung“ auf das ganze Gebiet des Reichsrechts erstrecken will. Ja, schliesslich ist doch überhaupt jede „bindende Rechtsauslegung“ oder, wie man früher sagte „authentische Interpretation“ ein Akt der Gesetzgebung und darum bedeutet eine auch nur einigermaßen umfassende Tätigkeit in dieser Richtung unter allen Umständen eine erhebliche Beschneidung der Rechte unsrer ordentlichen Gesetzgebungsorgane. Zeiler hat freilich versucht, diese Tatsache nach Möglichkeit abzuschwächen; aber er verwickelt sich dabei in eigentümliche Widersprüche. Auf der einen Seite gründet er seinen ganzen Vorschlag nicht zum wenigsten auf die Erwägung, dass unser moderner Gesetzgebungsapparat zu schwerfällig sei, um fortlaufend streitige Rechtsvorschriften den Bedürfnissen des Rechtsverkehrs entsprechend zu ändern oder zu deklarieren; auf der andern tröstet er die um eine Verkürzung ihrer Gesetzgebungsrechte Besorgten damit, dass sie doch jederzeit in der Lage seien, durch ein neues Gesetz die bindenden Erklärungen des Auslegungsgerichtshofes zu beseitigen. Und wie stimmt hiermit der an einer weitem Stelle gegebene emphatische Hinweis: „Die Auslegung, nicht die freie Schaffung von Recht! Wie der Richter des Einzelfalls, wäre auch der Auslegungsgerichtshof an das Gesetz gebunden“?²⁾ Der Vergleich mit dem Richter

¹⁾ Vgl. insbesondere die Schrift „Ein Gerichtshof für bindende Gesetzesauslegung“ (1911) und die in der Rheinischen Zeitschrift für Zivilrecht und Prozess (IV. Jahrgang, 1912, S. 367 ff.) veröffentlichte Abhandlung: „Von den Responsa prudentium zum Auslegungsgerichtshof“.

²⁾ Rheinische Zeitschrift a. a. O. S. 394.

des Einzelfalls, sowie der alsbald folgende mit den Regierungs-Verordnungen, die „nicht selten erst dem Gesetze den wirklichen Inhalt und wirkliches Leben verleihen“, könnte zu der Annahme verleiten, dass auch die Deklarationen des Auslegungsgerichtshofes nur insoweit bindende Kraft haben sollen, als sie nicht mit dem auszulegenden Gesetze selbst im Widerspruch stehn. Dann würde aber jeder andere Richter berechtigt sein, die Deklaration daraufhin zu prüfen; es hätte also gar keinen Sinn, von bindender Gesetzesauslegung zu reden und eine besondere Institution hierfür zu fordern. Nimmt man es dagegen mit der rechtlichen Bindung ernst, so schafft eben die Deklaration zweifellos formell neues Recht, mag man auch die hierzu Berufenen in ihrem Gewissen verpflichten, dies nur auf Grund aufrichtiger Erforschung des wahren Sinnes des auszulegenden Gesetzes und nicht aus freiem rechtspolitischen Ermessen heraus zu tun. Hieran wird auch durch die Berufung auf die römischen *Responsa prudentium* und auf das englisch-amerikanische Recht nichts geändert. In den ersteren lag vielmehr wirklich eine Delegation gesetzgeberischer Befugnisse durch den Kaiser, wenn dies auch einigermassen durch den Umstand verdeckt wird, dass im Sprachgebrauch der römischen Juristen der Ausdruck „leges“ meist nur für die Volksgesetze, also nur für eine bestimmte Art von Gesetzen in unserm Sinne gebraucht wird. Die allgemeinverbindliche Kraft englischer Richtersprüche dagegen gilt, so viel mir bekannt, nur für das *Common-law*, also für jenes gemeine Gewohnheitsrecht, auf welchem sie selbst beruht; einen allgemeinverbindlichen Gerichtsbrauch entgegen dem Gesetz — dem *Statute-law* — gibt es auch hier nicht.

Dazu treten noch Bedenken anderer Art. Dass die Errichtung eines allerhöchsten „Auslegungsgerichtshofes“, wie sehr man auch seine Eigenschaft als gesetzgeberisches Organ betonen möchte, doch zugleich in weiten Kreisen als eine unliebsame Degradation der bestehenden Gerichte, vor allem der Höchstgerichte empfunden werden würde, liegt für jeden Unbefangenen auf der Hand. Schwerer noch wiegt mir die Gefahr, dass infolge einer wirklich eifrigen Arbeit jenes Auslegungsgerichtshofes die Auslegungstätigkeit unserer übrigen, namentlich der unteren Gerichte leicht ihren echt wissenschaftlichen Charakter verlieren und mehr und mehr zu einer handwerksmässigen herabsinken könnte. Gewiss! Gelegenheit zu selbständiger Auslegung würde auch trotz der ausgebreitetsten Tätigkeit des Auslegungsgerichtshofes noch genug übrig bleiben. Allein wie eine stark kasuistische Gesetzgebung regelmässig die Neigung zu einer

gewissen Buchstaben-Jurisprudenz zu fördern pflegt, so würde dies sicherlich auch eine ausgedehntere „bindende Gesetzesauslegung“ tun. Ja, man kann die Frage aufwerfen, ob dadurch nicht öfters auch die Fortentwicklung des Rechts, wie sie den wechselnden Verkehrsbedürfnissen entspräche, geradezu gehemmt werden würde. Mag man immerhin dem Gerichtshofe das Recht vorbehalten, sich selbst zu korrigieren, von durchgreifender Bedeutung würde dies schwerlich sein; denn woher käme denn noch die ausreichende Anregung zur erneuten Prüfung einer Streitfrage, wenn diese — eben dank der einmal erfolgten bindenden Entscheidung — für alle andern Gerichte aufgehört hat, eine Streitfrage zu sein? Und wie unbestimmt ist überhaupt die Aufgabe, die Zeiler seinem Auslegungsgerichtshofe stellt! Scharf und klar lautet nur der allgemeine Grundsatz, dass der Gerichtshof selbst ausschliesslich berufen sein soll, zu entscheiden, was für Rechtsvorschriften für eine bindende Auslegung sich eignen. Ein bestimmtes Ziel ist damit aber gar nicht vorgezeichnet; und was in dieser Beziehung Zeiler nebenbei ausgeführt hat, würde demnach für den Auslegungsgerichtshof durchaus nicht verbindlich sein. Es erscheint mir daher auch müssig, auf die bezüglichen Ausführungen im einzelnen einzugehen. Nur darauf möchte ich hinweisen, dass die Ansichten darüber, was als geeignetes Objekt für eine bindende Auslegung anzusehen sei, oft weit auseinander gehen dürften; so halte ich z. B. die beiden ersten der in der letzten Abhandlung Zeilers probeweise zusammengestellten Einzelfragen³⁾ für sehr wenig geeignet zu einer allgemeingültigen Beantwortung.

Mit alledem will ich keineswegs auch solche Vorschläge zurückweisen, die zwar gleichfalls Entscheidungen mit bindender Kraft über den Einzelfall hinaus erstreben, aber nur innerhalb ganz bestimmter enger Grenzen. Vielmehr gebe ich gern zu, dass sich eben durch die enge Begrenzung fast alle vorerwähnten Bedenken von selbst erledigen. So erachte ich insbesondere den im preussischen Abgeordnetenhause eingebrachten Antrag Schiffer, wonach unter gewissen Voraussetzungen die Einzelentscheidung über die Gültigkeit einer Polizeiverordnung oder eines Statutes allgemeinverbindliche Kraft haben soll, für durchaus annehmbar. Auch der Vorschlag Krückmanns, der

³⁾ Rhein. Zeitschr. a. a. O. S. 408 ff. — Die beiden hier in Betracht gezogenen Fragen lauten: Wann ist der Zweck eines Vereins auf einen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichtet? Wann ist eine nach § 31 (des B.G.B.) den Verein zum Schadensersatz verpflichtende Handlung des Vorstandes gegeben?

das Reichsgericht berechtigen und verpflichten will, auf Antrag des Reichskanzlers einzelne Rechtsfragen mit bindender Wirkung zu entscheiden, würde mir nicht unsympathisch sein, und die Verantwortng, die hierbei der Reichskanzler ebenso wie für andere Regierungshandlungen zu tragen hätte, würde nicht nur für einen vorsichtigen Gebrauch des Antragsrechts bürgen, sondern auch dem Reichstage eine solche Einrichtung plausibler erscheinen lassen.

Freilich eine Vereinheitlichung der Rechtsprechung im grossen Stile würde dadurch nicht erzielt. Aber ist es denn wirklich so dringend geboten, nach besonderen Veranstaltungen in dieser Richtung zu suchen? Je mehr ich dieser Frage nachgedacht, um so weniger bin ich geneigt, sie zu bejahen. Den Missstand zahlloser Meinungsverschiedenheiten teilt die Jurisprudenz mit den meisten anderen Wissenschaften. Freilich sind die praktischen Konsequenzen solcher Meinungsverschiedenheiten sehr ungleich; und ich verkenne nicht, dass gerade sie als besonders drückend empfunden werden. Allein man frage sich doch einmal, ob sie in der Tat grösser sind, als wenn Mediziner über die Diagnose oder die angemessene Behandlung einer Krankheit, Nationalökonomien über wirtschaftliche, notwendig zu lösende Probleme oder Staatsmänner über Fragen der inneren oder äusseren Politik uneinig sind! Man bedenke ferner, wie schlechthin unmöglich es ist, eine wahre Rechtsgleichheit in der Strafabmessung zu erzielen, obgleich gerade hierin die Ungleichheit oft sehr peinlich wirkt! Und glaubt man denn ernstlich, dass auch der bestorganisierte Auslegungsgerichtshof einigermaßen ganze Arbeit machen könnte? Dazu kommt noch eine Erwägung anderer Art: Der Massstab, an welchem man den Missstand der Rechtsunsicherheit zu messen pflegt, ist m. E. nicht der richtige. Wer als Rechtsanwalt oder Richter die Sachen überblickt, die unmittelbar vor ihn gelangen oder ihm gelegentlich in der Literatur aufstossen, der mag wohl erschrecken über die Zahl der auftauchenden Streitfragen, zumal im Gebiete des bürgerlichen Rechts. Allein er vergisst dabei leicht, dass der ganze Streit oft zu vermeiden gewesen wäre durch eine vorsichtiger Haltung der einen oder anderen Partei. Und selbst abgesehen davon, was besagen schliesslich Tausende von Streitfragen gegenüber den Milliarden von Rechtsverhältnissen, die entstehen und wieder endigen, ohne dass es zu irgend einem Rechtsstreite kommt! Allerdings gehören zu den letzteren auch eine gewisse Zahl solcher, bei denen die eine oder andere Partei auf Geltendmachung eines an sich berechtigten Anspruchs ver-

zichtet. Doch auch bei diesen dürften weitaus diejenigen Fälle überwiegen, in denen der Verzicht nicht wegen Zweifelhaftigkeit des objektiven Rechtes, sondern aus irgend einem andern Grunde — wegen Schwierigkeit des Beweises, Aussichtslosigkeit der eventuellen Hilfsvollstreckung, aus persönlicher Rücksicht auf den andern Teil oder auch schlechtweg aus Bequemlichkeit — erfolgt. Endlich kann ich es auch für kein so grosses Unglück halten, wenn gelegentlich die Unvollkommenheit, die das Recht mit allen menschlichen Dingen gemein hat, die Parteien davor zurückschrecken lässt, allzu entschieden auf ihr Recht zu pochen. Wer freilich den „Kampf ums Recht“ als das eigentliche Lebensideal des rechtlich denkenden Menschen ansieht, wird dies nimmer zugeben. Wer dagegen das Recht vor allem als eine Friedensordnung erkennt, der wird darin auch eine Mahnung an Richter und Rechtsanwälte erblicken, in zweifelhaften Fällen möglichst auf friedliche Einigung hinzuwirken, und wo diese nicht gelingt, lieber einer bereits eingeleiteten Praxis zu folgen, als einer nicht offensichtlich besser begründeten Eigenansicht.

Die Lebensdauer der Gesetze.

Von

Professor Dr. J. Binder, Erlangen.

Der frühere österreichische Justizminister Klein beginnt seine kürzlich erschienene Abhandlung, „Die Lebenskraft des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches“,*) mit der Frage, wonach sich die Lebensdauer der Gesetze richte, ob darin Gesetzmässigkeit oder Zufall walte. Er beklagt es, dass die Jurisprudenz dergl. „biologischen“ Fragen aus dem Wege gehe und bekennt sich damit als Anhänger einer in neuerer Zeit auch in die Jurisprudenz eindringenden Richtung, die vermeint, das Recht nach naturwissenschaftlicher Methode meistern zu können, ohne zu sehen, dass alle Naturwissenschaft nur Naturobjekte zum Gegenstand haben kann und ausserhalb der Natur in diesem Sinne auch die naturwissenschaftliche Methode unmöglich ist. Charakteristisch für diese Richtung ist es, dass der Verfasser dabei geschichtliche und biologische Behandlung eines Stoffes als gleichbedeutend

*) Sonderabdruck aus der „Festschrift zur Jahrhundertfeier des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches“. 32 S. gross 8.

betrachtet; so stehen für ihn Rechtsgeschichte und Jurisprudenz unter dem Gesichtspunkt jener modernen Soziologie, die die Grundverschiedenheit von geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise erkennt und die fundamentale Wahrheit nicht beachtet, dass in der Geschichte von den Naturgesetzen analogen Gesetzmässigkeiten nicht die Rede sein kann. So muss denn das Programm des Verfassers, die naturgesetzlichen Lebensbedingungen eines Rechtes aufzuhellen, von vornherein Bedenken erregen; das Zwielficht, das nach dem Verfasser über diesem Gebiete liegt, wird sich niemals erhellen, weil die Fackel, die der Forscher zu diesem Zweck in die Hand nimmt, leider aus nicht brennbaren Stoffen besteht.

Aber eine ganz andere als diese höchst prinzipielle Frage ist, ob das B. G. B. unserer Nachbarmonarchie, das im vorigen Jahre sein Säkularfest begangen hat — zu welcher Feier die hier angezeigte Schrift einen Beitrag liefert — „dieses Jubiläum ungewöhnlichen Vorzügen, einer seltenen Gunst der Geschichte oder welchen Umständen sonst verdankt“, die Frage, in der der Verfasser S. 3 sein eigentliches Thema formuliert. Man sieht, sobald sich der Verfasser von der Einleitung weg zu seinem Thema begibt, verschwinden die mir anstössigen „Naturgesetzmässigkeiten“ von der Bildfläche und wird das Problem in einer Weise verallgemeinert, dass auch der der „Soziologie“ ablehnend gegenüberstehende Jurist und Rechtsphilosoph in der Lage ist, darauf einzugehen und den Ausführungen des Verfassers mit Interesse zu folgen.

Es handelt sich mit anderen Worten um eine Würdigung des a. B. G. B. nach „wissenschaftlichen Qualitäten“, was natürlich keineswegs eine Würdigung nach „biologischen“ oder „soziologischen“ Gesichtspunkten bedeutet (vgl. S. 3 unten). Die Ursache der Vitalität dieses Gesetzes findet nämlich der Verfasser im allgemeinen im Geist des Gesetzes, der es „unabhängig vom Detail der verschiedenen Rechtssätze im grossen und ganzen annehmbar, praktikabel macht“ (S. 5). Es sind „die politischen, sozialen und sittlichen Grundgedanken, in denen sich Gesetze und Menschen begegnen und an die das Urteil und Gefühl der letzteren anknüpfen kann“.

Diese Grundgedanken sucht der Verfasser im weiteren Verlauf seiner Abhandlung darzulegen, wobei er davon ausgeht, dass das G. B. „in naturrechtlichen Ideen fusst“. Man wird dies nicht bestreiten können. Aber auffallend ist m. E. die Meinung, die der Verfasser von diesem Naturrecht hat. „Geist weiss auch aus einer abgeschmackten Theorie Funken zu schlagen.“ Damit

schätzt der Verfasser zwar das Naturrecht nur in der heutzutage üblichen Weise ein, tut ihm aber damit auch bitteres Unrecht an. An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen! Der Verfasser nennt das österreichische B. G. B. das sonnigste und gefälligste Kind des Naturrechts; sollte daneben nicht auch ein Blick auf das wenig ältere preussische Landrecht, dieses jedenfalls geistvollste, wenn auch vielleicht etwas schwerfällige und ernste Geschöpf jene Epoche, uns belehren können, wie wenig begründet diese Geringschätzung ist? Ich meine, man sollte endlich aufhören, das leidenschaftliche Urteil, das die historische Schule über alles, was Naturrecht heisst, gefällt hat, immer wieder nachzusprechen. Mehr und mehr nötigt uns ja die Dogmatik unseres geltenden Rechtes, nötigen uns die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen ihm und jenen älteren Rechten, zurückzugreifen zu den naturrechtlichen Werken des 17. und 18. Jahrhunderts, aus denen die Begriffe und Theorien stammen, die vermeintlicherweise aus dem römischen Recht in unsere moderne Lehre übergegangen sind; und mehr und mehr wird man bei solchem Studium vor der geistigen Leistung jener Epoche des Naturrechts Respekt bekommen. In der Tat ist es nicht nur ein Vorzug des österr. B. G. B., „die gesellige Natur des Menschen erfasst zu haben“; sondern ein Verdienst der ganzen naturrechtlichen Schule; dies tritt schon in der beständigen Verbindung von Recht und Moral in der naturrechtlichen Literatur und ihrer Vorliebe für staatsrechtliche Theorien und Konstruktionen zutage; aber vor allem auch in der fundamentalen Systematik des preussischen Landrechts. Wie in diesem sich Individualismus und Sozialismus in der genialsten Weise vereinigen, so auch in gewissem Sinne im österr. B. G. B., wie dies der Verfasser im eigentlichen Kern seiner Ausführungen in überzeugender Weise entwickelt (S. 6 ff.). Ihnen wird man ebenso gerne zustimmen, wie seiner Darlegung des Verhältnisses, in dem das allgem. B. G. B. zur Moral (S. 11 f.) und zu dem gesunden, praktischen Menschenverstande steht (S. 13 ff.). Ebenso wird man dem Verfasser darin zustimmen müssen, dass im Grunde jedes Gesetz ein Kompromiss sein muss, um sich im Leben behaupten zu können (S. 14) und deshalb das G. B. nicht tadeln können, wenn es Kompromisse geschlossen hat. Dass es ferner in einzelnen Beziehungen seinen Rationalismus zu weit treibt (S. 14 f.), wird man aus der Zeit, die es hervorgebracht hat, begreifen können.

Aber ein Gesetzbuch will nicht nur aus der Zeit seiner Entstehung gewürdigt, sondern auch aus der Zeit, für die es bestimmt war, gewertet werden. Das unternimmt der Verfasser

S. 16 ff. in ausgezeichnete Weise. Ein Kind des Josefinismus, tritt das G.B. in eine Zeit der Unsicherheit und des Niedergangs, in die es im Grunde nicht hineinpasst (S. 17). Diese Schilderung wird man mit Vergnügen lesen und nicht nur der Jurist, sondern auch der Historiker und Politiker wird aus ihr lernen können. Man wird dabei eine leise Verwunderung darüber nicht unterdrücken können, dass trotz aller Ungunst der Verhältnisse das G.B. so ausgefallen ist, wie es ist und dass es leisten konnte, was es im Rechtsleben unseres Brudervolkes geleistet hat. Geboren aus dem Geiste der Aufklärung, musste es alsbald nach seiner Entstehung in Widerspruch treten mit dem Geiste, der in Oesterreich im 19. Jahrhundert zu herrschen begann, und so, eigentümlich genug, zugleich zu spät und zu früh geboren sein. Dass der Geist, der in ihm lebt, besser mit dem 1848 auch in Oesterreich erwachenden Liberalismus vereinbar war als mit den Anschauungen der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts (S. 23), leuchtet wohl ein; dass es den ungeheuren Umschwung in allen wirtschaftlichen Verhältnissen, der sich seitdem auch in Oesterreich vollzogen hat, ausgehalten hat, ist ein Beweis für seine Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit (S. 211 ff.); daher wird zu erwarten sein, dass es auch der anstürmenden Gegenwart standhalten wird, dass es gelingen wird, durch Einzelreformen den Anforderungen der Neuzeit Rechnung zu tragen, ohne das hundertjährige Gesetz selbst ins Grab zu legen.

Man wird all diesen geistvollen Ausführungen nur zustimmen können. Möchte das allgem. B.G.B., dieses festeste Band unter den vielen, so verschieden gearteten Gliedern der österr. Monarchie, auch in der Zukunft die Aufgabe erfüllen, der es bisher so vorzüglich gerecht geworden ist. Dies ist der Wunsch, mit dem wir die kleine, aber inhaltreiche Schrift aus der Hand legen. Aber ich kann diese Anzeige für das „Archiv f. Rechtsphilosophie“ nicht schliessen, ohne nochmals zum Ausgangspunkt des Verfassers, seinem „biologischen“ Programm, zurückzukehren. In der Tat, unsere schliessliche Zustimmung nach allen anfänglichen Bedenken beweist, dass der Verfasser besser ist als sein Programm; dass er uns in Wahrheit nicht ein biologisches Experiment, sondern eine geschichtlich-kritische Untersuchung vom Standpunkt des gebildeten Juristen gibt, die wir verstehen und deren wir uns erfreuen können. Dafür wollen wir dem Verfasser unseren besonderen Dank sagen.

Das „sonstige Recht“ in § 823 BGB. und der Münchener Papyrus 102.

Von

Dr. Leopold Wenger,

o. Professor d. R. an der Universität München.

I.

In der schönen Rede, die Bernhard Kübler bei Antritt seines Erlanger Lehramts am 24. Mai 1912 gehalten hat, und die in diesem Archiv V, S. 588 ff. abgedruckt ist, wird S. 597 ff. auf die grosse Bedeutung hingewiesen, welche der Papyrologie für das Studium der antiken Rechtsgeschichte und damit für die Lösung einer der Aufgaben der Rechtswissenschaft zukommt. Lange währte es, ehe sich die Juristen der unvergleichlichen Schätze besannen und das Gold aufhoben, das auf der Strasse lag. Immer Neues beschert der Boden Aegyptens und viel, viel liegt noch in den Schatzkammern der Bibliotheken und Museen, im Nilland selbst, in Europa und jenseits des Ozeans. Eine begeisterte Schar von Historikern hat sich an die Verarbeitung der Rechtsurkunden herangemacht: Philologen und Juristen arbeiten zusammen und noch sind der Arbeiter wenige und ist der Arbeit die Hülle und Fülle zu tun.

Was in Publikationen und Zeitschriften schon an Resultaten und das ungleich Mehrere, was an Hypothesen erarbeitet ist, vermochte der Aussenstehende nicht leicht zu überblicken. Ein sammelndes Werk tat not, sollte nicht vieles wieder verloren gehen, was gewonnen war. Dieses Werk heischte aber die besten Werkmeister zu seiner Vollendung: sie haben es uns vor Jahresfrist geschenkt: es ist das vierbändige Werk „Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde von L. Mitteis und U. Wilcken“. Wer die Grundzüge durchblättert, wird, mag er der jungen Disziplin vorher gleichgültig oder ablehnend gegenübergestanden haben, bald zu genauerer Lektüre zurückkehren. Kein Philologe im weitesten Sinne, den das Wort haben kann, kein Altertumsforscher kann daran vorbeigehen. Sowenig man den römischen Prozess ohne Gaius beherrschen kann, so wenig kann einer die römische Rechtsgeschichte der Kaiserzeit studieren ohne Kenntnis der Ergebnisse der Papyrusforschung.

Wer allein des immer wieder angeführten, aber gewiss auch wichtigsten Forschungsergebnisses, der Erkenntnis des ägyptischen Grundbuchwesens gedenkt, wer die Lehre von den Wert-

papieren in neue Bahnen gewiesen sieht, die Haftung des Verkäufers für Eigentumsverschaffung praktisch durchgeführt findet und die Zulässigkeit der direkten Stellvertretung zugeben muss, wer die Ansätze der Vormundschaft der Frauen sich entwickeln sieht, Erbverträge und Auslobungen, Eisernviehkontrakte und so vieles andere vorfindet, der wird gerne zugeben, dass es sich bei den Papyrusforschungen nicht um Untersuchungen handelt, „wie z. B. die, ob in irgend einer der kürzlich entzifferten ägyptischen Rechtsurkunden eine Stipulation mit dem Schwiegervater oder dem Onkel des Schuldners verewigt sei“. Der Verfasser eines bei allen Widersprüchen, zu denen es reizt, geistvollen Buches lässt sich mit solcher Stellungnahme selber viel entgehen (Kuhlenbeck, Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts I, 1910; das Zitat aus S. VI).

Papyrusrecht ist lebendiges Recht. Recht in dem Sinne, wie es im Bewusstsein des Volkes, richtiger der Völkerstämme Aegyptens lebte, teils gleich und folgend dem gesetzten Recht, teils von ihm abweichend. Wenn Ehrlich, der ersten einer, der sich um den analogen Gegensatz bei uns gekümmert¹⁾, jetzt für die Erforschung des in der Bukowina geltenden Rechts eintritt, nicht des „Reichsrechts“, das ist der Gesetze und Verordnungen, die in den k. k. Amtsblättern fürs ganze Oesterreich verkündet werden, sondern des „Volksrechts“ der Rumänen und Ruthenen, der Ungarn und Deutschen, der Zigeuner und der Juden²⁾, so erstrebt er unter der ungleich günstigeren Vorbedingung der Benützungsmöglichkeit alles Materiales durch den Zeitgenossen fürs moderne Recht der Bukowina das, was die rechtshistorische Papyrusforschung fürs Recht des römischen Weltreichs erstrebt. Mitteis' Buch „Reichsrecht und Volksrecht“ ist seit zwei Dezennien das Programm dieser rechtshistorischen Schule. Ueber Wert und Mehrwert der einen und anderen Forschungen sollte nicht gerechnet werden³⁾. Wir können aus den Bearbeitungen des lebenden Rechts der Gegenwart auf Schritt und Tritt lernen, und wir erkennen das neidlos an, aber auch die Erforschung des ganz analogen Problems in der Vorzeit hat ihre Vorzüge:

¹⁾ Ehrlich's Arbeiten im Kampf um die Rechtsforschung. Freirechtswegung und ähnliche Probleme sind bekannt. Für meine Stellungnahme zu diesen Fragen verweise ich auf meinen Aufsatz Antikes Richterkönigtum in der Festschrift zur Jahrhundertfeier des österr. allg. bürgerl. G.B. 1911, I, S. 479 ff.

²⁾ Vgl. Schmollers Jahrb. 35, 1911, S. 129 ff.; Verh. 31. Deutsch. Jur.-Z. Gutachten II, S. 200 ff.; Recht und Wirtschaft, Juli 1912, I, S. 273 ff.

³⁾ Dies zu Ehrlich's, allerdings in erster Linie gegen die Verwertung papyrologischer Forschungen in Vorlesung und Seminar gerichteter Bemerkung in Schmollers J. 35, S. 142 f.

einmal den, dass der Historiker dem Stoffe — in der Regel wenigstens und *ceteris paribus* jedenfalls — objektiver gegenübersteht, dann aber vor allem den, dass er den Ausgang des Prozesses sieht, der dem Zeitgenossen natürlich unerkennbar bleibt, von ihm höchstens vermutet werden kann. „Es ist nicht bloss die Masse der gewonnenen Wahrheit, die uns zufällt; auch jede versuchte Richtung der geistigen Kräfte, alle Bestrebungen der Vorzeit, mögen sie fruchtbar oder verfehlt sein, kommen uns zu gut als Muster oder Warnung, und so steht es in gewissem Sinn bei uns, mit der vereinigten Kraft vergangener Jahrhunderte zu arbeiten“. So Savigny, System des heutigen römischen Rechts I, (1840) S. IX. Diese richtige Erkenntnis kommt nach kurzer Verdunkelung wieder und gewinnt den Boden⁴⁾ zurück gegenüber stürmenden Versuchen alles Gewordene, Erprobte und Verworfenne, bewusst zu ignorieren und mit der eigenen Kraft oder der Einbildung solcher Kraft allein arbeiten zu wollen.

II.

Freilich dürfen wir uns bei der rechtshistorischen Papyrusforschung das *ἐκ μέρους γινώσκωμεν* nicht verdriessen lassen, das U. Wilcken seinen Griechischen Ostraka aus Aegypten und Nubien (1899) als Motto vorgesetzt hat. Langwierig ist gewiss die Arbeit, aus Steuerquittungen auf Tonscherben, die erst mühsam entziffert werden müssen, ein System des Steuerrechts und aus diesen Quellen und aus Papyri eine antike Wirtschaftsgeschichte Aegyptens zu erschliessen. Aber der Weg, der von der Ostraka zum grosszügigen historischen Teil der Grundzüge, und parallel der Weg, der von Mitteis' ersten Aufsätzen im Hermes zum juristischen Teil der Grundzüge führt, zeigt, dass den Mühen auch der Erfolg beschieden ist. Jetzt gilt es noch, den Ausbau der Einzelheiten zu fördern.

Eine solche Einzelfrage aus den Münchener byzantinischen Papyri der Hof- und Staatsbibliothek möchte ich hier vorlegen, nichts Grosses, nur ein *μέρος* des Obligationenrechts. Die Heraus-

⁴⁾ Vgl. Karl Wieland, Die historische und die kritische Methode in der Rechtswissenschaft, 1910. S. 17f. 29 u. sonst. Vgl. Heinrich Lehmann, Prozessvergleich S. 14f. Bei vielem Richtigen doch ganz eigenartig schwankend. Anderssen, Wert der Rechtsgeschichte und seine Grenzen (1911), der S. 19 zugibt, dass das Studium der Rechtsgeschichte das juristische Bildungskriterium abgebe, aber daran die Behauptung schliesst, der Vorteil sei einseitig und begrenzt und müsse „gleichwohl als blosser Luxus bezeichnet werden“. Es ist beachtenswert, dass sich dagegen jüngst ein Praktiker gewendet hat: Warschauer, Deutsche Richter-Zeitung, 15. Juli 1912, IV, S. 606.

gabe der Urkunde selbst mit Uebersetzung und Kommentar ist anderer Stelle vorbehalten.

Im Papyrus Inventar-Nummer 102, aus Syene und dem Jahre 594 n. Chr. datiert, vergleichen sich zwei Schwäger nach langem Familienzweist vor dem Presbyter. In der ausführlichen Wiedergabe der beendeten Streitsache wird von der einen Partei angeführt, dass Patermuthis sich in einen Rechtsstreit zwischen Johannes und dessen Mutter Tapia, die Schwiegermutter des Patermuthis, eingemischt und diese gehindert habe, dem Johannes eine Summe auszubezahlen, wozu sie nach einem Urteil verpflichtet gewesen sei. Patermuthis sei aber daraufhin zum Schadensersatz an Johannes verurteilt worden. Romanistisch gesprochen: P. hat die Erfüllung der *actio iudicati* seitens T. an J. vereitelt und wird deshalb von J. verklagt. Oder allgemeiner: der Gläubiger klagt gegen den Dritten, der die Erfüllung der Obligation vereitelt, auf Schadensersatz. Die Frage, ob solcher Klage stattzugeben, ist bekanntlich auch für unser Recht sehr umstritten. Die reiche Literatur ist in der Reichsgerichtsentscheidung vom 29. Febr. 1904 (ERG 57, S. 354f.) zusammengestellt. Dazu kommt die geistreich-kasuistische Behandlung der Frage bei Kohler, Lehrbuch des bürgerlichen Rechts I, S. 525—528. Für Bejahung der Frage unter den ersten gewiss, wenn nicht der erste (1899) L. v. Seuffert, Deutsches Konkursprozessrecht S. 225f. Gute Zusammenfassung jetzt bei Oertmann, Kommentar zu § 823 (3. 4. Aufl.) S. 1058f. Sehr behutsam neuestens Ebbecke, Recht 1912, S. 252ff., 333 ff. bes. S. 337. Für die Beurteilung unseres Papyrus kommt zunächst natürlich in Betracht, wie sich das justinianische „offizielle“ Recht zur Beantwortung der Frage stellte. Danach soll, von der „Ausnahme“ Dig. 9, 2, 27, 14 abgesehen, der obligatorisch Berechtigte gegen den dritten Schädiger nicht auf Ersatz haben klagen können. Vgl. Windscheid-Kipp, Pandekten II⁹, S. 977¹⁷ (§ 455); anders mit Recht Dernburg, Pand. II § 131¹⁵; Dernburg-Sokolowsky, System des römischen Rechts II, S. 827¹⁴ (§ 388). Immer wird aber die Frage nur unter dem Gesichtswinkel der aquilischen Lex (Beschädigung der obligatorisch geschuldeten Sache durch einen Dritten) betrachtet. So, wie sich aus dem Zusammenhange ersehen lässt, auch Dernburg, wengleich dessen zitierte Note sehr auf Verallgemeinerung hindrängt. „Aber nie sollte ein Beschädigter rechtlos sein“. Von diesem Gesichtspunkte aus sind auch die Beispiele unserer modernen Autoren (vgl. Oertmann, Komm. zu § 823 Z. 3 d β; S. 1058) mit Aus-

nahme der bereits hervorgehobenen Kasuistik Kohlers gewählt⁵⁾. In unserem Falle hat der Dritte die Schuldnerin „verhindert“, dem Gläubiger eine Geldschuld von vier Solidi zu bezahlen. Leider verschweigt uns die sonst so redselige Urkunde das „wie“ dieses ἐμποδίζειν. Etwa durch blosses Abreden von der Urteils-erfüllung, oder durch Bedrohung, Betrug oder sonst unzulässige Beeinflussung des Schuldners? Die Grenze wird natürlich leicht verschwimmen. Ich verweise wiederum auf Kohlers Beispiele S. 426 oben und S. 427, IV, 1 zu Anfang. Die in Betracht kommende Klage, die ja Johannes angestellt und mit der er Erfolg gehabt hat, kann, wenn dolus vorlag, wohl die actio doli gewesen sein (vgl. § 826 BGB.), sonst muss an eine Analogie zu der solcher Erweiterung des Anwendungsgebiets ja so zugänglichen actio legis Aquiliae gedacht werden. Wenn nun als ein Hauptargument für die bei uns herrschende Auffassung historische Gründe angeführt werden und z. B. Oertmann, a. O. 1059, schreibt: die Verletzbarkeit des Forderungsrechts durch Dritte widerspricht (mit einer singulären Ausnahme zugunsten des Pächters) dem römischen Recht, so muss diese Behauptung revidiert werden. Unser Gläubiger Johannes hat tatsächlich einen günstigen Spruch bei einer Gerichtsbehörde, dem Vikar von Hermonthis, erstritten und der die Schuldnerin „hindernde“ Dritte ist zu einer ζημία nicht bloss verurteilt worden, sondern diese wurde auch exequiert. Freilich beruhigt sich, wie der ziemlich komplizierte Tatbestand zeigt, der Dritte nicht bei der Sachlage, aber er appelliert nicht, sondern zankt sich mit dem andern Teil herum, bis schliesslich beide zu einem ausserprozessualen Vergleich vor einem gerade zufällig anwesenden Geistlichen kommen. Patermuthis bekommt auch einen Teil der von ihm bezahlten ζημία, die grösser (7 Solidi) ausgefallen war, als jener Anspruch (4 Solidi) des Johannes gegen Tapia zurück, indem Johannes diesen Anspruch gegen Tapia, der also noch zu Recht besteht, an Patermuthis, den Dritten, zediert (§ 255 BGB.!) und einen Solidus noch beilegt. Zwei Solidi hat aber der Dritte immer noch mehr zahlen müssen, als er auch nach dem Ver-

⁵⁾ Reichsgerichtsrat Ebbecke schreibt aber a. a. O. 337: „Zu einer Schädigung des Gläubigers kann es ferner führen, wenn auf die Person des Schuldners eine Einwirkung ausgeübt wird, die ihn an Erfüllung seiner Schuldnerpflichten hindert. Dem Gläubiger ist es jedoch versagt, aus dem Grunde, dass er durch die Verletzung des Lebens, des Körpers, der Gesundheit oder der Freiheit seines Schuldners wirtschaftlich mitbetroffen wird, Schadenersatz von dem Verletzer zu fordern. Ueber die aus der Verletzung eines persönlichen Guts entspringenden Schadenersatzansprüche hat allein derjenige zu bestimmen, der in seiner Person geschädigt ist“.

gleiche zurückbekommt. Ueber deren Schicksal, das uns hier nicht weiter berührt, ergibt die Urkunde nichts Gewisses. Entweder hat sie Johannes behalten, dann müssen wir ein auch vom Presbyter anerkanntes Plus an Schaden gegenüber dem ursprünglichen Werte der Obligation von 4 Solidi, die der Gläubiger zu fordern hatte und deren Empfang ihm eben vereitelt war, annehmen, oder es handelt sich um Konventionalpön oder endlich Busse an den Fiskus. Näheres darüber bringt der Kommentar zur Ausgabe des Textes.

Als Ergebnis bleibt: für Vereitelung der Erfüllung der Obligation von 4 Solidi seitens T. an J. durch P. hat P. infolge Richterspruchs zunächst 7 Solidi zahlen müssen. Später erhält P. die Forderung des J. an T. von 4 Solidi zediert und ebenso von J. noch 1 Solidus in barem zurück.

Hätten Johannes, Tapia, seine Mutter, und Patermuthis, der Schwager, nach BGB §§ 823, 255, 779 ihren Streit geschlichtet, das Ende wäre kaum anders gewesen — wenn § 823 nicht im Sinne der herrschenden Lehre und Praxis ausgelegt wird. Für diesen Fall wäre das Recht von 594 allerdings das m. E. vorgeschrittenere.

Bei der Unsicherheit des Quellenstands und dem davon bedingten Schwanken der gemeinrechtlichen Lehre bringt dieser praktische Fall aus dem nachjustinianischen Rechtsleben eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse. Wenn wir aber, dem Vikar von Hermonthis folgend, fürs römische Recht dem Gläubiger gegen den Dritten einen Ersatzanspruch zubilligen, der den Schuldner an der Obligationserfüllung „hindert“, dann fällt auch das aus angeblich historischen Gründen für die gegen-
teilige Meinung zu BGB. § 823 angeführte Argument, ja es ist das an sich gewiss berechnigte historische Argument in die andere Wagschale zu legen.

Diese Zeilen waren druckfertig, als mir Strohals Abhandlung „Der gesetzliche Uebergang der Sicherungsrechte des Gläubigers auf den zahlenden Bürgen in neuer Beleuchtung“, Jherings Jahrb. 61, S. 59ff. zukam. Da ist aber nicht bloss von Paragraphen des Gesetzes die Rede, sondern auch von römischem und griechischem Bürgschafts- und Pfandrecht (S. 65f.) und S. 82³⁹ begegnen wir einem Oxyrhynchos Papyrus. Wem dies aber sonderbar schiene, dem antwortet Strohal S. 67: „Ob-
schon man zur Zeit überwiegend noch gewohnt ist, unser Bürgerliches Gesetzbuch lediglich aus sich heraus zu erklären, so wird sich diese Methode für die Dauer doch nicht festhalten lassen. Auch das neue Bürgerliche Gesetzbuch ist ein Produkt historischer

Entwicklung und ein sehr grosser Teil dessen, was darin steht, beruht auf einem Rezeptionsprozess, dessen Nachweis für das Verständnis des Gesetzes mitunter förderlicher sein kann als ein von der Gedankenwelt, aus welcher heraus die Bestimmungen des Gesetzes entstanden sind, sich isolierendes Paragraphen-Schachspiel“. Ich kann dem nur Wort für Wort zustimmen.

Staatsbürgerliche Erziehung in den Mittelschulen.

Von

Dr. Robert Piloty,

o. Professor d. R. an der Universität Würzburg.

Der Begriff „staatsbürgerliche Erziehung“ ist so dehnbar, dass er dem einen nur als Phrase oder als etwas Selbstverständliches erscheinen mag, während er anderen eine Forderung von höchster Bedeutung für das gesamte Volkserziehungs- und Kulturwesen enthält.

Richtig verstanden ist staatsbürgerliche Erziehung die Erziehung zu dem, woran es uns in Deutschland bisher durchschnittlich am meisten fehlt, nämlich zum politischen Charakter.

Es gibt kaum ein fragwürdigeres und der Missdeutung mehr fähiges Wort als dasjenige des Aristoteles, dass der Mensch von Natur (φύσει) ein politisches Geschöpf sei. In Wahrheit ist der Mensch von Natur ein Egoist, ein passiver Anarchist, und oft bleibt er es sein Leben lang trotz aller Erziehung in Haus, Schule und Leben und trotz aller Erfahrung.

Ein passiver — nicht ein aktiver Anarchist! Zum aktiven fehlt es ihm zumeist an Mut. Aber auch der passive Anarchismus ist etwas Schlimmes. Er äussert sich in jener Gleichgültigkeit gegen den Staat, die uns nur bei Kindern zu billigen und sogar liebenswürdig erscheint, schon bei den Heranwachsenden aber nicht unbedenklich und bei den Erwachsenen beiderlei Geschlechts als ein Zeichen abstossender Unbildung entgegentritt. Es gibt kaum ein unsympathischeres und unzeitgemässeres Bild als dasjenige des hochmütig nörgelnden, skeptisch kittelnden, unwissenden, politischen Philistertums, wie wir ihm in grosser Verbreitung auch in Deutschland begegnen.

Die Strafe für solche Unverbesserlichkeit ist die Unfreiheit, ist jene innere Abhängigkeit von Begierden und Bedürfnissen und

von allerhand Meinungen und Leuten, welche bekanntlich den freien Flug auch der edelsten Gedanken zu lähmen vermag.

Politische Erziehung ist eine Erziehung zur Selbständigkeit und Freiheit im besten Sinn, nämlich zur Freiheit von der allmächtigen Befangenheit im lieben eigenen Ich.

Eine gewisse praktische Erziehungslehre sagt, der Egoismus sei das G e s u n d e im Menschen und der gesunde Egoismus sei die stärkste Triebfeder zu allem Guten und Nützlichen. Es dürfte aber wohl kaum als ein Erziehungsziel gelten können, was man von Natur schon so reichlich hat.

Eine andere Erziehungslehre sagt, man müsse den Egoismus methodisch benutzen, um den Menschen zu dem zu bilden, was ihm und andern von wahren und höherem Nutzen sei. So wird erzogen, indem man einen Lohn im Diesseits oder Jenseits verspricht, und dieses Versprechen ist dann das Motiv, um den Zögling zu allerhand gemeinnützigen Tugenden, Handlungen usw. zu bewegen. Diese Methode ist schon besser als die erste, aber sie ist doch sehr unvollkommen, und auch nicht ungefährlich, unvollkommen deshalb, weil das Versprechen eines künftigen Lohnes immer etwas Ungewisses ist und gefährlich, weil es leider in der Welt so ist, daß wohl jeder Lohn, den man sich auf eine gute, ehrliche und anständige Weise mühevoll verdienen sollte, gelegentlich auch auf eine schlechte und gemeine Weise ohne Mühe verdient werden kann.

Die richtige Methode scheint die zu sein, dass man die Jugend dazu erziehen sollte, den Egoismus als das an sich Geringe und als das zu Bekämpfende zu erkennen und dass man sie anleiten und üben sollte, darnach auch zu handeln.

Nun sind die Mittel, durch welche man dies erreichen oder doch wenigstens erstreben könnte, natürlich sehr verschiedene. Jede strenge Anforderung zu guter Leistung in irgend einem Fach der körperlichen oder geistigen Erziehung liegt auf dieser Bahn und wird ihren Zweck nicht verfehlen.

Die Jugend folgt auch im allgemeinen gern den Leitsätzen der Schule, zumal dann, wenn die wahre d. h. persönliche innere Autorität des Lehrers und die häusliche Anleitung der Eltern übereinstimmen. Es ist ein psychologisches Gesetz, dass uns eine Wahrheit mehr als doppelt einleuchtet, wenn sie von 2 von einander äusserlich getrennten Autoritäten gleichzeitig empfohlen wird.

Mag also der Lehrstoff sein, welcher er will, mögen die realen oder die idealen Fächer den Kern bilden, das eigentlich Erzieherische ist für die Jugend der früheren Jahrgänge nicht der Stoff selbst, sondern die A n l e i t u n g z u r P f l i c h t, zur stillschweigenden

Überwindung des natürlichen Hanges zur Trägheit, Wildheit, Unbotmässigkeit, kurz zum Egoismus.

Erst allmählig, so kann man beobachten, erwacht in den jungen Leuten ein Sinn für die eigentliche Bedeutung des Lehrstoffes und damit für den Zweck der Erziehung überhaupt. Während sich die ersten Jahrgänge einer Mittelschule durchschnittlich dem Lehrstoff gegenüber völlig unkritisch zu verhalten pflegen, beginnt so etwa um das 13. Lebensjahr durchschnittlich ein anderer Sinn zu erwachen. Das mag mit dem Beginn der Pubertät zusammenhängen. Jedenfalls ist es das Stadium, in welchem ein Verlangen nach Selbstständigkeit sich merklich macht. Man will nicht mehr als Nummer in der Masse gelten, sondern persönlich beachtet, beurteilt und geleitet werden.

In diesem Alter beginnt auch ein lebhafteres Interesse für alles Wirkliche, für die grossen Personen und die wirklichen Dinge. Der Sinn für das Mythische, auch für das Religiöse und Märchenhafte verblasst und die Fragen nach den grossen Realitäten des Lebens stürmen auf den Geist ein. Damit hängt auch zusammen ein Stärkerwerden des Körpers, ein Drang, sich körperlich und überhaupt nach eigener Selbstbestimmung zu betätigen und einzusetzen, eine Freude an der Gefahr und am Kampf. Diese zwar langsam sich vorbereitende und in allmählicher Entwicklung sich vollziehende Wandlung des inneren Menschen, dieses Erwachen vom Kind zum Jüngling und zur Persönlichkeit wird von begabten Pädagogen in der Behandlungsweise der jungen Leute sehr wohl berücksichtigt. Es ist die Zeit, in der der Lehrer nicht mehr nur der autoritätsmässige Führer sondern auch der persönliche Vertraute seiner Schüler sein kann, die Zeit, in der es dem Schüler gestattet ist, Fragen zu stellen und Meinungen zu äussern, und nicht nur Präzepte zu empfangen, die Zeit, in der es ihm auch gestattet sein sollte, sich über allgemeine Probleme selbständig zu äussern, zu befragen und in angemessenen Schranken nach seiner Überzeugung zu betätigen — immer natürlich unter Aufsicht und Leitung, aber doch so, dass er als eine reife Persönlichkeit beachtet wird.

Für diesen Wendepunkt in der persönlichen Entwicklung sollte auch im Lehrstoff ein Wandel eintreten. Es scheint mir der bedeutsamen inneren Entwicklung nicht genug entsprochen zu werden, wenn man von der Formenlehre zur Syntax, von der lateinischen zur griechischen Sprache fortschreitet, oder wenn zur Geschichte der alten Zeit diejenige des Mittelalters hinzutritt oder zur Aritmetik die Mathematik usw.; kurz es scheint mir nicht zu genügen, wenn man in den einzelnen Disziplinen vom Einfachen zum Komplizierteren fortschreitet und auf diese Weise die Furchen im Geiste

der Jugend vertieft, sondern es muss auch etwas geschehen, was das Urtheil über den Lebenswert des Gelernten und über das Leben selbst weckt, erprobt und bildet. Auch der Wirklichkeitssinn, der Sinn für das menschlich Zweckmässige muss das, was er verlangt, bekommen. Das bloss Gewohnheitsmässige des Lernens und Schulbesuchens muss auf die Stufe des Zielbewusstseins gehoben werden.

Die Pädagogik nun, der diese Aufgabe zufällt, ist eine uralte Kunst und viel bester Menschegeist hat sich schon an ihr erprobt und in ihren Methoden ausgeprägt. Es gilt für uns Lebende und für die nach uns Kommenden nicht etwa nur, immer Neuerungen zu ersinnen, sondern auch im Vorhandenen den guten Sinn zu erkennen und weiter zu pflegen. So finden wir denn, dass unsere Pädagogik dem, wonach ich suche, um für den geschilderten Wandel im jungen Menschen die entsprechende Wandelung in Methode und Stoff eintreten zu lassen, zum Teil auch schon entgegenkommt. Dies zeigt sich bisher am deutlichsten im Religionsunterricht. Die Kirche knüpft an die Pubertät die Religionsmündigkeit. Kommunion und Konfirmation bringen zum Ausdruck, dass die religiöse Erziehung zu einem gewissen Abschluss geführt hat, dass man fortan nicht nur ein eingeborenes, sondern auch ein bewusstes Mitglied seiner Kirche zu sein hat.

Abgesehen vom Religionsunterricht, der in der nachfolgenden Zeit alsdann ein etwas freierer, mehr wissenschaftlicher zu sein pflegt, findet man aber in der Schule die Spur dieses Abschnittes nicht mit der genügenden Deutlichkeit weiter verfolgt. Es wandelt sich zwar das Du in ein Sie. Der Lehrstoff aber bleibt im grossen und ganzen der gleiche, nur dass die Fächer komplizierter und schwieriger werden. Den Mangel, den ich dabei empfinde, möchte ich dahin zusammenfassen: es fehlt dem weiteren Erziehungsplan das ausgeprägte Element der staatsbürgerlichen Erziehung.

Man fragt doch wohl mit Recht: Wenn ein Zeitpunkt festgesetzt und als Ziel hingestellt wird, ein bewusstes Mitglied seiner Kirche zu werden, weshalb wird dann nicht auch für einen ebenfalls bestimmten Zeitpunkt das Ziel gesetzt: ein bewusstes Mitglied seines Staates zu werden? Die Antworten, die man auf diese Fragen erhält, sind oft entweder ungenügend oder ausweichend und gar widerspruchsvoll. Viele meinen, die staatsbürgerliche Erziehung gehe in der Mittelschule schon jetzt unvermerkt nebenher, sie erfolge einmal durch die allgemeine Erziehung zum Pflichtgefühl, insbesondere auch zur Disziplin und zum Gehorsam gegenüber den Anforderungen der Schule und des Lehrers. Darnach repräsentiert also die Schule in

diesem Stadium selbst den Staat, der Rektor ist der König, die Lehrer sind seine Minister, die Mitschüler sind die Mitbürger und die Schulordnung ist die Verfassung, die Disziplinarsatzung das Strafgesetzbuch, der Karzer das Zuchthaus, der Pedell der Gendarm, die Dimission ist die Staatsausweisung, die Jahres-Noten aber sind die Qualifikationen, oder auch Titel und Ehrenzeichen, das Aufsteigen ist die Beförderung, das Sitzenbleiben die Strafversetzung.

Ich gebe zu, dass daran etwas Wahres ist. Die Schule ist in der Tat ein kleiner Staat. Dieser kleine Staat hat sogar eine recht absolute Verfassung und wir wissen ja auch, wie straff diese Verfassung ist und sein soll. Sieht man genauer zu, so ist allerdings nicht der Rektor der König, sondern dieser König ist die Tradition und ihr Wächter ist der Kultusminister nebst denen, denen er etwa gehorchen zu müssen glaubt. Die Lehrer sind auch nicht die Minister, sondern vorwiegend die Vollzugsorgane der Tradition und der Ministerialbekanntmachungen. Und die Bürger? Die Schüler? Es wäre gewiss sehr töricht, zu erwarten, dass sie etwa in parlamentarischer Form eine Verantwortlichkeit ihrer Minister zur Geltung bringen sollten. Es ginge wohl auch zu weit, wollte man etwa für die nach dem Gesetz erziehungsberechtigten und erziehungspflichtigen Eltern eine förmliche parlamentarische Stellung gegenüber dem Lehrerkollegium fordern. Wir Eltern sind darin sehr viel bescheidener als die politischen Parteien, die sich ein Absetzungsrecht und ein Präsentationsrecht gegenüber der Krone in bezug auf die wirklichen Minister wünschen, zum Teil sogar auch anmassen.

Wir sind dazu viel zu bescheiden und auch zu klug. Wir haben das Vertrauen in die Lehrer unserer Kinder, dass sie es gut mit ihnen meinen und dass sie gut erziehen, wir haben auch ein ziemlich weitgehendes Vertrauen zu unserer Regierung. Wir erwarten nur, dass die Lehrer, um sich dieses Vertrauen zu bewahren, unser Anerbieten annehmen und ihm durch die Tat entgegenkommen, indem wir uns erboten, auch als Elternvereinigungen mit ihnen in Fühlung zu treten. Und wir erwarten von der Regierung, dass sie uns zu dem ver helfe, was wir Verbindung von Schule und Haus nennen.

Und die Schüler? Ich glaube, sie werden wohl für immer darauf verzichten müssen, schon in der Schule und gar ihren Lehrern gegenüber eine staatsbürgerliche Stellung einzunehmen. Schülerparlamente lassen sich höchstens in Internaten und auch hier nur in ganz bescheidenen Grenzen denken und sind mit der Staatsschule unseres Typus kaum vereinbar.

Die Schüler sind nun einmal und bleiben auch das Objekt der Erziehung; sie bedürfen dieser Stellung, eben weil sie Schüler sind. In der Schulzeit und durch die Schule selbst kann also eine staatsbürgerliche Erziehung im Sinne einer aktiven Betätigung an den öffentlichen Sachen noch nicht eintreten. Noch weniger natürlich als in der Schule selbst kann für diese Zeit eine Beteiligung am allgemeinen Leben des Staates stattfinden.

So wenig religiöse Bekenntnisse von Schülern für die Gestaltung des kirchlichen Lebens im Volk, ebensowenig können ihre politischen Anschauungen im Staatsleben irgendeine Bedeutung haben.

Aber es ist etwas ganz anderes, eine solche Betätigung zuzulassen oder zu fördern, als die Forderung, dass die Schule selbst sich der Aufgabe unterziehe, im Schüler ausserdem religiösen auch den politischen Charakter zu bilden. Zur Zeit werden unsere Mittelschüler immer nur auf die Kirche, nicht aber auch auf den Staat hin erzogen. Und doch ist es der Staat, in dessen aktives Leben sie alsbald nach Verlassen der Schule einzutreten haben.

Der Staat umschlingt sie schon während der Schule, indem diese selbst eine Anstalt des Staates ist. Im Lehrer haben sie einen Beamten, in dem Schulraum ein Stück Staatsgut, in den Noten eine staatliche Zensur, im Examen ein Staatsgeschäft vor Augen. Mit Vollendung des 17. Lebensjahres werden sie wehrpflichtig, an eine grössere Zahl tritt sogar mit dem 20. Lebensjahr auch schon die militärische Gestellungspflicht heran. Es kommt dazu, dass unsere Mittelschule, da wir nun einmal ein Beamtenstaat sind, zum guten Teil den Charakter einer Beamtenschule hat. Ein grosser Prozentsatz der Abiturienten wendet sich alsbald nach der Schule der Beamtenkarriere oder wenigstens einem öffentlichen Berufe zu.

Dass es diesen Tatsachen gegenüber schon ohne weiteres natürlich ist, den Mittelschüler planmässig mit dem Wesen und Leben des Staates vertraut zu machen, bedarf keines Nachweises. Es soll auch nicht der Gesichtspunkt der beruflichen Nützlichkeit bei der Ausbildung in der Staatslehre hier vertreten werden. Unsere Mittelschulen sollen noch keine Fachschulen sein, sie sind es freilich zum Teil, indem sie teils überwiegend Philologenschulen, teils überwiegend Handels- und Industrieschulen sind.

Gegenüber den extremen Forderungen nach fachmässiger Ausbildung in den Mittelschulen wurde schon oft und mit Recht geltend gemacht, dass zwar eine stärkere Betonung der einen oder anderen Elemente im Unterrichtsstoff der verschiedenen Mittelschulgattun-

gen sehr wünschenswert sei, dass aber andererseits doch auch die speziellen Schulziele aller Mittelschulgattungen nach einem gemeinsamen und allgemeinen Schulziele zu konvergieren haben.

Ich glaube, diese Mahnung ist sehr beherzigenswert und ich denke mir, dass es kein geeigneteres Ferment unter den verschiedenen Schulgattungen, unbeschadet ihres besonderen Charakters geben könne als eben die Aufnahme des staatsbürgerlichen Unterrichts in die Lehrstoffe.

Von unserem Wissen vom Staate, welches sich immer mehr vertieft und ausbreitet, muss etwas mehr und muss dieses Etwas in planmässigerer Form als bisher in die Mittelschule eingeführt werden.

Wie viel und in welcher Weise, das ist die Frage. Und diese Frage ist m. E. die allerdringendste, pädagogische Frage der Gegenwart.

Meine Gedanken über diesen Gegenstand sollen im Folgenden nur in skizzenhafter Weise angedeutet werden. Fragen wir zunächst: Wie steht es damit gegenwärtig? Unsere Mittelschullehrer selbst haben durchweg keine planmässige staatsbürgerliche Erziehung genossen. Sie sind entweder Philologen und Historiker oder Mathematiker, Chemiker und Physiker. Ausserdem sind sie Wähler und Beamte und nehmen mit mehr oder minder intensivem Interesse am Parteileben teil.

Mehr und mehr werden ja die Parteien die praktischen Schulen des Staatsbürgertums. Dies mag gut sein oder nicht, jedenfalls ist es Tatsache.

Nun möchte ich, ohne irgend einer Partei wegen ihres politischen Eifers für die Jugend zu nahe zu treten, doch behaupten, das es für das Erziehungsstadium der Schüler wohl keine unerfreulichere und pädagogisch verwerflichere Form der Einführung in das Wissen vom Staate gibt, als die Form der Parteibrille.

Ich denke mir, dass man dadurch nur die Lust an der Macht weckt und eine Art Hintertreppe des beruflichen Fortkommens erschliesst. Die Vorbildung unserer Pädagogen ist deshalb bisher keine ausreichende Garantie für einen ausreichenden staatsbürgerlichen Unterricht.

Der Schüler soll zunächst von Parteien überhaupt nichts wissen, sondern für den Staat seines Volkes begeistert werden. Er muss ihn lieben als ein Ganzes, weil er der Staat seines Volkes ist.

Zur Anfeuerung dieser Begeisterung ist der Geschichtsunterricht wohl das erste und wesentlichste Mittel. Was die Mittelschule bis jetzt an staatsbürgerlicher Erziehung leistet, das leistet sie im Geschichtsunterricht. Ich glaube aber nicht, dass

dadurch schon Ausreichendes geleistet wird. Ich denke mir den Geschichtsunterricht der Zukunft so, dass anschliessend an die Heimatkunde der Volksschule deutsche Geschichte von der ersten bis zur letzten Klasse in möglichster Vollkommenheit gelehrt werde. Dieser Unterricht wäre dann durch den weltgeschichtlichen angemessen zu ergänzen, so dass dieser weltgeschichtliche Unterricht in der alten Gruppierung nach Altertum, Mittelalter und Neuzeit erst in der letzten Stufe mit der deutschen Geschichte zusammenflösse, und dass schliesslich dem deutschen Abiturienten nicht nur die Geschichte der Vergangenheit, sondern auch das Bild von dem gegenwärtigen Bau und der gegenwärtigen weltgeschichtlichen Stellung seines Vaterlandes klar vor Augen stünde. Dabei sollte doch die Begeisterung für die Geschichte seines Volkes nicht zum öden Chauvinismus ausarten, sondern in dem Masse gebundener Kraft gehalten werden und es sollte auch eine richtigere Schätzung des Wertes anderer Nationen nebenher erstrebt werden.

Mit dem geschichtlichen Wissen vom Werden des Staates allein aber ist es nicht getan. Auch der Staat der Gegenwart verdient den Schülern vermittelt zu werden, er verdient es im selben Masse wie die Kirche der Gegenwart. Während aber für die Kirche zurzeit im Religionsunterricht dieses Wissen bis ziemlich in alle Einzelheiten gepflegt wird, hört der junge Mann vom Staat der Gegenwart allzuwenig und durchaus nichts Planmässiges, vielfach sogar Unrichtiges.

Das Wissen vom Staat, wie es in den Köpfen unserer Abiturienten zurzeit durchschnittlich vorhanden ist, ist ein grauser Wirrwarr von allerhand durcheinander kreisenden Tatsachen und Vorstellungen: ein Stückchen sokratischer oder aristotelischer politischer Ethik und platonischer Staatsidee, etwas Themistokles und Leonidas, dazu die Tributkomitien, Sklaverei und Soldatenkaisertum aus dem Altertum, dazu einige Bruchstücke von dem was später war und heute ist, gilt und wirkt.

Aus all diesen Stücken fügt sich kein Bild vom Staat zusammen, geschweige denn auch nur der Ansatz zu einem Staatsbegriff oder zu einer objektiven Auffassung vom Staat. Der Gesamtstand des Staatswissens im Kopfe des Abiturienten gleicht eher einer theoretischen Anarchie als einer Idee vom Staat.

Der Schule ist daraus kein Vorwurf zu machen. Philologen und Mathematiker werden das Übel vielleicht auch nicht so schlimm finden. Das Versäumte ist vielmehr schuld derer, die den Lehrplan

machen und am meisten wissen davon zu sagen die Juristen, denen auf der Universität die Aufgabe zufällt, die *disjekta membra* des staatsbürgerlichen Geistes ihrer Schüler zu ordnen und zusammenzufassen.

Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, unsere Abiturienten kommen zu uns als die reinen Waisenknaben in der Staatskunde. Und doch wäre dieses Wissen vom höchsten pädagogischen Wert, denn was ist es anders als das Wissen von einer täglich gegenwärtigen und täglich wirksamen, für alle bedeutsamen öffentlichen Pflichtenordnung.

Woher kommt es, dass so viele unter unseren Gebildeten den Staat nur als eine Gelegenheit der Versorgung oder der Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes ansehen? Woher kommt die geradezu naive durchschnittliche Vorstellung von den Pflichten eines Herrschers oder Bürgers? Woher kommt die Verirrung, welche Partei mit Staat verwechselt, das Parteiprogramm höher stellt als das Staatsgesetz? Woher kommt die sinnlose Steigerung der Klassengegensätze und nicht zuletzt die jeder guten Sitte widersprechende gehässige Tonart im Kampf der Parteien innerhalb und ausserhalb der Parlamente?

Ich behaupte, der gemeinsame Grund aller dieser und anderer Übel ist der Mangel an sicherem Wissen vom Staat und der Mangel an staatsbürgerlicher Erziehung.

Nicht wer sie für die Gymnasien fordert, hat den Beweis zu erbringen, dass sie notwendig und gerade hier am Platze sei, vielmehr umgekehrt müsste erst der Beweis geliefert werden, dass der junge 14 bis 20jährige Mensch noch nicht reif für solche Erziehung sei. Die neueren Wahlgesetze knüpfen das Wahlrecht in der Regel an das vollendete 25. Lebensjahr. Es liegt daher so, dass man durchschnittlich 5—6 Jahre nach absolvierten Gymnasium an die Wahlurne herantritt. In dieser Zeit haben die wenigsten Abiturienten etwas für ihre staatsbürgerliche Erziehung getan. Die Juristen sind die rühmliche Ausnahme, die andern haben sich höchstens *partei*-politisch aufgeregt, aber nicht staatsbürgerlich gebildet.

Ich meine, dies alles genügt, um die Forderung zu begründen, es möchte ein planmässiger, staatsbürgerlicher Unterricht, frei von dem giftigen Parteielement, aber reich an elementarer Belehrung über das Bestehende, über Begriff, Wesen, Aufgabe, Form, Verfassung, Einrichtung und Funktion des Staates in angemessenem Umfang in den Gymnasien zur Einführung gelangen.

In anderen Ländern hat man damit längst begonnen, erfreulicher Weise haben in neuester Zeit auch in Deutschland massgebende Stimmen dafür sich ausgesprochen.

Nun ist freilich zu wünschen, dass an diesen Unterricht nicht mit dem negativen Willen herangetreten werde, dass nur zum Schein etwas geschehen soll.

Für blossen Schein müsste man es halten, wenn etwa nur in den letzten 14 Tagen der Oberklasse ein kleiner Extrakt aus der Staatslehre eingepauckt werden sollte, oder wenn etwa alle Jahre an einem bestimmten Tag eine Art staatsbürgerlicher Parade abgehalten würde. Blosser Schein wäre es wohl überhaupt, wenn der ganze Sinn der Neuerung nur so verstanden würde, dass dem Lehrstoff einer oder einiger Klassen noch das Kapitel Staatsbürgertum angeflickt und unter diesem Titel etwa ein kleiner Katechismus der allgemeinen und besonderen Staatslehre und der Nationalökonomie und Statistik gelernt und examiniert werden sollte.

Es müsste vielmehr ausser einem bestimmten Lernziel, ausser dem erstrebten Mindestwissen auch eine Erziehung im staatsbürgerlichen Geiste einsetzen.

Wie gegenwärtig für die humanistischen Gymnasien das Ziel der Schule nicht etwa nur auf einen bestimmten Grad von Fertigkeit in den alten Sprachen, sondern auf ein Vertrautsein mit dem Geiste der Antike überhaupt gerichtet ist, und wie in den realistischen Gymnasien eine innige Vertrautheit mit Gesetzen und Wesen der Natur und ihrer Kräfte erstrebt wird, so sollte auch im staatsbürgerlichen Teil des Unterrichtes das Ziel ein höheres als ein blosses Wissensziel sein. Erziehung zum politischen Charakter setzt freilich ein bestimmtes positives Wissen vom Staate voraus oder richtiger noch gesagt, der politische Charakter bildet sich unter anderem auch an diesem Wissen heran und deshalb ist die Auswahl und Abgrenzung dieses Wissens und ist die Verteilung des Stoffes auf die verschiedenen Klassen sowie seine Eingliederung in den bestehenden Lehrstoff keineswegs bedeutungslos. Man verlangt positives Christentum, man sollte auch positives Staatsbürgertum verlangen. Es ist aber zugleich und vor allem dafür Sorge zu tragen, dass dieses positive Wissen nicht nur ins Gedächtnis, sondern in den Menschen selbst verpflanzt werde. Es muss Gelegenheit gegeben werden, dass auch die selbständige Kritik an den staatlichen Dingen und ein Gefühl für Mitverantwortlichkeit auch aller Schüler am Wohl und Wehe des Vaterlandes und an der Ordnung seines Gemeinwesens und an den allgemeinen Bedingungen des staat-

lichen Lebens der Völker überhaupt geweckt werde. Es kann verlangt und wohl auch erreicht werden, dass der junge Mann und das junge Mädchen, welche das Gymnasium verlassen, das lebendige Bewusstsein in sich tragen, nicht nur an den philosophischen und ethischen Idealen der Menschheit geistigen Anteil nehmen zu können und ein für ihren künftigen Spezialberuf vorbereitendes allgemeines Wissen zu besitzen und diesen Bildungsvorrat methodisch weiter bilden zu können, sondern es muss ihnen auch ein Selbstverständliches werden, dass die mittätige und mitverantwortliche Sorge für das gemeine Wohl des deutschen Vaterlandes ihre persönliche positive Bürgerpflicht ist. Sie sollen nicht ein überspanntes Achilles-, Brutus- oder Napoleonsideal, sondern ein schlichtes aber gediegenes deutsches Bürgerbewusstsein in sich tragen.

Nur wenn dieses Ziel klar und bestimmt der Schule vorschwebt, ist es möglich, den fast unendlichen Stoff der Staatswissenschaften so zu packen, dass er gerade den heranwachsenden jungen Menschen anspreche und dass jener heilige Eifer erwache, der bekanntlich in allen Disziplinen der Bildner der besten Lehrmethoden ist.

Da wird man sich denn wohl hüten müssen, etwa nur ein wohlaufgebautes System der Staatswissenschaften in die Mittelschulen einzuführen. Das System freilich muss da sein und ist auch schon da, aber es darf dem Schüler bei Leibe nicht kapitel-mässig vordoziert werden. Hier muss vielmehr alles mit lebendiger Anschaulichkeit angebracht werden. Dennoch aber muss es zum Schluss dahin kommen, dass das Wichtigste unserer deutschen Staats- und Gesellschaftsordnung und das Allerwichtigste auch von den Einrichtungen andrer Völker und Staaten den Schülern bekannt werde.

Es wäre nun sehr verlockend, hinsichtlich der Auswahl und Abgrenzung des Wissenswerten hier einige Richtlinien zu geben. Allein ich muss es mir hier versagen, darauf näher einzugehen, um nur noch in Kürze zwei andere zurzeit dringlichere Punkte zu erörtern.

Über die pädagogisch richtige Auswahl des staatswissenschaftlichen Lehrstoffes¹⁾ und über die richtigste Behandlungs- und Vor-

¹⁾ Als Hilfsmittel sind schon jetzt empfehlenswerte Bearbeitungen des Stoffes vorhanden. Es seien nur genannt für Deutschland die trefflichen Werke über Bürgerkunde von Glock und für Oesterreich das vorzügliche Werk von Rauchenberg. Auch die gutgeleitete Zeitschrift „Der Staatsbürger“ von Hanns Dorn empfiehlt sich. All diese Werke sind freilich zunächst nicht für die Hand des Schülers bestimmt. Aber für die Hand des Lehrers sind sie geeignet und an geeigneten Schulbüchern wird bald kein Mangel sein, wenn nur erst die Regierungen diesem Gegenstand die volle Aufmerksamkeit zugewendet haben werden.

tragsform wird man sich leichter einigen können, als über die Personalfragen, nämlich über die Fragen der Auswahl und Heranbildung der **L e h r k r ä f t e** des künftigen staatsbürgerlichen Unterrichtes.

In dieser Hinsicht werden **Pädagogen** und **Juristen** sich zu beraten haben. Aus den Händen der Juristen werden jene den Stoff zu empfangen haben. Und da es sich vor allem um das Wissen vom Staat und nicht um eine komplette Rechtslehre handeln wird, so wird man sich vor allem bei der Staatsrechtslehre umzusehen haben. Die wichtigsten Elemente der Straf- und bürgerlichen Rechtslehre und einige Grundbegriffe theoretischer Politik und der Volkswirtschaftslehre sind mitaufzunehmen. An geeigneten Beratern unter den Juristen und Nationalökonomen wird es nicht fehlen.

Hier wird sich nun mancher abwenden und meinen: nicht die Juristen sondern die Historiker haben sich mit den Pädagogen zu diesem Werke zu verbinden.

Vor allem ist es psychologisch sehr wohl begreiflich, dass der Rechtshistoriker, dessen Aufgabe es ist, den geschichtlichen Entwicklungsgang des Rechtes von den „Anfängen“ bis in die Gegenwart zu verfolgen, es sich zutraue, auch der Mentor des staatsbürgerlichen Unterrichtes auf den Mittelschulen zu sein. Es kommt ihm dabei zu Hilfe, dass er durch die geschichtlichen Fächer des gegenwärtigen Mittelschullehrplans schon gewisse berufliche Beziehungen zu den Mittelschulen zu pflegen gewohnt ist. Auch ist ja nicht zu zweifeln, dass es Neuhistoriker und Rechtshistoriker geben mag, die in ausgezeichnete Weise auch für die gestellte Aufgabe des staatsbürgerlichen Unterrichtes sowohl als Fachlehrer an den Mittelschulen als auch als Pädagogen erzieher sich eignen könnten, allein es hiesse doch den Kittel beim Schuster bestellen, wollte man an der Tatsache vorübergehen, dass die Lehre des geltenden öffentlichen Rechtes der Gegenwart eine Spezialwissenschaft ist, die auf allen deutschen Hochschulen besonders vertreten ist und in der Rechtswissenschaft längst in allgemeiner und voller Anerkennung steht. Die allgemeine und besondere Lehre des öffentlichen Rechtes der Gegenwart ist in der Tat zurzeit ausschliesslich durch die Vertreter dieses Sonderfaches ausgebildet und vertreten. Der Anteil der Historiker und Rechtshistoriker hieran ist ein mehr politischer und zum Teil subjektiv nur vermeintlicher.

Würden die Historiker diese Sache in die Hand nehmen, so würde daraus bestenfalls eine aus zweiter Hand und nicht eine aus den geltenden Quellen mit aller Sorgfalt und Umsicht des genau Sachkundigen gewonnene Kompilation.

Hier wird es aber wohl wie in allen anderen Dingen gelten müssen, dass für die Jugend das Beste gerade gut genug ist. Der

Lehrstoff des staatsbürgerlichen Unterrichtes wird deshalb da, wo er am vollkommensten und systematisch am besten durchgebildet zu finden ist, zu holen sein, also beim Publizisten.

Die Hauptsache ist indes nicht diese Wahl, sondern sie ist darin zu finden, dass die Elementarlehre des Staates und des Rechtes nicht aus Formeln und Akten sondern aus den Werken der wahren Kenner des Staatslebens geschöpft werden. Historisch und politisch, wissenschaftlich und praktisch geschulte Juristen müssen sich zusammen-tun, um aus dem Bereich ihres Wissens den Pädagogen den Lehrstoff für den von diesen zu haltenden staatsbürgerlichen Mittelschulunterricht in der für sie geeigneten Form darzubieten. Das Wichtigste ist die Überwindung des sehr verbreiteten Vorurteils, als wisse man von diesen Dingen genug, wenn man nur die Zeitungen eifrig lese und den Verhandlungen der Volksvertretung mit einiger Aufmerksamkeit folge und als handle es sich nur darum, dieses staatsbürgerliche Material mit pädagogischem Geiste zu sichten und darzubieten. Dieses wäre eben der rechte Weg, um zur Oberflächlichkeit und zum seichtesten Parteitreiben zu erziehen.

Wohl wird es schliesslich den Pädagogen selbst zufallen, den aus der unmittelbaren Quelle der Wissenschaft geschöpften, oft recht spröden Stoff so zu präparieren und zu würzen, dass er durch die philologisch-pädagogische Weihe den jungen Leuten schmackhaft und verdaulich werde und sich sachgemäss in das bestehende Mittelschulprogramm füge.

Um dies aber zu können, müssen sie diesen Stoff selbst erst kennen und dazu genügen die bisherigen, ihnen verfügbaren Kenntnisquellen wohl nicht. Der staatsbürgerliche Unterricht der Zukunft kann nur dann etwas Rechtes werden, wenn er entweder von Fachlehrern erteilt wird, die eine vollkommene staatswissenschaftliche Ausbildung erlangt haben, oder wenn er von solchen Klassenlehrern vorgetragen wird, die neben ihrer philologischen oder mathematischen Ausbildung auch noch eine ausreichende wissenschaftliche Ausbildung in den staatsbürgerlichen Disziplinen erhalten haben. Also entweder Fachkräfte oder allgemeine Ausbildung aller Mittelschulkräfte auch in den Staatswissenschaften! Beide Wege sind gangbar und können zu guten Resultaten führen. Einen dritten Weg gibt es nicht. Der erste Weg durch die Fachkräfte würde wohl zunächst der leichter erreichbare und ein bestimmtes Mindestmass der Kenntnisse besser sichernde sein, der zweite aber würde wohl auf die Dauer die grösseren Vorzüge zeigen und das gesamte geistige und ethische Niveau der Schulen mehr zu heben, die Homogenität des Lehrstoffes und der Lehre und Erziehung mehr zu fördern versprechen. Da nun aber die

Frage der staatsbürgerlichen Ausbildung der Philologen und Mathematiker bisher eine noch recht ungeklärte und da zu befürchten ist, dass es mit der Abklärung dieser Frage noch gute Weile und lange Wege hat, so möchte ich es befürworten, zunächst, um nur recht bald von den guten Vorsätzen zu den nützlichen Taten überzugehen, mit dem System der staatsbürgerlichen Fachlehrer zu beginnen.

Damit hängt dann auch ein anderes zusammen. Der staatsbürgerliche Unterricht lässt sich in zweierlei Weise in den bisherigen Lehrstoffe eingliedern, entweder so, dass er selbständig vorgetragen wird oder so, dass er mit Deutsch und Geschichte verbunden wird. Beides hat seine Vorzüge. Ich meine, er soll auf die Behandlung des Deutschen und der Geschichte einwirken, aber man sollte nicht sofort mit einer Vermischung beginnen, die allzuleicht zu einer Verwischung führen würde, besonders für den Anfang, solange man mit dem neuen Stoff selbst noch nicht genug vertraut ist. Ehe man Farben mischt, muss man sie rein und klar nebeneinander setzen; hernach lässt sich dann allerhand Schönes herausmischen. Zunächst also erachte ich es für das Richtige, den staatsbürgerlichen Unterricht nicht nur durch besonders staatswissenschaftlich gebildete Fachleute, sondern auch als besondere Disziplin und in besonderen Fachstunden erteilen zu lassen. Dazu würden sich im Nebenamte Amtsrichter, Regierungsassessoren, Privatdozenten und Universitätsprofessoren eignen. Gleichzeitig aber sollte mit der staatswissenschaftlichen Ausbildung der Philologen, Mathematiker etc. begonnen werden. Später dann könnte es dahin kommen, dass die Fachkräfte wieder durch die allgemeinen Mittelschulkräfte ersetzt und verdrängt würden.

Als ein Vorzug des Fachlehrersystems ist auch noch dies zu erachten. Würde der staatsbürgerliche Unterricht ohne weiteres den Haupt- und Klassenlehrern übertragen, so entstünde die Gefahr, dass diese allzusehr in Abhängigkeit von dem die Staatsbehördenordnung nun einmal beherrschenden bürokratischen Geist gelangten. Diese Gefahr bestünde wenigstens solange, bis die Lehrkräfte selbst in das Wesen des staatsbürgerlichen Lehrstoffes vollkommen eingedrungen und eingelebt sind. Man möchte aber aus Gründen, die sich hier nicht näher dartun lassen, die Schule lieber auf die persönliche Autorität der Lehrer als auf die in ihnen als Staatsbeamten schon jetzt in mindestens ausreichendem Masse sich personifizierende Amtsautorität gegründet wissen. Methodisch freies Gebahren tüchtiger Pädagogen ist durch Amtsautorität zum Vorteil der Schule, des Unterrichts und der Erziehung wohl schwerlich zu ersetzen. Wird der staatsbürgerliche Unterricht zunächst Fachlehrern übertragen,

so ist die Gefahr der Bürokratisierung der Schule erheblich geringer, und wenn später einmal die Hauptlehrkräfte selbst in der Lage sind, den staatsbürgerlichen Unterricht auf Grund ihrer wissenschaftlichen Ausbildung auch in diesem Gegenstande zu lehren, dann ist auch für sie die Gefahr bürokratischer Behandlung desselben wohl als überwunden anzusehen.

Die Wirkung eines, wenn auch nur elementaren, doch gediegenen und auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten und vermittelten Wissens vom Wesen und von den wichtigsten Einrichtungen des Staates wird allen Mittelschullehrern, den Haupt- und Klassenlehrern, wie auch allen Fachlehrern eine förderliche sein. Sie werden erkennen, dass die Politik in wissenschaftlicher Behandlung sich ganz anders ausnimmt, als in dem Bilde, in welchem sie sich in ihrem parteimässigen Betrieb den Nichtkundigen darstellt, und sie werden erfahren, dass es eine wahre und zugleich gemeinnützige Liebe zum Vaterlande überhaupt nicht geben kann ohne ein gewisses Mass von Kenntnis der bestehenden Zustände und Einrichtungen und der geschichtlichen und inneren Gründe ihres Bestandes. Jede Förderung aber, welche dem Lehrer zuteil wird, kommt auch seinen Schülern zugut und die schwierige Frage der Art der Erteilung dieses Unterrichtes wird sich wie von selbst lösen, sobald einmal die Lehrkräfte die ihnen bisher vorenthaltene Ausbildung erlangt haben werden.

Auch die Überbürdungsfrage bleibt noch zu würdigen, ein Punkt, auf welchen eine jeder Studienreform grundsätzlich abgeneigte Schulpolitik sich gern zu stützen sucht. Überbürdung ist durch eine sachgemässe Einfügung staatsbürgerlichen Unterrichtes nicht zu befürchten und zwar schon deshalb nicht, weil dieser Stoff, richtig gefasst, in den deutschen und den Geschichtsunterricht sich so einfügt, dass er ohne Vermehrung der diesen Fächern gewidmeten Stundenzahl im Lehrplan untergebracht werden kann. Aber selbst wenn man sich etwa genötigt sähe, in den obersten Klassen eine oder auch zwei Stunden einzufügen, so müsste sich dies durch entsprechende Kürzungen an anderen Fächern einrichten lassen. Bei objektiver Würdigung des relativen erzieherischen Wertes der einzelnen Fächer wird die Staatskunde im Vergleich mit anderen Gegenständen den Vorzug verdienen. Als man in Deutschland daran ging, deutschen Unterricht neben dem antiksprachlichen Unterricht überhaupt erst einzuführen, mochte dem Einwand der Überbürdung mit Recht entgegengehalten werden, es verlohne sich, an allen anderen Fächern entsprechend zu kürzen, um dem Deutschen den ihm gebührenden Raum zu erobern. Gleiches muss auch gelten, wenn es sich jetzt darum handelt, der Elementarlehre vom deutschen Staat die gebührende Rücksicht im Unterricht zu sichern.

Es wird sich auch sehr bald zeigen, dass Überbürdung auch deshalb nicht zu fürchten ist, weil die Jugend diesem neuen Lehrstoff naturgemäss ein besonders lebhaftes Interesse entgegenbringt. In dunklen Umrissen schwebt ihnen allen ein Bild vom Staat schon frühzeitig vor, und das Interesse für Wert und Wesen des Staates ist durchschnittlich bei allen nicht irregeleiteten jungen Leuten ohne weiteres vorhanden. Wo aber ein Interesse vorhanden ist, da führt die Belehrung, wenn sie richtig erfolgt, nicht leicht zur Überbürdung und das Wissen vom wahrhaft Wissenswerten ist überhaupt niemals eine Bürde, sondern stets eine schätzbare Bereicherung.

Es ist aus allen diesen Gründen im hohen Masse mit Dank und guter Erwartung zu begrüessen, dass einige Unterrichtsverwaltungen neuerdings der Pflege dieses Gegenstandes ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden zugesagt haben.

Möchten bald energische und planmässige Schritte in dieser Sache geschehen. Es handelt sich nicht um eine gefährliche Neuerung oder um Überstürzung. Die Sache ist spruch- und tatreif und es gilt nur noch, mit den reifen Früchten die Körbe und die Speicher zu füllen, um der Jugend zu geben, was ihr gebührt und was im Lehrplan der Mittelschule ein wesentliches und förderliches Bildungs- und Erziehungsmittel zu werden verspricht.

Genossenschaftliche Duldungspflicht und Sonderrechte bei der eingetragenen Genossenschaft.

Von

Justizrat Professor Dr. Hans Crüger, M. d. A.,
Charlottenburg.

Das Genossenschaftswesen hat im In- und Auslande eine ausserordentlich grosse Verbreitung gefunden. Es besteht kaum ein Kulturland, in dem nicht Wirtschaftsorganisationen anzutreffen sind, die den deutschen Genossenschaften entsprechen. Der Grundgedanke ist überall der gleiche: Zusammenschluss zu einem gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebe, der der Förderung des Erwerbes oder der Wirtschaft der Mitglieder dient. Nicht Erzielung von Gewinn — wenigstens dem Grundgedanken nach — aber auch nicht „Wohltätigkeit“ ist der Zweck des

Unternehmens, sondern unter Anwendung geschäftlicher Tätigkeit sollen nach kaufmännischen Grundsätzen den Mitgliedern Vorteile zugeführt werden, die dem Geschäftsbetrieb derselben oder ihrer Wirtschaft zugute kommen. Darin liegt der wesentliche Unterschied zwischen einer Genossenschaft und einer kapitalistischen Gesellschaft. Bei der Genossenschaft bilden die Mitglieder, die Träger des „Unternehmens“, die Kundschaft, insoweit der Zweck des Geschäftsbetriebes in Betracht kommt — bei der kapitalistischen Gesellschaft wollen die, die für die Gesellschaft das Grundkapital (das hier der Träger des Unternehmens ist) hergeben, aus der Kundschaft für das Kapital Gewinn erzielen.

Die gesetzliche Regelung, die die Genossenschaft in den einzelnen Ländern erfahren hat, weicht wesentlich von einander ab. Vielleicht entspricht dem Wesen der Genossenschaft am meisten das deutsche Genossenschaftsgesetz, dem am ähnlichsten das österreichische Gesetz ist.

Keine Gesellschaftsart bietet bei der Gründung so wenig Schwierigkeiten wie die Genossenschaft. Es ist wohl die einzige Gesellschaftsart, die ohne jedes eigene Vermögen ins Leben tritt. Und doch erfreut sich schon in der ersten Zeit die Genossenschaft eines Kredits. Er wird der Genossenschaft entgegengebracht auf Grund der persönlichen Haftpflicht der Mitglieder. Bis zu dem Gesetz von 1889 gab es nur eine Haftart für die Genossenschaft: die unbeschränkte Haftpflicht, nach der die Mitglieder für die Verbindlichkeiten der Genossenschaft unbeschränkt mit ihrem ganzen Vermögen einzustehen haben — jedoch nur im Konkurse der Genossenschaft, insoweit die Gläubiger nicht aus dem Vermögen der Genossenschaft befriedigt werden können. Das Gesetz von 1889 hat die beschränkte Haftpflicht zugelassen, bei der die persönliche Haftpflicht der Mitglieder beschränkt ist auf den im Statut festgesetzten Betrag (Haftsumme). Diese persönliche Haftpflicht der Mitglieder mit bürgschaftsartigem Charakter kommt nicht in der Bilanz zum Ausdruck. Der Gläubiger aber rechnet mit ihr bei der Bewertung der Genossenschaft. Einzelne besonders begüterte Mitglieder bei einer Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht können dem Gläubiger allein schon die Gewissheit bieten — durch ihre Mitgliedschaft bei der Genossenschaft — dass er im Konkurs der Genossenschaft nichts zu verlieren hat.

Ausser dieser Haftpflicht haben die Mitglieder noch die Pflicht, Einzahlungen auf den Geschäftsanteil zu leisten. Das Gesetz lässt der Genossenschaft in der Bestimmung des

Geschäftsanteils und der Einzahlungen weiteste Freiheit. Nur eine Zwangsvorschrift finden wir in § 7: „Das Statut muss die Einzahlungen auf den Geschäftsanteil bestimmen, zu welchem jeder Genosse verpflichtet ist. Dieselben müssen bis zu einem Gesamtbetrage von mindestens einem Zehnteile des Geschäftsanteils nach Betrag und Zeit bestimmt sein.“ Zweck des zweiten Satzes ist, der Vorschrift, nach der das Statut den Betrag zu bestimmen hat, bis zu welchem sich die einzelnen Genossen mit Einlagen beteiligen können (Geschäftsanteil), einen Inhalt zu geben. Die wirtschaftliche Bedeutung der Vorschrift ist aber in Wirklichkeit ausserordentlich gering, denn z. B. rd. 50% aller bestehenden Kreditgenossenschaften haben nach den von der Preussischen Central-Genossenschaft-Kasse herausgegebenen „Mitteilungen zur deutschen Genossenschaftstatistik“ einen Geschäftsanteil bis zu 10 Mark! Die Einzahlungen auf Geschäftsanteil und die demselben zugeschriebene Dividende führen zur Bildung des Geschäftsguthabens. In meinem Kommentar zum Genossenschaftsgesetz¹⁾ habe ich das Geschäftsguthaben als eine Geschäftsguthabenforderung des Mitgliedes bezeichnet, deren Höhe sich bestimmt durch die Auseinandersetzung (§ 73 des Gesetzes), und die bedingt ist durch die Lösung des Verhältnisses zwischen dem Genossen und der Genossenschaft. Ich habe dann weiter aber auch das Geschäftsguthaben als Teil des Vermögens der Genossenschaft angesehen. Deumer in seinem Buch „Das Recht der eingetragenen Genossenschaften“²⁾ sieht gleichfalls in dem Geschäftsguthaben eine Forderung des Mitgliedes, der er dann aber den Charakter des Garantiefonds zulegt. Jedenfalls ist das Geschäftsguthaben kein Vermögensbestandteil, der der Genossenschaft verbleiben muss, wie das Grundkapital der Aktiengesellschaft. Das Mitglied, das aus der Genossenschaft ausscheidet, hat nach § 73 einen Anspruch darauf, dass mit ihm eine Auseinandersetzung auf Grund der Bilanz erfolgt. Ihm ist das Geschäftsguthaben binnen sechs Monaten nach dem Ausscheiden auszuzahlen — vorausgesetzt natürlich, dass das Geschäftsguthaben noch vorhanden ist d. h. nicht zur Deckung einer Unterbilanz verwendet werden musste.

Das französische Gesetz spricht von der *société à capital variable*. Das ist ganz kennzeichnend. Jedes Mitglied ist in der Lage, durch Kündigung der Mitgliedschaft das Vermögen der Genossenschaft zu verringern. Neu beitretende Mitglieder

¹⁾ Siebente Auflage (Berlin 1911 I. Guttentag Verlagsbuchhandlung).

²⁾ München und Leipzig 1912; Verlag von Duncker & Humblot.

tragen zur Vergrösserung bei. Hieraus ergibt sich, dass bei der Genossenschaft keine Erhöhung oder Herabsetzung des Grundkapitals denkbar ist. Erhöht oder herabgesetzt kann nur der Geschäftsanteil werden. Ob sich hieraus eine finanzielle Wirkung ergibt, hängt von vielen anderen Umständen ab. Wo z. B. ein Geschäftsanteil, der nach dem Statut 500 Mark beträgt, auf 300 Mark herabgesetzt wird und noch kein Mitglied ein 300 Mark übersteigendes Geschäftsguthaben besitzt, hat die Herabsetzung keine finanziellen Folgen — wenigstens keine unmittelbaren. Wird der Geschäftsanteil erhöht, so setzt die finanzielle Wirkung voraus, dass die Mitglieder über den bisherigen Betrag des Geschäftsguthabens hinaus Einzahlungen leisten können. Daher kommt es, dass die Erhöhung oder Herabsetzung der Einzahlungen auf Geschäftsanteil unter Umständen eine grössere finanzielle Wirkung hat, wie die Erhöhung oder Herabsetzung des Geschäftsanteils. Und schliesslich kann das Ausscheiden der Mitglieder wieder alle beabsichtigten Wirkungen beeinträchtigen. Die praktischen Folgen sind, dass die Genossenschaften eine ausserordentliche finanzielle Anpassungsfähigkeit besitzen — immer allerdings unter der Einschränkung des erwähnten § 73 mit den Folgen des Ausscheidens der Mitglieder. Der § 73 gibt den Mitgliedern das denkbar weitestgehende Recht: Ausscheiden und Herausholung ihrer Kapitalbeteiligung (vorausgesetzt, dass diese nicht zur Deckung eines bilanzmässigen Verlustes erforderlich ist). Von ähnlich weitgehender Bedeutung ist vielleicht noch die Regelung des Stimmrechts: jedes Mitglied hat eine Stimme und nur eine Stimme in der Generalversammlung.

Nun aber die andere Seite.

Nach § 16 des Gesetzes besteht kein Zweifel, dass im Wege der Statutenänderung der Geschäftsanteil für alle Mitglieder erhöht werden kann. Das gleiche gilt für die Erhöhung der Einzahlungen auf Geschäftsanteil. Nach § 144 ist es zweifellos, dass eine Genossenschaft im Wege der Statutenänderung von der geringeren zur weiteren Haftpflicht übergehen kann. Die Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht kann sich in eine Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht umwandeln: im Wege der Statutenänderung, das heisst also, die Minderheit kann von der Mehrheit gezwungen werden, grössere Einzahlungen auf Geschäftsanteil zu leisten, die Haftpflicht zu erweitern. Für letzteres würde auch schon eine Erhöhung der Haftsumme genügen (bei der e. G. m. b. H.). Das ist die „genossenschaftliche Duldungspflicht“, bei der die Minderheit es sich

gefallen lassen muss, dass durch Statutenänderung (nach Massgabe etwaiger im Statut vielleicht gegebener Erschwernisse) über ihre Pflicht zur Vermögensleistung verfügt wird.

Das sieht auf den ersten Blick bedrohlich aus, und Missbräuche sind denkbar. Das Reichsgericht hat in einem Fall den möglichen Missbrauch nebenbei behandelt und stellt in der Entscheidung vom 27. Oktober 1909 (Juristische Wochenschrift 1910 S. 40) den Satz auf, dass Fälle „einer alles Mass überschreitenden Erhöhung des Geschäftsanteils und der Haftsumme sich denken“ lassen, in denen die Beschlüsse nichtig sind. Das Reichsgericht setzt freilich hinzu, dass diese Grenze sich nicht leicht wird ziehen lassen.

Es darf nun aber nicht übersehen werden, dass die Mehrheit, die die Aenderung der Haftpflicht oder die Erhöhung des Geschäftsanteils, der Einzahlungen auf Geschäftsanteil beschlossen hat, sich selbst die gleichen Pflichten auferlegt, denn die Beschlüsse treffen auch sie selbst, gleichwohl sind natürlich Missbräuche möglich. Aber die Geschichte der Genossenschaft lehrt, dass gerade diese finanzielle Beweglichkeit oftmals die Möglichkeit geboten hat, Genossenschaften, die sich infolge grosser Verluste in Schwierigkeiten befanden, zu erhalten. Für das Aktiengesetz gilt, dass, wenn der Verlust, welcher aus der Jahresbilanz oder einer im Laufe des Geschäftsjahres aufgestellten Bilanz sich ergibt, das Vermögen der Gesellschaft übersteigt, der Konkurs angemeldet werden muss. Die Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht und die ihr, was den Umfang der Haftpflicht anlangt, verwandte Genossenschaft mit unbeschränkter Nachschusspflicht hat nur nötig, im Falle der Ueberschuldung eine Generalversammlung zu berufen, um diese über den Fortbestand der Genossenschaft beschliessen zu lassen. Wird der Fortbestand beschlossen, so besteht die Genossenschaft trotz der Ueberschuldung fort. Bei der Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht besteht die gleiche Möglichkeit, solange nicht die Ueberschuldung ein Vierteil der Haftsummen übersteigt.

Nur nach der Auflösung der Genossenschaft führt auch die Ueberschuldung zum Konkurse.

Bei den Beratungen über das Genossenschaftsgesetz von 1889 verlangten die Genossenschaften die Zulassung eines Umlageverfahrens. Die Motive des Gesetzes sehen in dem Aufschub des Konkurses einen Fehler; denn es werde verkannt, dass nicht das Konkursverfahren, sondern die ihm zugrunde liegende Ueberschuldung der Genossenschaft das eigentliche Uebel sei, welches vorliege und um dessen bestmögliche Hebung es sich

handele. Die Motive sind hier nicht im Recht. Es ist wiederholt der Beweis geliefert, dass es im Interesse der Genossenschaft und weiter Kreise der Bevölkerung liegt, den Konkurs auch im Falle der Ueberschuldung zu vermeiden. Man hat nun einen Umweg beschreiten müssen. Die Genossenschaften werden saniert durch Bildung neuen Vereinsvermögens mittels Erhöhung des Geschäftsanteils oder der Einzahlungen auf Geschäftsanteil — oder beides. Die „genossenschaftliche Duldungspflicht“ hat sich in solchen Fällen gut bewährt, es liegen Fälle vor, die, wenn sie eine Aktiengesellschaft getroffen hätten, sicher zum Konkurs geführt haben würden, während bei der Genossenschaft der Konkurs vermieden werden konnte. Solche Vorgänge sind am interessantesten zu beobachten bei der Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht. Treten hier Verluste ein, die das gesamte Vermögen aufzehren, so müssen sich die Mitglieder darüber im Klaren sein, dass der Verlust von ihnen gedeckt werden muss, soweit ihr eignes persönliches Vermögen dazu ausreicht. Sie haben die Wahl: den Verlust im Konkurs im Wege des Nachschussverfahrens oder bei bestehender Genossenschaft durch Neubildung des Vereinsvermögens zu decken. Lassen sie es auf den Konkurs ankommen, so vergrößert sich der Verlust: dazu kommen die Kosten u. s. w.; die Mitglieder werden im Nachschussverfahren sofort auf den vollen Betrag zur Deckung herangezogen, während die Genossenschaft (bei der Kreditgenossenschaft die Kreditquelle der Mitglieder) vernichtet ist und die Mitglieder ihre Verpflichtungen der Genossenschaft gegenüber (aus Kredit u. s. w.) gleichfalls sogleich erfüllen müssen. Die Mitglieder werden doppelt und dreifach getroffen. Wird aber die Genossenschaft erhalten und der Verlust durch Bildung neuen Vermögens zu decken gesucht, werden alle die Folgen des Konkurses und des Nachschussverfahrens vermieden.

Es liegt auf der Hand, dass die Mitglieder den zweiten Weg wählen werden, wenn sie über die Sachlage unterrichtet werden. Natürlich gibt es auch Fälle, in denen dieser Weg nicht zum Ziele führt. Dank der genossenschaftlichen Duldungspflicht und ihrer Anwendung ist der Weg meist gangbar und Zusammenbrüche von Genossenschaften sind dadurch oftmals vermieden.

Bei der Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht liegen die Verhältnisse ähnlich, doch ist hier damit zu rechnen, dass der Zusammenbruch der Genossenschaft den Mitgliedern weniger verlustreich erscheint (infolge der beschränkten Haftpflicht) als die ihnen angesonnenen finanziellen Opfer, um die Genossen-

schaft zu erhalten. Immerhin ist das Verfahren auch bei der Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht mit Erfolg angewandt worden. Die Verpflichtung der Mitglieder, ohne ihre Zustimmung die Leistungen erhöhen zu müssen — und diese besteht für die Mitglieder der Genossenschaft — scheint der Umsturz aller für das private Gesellschaftsrecht bestehenden Grundsätze. Die Genossenschaft ist eine Gesellschaft eigner Art. Die genossenschaftliche Duldungspflicht erscheint vielleicht weniger bedenklich, wenn man beachtet, dass das Mitglied im Wege der Kündigung ja auch seine Kapitalhaft der Genossenschaft entziehen kann —. Auch die Sonderrechte der Genossenschafter können richtig nur beurteilt werden unter besonderer Berücksichtigung der Eigenart der Genossenschaft. Deumer rechnet zu den Sonderrechten das Recht der Anteilnahme am Vereinsleben durch Teilnahme an der Generalversammlung und Ausübung des Stimmrechts, das Recht auf Auskehrung des Auseinandersetzungsguthabens und der Liquidationsquote, das Recht auf gesetzliche statutenmässige Bemessung des Geschäftsguthabens. Das geht zu weit. Deumer berücksichtigt nicht den Charakter der Genossenschaft als Personalgesellschaft und die sich daraus ergebenden Folgen. Der Anteil am Gewinn und die Liquidationsquote haben für die Mitglieder der Genossenschaft auch nicht entfernt die Bedeutung wie für die Anteilbesitzer an einer kapitalistischen Gesellschaft, (mein Kommentar S. 284). Dass dies auch die Ansicht des Gesetzgebers war, ergibt sich, wenn man sich § 91 Abs. 3 vergegenwärtigt. Dasselbe heisst es: „Durch das Statut kann die Verteilung des Vermögens ausgeschlossen oder ein anderes Verteilungsverhältnis für die Verteilung bestimmt werden.“ Deumer (S. 314) ist der Ansicht, dass „nachträgliche Satzungsänderungen, welche die Verteilung (§ 91 Abs 1 und 2) ausschliessen oder modifizieren, der Einzelzustimmung der Genossen bedürfen“. In der Fassung des Gesetzes von 1889 lautete Abs. 3: „Durch das Statut kann ein anderes Verhältnis für die Verteilung bestimmt werden.“ Die Aenderung, die zu der jetzigen Fassung geführt hat, ist erst in der Kommission des Reichstags zur Novelle von 1896 getroffen. Auch vorher hatten sowohl Reichsgericht wie Kammergericht (mein Kommentar S. 438) entschieden, dass die Genossenschaft über ihr Vermögen auch für den Auflösungsfall selbst bestimmen darf. In der Entscheidung des Kammergerichts (Johow 14, 43) heisst es „zumal durch das ursprüngliche Statut“. Damit war die Frage offen gelassen, ob auch im Wege der Statutenänderung eine solche

Verwendung eingeführt werden könnte. Wollte man dies verneinen, so würde es zu den bedenklichsten Schlussfolgerungen führen. Das preussische Gewerbesteuergesetz macht z. B. die Gewerbesteuerfreiheit u. a. davon abhängig, dass im Statut die Verteilung des Vereinsvermögens ausgeschlossen wird; nur die Geschäftsguthaben dürfen ausgezahlt werden. Stempel- und Steuerprivilegien der Baugenossenschaften sind an die gleiche Bedingung geknüpft. Sollte also ein Mitglied der Genossenschaft die Macht haben, dieser den Weg zur Gewerbesteuerfreiheit oder zur Erlangung der Stempel- und Steuerprivilegien zu verlegen?

Hat denn ein Mitglied der Genossenschaft überhaupt grundsätzlich einen Anspruch auf das über das Geschäftsguthaben hinausgehende Vereinsvermögen? Das ist zu verneinen und zwar infolge der Bestimmung des § 73, der die Auseinandersetzung mit dem Ausgeschiedenen regelt. Der § 73 bringt einen allgemeinen Grundsatz zum Ausdruck, auch wenn er nur für die Auseinandersetzung mit dem Ausgeschiedenen gilt. Wir nehmen einen anderen Fall: Eine Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht wandelt sich in eine solche mit beschränkter Haftpflicht um und lässt den Erwerb mehrerer Geschäftsanteile zu. Für die Genossenschaften mit unbeschränkter Haftpflicht wird für die Verteilung des Vermögens im Fall der Auflösung der Genossenschaft allgemein an dem Grundsatz festgehalten, dass das Vermögen nach Köpfen verteilt wird. Das entspricht der unbeschränkten Haftpflicht, aber nicht der beschränkten Haftpflicht, sofern bei ihr der Erwerb mehrerer Geschäftsanteile zugelassen ist. Es würde allen Grundsätzen der Billigkeit widersprechen, wollte man in solchen Fällen nicht zulassen, dass die Genossenschaft bei ihrem Uebergang zur beschränkten Haftpflicht einen anderen Verteilungsmaßstab für die Verteilung des Vermögens im Falle der Auflösung einführt. Deumer will die Aenderung zulassen für die Zukunft, also für die neuen Mitglieder. Das würde gegen den auch von ihm anerkannten Grundsatz verstossen, dass das Gesetz alle Mitglieder gleichmässig behandeln will und muss, ganz abgesehen davon, dass solche Bestimmungen praktisch undurchführbar sein werden. Wenn aber die Grundsätze für die Verteilung des Vereinsvermögens durch Statutenänderung abgeändert werden können, dann muss das gleiche auch für die Bestimmungen gelten, die für die Verteilung des Reingewinnes getroffen sind. Auch hier mag wieder auf die Stempel- und Steuerprivilegien verwiesen werden, die nur den Genossenschaften zufallen, die statutarisch die Dividende auf 40% beschränken. Diese Privilegien sind nicht nur solchen

Genossenschaften gegeben, die später entstanden sind, sondern allen Genossenschaften, die ihr Statut den Vorschriften anpassen.

Es wäre auch unverständlich, wenn bei einer Gesellschaft, die die genossenschaftliche Duldungspflicht für die weitgehendsten Verpflichtungen kennt, Halt gemacht werden sollte vor Rechten, die gerade für die Mitglieder einer Genossenschaft von recht geringer Bedeutung sind, — dass hier nicht das Prinzip der Mehrheit herrschen sollte. Für die Erwerbsgesellschaft haben die Ansprüche auf Gewinnbeteiligung und Anteil am Vermögen der Gesellschaft grosse Bedeutung — bei der Genossenschaft liegt der Wert der Mitgliedschaft in der Benutzung der geschäftlichen Einrichtungen der Genossenschaft. Hier liegen die Sonderrechte. Hier gilt auch der Grundsatz, dass alle Mitglieder gleiches Recht haben.

Wie weit bei der Genossenschaft als Personalgesellschaft die Macht der Mehrheit über die Minderheit geht, das zeigt endlich auch der § 75, der dem freien Austrittsrecht dadurch eine Grenze zieht, dass er vorschreibt: „Wird die Genossenschaft binnen sechs Monaten nach dem Ausscheiden des Genossen aufgelöst, so gilt dasselbe als nicht erfolgt.“

Oesterreichisch-ungarisches Eherecht.

Vom

Advokaten Geheimen Justizrat Dr. **Adolf Bachrach**,

Wien.

Zur Verhütung irrtümlicher Auffassung sei sofort bemerkt, dass es zwar eine für Oesterreich und Ungarn gemeinsame Militär- und Finanzverwaltung, gleichwie ein gemeinsames Ministerium des Aeussern gibt, dass aber eine gemeinsame eherechtliche Institution für diese beiden Staaten selbstverständlich nicht besteht. Es gibt kein „österreichisch-ungarisches Eherecht“. Misstände auf dem Gebiete des österreichischen Eherechts haben Erscheinungen gezeitigt, die zu einer immer häufigeren Flucht katholischer Ehegatten in das Gebiet ungarischen Staatsbürger- und Eherechts führen, ohne dass die Eheleute im übrigen das österreichische Territorial- und Rechtsgebiet verlassen würden. Derart ergeben sich Rechtsbeziehungen, die vielleicht mit einiger Ironie, aber nicht

ohne Grund unter der gewählten Bezeichnung zusammengefasst werden dürfen. Diese Rechtslage und ihre Folgen mögen im nachstehenden nüchtern und knapp dargestellt werden.

1. Oesterreichisches Eherecht.

Das (persönliche) österreichische Eherecht¹⁾ ist formell ein staatliches. Es ist in den §§ 44 bis 136 des österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches vom 1. Juni 1811, Nr. 946 J.G.S., geregelt. Diese lehnen sich an das Patent Kaiser Joseph II. vom 16 Jänner 1783, Nr. 117 J.G.S., an. Statt der Kirche übt seither der Staat auf dem Gebiete des Eherechts Gesetzgebung und Rechtssprechung. Der Staat und nur dieser normiert die Erfordernisse für den Ehevertrag und ebenso die Ehehindernisse, von denen auch nur er zu dispensieren berechtigt ist. Der Staat allein scheidet und trennt die Ehen. Er allein entscheidet über ihre Nichtigkeit und Ungiltigkeit. Nur die Form der Eheschliessung bleibt die kirchliche.

Inhaltlich aber hält sich das Gesetz an den Josephinischen Grundsatz, dass jeder nach seiner Façon selig werden möge. Es hat also die Bestimmungen aufgenommen, die den Satzungen der einzelnen Konfessionen oder doch demjenigen entsprechen, was die Redaktoren des a.b.G.B. für diese Satzungen hielten. Demgemäss wird das Eherecht der Katholiken, Protestanten und Juden abge sondert behandelt. Die Abweichungen vom kirchlichen Rechte hat Porzer, nicht ohne Tendenz, hervorgehoben. (Juristische Blätter 1910, S. 469 ff.)

Während des Bestandes des a.b.G.B. sind eine (vorübergehende) Konkordatsepoche und an ihrem Schlusse eine schüchterne Annäherung an den Verweltlichungsgedanken zu verzeichnen.

Das kaiserliche Patent vom 8. Oktober 1856, Nr. 185 R.G.Bl., setzte in Ausführung des Art. X des Konkordats die Anordnungen des a.b.G.B. über die Ehen der Katholiken ausser Kraft. Anhang I zu diesem Patente enthielt das Gesetz „über die Ehen der Katholiken im Kaisertume Oester-

¹⁾ Aus der reichen Literatur seien nur die beiden neuesten Werke erwähnt: „Oesterreichisches Familienrecht“. Von Dr. Horaz Krasnopolski. Aus dessen Nachlass herausgegeben und bearbeitet von Dr. Brunno Kafka. Leipzig, Duncker & Humblot. Wien, Manz. 1911, und „Grundriss des Familienrechts“. Von Dr. Josef Freiherrn von Anders. 2. Auflage, Leipzig, Duncker & Humblot. 1911. Beide Werke enthalten umfassende Literaturangaben.

reich“, womit die Kirchengesetze eingeführt wurden, Anhang II die „Anweisung für die geistlichen Gerichte des Kaisertums Oesterreichs Betreff der Ehesachen“. Diese treten an die Stelle der staatlichen Gerichte.

Den früheren Zustand, d.h. die Geltung des a.b.G.B. auch in Eherechtssachen und die Gerichtsbarkeit der staatlichen (weltlichen) Gerichte, stellte das Gesetz vom 25. Mai 1868, Nr. 47 R.G.Bl., wieder her.

Dasselbe Gesetz führte die Notzivilehe ein. Verweigert nämlich der Seelsorger, der nach den Vorschriften des a.b.G.B. zum Aufgebote oder zur Trauung berufen ist, aus einem durch die Gesetzgebung des Staates nicht anerkannten Hinderungsgrunde die Vornahme des Aufgebotes oder die Entgegennahme der feierlichen Erklärung der Einwilligung zur Ehe, so tritt auf Verlangen der Brautleute an Stelle des Seelsorgers die zuständige weltliche Behörde, also die Bezirkshauptmannschaft oder in Städten mit eigenen Gemeindestatuten die Gemeindebehörde.

In Oesterreich sind gesetzlich anerkannte Kirchen und Religionsgenossenschaften nur die katholische, evangelische, griechisch- nicht unierte und jüdische, seit 1877 auch noch die altkatholische und seit 1880 die evangelische (Herrnhuter) Bruderkirche. Personen, die keiner dieser gesetzlich anerkannten Kirchen oder Religionsgenossenschaften angehören, und ebenso die Konfessionslosen schliessen ihre Ehen kraft Gesetzes vom 9. April 1870, Nr. 51 R.G.Bl., gleichfalls und zwar immer nur vor den weltlichen (Staats-)Behörden. Für diese Personen besteht also die obligatorische Zivilehe. Gehört nur eines der Brautleute einer gesetzlich anerkannten Kirche an, so ist die Ziviltrauung fakultativ.

II. Scheidung akatholischer Ehen.

Auf die Lösbarkeit der Ehe hat die (nach Gesetz und Recht eingehaltene) Form der Eheschliessung keinen Einfluss. Massgebend hierfür ist das Religionsbekenntnis der Ehegatten bei Abschluss und Bestand der Ehe.

Waren die Ehegatten zur Zeit der Eheschliessung und des Ehebestandes akatholisch, aber keine Juden, so gestattet ihnen § 115 a.b.G.B. die Trennung, d. h. nach deutscher (§§ 1564 ff. b.G.B.) und ebenso ungarischer (§§ 73 ff. G.A. XXXI v. J. 1894) Terminologie die Scheidung der Ehe dem Bande nach und zwar „nach ihren Religionsbegriffen“.

Die Auslegung dieser Worte, als müsste jeder Trennungsgrund unter dem Gesichtswinkel der religiösen Zulässigkeit geprüft werden, wird von dem Grossteile der Theoretiker und von der Praxis mit Recht verworfen. In den Worten wird richtig die Begründung für die Gesetzesbestimmung gefunden. Die Trennung wird also im Einklange mit der konfessionellen Gestattung erlaubt.

Die Trennungsgründe sind im Gesetze taxativ aufgezählt: Ehebruch, strafgerichtliche Verurteilung, mala desertio, Insidien und schwere Misshandlungen, endlich, — in der Praxis besonders bedeutungsvoll, — „eine unüberwindliche Abneigung, welcherwegen beide Ehegatten die Auflösung der Ehe verlangen“. Bei akatholischen Ehen, die sofort zu erörternden Judenehen ausgenommen, gibt es also eine einverständliche Trennung (Scheidung) der Ehe dem Bande nach aus dem Grunde der unüberwindlichen Abneigung. Die Tatsachen, aus denen die Abneigung des einen oder beider Ehegatten und die Unüberwindlichkeit dieses Gefühles zu erschliessen sind, müssen allerdings gerichtlich erwiesen werden. Der Prozess spielt sich in teilweise speziell geregelten Formen vor dem Gerichtshofe ab. Freie Beweiswürdigung besteht.

Auch bei Judenehen ist einverständliche Ehetrennung möglich, ja sie ist in der Praxis fast allein üblich. Sie erfolgt durch das Einzel- (Bezirks-) Gericht, sobald die Ehegatten das Zeugnis des zuständigen Rabbiners beigebracht haben, dass er drei Versöhnungsversuche, die auch in kürzesten Zwischenräumen erfolgen können, fruchtlos vorgenommen habe. Findet das Gericht, „dass zu der Wiedervereinigung noch einige Hoffnung vorhanden ist“, so kann es „die Ehegatten auf ein oder zwei Monate zurückweisen“. Nach fruchtlosem Verlaufe dieser Frist, regelmässig aber sofort erfolgt der Beschluss, dass die Uebergabe und Uebnahme des Scheidebriefes gestattet werden. Diese selbst erfolgt dann bei einem Termine, dem das Gericht den Rabbiner zuzuziehen pflegt. Ein Beweisverfahren, ja auch nur eine Untersuchung des eigentlichen Grundes der Trennung finden nicht statt. Das Verfahren spielt sich in kürzester Zeit und fast formlos ab.

Gegen den Willen des Mannes kann die Judenehe überhaupt nicht, gegen jenen der Frau in dem einzigen Falle getrennt (geschieden) werden, wenn der Frau, sei es durch

strafergerichtliches Urteil, sei es im Zuge des Trennungsverfahrens, Ehebruch nachgewiesen wird.

Bei Juden und allen anderen akatholischen, desgleichen auch bei katholischen Ehegatten ist Scheidung der Ehe von Tisch und Bett, sei es einverständlich, sei es aus den gesetzlich (§ 109) vorgesehenen, beispielsweise angeführten Gründen statthaft. (cf. deutsches b.G.B. §§ 1575, 1586 ff.)

Die Scheidung lässt das Eheband unberührt. Es zessieren nur die höchstpersönlichen Rechte und Pflichten, deren Unterlage das gemeinsame Leben bildet. Altmeister Josef Unger in seiner fesselnden, kurzen, aber inhaltsreichen Schrift: „Priesterehen und Mönchsehen. Rechtliche Natur der Scheidung von Tisch und Bett“ (Jena, Gustav Fischer. 1910.) erklärt die Institution als „aus einem Kompromiss zwischen der aus konfessionellen Gründen statuierten Unlösbarkeit der Ehe und dem praktischen Bedürfnisse ihrer Lösbarkeit hervorgegangen“, als „eine halbe Massregel“. Sie habe „eine Doppelnatur mit einem schillernden zwittherhaften Charakter“. „Die geschiedene Ehe“, sagt Unger, „ist eine Grösse, die ein Pluszeichen und ein Minuszeichen zugleich zum Vorzeichen hat: die Ehe besteht und besteht zugleich nicht“.

III. Ehehindernis des Katholizismus.

Die katholische Ehe, nicht bloss als Vertrag, sondern auch als Sakrament behandelt, kann nur durch den Tod gelöst werden. Dieser strengsten Auffassung des impedimentum ligaminis tragen das österreichische bürgerliche Recht und seine Praxis in den weitesten Ausstrahlungen vollste Rechnung.

Der zur Berühmtheit gelangte § 111 a.b.G.B. lautet:

„Das Band einer gültigen Ehe kann zwischen katholischen Personen nur durch den Tod des einen Ehegatten getrennt werden. Ebenso unauflöslich ist das Band der Ehe, wenn auch nur ein Teil schon zur Zeit der geschlossenen Ehe der katholischen Religion zugetan war“.

Das Schema bei Mischehen und Religionsänderungen an dieser Stelle zu geben, dürfte überflüssig sein. Von Anders in seinem „Grundriss“ hat es auf Seite 32 geboten. Es genügt folgende Hervorhebung: Wenn nichtjüdische Akatholiken eine Ehe schliessen und später ein Ehegatte zum Katholizismus übertritt, so kann dieser auch nach der Ehetrennung zu Lebzeiten des anderen Ehegatten sich nicht wieder verehelichen; der akatholisch gebliebene Teil kann bei Lebzeiten des anderen Ehegatten keine katholische Person heiraten.

Dies ist im wesentlichen der Inhalt des ausserhalb Oesterreichs wohl in keiner staatlichen Gesetzgebung anerkannten Ehehindernisses des Katholizismus.

IV. Ungarisches Eherecht.

Im Gegensatz zu Oesterreich besitzt Ungarn ein Ehegesetz, das auf durchaus modernen Grundlagen aufgebaut ist.²⁾ Unvergessen sind die heissen Kämpfe, die seiner Annahme vorausgingen. Der Entwurf des genialen Justizministers Dr. Desider von Szilagy, vom Abgeordnetenhaus mit Begeisterung aufgenommen, fand im Magnatenhaus zunächst keine Mehrheit. Erst bei der zweiten Beratung und Abstimmung am 21. Juni 1894 wurde er mit der knappen Majorität von 4 Stimmen angenommen: Gesetzartikel XXXI vom Jahre 1894 über das Eherecht. Im vorletzten durch das Magnatenhaus eingefügten Paragraphen des am 1. Oktober 1895 in Kraft getretenen Gesetzes ist der letzte Ausklang dieser Kämpfe noch hörbar: „Dieses Gesetz lässt die auf die Eheschliessung bezüglichen religiösen Pflichten unberührt“ (§ 149). Sonst findet sich im Gesetze keine Norm, die auf die Konfession der Ehewerber oder Ehegatten auch nur eine Anspielung enthielte. Formell und materiell, in Ansehung der Eheschliessung wie der Ehehindernisse und der Ehelösung, ist das Gesetz ein staatliches.

Von Erfahrungen, dass das Gesetz Ehelösungen gefördert hätte, hat nichts verlautet. Wohl aber wurde es ein Refugium für Oesterreicher, denen das Ehehindernis des Katholizismus die angestrebte Wiederverehelichung verwehrt.

Für die Zwecke der vorliegenden Ausführungen sind nur die Bestimmungen aus dem V. Abschnitte des Gesetzes: „Auflösung der Ehe“ heranzuziehen. Ehebruch, widernatürliche Unzucht, Bigamie, Nachstellungen nach dem Leben des Ehegatten, schwere Verletzungen desselben, strafrechtliche Verurteilung bilden auch hier in genau festgesetzter Art Scheidungsgründe.

Von praktischer Bedeutung aber ist in erster Reihe die Norm des § 77, lit. a, und in entsprechender Distanz jene des § 80, lit. a. Dieser entspricht ungefähr dem relativen Scheidungsgrunde des § 1568 deutsches b.G.B.

²⁾ „Das ungarische Ehegesetz“. Von Dr. Fritz Back. 2. Auflage. Wien, Manz. 1910. Diese deutsche Ausgabe enthält auch erläuternde Bemerkungen und Rechtssprüche der königlich ungarischen Kurie, d. i. des ungarischen Obersten Gerichtshofes.

Nach § 80, lit. a, des ungarischen Gesetzes kann die Ehe auf Verlangen des einen Ehegatten geschieden werden, wenn der andere Ehegatte die ehelichen Pflichten ausser den Fällen der §§ 76 bis 78 (Ehebruch, boshafte Verlassen, etc.) durch absichtliches Verhalten schwer verletzt und infolgedessen das eheliche Verhältnis nach richterlicher Ueberzeugung solchermaßen zerrüttet ist, dass die Fortsetzung der Lebensgemeinschaft für den Scheidungswerber unerträglich geworden ist. Da diese Norm die Aufrollung des Ehelebens notwendig macht und da der Richter im Falle des § 80 behufs Ermöglichung einer etwaigen Aussöhnung immer erst die zeitweilige Trennung von Tisch und Bett anordnen muss, (§ 99) so scheint diese Bestimmung für Personen, die das gemeinsame Ziel der Ehescheidung rasch erreichen wollen, selten praktikabel.

Die Zuflucht der aus Oesterreich kommenden Scheidungswerber bildet § 77, lit. a, der die Scheidung gestattet:

„wenn der die eheliche Gemeinschaft aufhebende Ehegatte nach Ablauf von sechs Monaten, von der Verlassung des Ehegatten an gerechnet, mittels richterlichen Beschlusses zur Wiederherstellung der Lebensgemeinschaft verpflichtet wurde und diesem Beschlusse innerhalb der richterlich festgesetzten Frist ungerechtfertigt nicht Genüge leistet“.

Nicht die mala desertio, sondern der Ungehorsam gegen den richterlichen Beschluss auf Wiederherstellung der Lebensgemeinschaft bildet also den Ehescheidungsgrund, und es ist bezeichnend, dass die Kurie (oberster Gerichtshof für die Länder der ungarischen Krone) nicht nur den verlassenen, sondern auch den verlassenden Ehegatten zur Provozierung dieses Beschlusses legitimiert.

Wiewohl also das ungarische Ehegesetz eine einverständliche Scheidung nicht kennt und wiewohl die Kurie ausgesprochen hat, dass gegenseitige Einwilligung keinen Scheidungsgrund abgebe, so ermöglichen doch diese gesetzliche Bestimmung und ihre Praxis, die Ehe auf rein formeller Unterlage ohne weitere Untersuchung der eigentlichen Scheidungsgründe durch richterliches Erkenntnis zu lösen. Die beiden Ehegatten müssen nur über Ziel und Mittel dieser Ehescheidung und über ihre Form einig sein.

V. Anwendbarkeit für Oesterreich.

Bekanntlich besteht ein besonderes österreichisches und ein besonderes ungarisches Staatsbürgerrecht. Allerdings

kommen auch sujets mixts und zwar nicht nur beim Hochadel vor. Regelmässig ist dieser Zustand der doppelten Staatsangehörigkeit eine Folge davon, dass das ungarische Staatsbürgerrecht erworben, die Entlassung aus dem österreichischen Staatsverbande aber nicht angestrebt und nicht ausgesprochen wurde. Diese Rechtslage hat die österreichische Gesetzgebung insbesondere in der kaiserlichen Verordnung vom 29. Dezember 1899, Nr. 268 R.G.Bl., betreffend das Uebereinkommen zwischen Oesterreich und Ungarn über die Stempel- und unmittelbaren Gebühren ausdrücklich anerkannt.

Ist dieser Fall gegeben, so bleibt der Oesterreicher bezüglich seiner Ehefähigkeit an die Normen des a.b.G.B. gebunden (§ 4 a.b.G.B.), trotzdem er auch die ungarische Staatsbürgerschaft erlangt hat. Für den Oesterreicher, der das Ehehindernis des Katholizismus beseitigen will, bleibt also nichts übrig, als dass er aufhört, Oesterreicher zu sein. Er kann im Lande bleiben und sich redlich nähren, aber er muss die Segnungen und Lasten, die Rechte und Pflichten des Oesterreichertums aufgeben. Diese Auffassung über die Zulässigkeit unveränderter Sesshaftigkeit im Lande ist eine Errungenschaft der Entscheidungen des österreichischen obersten Gerichtshofes seit dem Jahre 1907. Insbesondere ist sie in einer am 17. Oktober 1911 erlassenen Entscheidung verkörpert, die Verfasser provoziert und Dr. Paul Abel in den Juristischen Blättern Nr. 50 vom 10. Dezember 1911 gründlich erörtert hat.

Für die Erlangung der ungarischen Staatsbürgerschaft aber kommt, da Geburt, Legitimation und Ehe als Erwerbungsarten ausser Frage stehen, nur die *V e r l e i h u n g* an den Ausländer in Betracht. Sie erfolgt regelmässig nach fünfjährigem ununterbrochenen Aufenthalte in Ungarn und nach Aufnahme in die Liste der ungarischen Steuerzahler seit fünf Jahren. Die Einhaltung dieser Frist erscheint aber in den hier interessierenden Fällen nicht entsprechend. Den Ausweg bietet die *A n n a h m e* an Kindes Statt durch einen ungarischen Staatsangehörigen. Denn nach Gesetzesartikel L vom Jahre 1879 kann die Verleihung der Staatsbürgerschaft erfolgen, wenn der *A n n e h m e n d e* fünfjähriges rechtliches- und Steuerdomizil ausweist; das *A d o p t i v k i n d* braucht diesen Bedingungen nicht zu entsprechen.

Das Adoptionsrecht ist in Ungarn mit Ausnahme der Gebiete, in welchen das a.b.G.B. derzeit noch besteht, gesetzlich nicht geregelt. Es gilt dort auch auf diesem wie auf so

manchem anderen Gebiete Gewohnheitsrecht. Zufolge Mitteilung des ungarischen an das österreichische Justizministerium (J.M.V.Bl. Nr. 1895, S. 203) ist die aktive Adoptionsfähigkeit nicht beschränkt auf Personen, die keine eigenen ehelichen Kinder haben; es ist auch nicht erforderlich, dass Wahlvater oder Wahlmutter das 50. Lebensjahr zurückgelegt haben; es wird nur erfordert, dass das Wahlkind wenigstens 16 Jahre jünger sei, als die Wahleltern. Schliesslich kann die Adoption des österreichischen durch einen ungarischen Staatsangehörigen mit Wirksamkeit für Ungarn auch ausserhalb Ungarns und vor anderen als ungarischen Behörden geschehen. Nur muss der Adoptionsvertrag in jedem Falle dem königlich ungarischen Justizministerium zur Genehmigung vorgelegt werden.

Solcherart wird also die Adoption wesentlich erleichtert. Dazu kommt noch, dass der Adoptionsvertrag, allerdings wieder unter ministerieller Bestätigung, später *mutuo consensu* jederzeit wieder gelöst werden kann. Erbrecht hat nur der Adoptierte gegenüber dem Adoptierenden, nicht umgekehrt. Diese Rechtswirkung wird aber regelmässig in den Adoptionsverträgen der österreichischen Ehetrennungs- und Ehewerber ausgeschlossen. Bei den Vermögensverhältnissen der meisten Adoptiveltern ist die Gefahr einer Beerbung übrigens keine allzu grosse.

Sobald das Justizministerium den Adoptionsvertrag genehmigt hat, muss die Aufnahme in eine ungarische Gemeinde zugesichert oder erwirkt, die Entlassung aus dem österreichischen Staatsverbande ausgesprochen und das ungarische Staatsbürgerrecht erworben werden. Der neue Ungar oder die neue Ungarin erwirkt dann den richterlichen Befehl, die bis dahin gewöhnlich ohnedies länger als sechs Monate aufgehobene Lebensgemeinschaft binnen bestimmter Frist, gewöhnlich binnen dreissig Tagen, wieder herzustellen. Die verabredungsgemäss eintretende ungerechtfertigte Weigerung, dies zu tun, führt dann zur Ehescheidung.

VI. Die österreichische Rechtssprechung.

Länger als ein Jahrzehnt hat der Oberste Gerichtshof die auf die geschilderte Weise abgeschlossenen Ehen als für das österreichische Rechtsgebiet ungiltig erklärt. Im wesentlichen lehnte die Begründung dieser Erkenntnisse ab, die offenbare Umgehung der Bestimmungen des österreichischen

Rechtes zu sanktionieren. Unter der Voraussetzung, dass die beiden neuen Ehegatten ausschliesslich ungarische (also nicht gleichzeitig auch österreichische) Staatsbürger sind und in Ungarn die Ehescheidung erwirkt und die neue Ehe geschlossen haben, nimmt der Oberste Gerichtshof nunmehr von dem Erfordernisse der tatsächlichen physischen Auswanderung Abstand. „Es widerspricht den Denkgesetzen,“ — heisst es in der zitierten oberstgerichtlichen Entscheidung, Juristische Blätter 1911, Nr. 50, Seite 590, — „einen Menschen, der seinen Austritt aus dem Untertanenverhältnisse angezeigt und bescheinigt erhalten hat und dem von einem auswärtigen Staate die Staatsbürgerschaft verliehen wurde, trotzdem als österreichischen Staatsbürger behandeln zu wollen, weil er hier wohnt und nicht ins Ausland gezogen ist, obwohl der österreichische Staat gar keine Einwendung gegen die Ablegung der Eigenschaft als österreichischer Untertan hat und hatte und obwohl Tausende von nichtösterreichischen Staatsbürgern im Inlande leben“.

Der Oberste Gerichtshof behandelt somit die Rechts-, also in unserem Falle Ehefähigkeit der ungarischen Ehegatten im Einklange mit der allgemeinen Praxis nach dem Gesetze des Heimatlandes.

Die frühere Auffassung, dass ein *agere in fraudem legis* vorliege, ist aufgegeben. Der Grund, warum die Staatsbürgerschaft gewährt wurde, kann „ganz unberücksichtigt bleiben“. Ebenso fallen gelassen ist die frühere Begründung, dass solche ungarische Ehen einem inländischen absoluten Verbotsgesetze widerstreiten. Sie wird, wie es in der oberstgerichtlichen Entscheidung Glaser-Unger, Neue Folge 3811, heisst, „durch die in den Bestimmungen des § 115 a.b.G.B. gesetzlich anerkannte Zulässigkeit der Wiederverhehlichung getrennter nicht katholischer österreichischer Staatsbürger widerlegt“. Die neueste wiederholt zitierte oberstgerichtliche Entscheidung vom 17. Oktober 1911 sagt: „Sowohl die Bestimmung des § 64 als des § 111 a.b.G.B. hat religiöse Grundlage. Dass diese Bestimmungen die Anwendung fremden Rechtes ausschliessen würden, weil sie von elementarer Bedeutung seien, ist nicht richtig, denn es braucht nur auf § 136 a.b.G.B. hingewiesen zu werden.“

VII. Haager Konvention.

Die beiden Abkommen zur Regelung des Geltungsbereiches der Gesetze auf dem Gebiete der Eheschliessung sowie der

Gesetze und der Gerichtsbarkeit der Ehescheidung und der Trennung von Tisch und Bett vom 12. Juni 1902 (deutsches R.G.Bl. 1904, S. 221 und 231) wurden im Jahre 1906 dem ungarischen Abgeordnetenhaus vorgelegt. Abgeordnetenhaus und Magnatenhaus nahmen die Vorlage an. Die Sanktion erfolgte aber erst am 22. September 1911. Die Gesetze (Gesetzesartikel XXI und XXII vom Jahre 1911) traten 60 Tage später, d. i. am 22. November 1911, in Kraft. Im Verhältnisse zu den Vertragsstaaten, also zu Deutschland, Belgien, Frankreich, Luxemburg, Niederlande, Rumänien, Schweden, Italien und Schweiz gelten somit auch für Ungarn die Bestimmungen dieser Konvention, durch welche die für die gerichtliche Entscheidung jeweils massgebenden Landesgesetze festgestellt werden.

Oesterreich gehört nicht zu den Vertragsstaaten; an den dargestellten eherechtlichen Beziehungen und Bestimmungen hat also die Haager Konvention eine Aenderung nicht herbeigeführt.

VIII. Schlussfolgerung.

Die Folgerungen aus den geschilderten Verhältnissen ergeben sich wohl von selbst. Katholische österreichische Eheleute, denen Unabhängigkeit und Glücksgüter versagt sind, geniessen das *privilegium odiosum*, dass nur der Tod ihre unglückliche Ehe zu lösen vermag. Begüterte und durch kein Amt oder sonstiges Band an die österreichische Staatsbürgerschaft gekettete unglückliche katholische Eheleute können auf dem Wege über Ungarn, ohne dass sie sich von der Stelle rühren, ihre Ehe lösen und ihr Glück dann in einem neuen auch in Oesterreich als giltig anerkannten in Ungarn eingegangenen Ehebunde suchen. So besitzen wir ein zwiespältiges Ehelösungsrecht: eines für die Reichen, das andere für die in jedem Wortsinne Armen.

Die Vermögenslosen haben nur die Wahl zwischen Verzicht und Konkubinat. Oft bleibt ihnen, wenn ihre soziale oder Beamtenstellung das Zusammenleben hindert, überhaupt keine Wahl. Sie müssen resignieren.

Die Versuche, durch Austritt aus der katholischen Kirchengemeinschaft und durch Berufung auf Staatsgrundgesetz und interkonfessionelle Gesetze dem Ehehindernisse des Katholizismus zu entgehen, sind an der ständigen Judikatur des Obersten Gerichtshofes gescheitert. Den Jammer der

Unlösbarkeit katholischer Ehen kennt jeder praktische Anwalt, und es ist gewiss bezeichnend, dass ein Verein katholischer geschiedener Ehegatten entstehen konnte, der gesetzliche Abhilfe zu erzielen zum Vereinszwecke erhebt. Viel häufiger, als gewöhnlich angenommen wird, erfolgen Austritte von Brautleuten aus der katholischen Religion, damit die Unlösbarkeit der Ehe vermieden wird. Wie Verfasser, so kann gewiss mehr als ein Anwalt bekunden, dass protestantische und Zivilehen wiederholt eingegangen wurden, weil die österreichischen Brautleute bei allem gegenseitigen Vertrauen dennoch davor zurückschrecken, den Lebensbund unter allen Umständen zu einem inter vivos untrennbaren zu gestalten. Dass die Grundsätze, die das a.b.G.B. für das persönliche Eherecht aufgestellt, längst überholt sind und dass die Unterscheidung der Normen für Eheschliessung und Ehescheidung nach konfessionellen Gesichtspunkten auch in Oesterreich nicht länger haltbar ist, entspricht einer in weiteste Kreise gedungenen Ueberzeugung. Dennoch haben weder die Regierung noch das Herrenhaus bei der in Aussicht genommenen Novellierung des a.b.G.B. Reformen auf dem Gebiete des Eherechts in Aussicht genommen. Eine nahe Zukunft wird lehren, ob das Abgeordnetenhaus gleichfalls die gegenwärtigen Verhältnisse auf eherechtlichem Gebiete aufrechthalten oder auf Reform des Eherechts beharren wird. Die vorstehende streng objektive Darstellung zeigt wohl die Unabwendbarkeit der Gesetzesreform.

VI. Literatur.

a) Rezensionsabhandlungen.

Stamper Wertbewegungslehre*).

Stampe gilt Vielen als ein besonders radikaler Vertreter der Freirechtslehre. Besonders die Ausführungen seiner Broschüre „Die Freirechtsbewegung, Gründe und Grenzen ihrer Berechtigung“ (Berlin 1911) über die nach seiner Ansicht unter bestimmten Kautelen dem Richter zustehende Befugnis zur Aenderung des bestehenden Rechtes haben ihm und der Freirechtsbewegung eine lebhaft literarische Gegnerschaft erweckt. Sie werden als Beweis dafür angeführt, dass die sog. „contra-legem-Fabel“ (Kantorowicz) keineswegs eine leere Fabel ist, sondern dass das Postulat, den Richter über das Gesetz zu stellen, ein wesentliches Dogma der Freirechtslehre sei.

Betrachtet man freilich die Darlegungen Stampes näher und mit der nötigen Objektivität, so wird man finden, dass seine Lehre keineswegs so staatsgefährlich ist, als sie auf den ersten Blick erscheint, ja, dass es sich vielfach dabei nur um eine andere Formulierung von Auslegungsgrundsätzen handelt, die schon seit langem anerkannt sind und angewandt werden. Ueberhaupt wird sich nach meiner Ueberzeugung in dem sog. Methodenstreit schliesslich immer mehr die Erkenntnis durchringen, dass das, was die einander bekämpfenden Richtungen erstreben, vielfach das gleiche ist, dass man bei Beurteilung der gegnerischen Auffassung sich zu viel am Ausdruck, an der Formulierung stösst, dass man aneinander vorbeiredet, indem man einzelne extrem klingende Sätze herausgreift, und sie zum Gegenstand einseitiger Betrachtungsweise macht. Was Stampe als durch den Richterspruch bewirkte Gesetzesänderung charakterisiert, das rechtfertigt der andere als durchaus gesetzmässige Analogie und Anwendung altbewährter Interpretation. Wesentlich und gemeinsam ist aber fast bei allen Schriftstellern, die zu der Freirechtsbewegung (sei es für, sei es gegen sie) Stellung genommen haben, die stärkere Betonung der individuellen Beurteilung des Einzelfalles, die Berücksichtigung des praktischen Ergebnisses des Urteilspruchs, im Gegensatz zu der Ueberschätzung, die die vorausgegangene Periode der dogmatisch-theoretischen Richtigkeit der Sentenz beilegte.

*) Stampe, Dr. Ernst, Geh. Justizrat und Professor der Rechte in Greifswald, Grundriss der Wertbewegungslehre; zur Einleitung in ein freirechtliches System der Schuldverhältnisse (Tübingen, J. C. B. Mohr 1912).

In der eingangs erwähnten Schrift unternimmt Stampes den Versuch, die Privatrechtsordnung, speziell das Recht der Schuldverhältnisse unter dem Gesichtspunkt der Bewegung der sozialen Werte unter den Gemeinschaftsgliedern der menschlichen Gesellschaft darzustellen. Er will dadurch zu einem (neuen) System der Wertbewegungen gelangen, wie sie durch die privatrechtlichen Beziehungen geschaffen werden. Die vorliegende Schrift bietet die Einleitung hierzu. Gewiss eine bedeutsame Aufgabe, die für die Beurteilung der privatrechtlichen Erscheinungen neue Gesichtspunkte zu bieten verspricht, und wenn sie mit dem nötigen praktischen Verständnis vorgenommen wird, wertvolle Resultate bieten kann! Allerdings glaube ich, dass auch bei dieser Betrachtungsweise die Vielgestaltigkeit des Lebens jede lehrbuchmässige Schematisierung zu Schanden machen würde. Auch kann man darüber zweifeln, ob eine Systematisierung, die von der rechtshistorischen Entwicklung der Rechtsinstitute grundsätzlich absieht, und deshalb auch zu dem System unserer Gesetze selbst notwendig in einen gewissen Gegensatz tritt, vom rechtspädagogischen Standpunkt aus, also insbesondere für diejenigen, die unser Rechtssystem erst kennen lernen sollen, von besonderem Vorteil ist. Die Unterschätzung des historischen Momentes (des Entwicklungsgesetzes) ist die Schwäche, um nicht zu sagen der Fehler der Freirechtsbewegung. Vielfach geht mit dieser Richtung bei ihren Anhängern eine Ueberschätzung ihrer eigenen Persönlichkeit und Auffassung Hand in Hand, die sie zu unschönen und ungerechten Urteilen über die Vertreter des Historismus verleitet. Man wird die Extreme der einen wie der anderen Richtung ablehnen müssen. Vieles in unserem Rechtsleben lässt sich nur aus seiner historischen Entwicklung verstehen, wie ja auch de lege ferenda die Erfahrungen vergangener Perioden für die Gegenwart verwertet werden müssen.

Die Schrift Stampes enthält sich jeder Polemik oder Auseinandersetzung mit gegnerischen Auffassungen. Die oben hervorgehobene Grundidee der Aufgabe ist von dem einmal eingenommenen Standpunkt aus konsequent durchgeführt. Charakteristisch ist hierbei der Gegensatz, in den der Verfasser zu der herrschenden Lehre von der causa der Rechtsgeschäfte tritt, sowie die mit Recht betonte Unterscheidung zwischen causa und Parteizweck. Die Gedankengänge Stampes bieten reiche Anregung und vielseitiges Interesse. Sie werden für eine mehr rechtsphilosophische Betrachtungsweise höher einzuschätzen sein, als in ihrer unmittelbaren Verwertbarkeit für die juristische Praxis.

Leipzig.

Dr. Düringer, Reichsgerichtsrat.

Zur Notwendigkeit eines Reichseinigungsamtes.

Eine Würdigung des Buches :

Brauchen wir ein Reichseinigungsamt?

Erörterung einer Reform unseres gewerblichen Einigungswesens
von

Magistratsrat **Paul Wölbling.**

(Berlin, bei Vahlen, 1911).

Es macht sich neuerdings auch in sozialgesinnten Kreisen eine Strömung gegen Sozialpolitik bemerkbar, die in ihrer Wirkung nicht unterschätzt werden darf, denn sie stärkt den Widerstand derer, die ein Interesse an einer Hemmung der Sozialpolitik haben. Tatsächlich kann von einer Erfüllung der unserer Zeit gestellten sozialpolitischen Aufgabe nicht gesprochen werden. Man braucht nur an die Fragen der Wohnungsreform, der Arbeitslosenversicherung, an das Tarifvertragswesen und nicht zuletzt an die sozialpolitische Behandlung der Arbeitskämpfe zu denken, um einzusehen, dass das Bedürfnis nach sozialpolitischer Arbeit noch lange nicht befriedigt ist. Was daher jenem geistigen Widerstande gegen Sozialpolitik als sachlich berechtigt zu Grunde liegen kann, ist nicht der Widerspruch gegen die Idee der Sozialpolitik, sondern der Gedanke, dass die sozialpolitische Aufgabe in ein neues Entwicklungsstadium getreten ist. Der Gedanke des Staatssozialismus kann nicht mehr als der allein berechnete angesprochen werden. Im Gegenteil macht sich durch die Entwicklung des Tarifvertragswesens ein Zug zu „autonomer Sozialpolitik“ geltend, der dem Gedanken der Sozialpolitik eine neue Entwicklung verheißt. Und dann ist das sozialpolitische Denken überhaupt in ein neues Stadium getreten. Es kommt nicht mehr so sehr auf den Kampf um das Prinzip und die Idee an, als darauf, die Form für das sozialpolitische Bedürfnis zu finden. Mit andern Worten: Die Sozialpolitik als Lehre ist in ihr rechtswissenschaftliches Stadium getreten. In diesem Stadium treffen wir heute die Erörterungen an, die sich um die Frage drehen, wie den Arbeitskämpfen unserer Zeit Einhalt geboten werden kann, ohne die Kräfte zu lähmen oder gar auszuschalten, auf denen der soziale Fortschritt beruht. Im Mittelpunkt dieser Erörterungen steht heute die Frage, die der Titel des Buches von Wölbling anzeigt.

Die Frage ist aktuell geworden seit dem letzten grossen Bauarbeiterstreik und der durch ihn hervorgerufenen Intervention des Reichsamts des Innern. Die Geschichte dieser Entwicklung hat bald die Frage nahe gelegt, ob das, was bei diesem Streik ausgezeichneten Vermittlern gelungen war, nicht für alle Gewerbe verallgemeinert und als dauernde Institution der Reichsverwaltung aufgebaut werden könne. Insbesondere Freiherr von Berlepsch ist dem Gedanken in mehreren Aufsätzen der „Sozialen Praxis“ nachgegangen und hat Vorschläge zu seiner Verwirklichung gemacht. Wölbling, der bereits früher, wie Professor Franke, Anregungen in derselben Richtung gegeben hatte, untersucht nunmehr im Einzelnen in seiner Schrift die Frage. Auf breitester

Grundlage entwickelt er als Sachverständiger auf diesem Gebiet, der in glücklicher Weise theoretische Einsicht mit praktischer Erfahrung verbindet, das Bedürfnis nach Schaffung eines solchen Amtes. Es gibt keine Möglichkeit, die aus der Wirtschaftsentwicklung selbst entspringenden Arbeitskämpfe zu unterdrücken. Denn sie sind ihre soziale Seite. Aber der Staat kann Vorsorge treffen, dass alles versucht wird, um einen Streik überflüssig zu machen, indem er mit seiner ganzen Autorität eine Vermittelung auf paritätischer Grundlage anstrebt. Die bisherigen gewerblichen Friedensaktionen genügen nicht. Was die Tarifverträge selbst an privatem Einigungswesen hervorbringen, ist auf diejenigen Gewerbe beschränkt, in die der Gedanke des Tarifvertrages bereits eingedrungen ist. Dazu gehören gerade diejenigen Gewerbe nicht, in denen, wie z. B. in der Montan-Industrie, die heftigsten Arbeitskämpfe stattgefunden haben oder bevorstehen. Das gesetzlich geregelte Einigungswesen des Gewerbegerichtsgesetzes ist unzureichend, denn es enthält die formale Schwierigkeit, in Gewerbestreitigkeiten, die über den Bezirk eines Gewerbegerichts hinausreichen, wenigstens von amtswegen einzugreifen, gibt auch dem von amtswegen stattfindenden Einigungsversuch kein Zwangsrecht zur Verhandlung. Zu allem fehlt ihm auch die Autorität den grossen „sozialen Staaten“ gegenüber, in denen heute vornehmlich die wichtigsten Arbeitskämpfe sich abspielen.

Von diesem Bedürfnis und diesen Mängeln aus entwickelt Wölbling die Aufgabe eines Reichseinigungsamtes, seine Organisation und das Verfahren.

Was zunächst die Aufgabe anlangt, die Wölbling dem Reichseinigungsamt stellt, so leidet m. E. die Erörterung des Verfassers an dem Mangel einer klaren Herausarbeitung des nächsten Ziels. Es kommt heute nicht darauf an, zu erörtern, welche Aufgaben möglicherweise dem Reichseinigungsamt zugewiesen werden könnten; es kommt darauf an, zu sagen, welche Aufgabe heute einem Reichseinigungsamt in erster Linie unbedingt zu stellen ist. Diese Aufgabe ist, wie z. B. Freiherr von Berlepsch richtig erkannt hat, zunächst ausschliesslich die Aufgabe der Vermittlung bei grossen, ein ganzes Gewerbe ergreifenden oder über mehrere Gewerbegerichtsbezirke sich hinziehenden Arbeitskämpfen. Selbstverständlich sieht auch Wölbling in dieser Funktion eine wesentliche Aufgabe, aber er vermengt diese Aufgabe zu sehr mit anderen Funktionen, die er dem Reichseinigungsamt zuweisen will, z. B. der der Rechtsprechung in Tarifrechtsfragen. Der legislatorische Zugriff wird durch solche Vermengung erschwert und gehemmt. Je einfacher der legislatorische Gedanke erscheint, desto mehr Schlagkraft hat er, desto mehr Aussicht auf Verwirklichung. Es ist eine Folge dieses zu weit gehenden Reformeifers, dass die wesentlichste Notwendigkeit in der gesetzgeberischen Ausstattung eines Reichseinigungsamtes nicht klar genug herausgearbeitet ist, nämlich die Verpflichtung zur Vermittelung des Amtes, ohne Rücksicht darauf, ob eine Anrufung des Amtes seitens der Beteiligten erfolgt oder nicht. Diese Verpflichtung zur Vermittlung ist ein entscheidender Punkt in dem Problem eines Reichseinigungsamtes. Er müsste der leitende Grundgedanke bei aller Erörterung über die Schaffung eines Reichseinigungsamtes sein. In der Ueberlastung des Stoffes versinkt dieser Grundgedanke leider bei Wölbling. Der gerügte Mangel wirkt naturgemäss in den Erörterungen über die Organisation des Reichseinigungsamtes und das Verfahren nach. Hätte Wölbling den Vermittlungs-

gedanken als den Leitgedanken herausgestellt, so hätte er nicht als in erster Linie wünschenswert die Angliederung eines Reichseinigungsamts an das Reichsgericht bezeichnen können. Dort gehört das Reichseinigungsamt am wenigsten hin; denn das Reichsgericht ist oberste Rechtsprechungsbehörde. Das Reichseinigungsamt sollte aber ein Stück neuer freiwilliger sozialer Gerichtsbarkeit sein. Der Vorschlag von Berlepsch's, das Reichseinigungsamt dem Reichsamt des Innern anzugliedern, dem übrigens auch Wölbling nicht feindlich gegenüber steht, den er im Gegenteil als Eventualvorschlag auch empfiehlt, erscheint demgegenüber als der richtige Weg. Im Reichsamt des Innern kreuzen sich heute alle staatlichen Verwaltungsaufgaben der Sozialpolitik. Es bietet die Autorität, die ein Reichseinigungsamt braucht, um den Beteiligten als höchste Einigungsstelle zu imponieren. In einer solchen Angliederung käme zum Ausdruck, dass es tatsächlich Aufgabe einer höchsten Stelle der inneren Reichsverwaltung ist, den Arbeitskämpfen unserer Zeit positiv gegenüber zu stehen. Neben der Pflicht zur Vermittlung, neben der Angliederung des Reichseinigungsamtes an das Reichsamt des Innern, steht als dritte Grundforderung, dass gerade ein Reichseinigungsamt bewirkt, was heute vielen Einigungsaktionen noch fehlt, nämlich den Zwang zur Verhandlung mit den berufenen Vertretungen der Arbeiterschaft, ihren Organisationen. Ganz klar muss die Erörterung über die Schaffung eines Reichseinigungsamts dieser Hauptfrage gegenüber stehen. Ein reichsamtlisches Einigungswesen hat nur dann richtige Bedeutung, wenn es das gesellschaftsgefährliche Verhalten des sozialen Herrentums, welches die Anerkennung der gewerkschaftlichen Organisation ablehnt, zu beseitigen weiss. Darum hat wohl v. Berlepsch auch hierin das richtige getroffen, wenn er für das Verfahren den Verhandlungszwang aufstellt, wenn er als Grundsatz ausspricht, dass ein solches Reichseinigungsamt mit dem Rechte versehen sein muss, durch Strafe das Verhandeln der Arbeitgeber mit den Arbeiterorganisationen zu erzwingen. Wölbling hat sich leider über diese Grundfrage nicht ausgesprochen, und doch wäre es gerade die Aufgabe gewesen, einen solchen Verhandlungszwang in seiner praktischen Durchführbarkeit zu prüfen und zu zeigen. Denn wir zweifeln nicht daran, dass es praktisch durchführbar ist, ein Verhandeln zu erzwingen, wie es möglich ist, eine Zeugenaussage zu erzwingen. Gelänge es einem Reichseinigungsamt, in dieser Weise die „Herrenmoral“ zu brechen, so wäre eine neue geschichtliche Aufgabe staatlicher Sozialpolitik mit derselben Wucht und Bedeutung gelöst, wie es frühere Staatswesen vermochten, durch Zwang zur Verhandlung das Fehdewesen einzuschränken und schliesslich zu beseitigen.

Die Frage des Reichseinigungsamts ist eine der aktuellsten Fragen staatlicher Sozialpolitik. Alle sozialpolitischen Kräfte sollten sich auf die Forderung seiner Schaffung konzentrieren. Je einfacher und klarer die Grundgedanken eines solchen Amtes hervortreten, desto einfacher wird der Kampf um seine Errichtung sein. Die Schrift Wölblings bietet eine Informationsquelle für alle, die sich um den Gedanken und die Errichtung eines Reichseinigungsamtes bemühen. Doch betonen wir, dass ein Reichseinigungsamt nur Wert hat, wenn es auf den drei Grundpfeilern beruht, die wir oben besprachen: der Pflicht zur Vermittlung, der Angliederung an das Reichsamt des Innern und dem Verhandlungszwang.

Frankfurt a. M.

Rechtsanwalt Dr. Hugo Sinzheimer.

b) Besprechungen.

Paul Bernays. Das Moralprinzip bei Sidgwick und Kant. Göttingen 1910. Preis 2,50 Mark.

Sidgwick hat sich in seinen „Methoden der Ethik“ um den Nachweis bemüht, dass einem Utilitarismus, der universell das höchste Wohl aller anstrebt, recht wohl eine „intuitionistische Basis“ verliehen werden kann, womit er nichts anderes sagen wollte, als dass ein solcher Utilitarismus verträglich sei mit der Lehre, dass es unmittelbare Erkenntnisse objektiver Werte oder Güter geben müsse. Nachdem auch der Wahrheitskern des „Kantschen kategorischen Imperativs“ in der Ueberzeugung besteht, dass allgemein gültige, absolute Werte das Fundament jeder Ethik bilden müssen, so hat Sidgwick durch entsprechende Modifikationen Kant und Bentham zu versöhnen versucht.

Der Autor der vorliegenden Schrift hält jedoch — hauptsächlich auf Grund einer leicht zu beseitigenden Aporie Simmels — das utilitarische Prinzip, auch wenn es die bloss hedonistische und falsche subjektivistische Basis verlässt, für unvereinbar mit den Aussagen unseres sittlichen Bewusstseins. Er sucht daher wieder eine Ausdeutung des „kategorischen Imperativs“ zur Grundlage der Ethik zu machen.

Dass der „kategorische Imperativ“ evident sei, erklärt er selbst für eine ganz verkehrte Behauptung. Man könne jedoch „mit grosser Wahrscheinlichkeit“ auf seine Giltigkeit schliessen.

Man könne nämlich „auch ein Moralprinzip als Ganzes unserem sittlichen Bewusstsein gewissermassen zur Beurteilung vorlegen und uns fragen, ob es den Gedanken zum Ausdruck bringt, den wir bei allen unseren ethischen Ueberlegungen zu Grunde legen.“

Nun heisst aber doch „Moralprinzip“ nichts anderes als unmittelbar sicherer Grundsatz der Moral, richtige und als richtig erkennbare Grundlage unseres sittlichen Bewusstseins. Ein Moralprinzip, das selbst erst dem sittlichen Bewusstsein zur **Beurteilung** vorgelegt werden muss, hat eben damit seine Unfähigkeit, Moralprinzip zu sein, dokumentiert.

Das wahre Prinzip, oder die wahren Prinzipien der Moral werden vielmehr eben durch Analyse jenes sittlichen Bewusstseins geliefert, dem das Kant'sche oder Bentham'sche Prinzip zur Beurteilung „vorgelegt“ werden soll. Die Aufgabe beginnt also gerade dort, wo der Autor seine interessante Untersuchung abbricht: Welches sind die Elemente unseres sittlichen Bewusstseins? Welche unmittelbaren, evidenten Erkenntnisse von Wert und Unwert (Gütern und Uebeln) gibt es etwa?

Es müssen die unmittelbar als richtig (recht) erkennbaren Wertungen aufgewiesen werden, die uns das Gewertete als mit Recht gewertet offenbaren, und erst dann wird es möglich sein, zu einem obersten praktischen Prinzip aufzusteigen.

Der Verfasser spricht von „Werterkenntnis“ und von „Minderwertigkeit“, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich über diese Begriffe Rechenschaft zu geben. Für die Grundlegung der Ethik ist aber eben dies die erste Pflicht.

Geschieht dies aber, so zeigt sich, dass Sidgwick auf dem rechten Wege war, und dass der Fortschritt nicht durch einen Rückschritt zu Kant sondern durch ein Weitergehen auf jenen Pfaden erzielt werden kann, die neben Sidgwick insbesondere Franz Brentano, dessen Ursprung sittlicher Erkenntnis dem jugendlichen Autor unbekannt geblieben zu sein scheint, betreten haben.

Prag.

Professor Dr. Oskar Kraus.

Jahrbuch für den Internationalen Rechtsverkehr 1912/1913 unter Mitwirkung von Düringer, König, Kloeppel, Neubecker, Rothschild, Stier-Somlo und Zorn von Dr. Ludwig Wertheimer. Verlag von Eugen Rentsch G. m. b. H., München 1912, 965 Seiten.

Dieses soeben erschienene Werk enthält eine Reihe interessanter Abhandlungen aus den verschiedensten Rechtsgebieten. Da es sich selbst als Jahrbuch 1912/13 bezeichnet, darf man erwarten, dass es den ersten Band einer periodisch wiederkehrenden Veröffentlichung bildet, die dazu dienen soll, die Leser über die wichtigsten Einrichtungen des internationalen Rechtsverkehrs zu unterrichten. Sein Inhalt zerfällt in: A) Zivilrecht, B) Strafrecht, C) Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht, D) Rechtsprechung, Gesetzgebung und Literatur. Jeder dieser Hauptabschnitte ist in Unterabteilungen gegliedert, die aus einer Anzahl von einander unabhängiger Essays aus der Feder verschiedener Autoren bestehen.

Es versteht sich von selbst, dass ein einzelner Band von noch nicht tausend Seiten nur einen verschwindend kleinen Bruchteil des unerschöpflichen Stoffes enthalten kann, und dass sich die Herausgeber daher in dieser ersten Lieferung auf wenige Proben beschränken mussten. Nach welchen Grundsätzen diese ausgewählt sind, lässt sich nicht erkennen, da ein hierüber aufklärendes, das Programm entwickelndes Vorwort fehlt.

Aus dem Gebiete des materiellen bürgerlichen Rechts ist u. a. die Vormundschaft über Minderjährige (Dr. Korn, Paris) und die Verfolgung der Ansprüche des unehelichen Kindes (Dr. R. Wassermann, München) eingehend behandelt. Von handelsrechtlichen Themen seien folgende erwähnt: Behandlung ausländischer Handelsgesellschaften nach deutschem Recht (Dr. Nelte, Köln); Rechtsstellung ausländischer Gesellschaften in Frankreich (Dr. Schauer, Paris); Ausländisches Auskunftswesen (Dr. Schimmelpfeng, Berlin); Internationales Börsen- und Bankrecht (Dr. Nussbaum, Berlin); Rechtsstellung der Agenten (Dr. Albrecht, Hamburg); Post und Telegraphie (Dr. König, Berlin); Eisenbahnfrachtrecht (Dr. Blume, Ostrowo); Speditionsrecht (Brühl, Frankfurt); Recht des Automobilverkehrs (Dr. Neukirch, Frankfurt); Luftrecht (Dr. Strupp, Frankfurt); Seerecht (Dr. Leo, Hamburg). Vier Aufsätze sind dem gewerblichen und geistigen Urheberrecht gewidmet (Osterrieth, Wertheimer, Kloeppel, Heimann).

Es folgen mehrere Abhandlungen prozessrechtlichen Inhalts, von denen die 50 Seiten füllende Arbeit des Landgerichtssekretärs Peil, Frankfurt, über Rechtshilfe sogar Formulare für den Verkehr zwischen einem preussischen Amtsgericht und einem K. K. Kreisgericht in Oesterreich zwecks Vollstreckung eines Kostenfestsetzungsbeschlusses, sowie für andere Rechtshilfeersuchen enthält.

Weniger umfangreich sind die strafrechtlichen Essays, die insgesamt nur 65 Seiten umfassen. Durch Kürze und Klarheit zeichnet sich hier die Abhandlung des Kammergerichtsrats Dr. Delius über Auslieferungsrecht aus.

Von den öffentlichrechtlichen Aufsätzen verdienen diejenigen von Zorn über das deutsche Konsularwesen, von Stier-Somlo über internationales

Arbeiter-Versicherungsrecht und von Perels über Seekriegsrecht und neutralen Handel besonders hervorgehoben zu werden.

Die nächste Rubrik: „Rechtsprechung, Gesetzgebung und Literatur“ wird eingeleitet durch ein höchst lehrreiches Resumé über die neuere Judikatur des Reichsgerichts auf dem Gebiete des internationalen Privatrechts von Reichsgerichtsrat Dr. Düringer; ihr schliesst sich eine Zusammenstellung der deutschen Gesetze und literarischen Erscheinungen aus den Jahren 1910/11 an.

Es folgt das Ausland in alphabetischer Reihenfolge von Aegypten bis zu den Vereinigten Staaten von Amerika, jedes Land mit einer grösseren oder kleineren Gabe; viele stammen aus der Feder eines einheimischen Juristen; bei anderen ist der Verfasser nicht genannt. Vielseitig und lehrreich ist der österreich-ungarische Bericht von Dr. Rosenberg, Wien, Dr. Abel, Wien und Dr. Baumgarten, Budapest.

Den Schluss des Werkes bildet ein „Wörterbuch für den internationalen privatrechtlichen Verkehr in vier Sprachen (deutsch, englisch, französisch, italienisch)“. Nach dem Vorwort handelt es sich hierbei um einen Versuch, der als solcher zu begrüssen ist. Wenn, wie erwartet werden darf, in künftigen Jahrgängen dieser Teil des Buches wesentlich ergänzt und erweitert wird, so kann er der Praxis wichtige Dienste leisten. Das Gleiche gilt von dem juristischen Telegraphen-Code, falls dieser sich mit der Zeit in Anwaltskreisen, für die er in erster Linie bestimmt ist, genügend einbürgern sollte.

Hamburg.

Dr. Martin Wassermann.

Kornfeld, Dr. Ignatz, Soziale Machtverhältnisse. Grundzüge einer allgemeinen Lehre vom positiven Rechte auf soziologischer Grundlage. VIII und 350 SS. Wien 1911 Manz.

Das vorliegende Werk beabsichtigt die Rechtswissenschaft auf neue Grundlagen zu stellen. Die bisherige Doktrin erforscht den „wahren Willen des Gesetzgebers“, ein „Sein-sollendes“ im Gegensatz zum Seienden (19). Dagegen will K. das positive Recht als ein System tatsächlich geltender Regeln des gesellschaftlichen Lebens, also soziologisch (3), als Regeln eines Geschehens, nicht eines Geschehen-sollenden erklären (9). Nach Ausschluss der persönlichen Autorität eines Rechtsschöpfers erübrigt nur die sachliche Autorität tatsächlich geltender Regeln (15). Diese Auffassung ermöglicht die Einreihung der Rechtslehre in das System der menschlichen Erfahrungswissenschaft (15); der heutigen Rechtswissenschaft spricht er den Charakter einer Wissenschaft eigentlich ab (2). Jene Gesellschaft, deren Zweck die Selbstbehauptung des sozialen Zusammenlebens ist, ist die Rechtsgesellschaft (21). Die Rechtsregeln sind Voraussagen des Inhalts, dass die Rechtsgenossen unter bestimmten Voraussetzungen bestimmte Verhaltensweisen beobachten werden (32). Die Selbstbehauptung des gesellschaftlichen Zusammenlebens besteht in der Ausgleichung der natürlichen Machtverhältnisse der Gesellschaftsmitglieder durch soziale Machtverhältnisse (32)*. Rechtsverhältnisse sind soziale, die Realisierung von Wohlfahrtsinteressen bezweckende Machtverhältnisse, rechtliche Mächten und rechtliche Machtbeschränktheiten (38). Die Rechtsregeln haben neben der tatsächlichen eine normative oder ethische Geltung, welche die an jeden einzelnen ergehende

*) Dieser und der unmittelbar vorangehende Satz gehören zwar zwei verschiedenen Paragraphen an, schliessen jedoch bei K., von der Paragraphenüberschrift abgesehen, unmittelbar aneinander an.

Aufforderung enthält, sich selbst zu einem rechtmässigen Verhalten zu bestimmen (59). Die normative Funktion der Rechtsregeln setzt deren tatsächliche Geltung voraus (57). Diese ethischen Bindungen der Willkür sind die Rechtspflichten (60).

Der Grundirrtum K.s liegt darin, dass er vermeint, die Rechtswissenschaft habe den Rechtsstoff bisher bloss unter dem Gesichtspunkt des Sollens und nicht unter dem des Seins behandelt. Jedes Werk, das Fragen der allgemeinen Rechtslehre behandelt, beweist das Gegenteil. Die Rechtswissenschaft hat mit Normen zu tun, mit einem Sollen; sie kann sich nun entweder darauf beschränken, den Inhalt dieser Normen klarzulegen (systematische oder kommentatorische Behandlung) und ist dann lediglich eine Lehre vom Sollen; oder sie kann die Normen unter dem Gesichtswinkel des Seins behandeln (Entstehung, Geltung, Aufhebung usw.). Nie kann aber eine Rechtsbetrachtung davon absehen, dass wir es mit Normen zu tun haben. K. will sie durch Regeln eines tatsächlichen Verhaltens der Gesellschaftsmitglieder ersetzen (8). Dass es solche Regeln im Sinne von Voraussagen über das Verhalten der Rechtsgenossen gibt, hat wohl niemand bezweifelt; ihr Dasein hätte aber recht wenig Bedeutung, wenn wir nichts über ihren Grund wüssten; wir hätten dann recht schwache Anhaltspunkte für ihre Geltung in der Zukunft. Mit der Konstatierung dieser Regeln wäre die ganze Frage erledigt. Will man über diese unfruchtbare Lehre hinauskommen, muss man sich fragen, warum solche Regeln bestehen. Weil sie der Inhalt dessen sind, was der herrschenden Interessengruppe von Vorteil ist, und weil hinter diesen Regeln der Wille und die Macht der Gruppe stecken, sie gegebenenfalls auch gegen den Willen der gegenüberstehenden Gruppe durchzusetzen. Natürlich entgeht auch K. seinem Schicksal nicht, dass er unwillkürlich die Regel als Norm auffasst. Nichts anderes ist ja die Zurückführung dieser Regeln und der Rechtsverhältnisse auf soziale Machtverhältnisse (s. o.); 46: „Das Wesen der konkreten Rechtsverhältnisse . . . liegt darin, dass nach Rechtsregeln vorausgesagt werden kann, dass ein etwaiges, auf den wirklichen Genuss des Wohlfahrtszweckes gerichtetes Wollen des Berechtigten der sozialen Unterstützung . . . teilhaftig sein wird.“ 314: Rechtsregeln und auf Grund der Rechtsregeln rechtliche Machten. Vgl. auch 18, 20, 109.

So wäre K. bei dem richtigen Satze angelangt, dass das Recht die Interessen der herrschenden Gruppe zu wahren bestimmt ist (mit unzähligen Einschränkungen) — wenn er das Vorhandensein von gegenüberstehenden Interessengruppen und ihren Kämpfen richtig zu würdigen vermöchte. So kennt er aber bloss einen Gesamtwillen (25 und passim) und eine einheitliche Rechtsgesellschaft (21), welcher die einzelnen Individuen isoliert mit isolierten Interessen gegenüberstehen. Vgl. 104: „Rechtsgefühl als Quelle positiven Rechts kann nur ein Gefühl sein, das der Regel nach allen Mitgliedern einer Rechtsgesellschaft . . . zukommt . . .“ Auch die Interessen grösserer Gesellschaftskreise, Stände, Parteien, Klassen sieht er bloss als isolierte Interessen an (129). Vgl. 48, 112, 118. So vernichtet K. nicht, wie er vermeint, die Imperativentheorie, sondern bringt sie, ohne es zu wollen, ein Stück weiter; er zeigt, dass hinter den Normen reale Interessen und Machten stecken. Er dringt jedoch nicht zur entscheidenden Erkenntnis durch, dass es sich meist

um gegenüberstehende Interessengruppen handelt. Mag auch K.s Erkenntnis nicht gerade neu sein, so ist doch ohne weiteres zuzugeben, dass sie noch kaum Einzeluntersuchungen, geschweige denn Gesamtdarstellungen zugrunde gelegt wird und K.s Untersuchungen in dieser Richtung ganz ohne Rücksicht auf die Haltbarkeit ihrer Ergebnisse sehr verdienstlich sind.

Im einzelnen finden sich viele anregende, allerdings meist zugleich anfechtbare Behauptungen. Zu billigen ist die Unterscheidung zwischen Rechtsverbindlichkeit und Rechtspflicht (42 f., 65 ff.). Jene ist die Beschränkung der natürlichen Mächten, die auch gegenüber Unzurechnungsfähigen platzgreift, Rechtspflicht dagegen ist die ethische Abhängigkeit eines Willenssubjektes von den Rechtsregeln und Rechtszwecken. Damit ist wohl zu einer unerquicklichen Streitfrage in glücklicher Weise Stellung genommen.

K. kennt als Rechtsquellen Rechtsgesetze (Staatsgesetze und rezipierte Gesetze), Rechtsgewohnheit und Rechtsgefühl (104), das aber der Regel nach allen Mitgliedern einer Rechtsgesellschaft zukommen muss (s. o.). Fehlen Anhaltspunkte dafür, wie sich die Rechtsgenossen in einem bestimmten Fall verhalten würden, besteht eine wahre Lücke des positiven Rechts, die der Richter nicht ausfüllen kann, weil positives Recht seinem Wesen nach eine Regel des sozialen Lebens ist, die nur die Gesamtheit der Rechtsgenossen, nicht aber ein einzelner Richter zuwege bringt (124 f.). Nun sind aber solche Fälle in der Praxis bekanntlich sehr häufig. Das praktische Bedürfnis und die Rechtsüberzeugung erheischen gebieterisch die Entscheidung auch solcher Fälle nach Rechtsgrundsätzen, nicht nach Willkür, und es ist eine der wichtigsten Aufgaben der Rechtswissenschaft, hiefür eine Richtschnur zu finden; keinesfalls darf sie sich damit begnügen zu sagen, dass sie in den konstruierten Rechtsbegriff nicht hineinpassen. Wie will man sich sonst mit der Weisung des OestBGB. § 7 2. Satz abfinden: „Bleibt der Rechtsfall noch zweifelhaft (d. h. versagt auch die analoge Rechtsanwendung), so muss solcher mit Hinsicht auf die sorgfältig gesammelten und reiflich erwogenen Umstände nach den natürlichen Rechtsgrundsätzen entschieden werden.“ Bekanntlich liegt in dieser Bestimmung die Anerkennung der freien Rechtsfindung im österreichischen Privatrecht. K.s Auffassung hängt auch damit zusammen, dass er eine wertende Tätigkeit des Richters nicht zulassen will (124) und den Richterspruch als einen (reinen) Denkprozess hinstellt (109, dazu 127).

K. (147 ff.) unterscheidet bei der Rechtssubjektivität Machtsubjektivität (konkrete Willensfähigkeit) und Interessensubjektivität (Interessenschutz). Bei Willensunfähigen fallen diese beiden Seiten der Rechtssubjektivität auseinander; Machtsubjekt ist der gesetzliche Vertreter, Interessensubjekt der Pflegebefohlene, „In Wahrheit bilden Mündel und Vormund gemeinschaftlich, einander ergänzend, das ganze Subjekt des Eigentumsrechtes . . .“ (152). Ein Pflegebefohlener, der gerade keinen gesetzlichen Vertreter besitzt, wäre darnach vogelfrei, denn er ist für sich allein kein volles Rechtssubjekt; Eigentumsverletzungen während dieser Zeit könnte der später bestellte gesetzliche Vertreter nicht verfolgen. In Wirklichkeit ist der Pflegebefohlene volles Rechtssubjekt, es fehlt ihm jedoch die Möglichkeit, seine Rechte zu verfolgen.

Bei der Konstruktion der juristischen Person geht K. von der unbestreitbaren Tatsache aus, dass es sich dabei um die Wahrung gemeinschaftlicher

Interessen unbestimmter Personen handelt (163f.). Mit der Feststellung, dass diese über die Einzelpersönlichkeit hinausragenden Interessen durch eine Organisation ihren Schutz finden, wäre das ganze Problem der juristischen Person gelöst. K. verdunkelt diese einfache Auffassung durch die Hineintragung der Begriffe der Rechtssubjektivität und Interessenssubjektivität, die auch hier nicht glücklich sind. Immerhin bedeuten seine Ausführungen einen Schritt weiter zum Ziele.

Des weiteren untersucht K. den Begriff des subjektiven Rechts, der Befugnis und des Anspruchs, der öffentlichen und privaten Rechte, der Herrschafts- und Vermögensrechte, der Elastizität der subjektiven Rechte (unter dem Gesichtspunkt der Relativität längst anerkannt), der Befugnisse des Geniessens und Nehmens, des Besitzes, des materiellen Klage- und Exekutionsrechts; endlich wird das Strafunrecht und Zivilunrecht und Verschulden untersucht. Alle genannten Begriffe sucht er in Einklang mit seiner Grundauffassung zu bringen; so anerkennenswert auch die grosse darauf verwendete Mühe ist, so kann man sich doch nicht verhehlen, dass das Ergebnis kaum in Betracht kommt; es läuft im grossen und ganzen darauf hinaus, dass die genannten Begriffe auch in seinem Rechtssystem Platz finden. Höchstens die Begriffe des Geniessens und Nehmens könnten, eingehender behandelt, noch fruchtbar gemacht werden.

Alles in allem haben wir das Produkt intensiver und sehr selbständiger Denkarbeit vor uns; eine Beleuchtung des ganzen Rechtssystems von einem neuen Gesichtspunkte aus ist unter allen Umständen eine grosse Leistung. Besonders anerkennenswert ist der gesunde Evolutionismus, der das ganze Werk durchzieht und die sofortige Anpassung des Rechts an geänderte Verhältnisse gestattet. Um so beklagenswerter ist es, dass die gesicherten Ergebnisse so karg sind. Man darf eben an Arbeiten der allgemeinen Rechtslehre nicht denselben Masstab anlegen wie an Arbeiten dogmatischer Richtung. Bei diesen ist der gesunde Rechtsinstinkt ein sicherer Führer durch das Kontroversengestrüpp; über verfehlte Auffassungen kann man leicht den Stab brechen. Anders auf unserem Gebiet. Hier gibt es keinen anderen Führer als scharfes Denken, und da sind auch die Grössten gegen Irrtum nicht gefeit.

Czernowitz.

Prof. Dr. J. Mauczka.

Strupp, Dr. Karl, Urkunden zur Geschichte des Völkerrechts.

I. Ergänzungsheft. A. Politische Dokumente zur Marokko-, Tripolis- und persischen Frage. B. Urkunden nichtpolitischen Inhalts; Schiedsgerichtsverträge. VIII+VIII+106 S. Gotha 1912. Friedrich Andreas Perthes A.-G. 3,60 Mark.

Das Ergänzungsheft bietet neben seinen anderen Vorzügen den Reiz der Aktualität. Die grossen Fragen der internationalen Politik, die die jüngste Vergangenheit in Spannung hielten und zum Teil in der Gegenwart noch wirksam sind, finden hier ihre völkerrechtlichen Grundlagen: Der französisch-englische Geheimvertrag vom 8. 4. 1904, der französisch-spanische Geheimvertrag vom 3. 10. 1904, der spanisch-marokkanische Vertrag vom 16. 11. 1910 und das Berliner Abkommen vom 4. November 1911 samt Ergänzungen werden dargestellt und kurz erläutert.

Zur persischen Frage bringt Strupp das Petersburger Abkommen vom 19. August 1911; zum italienisch-türkischen Krieg die geschichtlichen Grundlagen, beginnend mit dem tripolitanisch-genuesischen Handelsvertrag vom 10. Juni 1356 bis zu den italienischen Annexionserklärungen vom 5. November 1911 und dem türkischen Protest vom 8. gleichen Monats.

Angeschlossen sind die Schiedsgerichtsverträge der Vereinigten Staaten mit Frankreich sowie Grossbritannien und der französisch-dänische Schiedsvertrag.

Den Schluss bildet ein chronologisches Register zu den Urkunden in Bd. I und II.

Die Vorzüge des Hauptwerks kehren in dem Ergänzungsheft wieder: Sorgsame Materialsichtung und -erläuterung, die das Heft wertvoll für den Politiker, wie auch für den Forscher machen.

Berlin.

Dr. iur. Fritz Berolzheimer.

Wilhelm Windelband, Präludien. Aufsätze und Reden zur Einführung in die Philosophie. Vierte, vermehrte Auflage in zwei Bänden. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1911.

Windelband, der als Historiker der Philosophie und Schüler Kuno Fischers eine auch ausserhalb des Kreises der Fachphilosophen wohl bekannte Persönlichkeit ist, entwickelt in den Präludien die Grundgedanken seines eigenen philosophischen Systems. Es finden sich unter den hier zusammengefassten Abhandlungen freilich auch einige historischen Inhalts wie die Vorträge „Ueber Sokrates“, „Zum Gedächtnis Spinozas“, „Immanuel Kant“, „Aus Goethes Philosophie“, „Ueber Friedrich Hölderlin und sein Geschick“ und „Die Erneuerung des Hegelianismus“. In ihnen zeigt sich die eigentliche Stärke des Windelband'schen Denkens, die Fähigkeit, um einen Zentralgedanken herum die charakteristischen Züge einer Denkerpersönlichkeit zu entwickeln und so Typisches in individueller Bestimmtheit darzustellen.

Sein eigenes philosophisches System bezeichnet Windelband gelegentlich als ein solches der Kulturphilosophie. Die Gegenstände, denen sein Interesse vorwiegend, ja fast ausschliesslich zugewandt ist, sind nicht die Naturdinge und die Ereignisse des Weltlaufs, die den Naturphilosophen hauptsächlich beschäftigen, nicht die Realitäten, die als „Dinge an sich“ als „Monaden“ oder wie sie sonst genannt werden mögen, die Aufmerksamkeit des Metaphysikers auf sich ziehen, nicht die Vorgänge des menschlichen Seelenlebens, die der Psycholog zu erforschen sich bemüht, sondern — die Werte, die allgemeine und notwendige Geltung beanspruchen, die Werte des Wahren, Guten, Schönen und, ihnen nicht neben- sondern übergeordnet, des Heiligen.

Diese Art von Kulturphilosophie oder Wertphilosophie stellt sich in bewussten Gegensatz namentlich zur Tatsächlichkeits- oder Seinsphilosophie. Nicht was ist, sondern was sein soll, nicht was gegeben, sondern was aufgegeben ist, nicht was kausal zusammenhängt, sondern was teleologisch sich begründen lässt, verdient nach der Meinung Windelbands philosophische Behandlung. Die Methode der Philosophie ist demzufolge nicht die genetische sondern die kritische.

Von diesen Voraussetzungen aus wäre es nicht schwer, trotz der scheinbaren Beschränkung zu einem allumfassenden System der Philosophie zu ge-

langen; denn eine Darstellung alles dessen, was wahr ist, wäre gleichbedeutend mit der Quintessenz der gesamten Wissenschaft. Wer alles wüsste, was wahr ist, der besäße damit übrigens auch schon das richtige Wissen vom Schönen vom Guten und vom Heiligen, so dass ihm in philosophischer Hinsicht gewiss nichts mehr zu wünschen übrig bliebe.

Aber wer bei Windelband ein solches System der Wahrheit zu finden hofft, der wird bitter enttäuscht werden. Nicht die reiche Fülle des Wahren, des Schönen, des Guten sondern der inhaltsarme Begriff der Wahrheit, der Schönheit, der Güte ist es, der das Nachdenken des Kulturphilosophen immer wieder beschäftigt.

Dabei entwickelt Windelband Auffassungen, die weit entfernt sind von der Allgemeingültigkeit, die seiner Lehre zufolge die Wahrheit charakterisiert. Er betont zwar mit aller Entschiedenheit, dass die Allgemeingültigkeit, die er im Auge habe, etwas ganz anderes sei als das Anerkanntwerden seitens aller Menschen oder auch nur seitens der Majorität. Allgemeingültig ist, wie er meint, was von einem „Normalbewusstsein“ anerkannt werden muss oder was nicht geleugnet werden darf, wenn man nicht den Bestand der Wissenschaft, die der Philosoph einfach als gegeben hinzunehmen hat, gefährden oder in Frage stellen will. Kant hat zuerst die Frage aufgeworfen: Was muss Geltung haben, wenn mathematische Naturwissenschaft möglich sein soll? Windelband dehnt die Fragestellung Kants auch auf die historischen Wissenschaften aus und fragt: Welche Axiome, d. h. welche auf andere Weise nicht beweisbaren Sätze müssen anerkannt werden, wenn Wissenschaft im weitesten Sinn, Wissenschaft von den Naturgesetzen und Wissenschaft von den singulären Ereignissen der Geschichte, möglich sein soll? Aber die Antworten, die er auf diese Frage gibt, erscheinen nichts weniger als zwingend auch für denjenigen, der die Fragestellung teilt.

Ref. z. B. kann sich durchaus nicht überzeugen, dass die Anerkennung einer Beurteilung in jedem Urteil notwendig ist für den Betrieb der Wissenschaft. Das in dem Satz $2 \times 2 = 4$ ausgedrückte Urteil beispielsweise enthält nach der Auffassung des Referenten als Bestandteile in sich nichts anderes als die Begriffe des 2×2 und des 4 und das durch diese Begriffe fundierte Gleichheitsbewusstsein. Von dem Bewusstsein einer Norm, die Zustimmung zu diesem Urteil fordert, von einer Wertstellungnahme und ähnlichen Dingen, die Windelband hier noch vorfindet, vermag wohl nur der etwas zu entdecken, der an Stelle der psychologischen Analyse die philosophische Konstruktion walten lässt. Ein Ding ist nach wohlbegründeter Auffassung — man könnte nach berühmten Mustern sagen: „der Voraussetzung zufolge, die Psychologie und Naturforschung als Wissenschaft erst möglich macht“ — ein Verband von Elementen, die etwas ganz anderes sind als Vorstellungen und Empfindungen. Nach Windelband ist ein Ding eine „Regel der Vorstellungsverknüpfung“. Damit haben wir schon wieder so etwas wie eine Norm, die Anerkennung heischt. In dieser Weise bevölkert der Kulturphilosoph das ganze Universum nach Verflüchtigung der Substanzen mit Normen d. h. mit nicht seienden sondern geltenden, nicht werdenden und vergehenden sondern zeitlosen, nicht wirkenden sondern ausserhalb alles Kausalzusammenhanges in einem Zweckzusammenhang stehenden, kein Bewusstsein habenden und doch ein „Normal-

bewusstsein“ konstituierenden, höchst merkwürdigen — Gespenstern und in der Anbetung dieser ewigen Undinge erhebt sich die Kulturphilosophie in die Regionen der Metaphysik und Religionsphilosophie.

Vom Standpunkt des Ref. aus muss es bedauert werden, dass eine so bedeutende Denkarbeit, wie sie Windelband in diesen geistvollen Abhandlungen und Vorträgen geleistet hat, an die Durchführung so verkehrter Grundgedanken verschwendet worden ist. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass jemand, der Windelbands Standpunkt nicht teilt, das Werk nicht trotzdem mit Gewinn lesen und studieren könne. Abgesehen von der Folgerichtigkeit des Denkens, mit der Windelband aus seiner idealistischen Grundansicht von der Identität der Vorstellungen und der Gegenstandselemente sowie mit seiner Ueberzeugung vom Wertungscharakter jeder Denkhandlung die philosophischen Konsequenzen entwickelt, und abgesehen von der Fülle philosophie- und kulturgeschichtlichen Wissens, die dem Leser in vielen der Aufsätze entgegentritt, ist es besonders die Geschlossenheit der philosophischen Persönlichkeit, die auch der Gegner anerkennen muss, selbst wenn er bedauert, dass durch die Autorität eines solchen Denkers eine Form der Philosophie wieder zu Ansehen gebracht wird, die auf die Dauer sich nicht halten kann und in ihrer schroffen Exklusivität die wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft schwer beeinträchtigt.

Bern.

Prof. D. E. Dürr.

c) Bücherschau.

(Besprechung der nachverzeichneten Bücher bleibt vorbehalten.)

I. Rechtsphilosophie einschliesslich der Allgemeinen Rechts- und Staatslehre. — Rechtspädagogik.

Bekker, E. I., Das Recht als Menschenwerk und seine Grundlagen (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor. Klasse, Jgg. 1912, 8, Abh.) 39 S. Heidelberg 1912. Carl Winter.

Bevilaqua, Clovis, Dualidade do direito objectivo. Direito publico e privado. Direito civil e commercial. In: Sciencias e letras, Anno I, No. 4, Junho de 1912, p. 71—74.

Del Vecchio, Giorgio, Prof. o. di Fil. d. Dir. nell' Un. di Bologna, Il concetto del diritto. Ristampa. 155 p. Bologna 1912. Nicola Zanichelli.

Fuchs, Ernst, Juristischer Kulturkampf. XII + 228 S. Karlsruhe 1912. G. Braun 3,60 M.

Klein, Dr. Franz, Justizminister a. D., Die psychischen Quellen des Rechtsgehorsams und der Rechtsgeltung. (Vorträge und Schriften zur Fortbildung des Rechts und der Juristen, Heft 1.) 77 S. Berlin 1912. Franz Vahlen. 2 Mark.

v. Meltzl, Valamir, Abhandlungen zur römischen Rechtsgeschichte, IX: Das Recht als Verpflichtung. Ein rechtshistorischer Versuch. Prolegomena zu einer kritischen Rechtsphilosophie. XII + 112 S. Kolosvár 1911. Johann Stein.

Nadastiny, Franz, k. k. Strafanstalts-Oberdirektor in Garsten, Untermenschen oder Narren? Eine kriminal-psychologische Kritik der klinischen Lehre vom Verbrecherseelenleben. V + 171 S. Wien 1910. Karl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Nadastiny, Franz, Strafanstalts-Oberdirektor in Garsten, Untermenschen, Das ius Talionis im Lichte der Kriminalpsychologie. (Bibliothek der Menschheitsziele, Bd. II.) VIII + 191 S.

Niemeyer, Dr. iur. Theodor, Univ.-Prof. in Kiel, Der Rechtsspruch gegen Shylock im „Kaufmann von Venedig“. Ein Beitrag zur Würdigung Shakespeares. 32 S. München und Leipzig 1912. Duncker & Humblot. 1,50 M.

Redslob, Dr. Robert, Privatdozent d. R. an der Universität Strassburg. Die Staatstheorien der französischen Nationalversammlung von 1789. Ihre Grundlagen in der Staatslehre der Aufklärungszeit und in den englischen und amerikanischen Verfassungsgedanken. 368 S. Leipzig 1912. Veit & Comp. 12 M.

Rivista di diritto internazionale. Direttori D. Anzilotti, Prof. ord. dell' Univ. di Roma, A. Ricci Busatti, Ministro plenipotenziario. Anno VI, II. ser. vol. I, fasc. I. 189 p. Athenaeum. Società editrice Romana 1912. Ab. annuo 14 Lire. (16 Lire per l'Estero.)

Schmitt, Dr. iur. Carl, Gesetz und Urteil. Eine Untersuchung zum Problem der Rechtspraxis. VII + 129 S. Berlin 1912. Otto Liebmann. 3,50 M.

Wenger, Dr. Leopold, o. Prof. an der Universität München, Das juristische Studium an den deutschen Universitäten. (Schriften d. Vereins Recht und Wirtschaft, I, 5.) 31 S. Berlin 1912. Carl Heymanns Verlag. 1 M.

II. Wirtschaftsphilosophie und Sozialethik.

Oppenheimer, Dr. med. et phil., Franz, Privatdozent der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Die soziale Frage und der Sozialismus. Eine kritische Auseinandersetzung mit der marxistischen Theorie. VII + 188 S. Jena 1912. Gustav Fischer. 1,20 M.

III. Gesetzgebungspolitik samt der Wirtschaftspolitik.

1. Zivilrecht und -Prozess.

Cahn, Rechtsanwalt Dr. Hugo, Nürnberg, Ehrenwort und Reichsgericht. In d. Zeitschrift für Rechtspflege in Bayern 1912, Nr. 13 vom 1. Juli 1912, S. 275—278.

Grünhuts Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart. Bd. 39, Heft 1. 416 S. Wien 1912. Alfred Hölder.

Kisch, Dr. Wilhelm, Professor in Strassburg, Gattungsschuld und Wahlschuld. Eine begriffliche Abgrenzung. VII + 246 S. München und Leipzig 1912. Duncker & Humblot. 7 M.

2. Staats- und Verwaltungsrecht, Völkerrecht. Rechtsgeschichte.

Brunner, Heinrich, Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte. 5. Auflage. VII + 346 S. München und Leipzig 1912. Duncker & Humblot. 8 M.

v. Frisch, Dr. Hans, Prof. a. d. Universität Basel, Widersprüche in der Literatur und Praxis des Schweizer Staatsrechts. 85 S. Zürich 1912. Art. Institut Orell Füssli. 2,25 M.

Jugend, Der Kampf der Parteien um die. Hrsg. von der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge. 86 S. Berlin 1912. Otto Liebmann. 1,50 M.

Raeder, A., L'arbitrage international chez les Hellènes. (Publications de l'institut Nobel Norvegien, Tome I.) 324 p. Kristiania 1912. H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard). München und Leipzig. Duncker & Humblot. 10 M.

3. Strafrecht und -Prozess.

Nadastlny, Franz, Die Arbeitslosigkeit und deren kriminelle Bedeutung. 32 S. Leipzig 1905. Otto Maier.

Nadastlny, Strafanstalts-Oberdirektor, Psychologische Reflexionen über Jugendstrafrecht. 35 S.

Rieger, Prof. Dr. Conrad, Vorstand der Psych. Klinik der Universität Würzburg, Über Ärztliche Gutachten im Strafrecht und Versicherungswesen. (IV. Bericht aus der Psych. Klinik der Universität Würzburg.) VI + 218 S. Mit 4 Abbildungen im Text. Würzburg 1912. Curt Kabitzsch. 6,50 M.

Rumft, Dr. Max, Dozent an der Handelshochschule Mannheim, Landrichter a. D., Der Strafrichter. I. Die tatsächlichen Feststellungen und die Strafrechtstheorie. (Schriften des Vereins Recht und Wirtschaft, II, 1.) IV + 403 S. Berlin 1912. Carl Heymanns Verlag.

4. Wirtschaft.

McCabe, David A., Ph. D., Preceptor in Political Economy in Princeton University, The Standard Rate in American Trade Unions. (Johns Hopkins University Studies in Historical and Political Science, Ser. XXX, No. 2. 251 p. Baltimore 1912. The Johns Hopkins Press.

Flechtheim, Dr. Julius, Rechtsanwalt und Dozent an der Handelshochschule in Köln a. Rh., Deutsches Kartellrecht. I. Bd.: Die rechtliche Organisation der Kartelle. VI + 214 S. Mannheim u. Leipzig 1912. J. Bensheimer. 5 M.

Rothschild, Ernst, Kartelle, Gewerkschaften und Genossenschaften, nach ihrem inneren Zusammenhang im Wirtschaftsleben. Versuch einer theoretischen Grundlegung der Koalitionsbewegung. VII + 143 S. Berlin 1912. Julius Springer. 4,80 M.

Schmidt, Dr. Peter Heinrich, Prof. a. d. Handelshochschule St. Gallen, Die schweizerischen Industrien im internationalen Konkurrenzkampfe. 297 S. Zürich 1912. Art. Institut Orell Füssli. 6 Fr. (5 M.)

5. Sozialrecht.

Manes, Prof. Dr. Alfred, Berlin und **Königsberger, Landrichter Dr. Paul**, Berlin, Kommentar zum Versicherungsgesetz für Angestellte vom 20. Dezember 1911. 819 S. Berlin und Leipzig 1912. G. J. Göschen'sche Verlags-handlung, G. m. b. H. Gebd. 12 M.

IV. Verschiedenes.

Encyclopädie der Philos. Wissenschaften, in Verbindung mit Wilh. Windelband hrsg. von Arnold Ruge. I. Bd. Logik. Beiträge von: Windelband, Royce, Couturat, Croce, Euriques, Lossky. VIII + 275 S. Tübingen 1912. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 7 M.

Goldscheld, Rudolf, Friedensbewegung und Menschenökonomie. (Internat. Verständigung, Heft 2/3). 64 S. Berlin und Leipzig 1912. Verlag der „Friedenswarte“. 1 M.

Natorp, Paul, Kant und die Marburger Schule. Vortrag, gehalten in der Kantgesellschaft zu Halle a. S., am 27. April 1912. 29 S. Berlin 1912. Reuther & Reichard. 0,80 M.

Sciencias e letras. Revista Mensal sob a direcção de Amelia de Freitas Bevilacqua e Clovis Bevilacqua. Anno I No. 4. Junho de 1912. p. 57—76.



Mitglieder=Verzeichnis

der

Internationalen Vereinigung

für

Rechts= und Wirtschaftsphilosophie

samt den Gesetzgebungsfragen.

Stand vom 1. Dezember 1912.

*Diese Liste wurde am 1. Dezember 1912 abgeschlossen.
Die weiterhin neu hinzugetretenen Mitglieder werden in die Liste vom
1. April 1913 aufgenommen.*

I.
Protector
der Vereinigung:

Seine Königliche Hoheit
Ernst Ludwig
Grossherzog von Hessen und bei Rhein.

II.
Vorsitzende.

Geheimer Justizrat Dr. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der
Universität Berlin, *Ehrenvorsitzender.*
Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin SW. 61, Belle Alliance-
strasse 101 II, *Geschäftsleitender Vorsitzender.*
Carl Fürstenberg, Geschäftsinhaber der Berliner Handels-
Gesellschaft, Berlin W. 8, Behrenstr. 32/33, *Vorsitzender*
für die Vermögensangelegenheiten.

III.
Ehrenrat der ausserdeutschen Kulturstaaten.

Amerika, Vereinigte Staaten: Dr. jur. Charles
Henry Huberich, o. Prof. d. R. Stanford
University, California, z. Z. Berlin NW. 7, Unter
den Linden 39.

Professor Dr. W. B. Munro, Harvard
University, Cambridge (Mass).

Argentinien: Dr. Ernesto Quesada, Universitäts-
professor, Buenos Aires.

Belgien: Professor E. Waxweiler, Direktor des
Solvay Soziologischen Institutes, Brüssel.

Brasilien: Dr. Clovis Bevilacqua, Consultor
juridico do Ministerio das Relações Exteriores,
Rio de Janeiro.

England: Dr. Paul Vinogradoff, Corpus-Professor
d. Rechte, Oxford.

Frankreich: Emile Durkheim, Professeur à l'Uni-
versité de Paris.

Griechenland: Univ.-Professor Dr. von Streit,
Königlich Griechischer Gesandter in Wien,
Kaiser Wilhelm Ring 10.

Holland: Professor Dr. S. J. Fockema Andreae
Leiden.

Indien: Govindo Dàs, Durgakund, Benares.

Italien: Universitätsprofessor Dr. Giorgio Del
Vecchio, Bologna.

Norwegen: Dr. Bredo von Morgenstierne, Prof.
d. Rechte und der Nat.-Ökonomie, Kristiania.

Oesterreich: Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten
Gerichts- und Kassationshofes, Wien.

Russland: Exz. Geh. Rat von Martens (†), St. Peters-
burg.

Exzellenz Dr. P. von Sokolowsky, Universitäts-
professor, Kurator des Südrussischen Lehrbezirks,
Chackow.

Schweden: Dr. Vitalis Norström, Professor an
der Hochschule zu Gothenburg.

Schweiz: Dr. Fr. Meili, o. Prof. d. R. an der Uni-
versität Zürich.

Ungarn: Hofrat Dr. Eugen von Balogh, erster
Staatssekretär im könig. Ung. Ministerium für
Kultus und Unterricht, korr. Mitglied der Ungar.
Akademie der Wissenschaften, Budapest I., Menesi
ut. 35.

IV.

Beratender Ausschuss.

Dr. jur. J. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an
der Universität Groningen.

o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII,
Zeltgasse 2.

- Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diretto e. Procedura penale nella R. Università, Modena.
- Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.
- Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. an der Univ. Göttingen.
- Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.
- Se. Exzellenz Dr. E. I. Bekker, Geh. Rat I. Klasse, Univ.-Prof., Heidelberg.
- Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald.
- Dr. P. Bisoukides, Rechtsanwalt in Pera.
- Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci an d. Univ. Perugia.
- Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.
- Louis Bridel, de Lausanne et Genève, prof. à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio, Koishikawa, Oimatsuchò, 59.
- Geh. Justizrat Universitäts-Prof. Dr. Brie, Breslau.
- S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-A., 86 Ripon-Street, Calcutta.
- John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und der reinen Naturwissenschaften, New-York, Columbia-Universität.
- Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich.
- Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin, Nussbaum-Allee 17.
- Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.
- Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin-Grunewald, Erbacherstrasse 1.
- Reichsgerichtsrat Dr. Adelbert Düringer, Leipzig, Kaiser-Wilhelmstrasse 51.
- Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.
- Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V, Sprengbühlstrasse 20.
- Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.
- Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors.
- Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.

- Dr. Franz Finkey, o. Professor des Strafprozessrechts an der Universität Kolozsvár, Ungarn.
- Geheimer Justizrat Univ.-Prof. Dr. Otto Fischer, Breslau.
- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford. All Souls College, Oxford.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III, Jacquingasse 45.
- Dr. James Goldschmidt, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Berlin W, Landgrafenstr. 9.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX, Berggasse 22.
- Elie Halévy, Professeur à l'Ecole libre des sciences politiques Paris.
- M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies Bruxelles.
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Wörthstr. 12.
- Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
- Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.

Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. am Polytechnikum Lemberg.
 Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.
 Se. Exz. Wirkl. Geheimer Rat Prof. Dr. Paul Laband, Strassburg
 Geh. Regierungsrat Universitätsprof. D. Dr. Adolf Lasson, Berlin
 Friedenau.

Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität
 Marburg a. L.

Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der
 Universität Breslau, Gabitzstr. 188.

Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel.

Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegel-
 heiner Landstrasse 29.

Dr. E. Liljeqvist, o. Prof. der praktischen Philosophie an der
 Universität Lund.

Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der
 Universität Berlin, M. d. R. und M. d. L., Charlottenburg,
 Hardenbergstr.

Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des
 Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.

Dr. Géza v. Magyary, o. ö. Professor an der Universität
 Budapest, Budapest VIII, Jozsefkörut 37/39.

Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. d. R. a. d. Universität Lemberg.

Dr. Georg v. Mayr, Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D., kgl.
 bayer. Universitätsprofessor, München.

Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.

Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.

Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an der
 Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.

Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der
 Universität Würzburg, Lessingstr. 1.

Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor,
 Utrecht, Molierstraat 1a.

Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D.,
 o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat
 von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.

Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität.
 Cambridge, Mass., U. S. A.

- Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor an d. Universität Kiel.
- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Sieboldstr. 8.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitätsprofessor, Mitglied der österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.
- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.
- Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der Bayerischen Handelsbank, München.
- Dr. Robert Piloty, o. Professor an der Universität Würzburg.
- Walter Pollack, Berlin W., Corneliusstr. 4a.
- Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W 10, Matthäikirchstr. 29.
- Sr. Exzellenz Dr. Peter Pustoroslew, o. Prof. des Strafrechts a. d. Universität Jurjew (Dorpat), wirkl. Staatsrat.
- Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W., Meinekestrasse 7.
- Dr. Adolfo Ravà, Prof. an der Universität Messina.
- Dr. Herm. Rehm, o. Prof. d. R. an der Universität Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.
- Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an Universität Jena.
- Prof. d. Rechte L. von Savigny †, Mitgl. d. Preuss. Herrenhauses.
- Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner †, Jena.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm, o. Prof. d. R. a. d. Universität Wien 19, Cottagegasse 56.
- Geh. Regierungsrat Fr. Schuppe, ord. Professor d. Philosophie, Breslau, Predigerplatz 1.
- Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor d. Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald, Lucius-Str. 9.
- Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.
- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.
- Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.

- Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med.
Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des
Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.
- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der
Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Geheimer Rat Dr. August Thon †, o. Professor der Rechte.
Jena, Fürstengraben 2.
- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines.
Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Ferdinand Tönnies, o. Honorar-Professor a. d. Universität Kiel.
Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, (Washington) z. Z. Paris,
12 rue Vinense.
- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock,
Georgstrasse 96.
- Professor Dr. iur et phil. Adolf Weber, Handelshochschule
Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstr. 12.
- Dr. Max Weber, o. Honorarprofessor a. d. Universität Heidelberg.
- Dr. Leopold Wenger, o. Professor d. Rechte an der Univer-
sität München, Adelheidstrasse 15.
- Geheimrat Dr. Windelband, o. Prof. d. Philosophie an der
Universität Heidelberg, Landfriedstrasse 14.
- Exz. Wirkl. Geh.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig,
Schwäggrichenstrasse 17.
- Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat
und Professor, Kasan.
- Univ.-Professor Dr. Theobald Ziegler, Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Bonn.

V.

Mitglieder.

- Dr. jur. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an der
Universität Groningen.
- Dr. Paul Abel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I, Rosen-
bursenstrasse 8.

- o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII, Zeltgasse 2.
- Justizrat Adlerstein, München, Theatinerstr. 44, 2.
- Univ.-Professor Dr. Fritz Affolter, Heidelberg, Anlage 49.
- Patentanwalt Dr. B. Alexander-Katz, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 139 II.
- Justizrat Professor Dr. Paul Alexander-Katz, Rechtsanwalt, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 52.
- Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diritto e procedura penale nella R. Università Modena.
- Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.
- Privatdozent Dr. iur. Walter Anderssen, Neuchâtel, Quai du Mont Blanc 6 II.
- Rechtsanwalt, Dr. H. N. Antoine-Feill, Hamburg, Adolphbrücke 9.
- Dr. med. Gustav Aschaffenburg, Prof. f. Psychiatrie a. d. Akademie f. prakt. Medizin in Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 30.
- Geheimer Justizrat und k. k. Regierungsrat Dr. Adolf Bachrach, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, Rosenbursenstrasse 8.
- Dr. jur. Elemér Balog, Honoraroberfiscal, Berlin, Krausnickstrasse 3 (z. Zt. 13 Bernard Street, Russel Square London W.C.).
- Hofrat Dr. Eugen von Balogh, erster Staatssekretär im könig. Ung. Ministerium für Kultus und Unterricht, korr. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest I, Ménesi út. 35.
- Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Göttingen.
- Dr. jur. E. Barich, Rechtsanwalt, Wädenswil, Schweiz.
- George E. Barnett, Professor o. Statistik, Johns Hopkins University, Baltimore.
- Universitätsprofessor Dr. Paul Barth, Leipzig, Kantstr. 9.
- Dr. Alfredo Bartolomei, o. Professor für Rechtsphilosophie an der Universität Neapel.
- Universitätsprofessor Dr. Robert Bartsch, Ministerialsekretär im k. k. Justizministerium, Wien IX, Alserbachstrasse 4a.
- Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.
- Universitätsprofessor Dr. Giulio Q. Battaglini, Perugia, via Morone 3.

- Rechtsanwalt Alfred Bauer, München, Odeonsplatz 2.
 Farbenfabriken vormals Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.
 Dr. Hermann Beck, Berlin W. 50, Spichernstr. 17.
 Rittergutsbesitzer Beelitz, Garden b. Greifenhagen.
 Exz. Geh. Rat I. Klasse Univ.-Prof. Dr. E. I. Bekker, Heidelberg.
 Dr. Ludwig Bendix, Domkapitular und Professor am
 Seminar Mainz, hintere Präsenzgasse 2 2/10.
 Rechtsanwalt (att. at law) Louis Benecke Esq., Brunswick-
 Missouri, U. S. A.
 Amtsgerichtsrat Dr. Beneke, Tarnowitz O./S., Beuthenerstr. 10.
 Julius Berlin, Nürnberg, Marienstrasse 8.
 Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin, SW. 61, Belle Alliancestr. 101 II.
 Dr. Heinrich Betz, Kaiserlicher Konsul, Tsinanfu, China,
 Deutsches Konsulat.
 Dr. Clovis Bevilacqua, Consultor giuridico do Ministerio das Relações
 Exteriores, Rio de Janeiro (Brasil), Rua Aristides Lobo, 209.
 Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald, Wallstrasse 19.
 Dr. Biermann, ao. Professor a. d. Univ. Leipzig, Wiesenstr. 3b.
 Dr. J. Binder, o. Professor der Rechte, Erlangen, Sieglitzhoferstr. 38.
 Dr. iur. J. van Binsbergen, rechter in de Arondissements-
 Rechtbank te Amsterdam, Frans van Mierstraat 135.
 Dr. iur. Diedrich Bischoff, Versicherungsdirektor, Leipzig,
 Schützenstrasse 12.
 Dr. jur. Perikles Bisoukides, Rechtsanwalt am deutschen
 und griechischen Konsulargericht zu Konstantinopel, Pera,
 Sakiz Agatsch 73.
 Dr. Albert Bittinger, Landgerichtsrat, München, Wilhelmstr. 21 II.
 Kommerzienrat Julius Blanck, Paris, 18 rue St. Fiacre.
 Dr. D. van Blom, Professor an der Technischen Hochschule
 in Delft, Noordeinde 30.
 Dr. iur. Michael von Bochkor junior, Professor an der kgl.
 Rechtsakademie, Nagyvárad.
 Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci, Perugia.
 Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.
 Alexander Borsenko, Mag. jur., Städtischer Bibliothek-
 begründer, Odessa, Deribas Strasse 9.
 Rechtsanwalt Dr. iur. Bernhard Brands, Berlin, Neue Rossstr. 23.

Kgl. Universitätsbibliothek Breslau.

Dr. iur. James Breit, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht
Dresden, Elisenstrasse 10.

Louis Bridel, de Lausanne et Genève, professeur à la Faculté
de droit, Université impériale de Tokio, Koishikawa,
Oimatsu-chô, 59.

Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. Brie, Breslau, Auenstrasse 35.

Dr. Arthur Brückmann, Rechtsanwalt am Kammergericht,
Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 27.

Dr. Viktor Bruns, Professor d. R. an der Universität Berlin,
Rankestrasse 22.

Dr. Joseph Ludwig Brunstein, Hof- und Gerichts-Advokat,
Wien I, Krugerstrasse 13.

S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-L. 86 Ripon-Street, Calcutta.
Rechtspraktikant Fritz Burckhardt, Nürnberg, Camerarius Str. 7, I.

John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der
Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und
der reinen Naturwissenschaften, New-York, Columbia-Univ.

Se. Exzellenz, Dr. A. Bürklin, Karlsruhe.

Carl Cahn, Berlin W. 10, Regentenstrasse 18.

Rechtsanwalt Dr. Hugo Cahn (Cahn I), Nürnberg, Hefnersplatz 10.

Dr. W. van Calker, o. Professor d. R. an der Universität
Giessen, Wilhelmstr. 22.

Dr. J. Castillejo, o. Prof. d. R., Paloma, 22 Cindad-Real (Spanien).

V. Cathrein, S. J., Valkenburg (Holland), Ignatius College.

Advokat Dr. iur. E. Cesana, Zürich, Alfred Escherplatz 15.

Referendar a. D. Dr. Ernst Cohn, fr. pr. Arzt, Berlin-Schöne-
berg, Martin Lutherstr. 25.

Rechtsanwalt Sally Cohn, Brandenburg a. H., Potsdamerstr. 53/54.

Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich II, Carmenstrasse 18.

Bibliothek der Städtischen Handelshochschule Cöln, Claudius-
strasse 1.

Prof. Francesco Cosentini, de l'Université Nouvelle de
Bruxelles, Modena, Istituto di sociologia.

Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin,
Nussbaum-Allee 17.

- Rechtsanwalt Dr. iur. Arthur Curti, Zürich, Bahnhofstrasse 73.
- Professor Dr. Ludwig Darmstaedter, Berlin W. Landgrafenstrasse 18a.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Alfons David, Düsseldorf, Hebbelstrasse 17.
- Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.
- Dr. jur. Ernst Delaquis, Privatdozent an der Universität Berlin, Charlottenburg-Westend, Kaiserdamm 32.
- Dr. Giorgio Del Vecchio, o. Professor d. R. a. d. Universität Bologna, Via Toscana 3.
- Dr. B. Denekamp, advocaat, Rotterdam.
- Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin, Grunewald, Erbacherstrasse 1.
- Gerichtsassessor Dr. iur. Rob. Deumer, Dozent an der Handelshochschule Leipzig, Coburgerstrasse 13.
- Vorstand des Deutschen Anwaltvereins, Leipzig-Schreiberstrasse 3.
- Eugenio Di Carlo, Dottore in Filosofia, Palermo, Via Divisi 99.
- Dr. Method Dolenc, k. k. Bezirksrichter beim k. k. Oberlandesgericht Graz.
- Dr. Hanns Dorn, a. o. Professor der Nationalökonomie a. d. k. Techn. Hochschule München (wohnt: Grünwald bei München, Isarthal).
- Rechtsanwalt Dr. Martin Drucker, Leipzig, Ritterstr. 1—3.
- Geheimer Regierungsrat Professor Dr. phil. C. Duisberg, Dr. ing. et med. h. c., Generaldirektor der Farbenfabriken vorm. Fried. Bayer & Co., Leverkusen b. Cöln a. Rhein.
- Geh. Regierungsrat W. Dunkhase, Direktor im kais. Reichspatentamte, Berlin W 30, Luitpoldstr. 42.
- Dr. Adelbert Düringer, Reichsgerichtsrat, Leipzig, Kaiser Wilhelmstrasse 51.
- Dr. Emile Durkheim, Professeur à l'Université de Paris. 260, rue Saint-Jacques, Paris.
- Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.
- Exzellenz Staatsminister Dr. Freiherr von Dusch, Karlsruhe i. B., Jahnstrasse 12.

- Exzellenz Wirklicher Staatsrat von Dynovsky, Dirigent der Rechtsabteilung des Finanzministeriums, Ministerialrat im Justizministerium, St. Petersburg.
- Oberbürgermeister Dr. Ebeling, Dessau, Medicusstrasse 4.
- Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V, Sprensenbühlstrasse 20.
- Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.
- Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors.
- Ernest Eisenmann, Avocat, Paris, Cité Rougemont 2.
- Dr. iur. Armand Eisler, Verteidiger in Strafsachen, Wien III, Sofienbrückengasse 10.
- Dr. Leo Elsner, Hofrat am Obersten Gerichtshofe, Wien IX/4, Gürtel 118.
- Dr. iur. Alexander Elster, Jena, Paradiesgasse 3.
- Freiherr Rudolf v. Engelhard, Rittergutsbesitzer und cand. iur. et. phil., Ehrenritter des Johanniterordens, Alt-Born pr. Kreslawka, in Kurland (Russland).
- Oberlandesgerichtsrat Professor Dr. Arthur Engelmann †, Breslau 18, Eichendorffstrasse 63.
- Patentanwalt Dr. Julius Ephraim, Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 68.
- Kgl. Universitätsbibliothek Erlangen. (Oberbibliothekar Dr. Karl Heiland).
- Landrichter Dr. Fritz Ernst, Essen-Ruhr, Irmgardstrasse 33.
- Dr. Ernst, Rechtsanwalt und Handelsadvokat, Zürich, Böcklinstr. 37.
- Dr. Wilhelm Esslinger, Rechtsanwalt, München, Promenade-strasse 15 II.
- Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.
- Dr. Antonio Falchi, Professor a. d. Univ. Sassari, Lorgo Cavaletti.
- Dipl.-Ing. C. Fehlert, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Belle-Allianceplatz 17.
- Dr. Hans Fehr, o. Professor d. R. an der Universität Jena.
- Kammergerichtsreferendar Paul Feick, Südende bei Berlin, Stephanstr. 34.
- Staatsanwalt Dr. Feisenberger, Magdeburg, Kaiser Otto Ring 17.

- Dipl.-Ing. Fels, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Platz 14 I.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. A. Finger, Halle a. S., Reichardtstrasse 2.
- Dr. Franz Finkey, o. Professor des Strafprozessrechts an der Universität Kolozsvár, Ungarn.
- Gerichtsassessor Dr. Oskar Fischbach, Strassburg i. E., Zaberberner Ring 4.
- Geh. Justizrat Dr. Otto Fischer, o. Prof. d. R. an der Universität Breslau, Monhauptstr. 3.
- Rechtsanwalt Dr. Flechtheim, Cöln a. Rh.
- Dr. J. P. Fockema Andreae, Wethouder (Beigeordneter) der Stadt Utrecht, Utrecht, Trans No. 4.
- Prof. Dr. S. J. Fockema Andreae, Leiden.
- Dr. T. H. Fokker, Rechtsanwalt, Amsterdam, 252 Amstel.
- Dr. Edgar Franckel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Lobkowitzplatz 3.
- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Justizrat Rechtsanwalt Dr. Heinrich Frankenburg, München, Maximilians-Platz 16/II.
- Rechtsanwalt Dr. Ernst Frankenstein, Berlin W 8, Taubenstr. 8.
- Geheimer Kommerzienrat Hermann Frenkel, Berlin W. 10, Tiergartenstrasse 18 d.
- Justizrat Friedenthal, Breslau, Neue Schweidnitzer Str. 4.
- Landgerichtsrat Dr. J. K. Julius Friedrich, a. o. Professor d. R. an der Universität Giessen, Johannesstr. 5/I.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- Justizrat Dr. Ludwig Fuld, Mainz, Heidelbergerfassgasse 11.
- Carl Fürstenberg, Geschäfts-Inhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Berlin.
- Dr. Ludwig Gallia, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Biberstrasse 2.
- Professor Dr. Ganz, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Leipzig, Ferdinand Rhodestrasse 31.

- Professor Dr. Heinrich Geffcken, Köln-Marienberg, Lindenallee 62.
 W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford;
 All Souls College, Oxford.
- Geh. Rat Dr. Georgi, Oberbürgermeister a. D., Leipzig-Möckern.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Giner de los Rios, o. Prof. d. R. an der Universität Madrid, Obelisco 8.
- Rechtsanwalt Dr. Fritz Glaser, Dresden-A, Amalienstr. 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Dr. Max Gmür, Prof. d. Rechte an der Universität Bern.
- Geheimer Kommerzienrat Goldberger, Berlin W 56, Markgrafenstrasse 53/54.
- Justizrat Eduard Goldmann, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W, Potsdamerstrasse 22 a.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III/3, Jacquingasse 45.
- Dr. James Goldschmidt, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Berlin W, Landgrafenstrasse 9.
- Th. Goldschmidt, Aktiengesellschaft, Essen-Ruhr.
- Govindo Dàs, in Durgakund, Benares, Indien.
- Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten Gerichts- und Kassationshofes, Wien VIII, Schönborngr. 10.
- Univ.-Prof. Dr. X. Gretener, Breslau, Lothringerstrasse 19.
- Staatsrat Dr. Wiatscheslaw Gribowski, Universitätsprofessor, Odessa, Franzuskipier 7.
- Justizrat Philipp Grimm, K. Notar a. D., München, Karlsstr. 40.
- Dr. jur. Jos. H. P. M. van der Grinten, Commies-Redacteur ter Gemeente-Secretarie, Nymegen, van Oldenbarneveldtstraat 12.
- Dr. phil. Chr. Grotewold, Schriftsteller, Steglitz bei Berlin, Peschkestr. 18, II.
- Dr. iur. Erwin Grueber, Kgl. Univ.-Prof. München, Giselastr. 5.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX, Berggasse 22.
- Königl. Senator Dr. Francesco Filomusi Guelfi, Professor der Rechte an der Universität Rom, Via Farini 40.

Dr. Adolf Günther, Privatdozent an der Universität Berlin, Hilfsreferent im Kaiserl. Statistischen Amt, Berlin SW 68, Markgrafenstr. 94.

Geheimrat Professor Dr. Güterbock, Königsbergi. Pr., Königstr. 63.

Dr. jur. Harald Gutherz, † Privatdozent der Universität Berlin, Berlin-Halensee Kurfürstendamm 149.

Universitätsprofessor Dr. K. Haff, Lausanne-Chailly, Villa Blanche 3.

Universitätsprofessor Dr. Ernst Hafter, Kilchberg bei Zürich.

Elie Halévy, Professeur à l'École libre des sciences politiques Paris.

Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles, rue Saint-Josse, 22.

Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg.

Dr. iur. Paul Hámos, Privatdozent a. d. Handelsakademie Budapest.

Dr. Ernst Harmening, Rechtsanwalt am Oberlandesgericht Jena, Kochstrasse 2.

Dr. C. A. J. Hartzfeld, Rechtsanwalt und stellvertretender Richter beim Landgericht, Amsterdam, Spui 28.

Universitätsprofessor Dr. Hasbach, Universität Kiel, z. Z. Dresden A, Johannstädter Ufer 12^{II}.

Dr. Adolf Hasenkamp, Privatdozent an der Universität Kiel, Niemannsweg 115.

Henri Hayern, Privat-docent à l' Université de Genève. [wohnt:] La Chapelle, près Carouge, canton de Genève (Suisse).

Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.

Dr. Philipp von Heck, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen, Neckarhalde 68.

Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Wörthstr. 12.

Staatsrat Ludwig Heerwagen, Vizepraeses des Bezirksgerichts Petrikau (Russisch-Polen), Moskauerstr. 71.

Universitätsprofessor Dr. A. Hegler, Tübingen.

Universitätsprofessor Dr. Heilborn, Breslau II, Tauentzienstr. 42.

Oberlandesgerichtsrat Dr. Hein, Hamm i. Westf., Villa Werner (Osten Allee 84).

Rechtsanwalt und Notar Dr. Heinemann, Essen (Ruhr).

Justizrat Dr. Ernst Heinitz, Berlin W. 9, Königgrätzerstr. 9.

Amtsrichter Dr. Heinrich, Kattowitz O./S., Karlstrasse 3.

Privatdozent Dr. Henle, Bonn, Marienstr. 7.

Dr. Léon Hennebiq, Professeur de philosophie du Droit à l'Université Nouvelle de Bruxelles, Directeur de la Revue Economique internationale, Bruxelles, 26—28 Rue des Minimes.

Justizrat Siegmund Henschel, Breslau V, Schweidnitzer Stadtgraben 10 I.

Amtsrichter Herrnsstadt, Kattowitz O./S., Lessingstr. 9 II.

Geheimer Kommerzienrat Wilhelm Herz, Berlin NW 7, Dorotheenstrasse 2.

Oberstaatsanwalt und Kammerherr Franz von Hessert, Darmstadt, Schiesshausstrasse 128.

Dr. Heinrich Hernád Hesslein, Budapest VII, Rákóczy ut 6.

Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.

Rechtsanwalt Dr. Hirsch, Halle a. S., Händelstrasse 20.

Dr. Franz Hoeniger, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin C 2, Königstrasse 30.

Graf Paul von Hoensbroech, Grosslichterfelde, Drakestr. 79.

Rechtsanwalt Dr. E. E. Hoffmann (Hoffmann II), Darmstadt, Hügelstr. 45.

Jacob H. Hollander, Ph. D., Professor of Political Economy, Baltimore, Johns Hopkins.

Dr. Harry Hollatz, Professor d. R., Schloss Peseux bei Neuchâtel.

Oliver Wendel Holmes, Supreme Court of the United States, Washington.

Dr. Max Huber, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich (in Wyden bei Ossingen, Kanton Zürich).

Dr. jur. Charles Henry Huberich, Counsellor at Law, Berlin NW 7, Unter den Linden 39.

Geheimer Regierungsrat Karl Hüfner, Abteilungsvorsitzender am Kaiserlichen Patentamt, Schöneberg, Berlin W 30, Speyererstr. 19.

Geh. Kommerzienrat Emil Jacob †, Berlin W, Landgrafenstr. 12.

- Geheimer Justizrat Max Jacobsohn, Berlin W 9, Linkstr. 1.
 Exz. Dr. Eugen von Jagemann, grossh. Bad. Wirkl. Geh. Rat und
 Gesandter a. D., ord. Hon.-Prof. d. R., Heidelberg, Märzgasse 18.
 K. k. Landesgerichtsrat Franz Janisch, Eger (Kreisgericht).
 Dr. Alexander Jastchenko, Professor der Rechte an der
 Universität Jurjew (Dorpat).
 Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der
 Universität Heidelberg.
 Prof. Dr. D. Josephus Jitta, ord. Univ.-Prof., Amsterdam
 808 Keizersgracht.
 Dr. iur. Václav Joachim, Magistrats-Sekretär, Prag VII,
 Kostelní ul. 952.
 Rechtsanwalt Dr. A. Joos, Basel.
 Rechtsanwalt Dr. Isay, Berlin S. 61, Belle Allianceplatz 13.
 Justizrat Dr. Jünger, Wiesbaden, Moritzstrasse 7.
 Landgerichtsrat Carl Kade, Vorstand des Preussischen Richter-
 vereins, Waidmannslust bei Berlin, Bondickstr.
 Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der
 Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
 Dr. Walter Kaskel, Berlin W. 10, Hitzigstrasse 7.
 Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, G. m. b. H., Berlin
 SW 68, Lindenstr. 35.
 Justizrat Dr. Edwin Katz, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W. 64,
 Behrenstrasse 17 II.
 Dr. R. Kaulla, Professor, Stuttgart, Mörikestrasse 14.
 Dr. iur. et phil. Stephan Kekule v. Stradonitz, Kammer-
 herr S. H. D. des regierenden Fürsten in Schaumburg-Lippe;
 Berlin-Gross-Lichterfelde, Marienstr. 16.
 Justizrat Dr. Paul Kent, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M., Taunus-
 strasse 1.
 Dr. jur. J. C. Kielstra, Beamter im Verwaltungsministerium,
 Ifikini 26 Weltereder (Batavia).
 Univ.-Professor Dr. Walter Kinkel, Giessen, Plockstr 12.
 Gerichtsassessor Dr. jur. Hugo Kinne, Berlin SW 11, Gross-
 beerenstrasse 5, II.
 Oberbürgermeister Kirschner †, Berlin NW. 21, Alt-Moabit 90.

- Dr. Géza Kiss, o. Professor a. d. Rechtsakademie Nagyvárad (Grosswardein).
- Staatsanwalt Dr. Karl Klee, Privatdozent an der Universität Berlin, Berlin W. 62, Maassenstr. 31.
- Regierungs-Assessor Dr. Kleefeld, Berlin W., Burggrafenstr. 15.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Dr. G. Kleinfeller, o. Professor d. R., Kiel, Niemannsweg 101.
- Professor Dr. iur. et phil. E. Kloeppel, Elberfeld, Bismarckstrasse 17.
- Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Staatsministerium des Innern Hugo von Knebel-Doeberitz, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38.
- J. K. Kochanowski, associé des Internationales Institutes für Soziologie in Paris, Mitglied der Warschauer Wissenschaftlichen Gesellschaft, Redacteur der polnischen „Historischen Revue“ in Warschau; Warschau, Koszykowa 57.
- Albert Kocourek, attorney and counselor at law, Chicago, 4 Lake Street.
- Amtsrichter Dr. Arthur Kohler, Berlin W 15, Olivaerplatz 7.
- Geheimer Justizrat Dr. jur. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin W 15, Kurfürstendamm 216.
- Dr. Arthur Köhler, Erster Assistent am Kgl. Sächs. Institut für Kultur- und Universalgeschichte, Leipzig, Georgiring 11.
- Professor Dr. Carl Koehne, Privatdozent an der Technischen Hochschule Berlin, Keithstr. 12.
- Reichsgerichtsrat Heinrich Könige, Leipzig, Kaiser Wilhelmstrasse 59 II.
- Geheimer Kommerzienrat W. Kopetzky, Berlin NW 7, Unter den Linden 52.
- Prof. Lic. Dr. Koppelman, Privatdozent für Philosophie, Münster i. W., Breul 12.
- Dr. Ignatz Kornfeld; Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Zelinkagasse 5.
- Dr. Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. am Polytechnikum Lemberg.

- Dr. iur. R. Kranenburg, Rechter in de Arrondissements-Rechtbank te Tiel (Holland).
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.
- Kommerzienrat Krause, Steglitz.
- Freiherr Krupp von Bohlen und Halbach, Essen (Ruhr.)
- Dr. jur. et phil. Bernhard Kübler, o. Professor d. R. an der Universität Erlangen, Luitpoldstr. 17.
- Rechtsanwalt Dr. Rob. Kück, Dominikanischer Legationssekretär, Hamburg, Ferdinandstrasse 22.
- Dr. jur. Edgar Kuhn, Nürnberg.
- Dr. med. H. Kurella, Sommer: Kudowa, Kr. Glatz; Winter: Bonn a. Rh. und Catania.
- Dr. G. Kuttner, Landrichter a. D., Privatdozent an der Universität Berlin, Grunewald, Höhmannstr. 6.
- Exz. Wirklicher Geheimer Rat Univ.-Prof. Dr. Laband, Strassburg im Elsass, Kaiser Wilhelmstr. 17.
- J. F. Landsberg, Amtsgerichtsrat in Lennep (Rheinl.) Mittelstr. 24.
- Oberlandesgerichtsrat L. Lang, Darmstadt.
- Dr. Josef Langer, k. k. Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Bäckerstrasse 9.
- Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor D. Dr. Adolf Lasson, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 49.
- Dr. Rudolf von Laun, Universitätsprofessor, Wien VII, Wimbergergasse 30.
- Universitätsprofessor Dr. Paul Aug. Leder, Czernowitz, Franzensgasse 45.
- Universitätsbibliothek Leipzig (Dr. Boyser).
- Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.
- Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Gabitzstr. 188.
- Ludwig Leopold, Szekszárd, Ungarn.
- Dr. Alessandro Levi, o. Professor d. R. an der Universität Ferrara, Adresse: Venedig, 3897 Calle Avvocati.
- Dr. jur. I. A. Levy, Amsterdam, Heerengracht 210.
- Bankdirektor Gerhard Ley, München, Gabelsbergerstr. 48.

- Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte,
Kiel, Roonstr. 2 I.
- Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg,
Ziegelhäuser Landstr. 29.
- Dr. E. Liljeqvist, o. Professor der praktischen Philosophie an der
Universität Lund.
- Geheimrat Professor Dr. Carl v. Linde, München 44.
- Justizrat Adolf Lindt, Rechtsanwalt, Darmstadt, Kasinostr. 22.
- Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der
Universität Berlin, M. d. R. u. M. d. A., Hardenbergstr. 19, II.
- Dr. Alexander Löffler, Professor des Strafrechts an der Uni-
versität Wien, Wien XIX/1, Felix Mottlstr. 10.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des
Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.
- Notar Wilhelm Lütke mann, Hannover, Prinzenstr. 2.
- Julian W. Mack, Judge N. S. Commerce Court Washington, D. C.
- Rechtsanwalt Julius Magnus, Berlin, Dorotheenstr. 49.
- Dr. Géza v. Magyary, o. ö. Professor an der Universiät
Budapest, Budapest VIII, Jozsefkörut 37/39.
- Oberlandesgerichtsrat Mainhard, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 4.
- Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. an der Universität
Lemberg, Mochnackigasse 58.
- Justizrat Dr. Mamroth, Breslau, Schweidnitzerstrasse 27.
- Fabrikbesitzer Dr. jur. Otto Hanns Mankiewicz, Gerichts-
assessor a. D. (i. F. P. Beiersdorf & Co., Chemische Fabrik
Hamburg), Hamburg XXX, Eidestedterweg 42.
- Rechtsanwalt S. Mankowsky, Berlin NW 7, Friedrichstr. 155.
- Exzellenz Wirkl. Geh. Rat von Martens †, St. Petersburg
- Prof. Dr. Götz Martius, Kiel, Hohenbergstr. 4.
- Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, Nürnberg 24.
- Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. Paul Mauser, Oberndorf a./N.,
(Württemberg).
- Rechtsanwalt Dr. Ernst Mayer, Budapest, V. Bezirk, Leopold-
ring 17.
- Prof. Dr. jur. et phil. Max Ernst Mayer', Strassburg i. Els.,
Orangeriering 19.

- Univ.-Prof. Dr. Ernst Mayer, Würzburg, Randerseckstr. 33.
Georg v. Mayr, Kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D., kgl. bayrischer Universitätsprofessor, München, Georgenstrasse 38.
Floyd R. Mechem, LL. D., Professor of Law, Chicago.
Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
Dr. Fritz Meili, o. Professor d. R. an der Universität Zürich, Zürich I, Stadthausquai 7.
Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.
Dr. S. M. Mélamed, Schriftsteller, 7 Buckingham Mansions, Golder's Green, London N. W.
Dr. Valamir v. Meltz, Universitätsdozent, Kolozsvár (Klausenburg).
Landgerichtsrat Mende, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 189.
Franz von Mendelssohn, Grunewald bei Berlin, Herthastr. 5.
Generalkonsul Robert von Mendelssohn, Berlin W. 56, Jägerstrasse 51.
Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an der Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.
Dr. phil. Wilhelm Merton, Frankfurt a. M., Guiollettstr. 24.
Landgerichtsrat Dr. Arthur Meszlény, Privatdozent an der Universität Budapest.
Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Lessingstr. 1.
Dr. Alex Meyer, Rechtsanwalt, Bonn, Wilhelmstr. 13.
Regierungs-Assessor Dr. Meyer-Edward, Darmstadt, Heidenreichstrasse 37.
Dr. Pl. Meyer von Schauensee, Obergerichtsvizepräsident, Luzern, Schweiz.
Dr. Robert Michels, Prof. an der Universität Turin, Via A. Provana, 1.
Patentanwalt M. Mintz, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 93.
Dr. Waldemar Mitscherlich, Professor der Staatswissenschaften an der Kgl. Akademie Posen.
Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor, Utrecht, Molierstraat 1a.
Regierungs-Assessor Walter Moll, Berlin NW 23, Brückenallee 36.
Se. Exzellenz Staatsminister v. Möller, Berlin W, von der Heydstrasse 12.

Exzellenz Staatsminister von Moltke, Klein-Bresa bei Markt-Bohrau i. Schl.

Exzellenz Eduard Graf Montgelas, Kgl. Bayer. Staatsrat i. a. o. D. und Gesandter, Dresden, Zinzendorfstr. 13 I.

Dr. Bredov. Morgenstierne, Prof. d. R. u. d. Nat.-Oek., Christiania, Eilert Sundts Gade 41.

Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D., o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.

Dr. med. Max Moszkowski, Berlin-Grunewald, Herthastr. 2a.

Prof. Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass.).

Oberlandesgerichtsrat Georg Müller, Naumburg (Saale), Spechtsart 5.

Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität, Cambridge, Mass, U. S. A. z. Z. Berlin, America-Institut.

Musée social, Paris, 5 rue Las Cases, Paris VII.

Franz Nadastiny, Strafanstalts-Oberdirektor, Garsten (Oberösterreich).

Dr. Johannes Nagler, o. Prof. d. R. an der Universität Basel, Sonnenweg 21.

Privatdozent Dr. Hans Nawiasky, k. k. Postsekretär im k. k. Handelsministerium, Wien XIII 2, Einwanggasse 23.

Erich Nehring, Konsistorialrat, Posen, Goethestrasse 16.

Universitätsprofessor Dr. Neubecker, Berlin-Charlottenburg, Königsweg 31.

Dr. Adolf Neumann-Hofer, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Detmold.

Dr. Johannes Niedner, o. Professor d. R. an der Universität Jena, Humboldtstr. 7.

Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor d. R. an der Universität Kiel
Prof. Baron Boris Nolde, St. Petersburg, Furstadtskaia 20.

Professor Dr. Nolens, Mitglied der 2ten Kammer, Haag (Holland).

Norwegisches Nobelinstitut (Institut Nobel Norvégien), Kristiania, Drammensvei 19.

Justizrat Dr. Hermann Oberneck, Rechtsanwalt am Kammergericht und Notar, Berlin, von der Heydtstr. 8.

- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Sieboldstr. 8.
- L. Oppenheim, M. A. LL. D., Whewell Professor of International Law in the University of Cambridge, Whewell House, Cambridge, England.
- Dr. Franz Oppenheimer, Privatdozent an der Universität Berlin, Steglitz, Zimmermannstr. 12, III.
- Professor Dr. Albert Osterrieth, Berlin W 66, Wilhelmstrasse 57/58.
- Geh. Hofrat Dr. Wilh. Ostwald, emer. Professor, Gross-Bothen (Kgr. Sachsen), Landhaus Energie.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitäts-Professor, Mitglied des österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.
- Dr. jur. Alfred Frhr. v. Overbeck, o. Prof. der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz), Villa Félix.
- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.
- Antonio Pagáno, Prof. libero di Filosofia del Diritto nella R^a Università di Roma, Capo Sezione nel Ministero di Grazia e Giustizia (Biblioteca), Roma, Via Nazionale 172.
- Eugen Panofsky, Bankier und Stadtrat, Berlin C. 2, an der Stechbahn 3/4.
- Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der bayrischen Handelsbank, München, Bayrische Handelsbank.
- Dr. iur. A. v. Peretiatkowiez, Heidelberg, Friedrichstr. 13.
- Deputierter Jivoïn Péritch, Professor an der Universität Belgrad.
- P. Heinrich Pesch, S. J. (Adresse: Marienfelde-Berlin, Kloster vom guten Hirten, Lankwitzerstrasse).
- Dr. Igino Petrone, Privatdozent an der Universität Neapel; Napoli, R. Università.
- Dr. Pfahl, Syndikus der Handelskammer Halle a. S.
- Dr. Robert Piloty, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Roonstr. 2 I.
- Dr. Karl Polenske, Privatdozent an der Universität Halle, Blumenthalstr. 15.
- Walter Pollack, Berlin-Charlottenburg, Berlinerstr. 48.

- Rechtsanwalt Jllés Pollak, Mitglied des Anwaltsenates der Krone und Kurie, Präsident des ungarischen Landesadvokaten-Bundes, Budapest, V. Nagykorona uter 34.
- Sir Frederick Pollock, 13 Old Square, Lincoln's Inn, London W. C.
- Dr. Stanislaus Posner, Advokat in Warschau, Membre associé de la Société d'études législatives à Paris, Membre de l' Institut du droit comparé à Bruxelles; Paris 7 me 2 rue Perrouet.
- Dr. Roscoe Pound, Professor of Law in the Harvard University, Cambridge (Mass.).
- K. k. Universitätsbibliothek Prag.
- Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W. 10, Matthäikirchstr. 29.
- Se. Exz. Dr. Peter Pustoroslew, ord. Professor des Strafrechts an der Universität zu Jurjew (Dorpat), Wirklicher Staatsrat; Jurjew (Dorpat), Rigaschestrasse 46.
- Universitätsprofessor Dr. Ernesto Quesada, Buenos-Ayres, Plaza Libertad, Calle Libertad 946.
- K. Regierungsdirektor Karl Ritter von Rasp, Generaldirektor der Bayerischen Versicherungsbank, München, Ludwigstr. 12, I.
- Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W, Meinekestrasse 7.
- Dr. jur. Gustav Ratjen, Frankfurt a. M., Westendstrasse 101.
- Dr. Adolfo Ravà, o. Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Messina.
- Dr. Herm. Rehm, o. Professor d. R. an der Universität Strassburg.
- Dr. iur. et phil. Hans Reichel, o. ö. Professor an der Universität Zürich, Sonneggstr. 80.
- Dr. Heinrich Reicher, † Universitäts-Professor, Filzmoos, Post Eben (Salzburg).
- Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.
- Viktor Ring, Senatspräsident am Kammergericht Berlin, Berlin W., Schöneberger Ufer 46.
- Dr. Heinz Rogge, Kammergerichtsreferendar, Berlin (gegenwärtig Neustettin).
- Patentanwalt A. Rohrbach, Erfurt, Bahnhofstrasse 6.

Dr. jur. et phil. Walther Rohrbeck, Cöln a. Rh., Blumenthalstrasse 2.

Dr. Henri Rolin, Professeur à l'Université de Bruxelles, 10 rue T. B. Meunier, (avenue Brugmann), Oecle près Bruxelles.

Dr. Wilhelm Rosenberg, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I am Hof 11.

Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an der Universität Jena.

Landgerichtsdirektor Fritz Rotering, Magdeburg, Breiteweg 253.

Geh. Oberbauinspektor Richard Roth, Basel.

Dr. phil. Walther Rothschild, Verlagsbuchhändler, Berlin-Wilmersdorf, Brandenburgische Str. 41.

Privatdozent Dr. Paul Rumpel, Neuchâtel, 16 Trois Portes.

Rechtsanw. Dr. S. Rundstein, Warschau, Tlomackiestr. 6/8.

Referendar Fritz Ruppert, Wiesbaden, Sophienstrasse 3.

Dr. R. Saleilles †, Professeur à l'Université de Paris, 14 Rue St. Guillaume Paris.

Universitätsprofessor Dr. Giuseppe Salvioli, Neapel, Via Atri 37.

Prof. d. Rechte L. von Savigny (†), Mitglied des Preuss. Herrenhauses, Münster i. W.

Dr. Hugo Sawitz, Rechtsanwalt und Notar, Rostock i. M., Hopfenmarkt 17.

Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner †, Jena.

Gerichtsassessor Dr. iur. et phil. Carl Ludwig Schimmelbusch, Düsseldorf, Rubensstr. 4.

Geh. Justizrat Dr. S. Schlossmann †, o. Professor d. R. an der Universität Kiel.

Rechtsanwalt Dr. Alexander Schmidt, Budapest, VI., Andrassy-Strasse 10.

Dr. iur. Paul Schmidt, Wien XIII, Lainzer Str. 20.

Landrichter Dr. B. Schmidt-Blanka, Frankfurt a. M., Bockenheimerlandstr. 87.

Dr. Otto Schneider, Bankdirektor, Mannheim A, 2, I.

Dr. Schöndorf, Wien IX, Liechtensteinstrasse 45.

Professor Dr. Schott, Breslau, Dahnstrasse 5.

- K. Schrader, Mitglied des Reichstags, Eisenbahndirektor a. D., Berlin, Steglitzer Strasse 68.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm, o. Professor an der Universität Wien 19, Cottagegasse 56.
- Hofrat Dr. J. Schulmann, k. b. freiresignierter Notar, München, Leopoldstrasse 37.
- Geh. Reg.-Rat Dr. Schuppe, ord. Professor der Philosophie, Breslau, Predigerplatz 1.
- Justizrat Dr. J. Schwering, Hamm i. Westf., Ost-Str. 60.
- Justizrat Dr. Arnold Seligsohn, Berlin NW 7, Prinz Louis Ferdinandstrasse 1.
- Dr. iur. Gregor Semeka, Privatdozent, München, Gundelinenstrasse 5.
- Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald, Lucius-Str. 9.
- Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Wilhelm Silberschmidt, Zweibrücken, Villenstr. 7.
- Justizrat Dr. Hermann Veit Simon, Rechtsanwalt und Notar, Berlin, Victoriastr. 5.
- Rechtsanwalt Dr. Otto Simon, Mannheim.
- Dr. Soetbeer, Generalsekretär des Deutschen Handelstags, Berlin C2, Neue Friedrichstrasse 53—54.
- Exzellenz Dr. von P. Sokolowsky, Univ. Prof., Kurator des Südrussischen Lehrbezirks in Charkow.
- Se. Exzellenz Gouverneur Dr. Solf, Staatssekretär des Reichskolonialamts, Berlin.
- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg), Fadrusz János-utca 12.
- Amtsrichter Theo Sonnen, Köln-Marienburg, Goltsteinstrasse 199.
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.
- Dr. Ludwig Spiegel, Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Prag II, Tyršgasse 7.

- Rechtsanwalt Eduard Staedel, Darmstadt, Elisabethenstr. 14.
Rechtsanwalt und Notar Stahl, Syndicus der Grossh. Handelskammer Friedberg in Hessen, Bad Nauheim.
Professor Dr. Ph. Stein, Frankfurt a. M., Jordanstrasse 19.
Univ.-Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.
Privatdozent Dr. Ludwig Stephinger, Tübingen, Christophstrasse 30.
Dr. Theodor Sternberg, Charlottenburg, Schlüterstr. 60.
Geh. Regierungsrat Paul Stier, Direktor der Mitteldeutschen Bodenkredit-Anstalt, Greiz i. V.
Dr. Stier-Somlo, o. Professor d. öffentl. Rechts an der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung, Köln a. Rh., Marienburgerstrasse 87.
Beeidigter Rechtsanwalt Julius Strauss, Moskau, Zwetnai Boulevard 24.
Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med. Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.
Univ.-Professor Dr. Georg von Streit, Königlich Griechischer Gesandter in Wien, Kaiser-Wilhelm-Ring 10.
Dr. Gustav Stresemann, Mitglied des Reichstags, Dresden-A., Ferdinandstrasse 11, I.
Universitätsprofessor Dr. Leo Strisower, Wien I, Lichtenfelsgasse 5.
Dr. iur. Karl Strupp, Frankfurt a. M., Reuterweg 40.
Justizrat Dr. Sturm, Naumburg a. S.
Advokat Dr. iur. Alfred Stückelberg-v. Breidenbach, Mitglied des geschäftsleitenden Ausschusses des Schweizerischen Anwaltsverbands, Basel, Freiestrasse 107.
Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
Dr. iur. Adolf Tecklenburg, Privatdozent an der Universität Bern, Länggasstrasse 75.
Geheimer Rat Dr. August Thon †, o. Professor der Rechte, Jena, Fürstengraben 2.
Dr. iur. Richard Thurnwald, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Museum für Völkerkunde, Berlin W 50, Nürnbergerstr. 23.

- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines. Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Alexander Tille, Saarbrücken III, Hellwigstrasse 1.
- Dr. Emanuel Tilsch †, o. Prof. d. R. an der böhm. Universität Prag.
- Ferdinand Tönnies, ordentl. Honorarprofessor an der Universität Kiel; in Eutin, Auguststrasse 8.
- Patentanwalt B. Tolksdorf, Berlin W 9, Potsdamerstr. 127/128.
- K. Universitätsbibliothek Tübingen (Oberbibliothekar Geiger).
- Dr. Alexander Turnowsky, Maros-Vásárhely (Ungarn).
- Rechtsanwalt Dr. Josef Ujlaki, Budapest, VI. Terézkörut 46.
- Geh. Rat Prof. Dr. E. von Ullmann, München, Ludwigstr. 29.
- Professor Dr. N. af Ursin, ehem. Vicepräsident des Finnländischen Landtags in Turku (Abö) Finnland.
- Michelangelo Vaccaro, professore nella R. Università di Roma, Deputato al Parlamento nazionale.
- Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, Washington, z. Zt. Paris, 12 rue Vinense.
- Dr. A. Vierkandt, Professor an der Universität Berlin, Gross-Lichterfelde, Wilhelmstr. 22.
- Dr. Paul Vinogradoff, Corpus Professor der Rechte, Oxford, 19 Linton Road, Oxford.
- Dr. H. L. A. Visser, Advokat, Amsterdam, Keizersgracht 528.
- Exzellenz Staatsminister Graf Vitzthum v. Eckstädt, Dresden, Seestr. 18.
- Akademieprofessor Dr. Andreas Voigt, Frankfurt a. M.-Eschersheim, Neumannstrasse 187.
- Geheimrat Dr. Johannes Volkelt, o. Universitätsprofessor, Leipzig, Auenstr. 3 II.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Karl Vonschott, Bielefeld i. Westf., Marktstrasse 4.
- Rechtsanwalt Dr. Leo Vossen, Aachen, Heinrichs-Allee 39.
- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock, Rostock i. M., Georgstrasse 96.
- Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat Dr. Waentig, Dresden A., Striesener Platz 16.

- Dr. L. Wappes, Regierungsdirektor der K. Regierung der Pfalz, Kammer der Forsten, Speyer, Hauptstrasse.
- Max M. Warburg, Hamburg, Ferdinandstrasse 75.
- Gerichtsassessor Erich Warschauer, Kattowitz, Bismarckstr. 11.
- Rechtsanwalt Dr. Martin Wassermann, Hamburg, Neuerwall 34.
- Dr. Rudolf Wassermann, München, Herzog-Heinrichstr. 20.
- Prof. E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen Instituts, Leopoldspark, Brüssel.
- Professor Dr. jur. et phil. Adolf Weber, Handelshochschule Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstrasse 12.
- Dr. Weber, M. d. R., Löbau (Sachsen).
- Dr. jur. Werner Wedemeyer, a. o. Prof. der Rechte, Kiel, Adolfstrasse 52 I.
- Landrichter Dr. Ernst Weigelin, Stuttgart, Johannesstr. 55 I.
- Geh. Justizrat Dr. J. Weismann, o. Prof. d. R. an der Universität Greifswald.
- Dr. jur. Alexander Welkow, Ministerial-Hilfskonzipist, Budapest IX, Üllör út 3.
- Universitätsprofessor Dr. von Wenckstern, Breslau XVIII, Kleinburgstrasse 21.
- Dr. Leopold Wenger, o. Prof. d. R. an der Universität München, Adelheidstrasse 15.
- Dr. Felix Wieland, Rechtsbeistand der K. Deutschen Botschaft in Frankreich, Paris, 49 rue de Trévise.
- Dr. v. Wiese und Kaiserswaldau, Professor der Nationalökonomie an der Akademie für kommunale Verwaltung und Studiendirektor der akademischen Kurse für allgemeine Fortbildung und Wirtschaftswissenschaften, Düsseldorf, Brehmstr. 34.
- Justizrat Dr. R. Wildhagen, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Leipzig, Ferdinand Rhodestr. 34.
- Geheimrat Dr. Windelband, o. Prof. d. Philosophie an der Universität Heidelberg, Landfriedstrasse 14.
- Dr. R. Wirth, Frankfurt a. M., Taunusstr. 1.
- Lycealprofessor Dr. M. Wittmann, Eichstätt.
- Paul Wölbling, Magistratsrat in Berlin, Eichwalde, Krs. Teltow.

Staatsanwalt Ernst Wolff, Landsberg a. Warthe.

Dr. Julius Wolff, Leiter der Zentral-Auskunftsstelle für Auswanderer, Berlin W. 35, Am Karlsbad 9/10, III.

Dr. Martin Wolff, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Halensee, Halberstädterstrasse 2.

Dr. J. Wolterbeek Muller, Advocaat, Haag, van Speykstraat 5.

Rechtsanwalt Dr. Albert Wulff, Hamburg, Admiralitätstr. 81.

Landrichter Dr. Carl Wunderlich, Leipzig, Lampestrasse 1 II.

Exz. Wirkl. Geh.-Rat Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig, Schwägrichenstrasse 17.

Koichi Yamaguchi, Prof. an der Handelshochschule und an der Kaiserlichen Adelsschule zu Tokio. Tokio, Ushigome Wakamatsu Cho 119.

Oberlandesgerichtsrat Dr. A. N. Zacharias, Hamburg, Adolfstrasse 74.

Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und Prof., Kasan, Universitätsplatz, eigenes Haus.

Rechtsanwalt Dr. iur. Heinrich Zeller, Zürich I, Rennweg 10.

Dr. iur. Heinrich Ludwig Zeller, Darmstadt, Hochstr. 66 II.

Univ.-Prof. Dr. Theobald Ziegler, Strassburg i. E., Fischartstrasse 22.

Hugo Zietz, i/Fa. Orientalische Tabak- und Zigarettenfabrik Yenidze, Dresden, Weisseritzstr. 3.

Geheimer Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn.

Rechtsanwalt Dr. Zöphel, Leipzig, Peterssteinweg 19 II.

Dr. Gottfried Zoepfl, Regierungsrat und a. o. Professor der Staatswissenschaften, Berlin, Wilhelmstr. 62.

Mitteilung von Adressenveränderungen, sowie Berichtigungen anderer Art sind an den geschäftsleitenden Vorsitzenden Dr. Fritz Berolzheimer Berlin SW. 61, Belle Alliancestrasse 101, II, erbeten.

II.

Rechts- und Staatsphilosophie. Allgemeine Rechts- und Staats- lehre. Rechtspädagogik.

Die staatliche Gemeinschaft als Organismus.

Von

Dr. Bredo Morgenstierne,

Professor der Rechte und der Nationalökonomie an der Universität
Christiania.

In einer seiner Erzählungen versieht Kipling alle die einzelnen Teile, aus denen der mächtige Rumpf eines neuen Schiffes zusammengesetzt ist, mit Bewusstsein und der Fähigkeit des Redens. —

Während des Schaukelns und des gewaltigen Drucks der Wellen unterhalten sich diese Balken, Nägel, Pfeiler mit einander; anfangs mangelt ihnen durchaus das Verständnis in bezug auf ihren Platz und ihre Funktionen in dem Ganzen, dem sie angehören; sie werfen einander den gegenseitigen Druck vor, beklagen oder ermuntern einander, bis sie nach und nach ihre eigene Arbeit der grossen gemeinsamen Arbeit immer besser anpassen lernen, die nötig ist, damit das Schiff halte und seine Aufgabe erfülle. —

Schon dieses Bild gibt uns eine Ahnung der Lage, in der ein Individuum sich befindet, wenn es versucht, sich eine Vorstellung von der Gemeinschaft zu bilden, von der es selbst ein kleines Glied ausmacht. Oder nehmen wir lieber an, — da die menschliche Gesellschaft —, wie einig oder uneinig man in einer streng biologischen Betrachtung davon ist, — doch unter allen Umständen mehr Ähnlichkeit mit einem Organismus als mit einer mechanischen Verbindung wie einem Schiff hat —, nehmen wir an, sage ich, dass eine Zelle im menschlichen Körper versehen wäre mit einem gewissen Bewusstsein von ihrem Platz in diesem Körper, von ihrem Verhältnis zu den anderen

Zellen und zu dem ganzen Körper. Es ist dann wohl klar, dass von einem solchen Bewusstsein bis zu einem wirklichen V e r s t ä n d n i s des Wesens und der Bedeutung des menschlichen Gesamtorganismus ein grosser Schritt ist.

Darum ist es auch so natürlich, dass wir Menschen mit unserem beschränkten Individualbewusstsein der Natur der höheren Einheit, der menschlichen Gemeinschaft, von der wir selbst ein Glied bilden, so zweifelnd und schwankend gegenüberstehen. Es ist natürlich, dass die Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft die letztgeborene aller Wissenschaften ist. Alle andern Wissenschaften beschäftigen sich entweder mit Dingen, die ganz ausserhalb oder ganz innerhalb unseres Ich sind. Die Soziologie aber beschäftigt sich mit einer höheren Zusammensetzung, in der wir selbst Glieder bilden, — mit einem Etwas, das weder ganz ausserhalb noch innerhalb unseres Ich ist, in dem wir aber selbst leben, wirken und aufgehen. Ich möchte in dieser Verbindung nicht von den b e s o n d e r e n Schwierigkeiten reden, die einer objektiven Auffassung der sozialen Phänomene begegnen, und die hauptsächlich Spencer in seinem „Study of Sociology“ stark betont. Aber ich muss schon hier aufmerksam machen auf die a l l g e m e i n e Schwierigkeit, die Natur der menschlichen Gesellschaft an sich zu verstehen, die darin liegt, dass wir sozusagen den Wald nicht vor lauter Bäumen sehen, dass es uns so schwer fällt, diejenige Einheit ins Auge zu fassen, von der wir selbst Glieder oder Elemente bilden.

Um nun einen Schritt weiter zu gelangen, müssen wir darum versuchen, einen Augenblick aus uns selbst herauszugehen, um zu sehen, ob es möglich sein sollte, einen steten Stützpunkt ausserhalb der Erde zu finden, wenn auch nicht um sie zu bewegen, so doch um sie zu betrachten. Mit andern Worten: versuchen wir uns in die Lage zu versetzen, in der eine gänzlich vorurteilslose, nicht-irdische Intelligenz die Dinge auf der Welt und besonders alles, was wir vorläufig als gemeinschaftsmässige Bildungen bezeichnen wollen, betrachten würde. Wir lassen also ein solches, nicht-irdisches, intelligentes Wesen die Erdkugel in die hohle Hand nehmen und das Leben studieren, das sich auf der Oberfläche findet. Der Beobachter richtet zunächst sein Augenmerk auf die Einzelercheinungen: die Pflanzen wachsen, Tiere und Menschen laufen um einander. Bald bemerkt er jedoch auch, dass es gewisse zusammengesetzte Einheiten gibt. Bäume mit ihren Ästen, Zweigen, Wurzeln, Blüten, alles wesentlich gleichartige Teile eines Ganzen und dennoch bis zu einem gewissen Grade fähig, ein selbständiges Leben zu führen. (Ableger, Stechlinge). Was hier als Individuum, und was als höherer Organismus, von Individuen zusammengesetzt aufgefasst werden

muss, wird nicht so leicht zu entscheiden sein. Dasselbe gilt gewisse Tiere oder Tierkolonien unter den Infusorien, Polypen, Mollusken etc., wo der äussere Eindruck z. B. eines Korallstockes gleich dem einer Pflanze sein wird. — Auch andere Gruppierungen werden die Aufmerksamkeit auf sich lenken: unter den Pflanzen die Wälder, unter den Tieren die Familie, die Herde, und in noch genauerem Zusammenhang und schärfer abgegrenzt: Bienenkörbe, Ameisenhaufen, Nester der in Kolonien bauenden Vögel usw.

Wendet unser Beobachter sich jetzt zu den Menschen, werden ihm zunächst die an Gebäude und ähnliche äussere Einrichtungen angeschlossene Gruppen auffallen. So die Wohnung, wo man denselben Kreis von Personen aus- und eingehen sieht, die Fabrik mit demselben Schwarm von Arbeitern usw. Dann die Anhäufung der Häuser zu Ortschaften, Dörfern, Städten. Zuweilen wird die lokale Abgrenzung dieser Gruppierungen scharf sein wie z. B. bei der Stadt nach dem mittelalterlichen Typus, dem Gehöft um einen gemeinsamen Hofplatz usw. Zuweilen wird die Abgrenzung weniger sichtbar und bestimmt sein, wie bei der modernen Grossstadt, die unmerklich in das sie umgebende Gelände mit seinen Dörfern und Vorstädten hinübergleitet. Der erste, — und wie wir wissen, — falsche Eindruck des Beobachters wird sein, dass die menschlichen Gemeinschaften streng an diese äusseren Häusergruppen gebunden sind. Eine grosse Mietskaserne mit hundert unter einander ziemlich unbekannten Bewohnern würde eine ebenso scharf abgegrenzte Menschengemeinschaft scheinen, als der Bienenkorb eine Tiergemeinschaft ist, und die Stadt würde weniger abgegrenzt scheinen, ungefähr wie der Wald oder der Ameisenhaufen oder die Nesterkolonie.

Eine etwas längere Beobachtung würde den Beobachter lehren, dass es auch andere Arten von Gruppen gibt: ethnische Gruppen, z. B. Rassen, Stämme, Völker mit kleineren oder grösseren Verschiedenheiten in Aussehen, Kleidung, Bauart, Sprache, Lebensweise usw.

Eine fortgesetzte und eingehende Betrachtung würde jedoch den Beobachter dazu bringen, im wesentlichen seine ersten Eindrücke zu berichtigen. Er würde bald erkennen, dass das Haus oder die Häusergruppe nicht notwendigerweise eine wirkliche Einheit oder Gemeinschaft bezeichnen, indem er entdeckt, dass die Menschen, die dort wohnen, oft nichts mit einander zu tun haben, keine gemeinsame Organisation besitzen noch eine gemeinsame Funktion ausüben, oder jedenfalls nur an einer gemeinschaftlichen Arbeit teilnehmen, die auf bestimmte Arbeitsstunden beschränkt ist. Andererseits entdeckt der Beobachter neue, anfangs unsichtbare Gruppen und Vereinigungen: Actiengesellschaften, Vereine, Glaubensgemeinschaf-

ten, politische Parteien, Gemeinden, Staaten. Der Beobachter wird sehen, dass man innerhalb dieser Gruppen nach gemeinsamen Plänen handelt, den Behörden gehorcht, dass gegenseitige Unterstützung stattfindet u. s. f. Teilweise würde er das Gebiet der Staaten erkennen können durch gewisse äusserliche Symbole, wie Nationalfarben, Fahnen und Uniformen.

Wir nähern uns jetzt allmählich dem, was uns hier besonders interessiert. Wie bekannt, gibt es unter den Soziologen eine Richtung, deren Anhänger als *Biologen* bezeichnet werden können, die nicht nur die menschliche Gemeinschaft als Organismus bezeichnen, sondern die mit Vorliebe Glied für Glied diese Gemeinschaft mit dem individuellen Organismus vergleichen. Unsere erste Frage lautet dann: „Würde es jenem Beobachter nahe liegen, diese von ihm zuletzt entdeckten Gruppen mit dem individuellen Organismus, dem einzelnen, höher organisierten Tier oder Menschen zu vergleichen?“ Dieses kann man wohl sicher verneinen. Bei einer äusseren Betrachtung würde sich hier keine wesentliche Ähnlichkeit darbieten. Der höher organisierte tierische Körper ist scharf von der Aussenwelt abgegrenzt und hat einen ganz bestimmten Typus mit einer Grösse, deren Abänderungen sich innerhalb sehr enger Grenzen bewegen; mit einer genau bestimmten Anzahl Glieder, Sinnesorgane und anderen Organe, weder mehr noch weniger. Hier kann weder etwas hinzugefügt noch fortgenommen werden, ohne dass eine Missgestalt oder Verstümmelung entsteht. Ein Auge, eine Zehe, ein Horn, ein Knochen zu viel oder zu wenig macht das Individuum abnorm, und der Verlust eines einzelnen Gliedes wird oft den Tod zur Folge haben. Von einer wesentlichen Umformung des Individuums zu einem neuen Typ kann auch keine Rede sein. Innerhalb der irdischen Bedingungen wird die Frage nicht entstehen, ob man das Individuum in eine andere Form ummodelln kann. Auch gibt es unter den höheren Organismen keine Möglichkeit, nach der man ein Individuum in zwei lebensfähige Individuen teilen, oder zwei Individuen zu einem vereinen könnte, usw.

Alles dieses wird sich bei einer unmittelbaren Betrachtung der menschlichen Gruppen und Gemeinschaften ganz anders darstellen. Hier gibt es keine solche scharfe Abgrenzung. Dieses fällt vielleicht am klarsten in Augen an Gruppen- und Gemeinschaftsbildungen auf einem primitiven Standpunkt, wo es für die Soziologie eine unlösbare Aufgabe sein würde, in jedem einzelnen Fall zu entscheiden, welche Individuen den verschiedenen, mehr oder minder in einander übergehenden Gruppen, Horden oder Stämmen angehören. Das nämliche aber gilt in der Tat auch für die Gemeinschaften unserer Zeit. Dann und wann, wenn auch äusserst selten, kann das, von einer

menschlichen Gemeinschaft bewohnte Territorium einigermaßen scharf begrenzt sein, z. B. eine Insel oder Halbinsel bilden. Bei weitem seltener aber wird diese territoriale Begrenzung, die je überhaupt für eine Gemeinschaft etwas Untergeordnetes ist, die wirkliche Begrenzung der betreffenden Gemeinschaft sein. Sie wird z. B. ihre Herrschaft über andere Territorien, Nebenländer und Kolonien ausdehnen, ihre Mitglieder werden sich auch ausserhalb des Territoriums bewegen, ja sogar zu Zeiten ausserhalb desselben wohnen. Vielfach sind auch die Gruppen und Gemeinschaften nicht an ein Territorium gebunden, das dem Gedanken einer solchen äusseren Begrenzung der Gemeinschaft einen Stützpunkt bieten kann. Solche Gemeinschaften können ausgedehnt, geteilt, vereint werden; man kann ihnen einen ganz neuen Charakter geben, und zwar in einer Weise, die absolut nichts Entsprechendes hat in dem individuellen Organismus. Ja, sogar die territorial abgegrenzten, politischen Gemeinschaften können Grenzverschiebungen, Teilungen, Verbindungen, Einverleibungen unterlegen sein, ohne dass dieses das fortgesetzte normale Leben der Gemeinschaft oder der Gemeinschaften hemmt. Man denke nur an alle die Veränderungen, die die Landkarte Europas im Lauf der Zeiten erfahren hat, alle Neubildungen von Staaten und Staatenverbindungen, die stattgefunden haben. Um nur einige der jüngsten Veränderungen zu erwähnen: der Übergang Finlands von Schweden nach Russland, Schleswig-Holsteins von Dänemark nach Deutschland, die Eroberung Elsass-Lothringens durch die Deutschen, seine Ausscheidung aus Frankreich und Einverleibung in das deutsche Reich, — mit welchem biologischen oder organischen Prozess könnte man eine derartige Überführung einer Masse von einem Staatskörper zum andern vergleichen? Ein jeder wird sehen, dass die Überführungen von Blut, Haut und teilweisen Muskelpartien, die bei dem individuellen Körper in äusserst beschränktem Umfange stattfinden können, und die hier immer einen abnormen und pathologischen Charakter haben, keinen wirklichen Vergleichungspunkt darbieten.

Dieser Mangel der menschlichen Gemeinschaften an Unteilbarkeit und scharfer Abgrenzung steht in genauem Zusammenhang mit der Schwierigkeit, überhaupt bei der einzelnen, konkreten Gemeinschaft nachzuweisen, was dazu gehört und was nicht. Eine ähnliche Schwierigkeit findet sich nicht bei den höher organisierten Individuen. Was aber eine konkrete (staatliche) Gemeinschaft in sich begreift, lässt sich oft nur mit grösster Schwierigkeit bestimmen. Nicht weniger schwierig als diese tatsächliche Begrenzung des Umfangs der einzelnen Gesellschaft ist die begriffliche Begrenzung des Umfangs der Gesellschaftskategorie, die Bestimmung also, welche Gruppen-

bildungen soziale Gemeinschaften zu nennen sind und welche nicht. Mit diesen Fragen haben die Soziologen sich merkwürdigerweise wenig beschäftigt. Der abstrakte Begriff „menschliche Gesellschaft“, dessen Charakter und Wesen, ist mehr als genug studiert worden. Es finden sich aber kaum deutliche Merkmale, die uns erlauben zu sagen: Hier habe ich es mit einer Gesellschaft zu tun und hier nicht.

Von dem Gesichtspunkt der „Psychologen“, — jener auf einer psychologischen Grundlage arbeitenden Soziologen, ist es allerdings nicht nötig, dergleichen bestimmte Merkmale aufzustellen. Sie beschäftigen sich (wie z. B. Giddings), mehr mit dem Gesellschaftsleben als mit der Gesellschaft. Sie sehen überall ein Gesellschaftsleben, wo Tiere oder Menschen zusammen leben und wirken, mit einander verbunden durch die Bande des Gattungsgefühls und der Sympathie.

Die „Biologen“ aber, Verfasser wie z. B. Schäffle, Lilienfeld, Worms, denen die menschliche Gesellschaft ein lebendiges, beseeltes Wesen von derselben Gattung wie der individuelle Organismus bedeutet, sollten doch die Verpflichtung haben, uns bestimmt zu sagen, welche menschlichen Gruppierungen es sind, die sie als ein solches Wesen auffassen. Allerdings richten diese Gruppe von Verfassern wesentlich ihr Augenmerk auf die höchste, am allseitigsten entwickelte, am stärksten konzentrierte und am klarsten abgegrenzte Form des menschlichen Gesellschaftslebens, nämlich auf die als souveräner Staat organisierte, scharf abgegrenzte Nation. Gewöhnlich aber erkennt mandoch auch von der Seite, dass es viele Arten von Gemeinschaftsbildungen gibt, und dass man nicht bei dem Staat als solchem stehen bleiben darf. Das würde auch ganz unmöglich sein. Denn dann würden die spitzfindigsten, völlig staatsrechtlich-systematischen Distinktionen entscheiden, was ein lebendiges, einheitliches Wesen sei und was nicht. Ist die bairische staatliche Gemeinschaft ein lebendiges, beseeltes, einheitliches Wesen, obgleich sie nicht souverän ist, sondern ein Glied des deutschen Reiches? Im bejahenden Fall, ist auch Finnland ein solches lebendiges, beseeltes, einheitliches Wesen, obgleich man dessen Charakter als Staat in Zweifel ziehen könnte, — oder ist dasselbe der Fall bei dem Königreich Böhmen oder bei Irland, deren nichtstaatlichen Charakter man nicht bezweifeln kann? Oder das deutsche Reich, das nach der meisten, wohl richtigen Meinung ein Staat ist, der aber doch aus Staaten zusammengesetzt ist? Im bejahenden Fall, welche biologische Analogie aus der höheren Tierwelt hätte man denn für ein derartig zusammengesetztes, einheitliches Wesen? Oder die kanadische Union, die selbst aus Staatengliedern besteht und dabei ein Glied

im britischen Reich ist? Man wird leicht sehen, dass der staatsrechtlich-technische Begriff „Staat“ unmöglich für dasselbe entscheidend sein kann, was, soziologisch gesehen, als menschliche Gesellschaft, d. h. als lebendiges, beseeltes, einheitliches Wesen aufgefasst werden muss. Verläßt man aber diese Grenze, wird es, wenn möglich, noch schwieriger, eine andere, derartige Grenze zu ziehen. Selbst wenn wir uns auf die verhältnismässig einfachen Gemeinschaften beschränken: die politischen, die in einem Überordnungs- und Unterordnungsverhältnis organisiert und territorial begrenzt sind, so ist schon da die Schwierigkeit gross genug. Man müsste wohl dann jede provinziale, koloniale und kommunale Gemeinschaft als ein solches, einheitliches Wesen auffassen. Dann aber würde ja der Staat eine noch merkwürdigere, zusammengesetztere, und von den individuellen Organismen der höheren Tierwelt verschiedenere Bildung. Dazu kommt, dass der Übergang von einem nur administrativen Bezirk zu einer kommunalen Einheit oft so schwach und unmerklich sein kann, dass es auch einen seltsamen Eindruck machen würde, sollte die Entscheidung, ob wir ein lebendiges, beseeltes, einheitliches Wesen vor uns haben oder nicht, von solchen, rein technisch-juridischen Distinktionen abhängen. Der Umstand z. B., dass eine Provinz oder eine andere höhere Kommune die beschliessende Gewalt in gewissen, kommunalen Angelegenheiten hat, gibt die volle Berechtigung, eine solche Kommune als eine politische Gemeinschaft zu bezeichnen. Angenommen aber, dass diese selbständige, beschliessende Gewalt so zu einer nur beratenden Gewalt geschwächt oder reduziert würde, dass man juridisch-technisch in Zweifel geraten könnte, ob wir einen rein administrativen Bezirk oder zugleich eine kommunale Gemeinschaft vor uns hätten, so müsste je nach der organischen Theorie die Entscheidung dieses Zweifels zugleich dafür entscheidend sein, ob wir ein lebendiges, beseeltes, einheitliches Wesen vor uns hätten oder nicht, was man nicht ohne die grösste Ungereimtheit annehmen könnte. In diesem Zusammenhang müssen wir auch der vielen, in der Welt umherstreifenden Individuen gedenken, die nur mit ganz schwachen, häufig nur mit formellen Banden an eine einzelne konkrete Gemeinschaft gebunden sind. Wie sollte man diese losgerissenen „sozialen Zellen“ nach einer biologischen Gemeinschaftstheorie auffassen?

Nicht weniger schwierig als diese Einschränkung durch den Raum ist die Einschränkung durch die Zeit. Das Individuum lässt sich als solches nachweisen von der ersten Keimzelle an und wenigstens, bis der Körper nach dem Tode zerfällt. Die menschliche Gemeinschaft aber? Wer wird es auf sich nehmen, den Nachweis zu liefern, wann z. B. die französische staatliche Gemeinschaft zuerst

als solche auftrat? Die Keime davon gehen sicherlich so weit in der Zeit zurück, wie die menschliche Forschung kommen kann. Aber die eben angewandte Mehrzahlform zeigt gerade, dass wir es nicht mit einem individuellen Keim zu tun haben, sondern mit einem Konglomerat oder einem Gewächs, das unendlich viel Keime oder Elemente hat. Eine Reihe Gesellschaftsbildungen haben im Lauf der Zeit je ihren Beitrag gezollt, Rassen haben sich gekreuzt, Stämme einander bezwungen oder sind in einander aufgegangen, und langsam und unmerklich hat sich ein Etwas entwickelt, das ein so einheitliches Gepräge trägt, dass man von einer Nation, einer staatlichen Gemeinschaft reden kann, die gewisse Ähnlichkeiten mit dem individuellen Organismus darbietet.

Treten wir ausserhalb der mehr oder minder scharf territorial abgegrenzten staatlichen Gemeinschaften, werden die Schwierigkeiten nicht geringer. Bei einem gewöhnlichen Kontrakt zwischen zwei Personen wird natürlich niemand annehmen, dass eine Gemeinschaft im Sinne eines neuen, lebendigen, beseelten, einheitlichen Wesens geschaffen wird. Was sollen wir aber sagen von einem Kontrakt, der eine bestimmte, beschränkte, gemeinsame Arbeit betrifft, wie z. B. eine gewöhnliche Handelsgesellschaft, gegründet von zwei Teilhabern, A. und B? Ob man einer solchen Gesellschaft den Charakter eines juridischen Rechtssubjekts, einer juridischen Person beilegen darf, wird von den Verordnungen der Gesetzgebung des einzelnen Landes abhängen. Ist sie aber, unangesehen dieser Bestimmungen, anzusehen als eine Gesellschaft im Sinne eines lebendigen, beseelten, einheitlichen Wesens? Das werden wohl wenige annehmen. Es ist wahr, dass eine hundertjährige, alte, mächtige Handelsfirma, übernommen und geleitet von einer Generation nach der andern, mit ihren ausgedehnten Verbindungen und sicheren Traditionen, sich der Phantasie als solch eine Art lebendigen, bewussten Wesens darstellen kann, was sicherlich auch einen gewissen zwingenden Einfluss auf den einzelnen Leiter der Firma ausüben kann. Dies sind aber doch Gedankenbilder. Und wo sollte man hier die Grenzen ziehen? In derselben Weise wird auf vielen Gebieten eine schwache und unsichere Grenze sein zwischen dem, was ausschliesslich ein kontraktmässiges Zusammenarbeiten ist, und dem, was die Bildung eines neuen Rechtssubjekts ist, das man möglicherweise als Gemeinschaft in bio-soziologischem Sinn auffassen könnte. Nennen wir nur noch die internationalen, verwaltungsmässigen Vereinigungen wie der Weltpostverein, der Zollverein, die internationalen Gewichts- und Messbüros, der von der sogenannten Donaukommission repräsentierte Kreis von Ländern usw. In vielen solchen Fällen wird man juridisch-technisch geltend machen können,

dass man es nicht mit einem rein kontraktmässigen Verhältnis zu tun habe, sondern dass eine Organisation und Bildung eines neuen selbständigen Rechtssubjekts stattgefunden habe. Dagegen bio-soziologisch zu behaupten, dass wir hier lebendige, beseelte, einheitliche Wesen einer ähnlichen Art wie das höhere Individuum der höheren Gattung vor uns hätten, wird wohl niemandem einfallen.

In zahlreichen anderen Fällen finden Gruppierungen zwischen den Menschen statt, ohne dass diese sich als Rechtssubjekte organisieren. Ich denke an die grosse Menge religiöser, wissenschaftlicher, philanthropischer und politischer Verbände und Vereinigungen. Wo tritt hier eine Gemeinschaft als eine bestimmte, klar abgegrenzte, konkrete Einheit auf? — Einige Menschen treten zusammen, um die Wahlarbeit vor einer politischen Wahl in einem Wahlkreis zu leiten. Das ist doch offenbar keine Gemeinschaft in diesem Sinn; es kann auch dadurch keine werden, dass eine Anzahl Menschen darauf eingeht, jährliche Beiträge für die Ausgaben der Wahlarbeit zu zahlen, oder dadurch, dass diese Beiträger als Mitglieder eines politischen Vereins mit einem angenommenen Namen bezeichnet werden. Man kann sich aber durchaus denken, dass eine politische Vereinigung eine solche Festigkeit erreichen würde, so abgegrenzt und organisiert wäre, und ein so tätiges Gemeinschaftsleben ausübte, dass sie ebenso sehr den Namen einer wirklichen Gemeinschaft verdiente wie irgendwelche andere Gruppenbildung innerhalb der höchsten Gemeinschaftsform, der staatlichen Gemeinschaft. Es wäre aber unmöglich zu sagen, wo bei einer solchen Vereinigung die Grenze läge zwischen dem Nichtsein und dem Werden in bio-soziologischem Sinn, d. h. wann sie noch kein lebendiges, beseeltes, einheitliches Wesen wäre, wann sie eines würde.

Es ist mir auffallend, dass ich, — soweit meine Kenntnisse reichen — nicht in der ganzen soziologischen Literatur, — in dem langwierigen Streit zwischen den „Biologen“ und ihren Gegnern diese mangelnde tatsächliche und begriffsmässige Beschränkung der konkreten Gemeinschaftsbildungen betont finde als die entscheidende Grenzscheide zwischen Gesellschaft und individuellem Organismus. Alles was man sonst hervorgehoben hat, wie das Bewusstsein der Gesellschaftselemente im Gegensatz zu dem fehlenden Bewusstsein der Zelle, der Mangel der Gesellschaft an einem Zentrum des Bewusstseins, dem Gehirn des tierischen Körpers entsprechend, die weniger feste, gegenseitige Verbindung usw., alles das mag ganz schön sein; aber es können immer Zwistigkeiten entstehen über den entscheidenden Charakter dieser Merkmale. Es kommt mir aber als ein unbestreitbares und entscheidendes Merkmal vor, dass das tierische Individuum der höheren Gattung ein

unteilbares Ganzes ist, von bestimmter Grösse und bestimmtem Typus, scharf abgegrenzt von der Aussenwelt, sodass nicht der geringste Zweifel bestehen bleiben kann, was ein Individuum ist und was keins, während nichts von diesem für die menschliche Gesellschaft gilt, die geteilt und wieder zusammengesetzt werden kann, der eine bestimmte Begrenzung fehlt, deren Entstehungszeit unsicher ist, und wo es bei einer Menge Grenzgebiete unmöglich ist, mit entschiedener Gewissheit zu sagen, ob man eine konkrete, bestehende Gesellschaft vor sich hat oder nicht.

Allerdings erwarte ich jetzt einen Einwurf, der seinen Ausgangspunkt in den Beobachtungen jenes gedachten, nicht voreingenommenen Forschers wählen könnte. Wie oben erwähnt, würde es einem solchen Beobachter schwer fallen, in der Pflanzen- und niederen Tierwelt zwischen dem Individuum und der Gesellschaft oder einem, aus Individuen zusammengesetzten höheren Organismus zu unterscheiden. Hier tritt deshalb wohl ein ziemlich ähnlicher Mangel an abgeschlossener Einheit, scharfer Abgrenzung und Unteilbarkeit hervor, wie wir es bei der menschlichen Gesellschaft beobachtet haben. Zwei Bäume derselben Gattung können weit abweichender in bezug auf Typus und Grösse sein als zwei Tiere derselben Gattung. Von einem Baum kann man grosse Äste abhauen, ohne dass das Leben und die Gesundheit desselben geschädigt wird. Teils werden die losgetrennten Teile als Wurzelschösslinge, Stechlinge und Ableger ein selbständiges Leben führen können; ja, der einzelne Schössling tritt bis zu einem gewissen Grad als selbständiges Individuum hervor, sodass man insoweit auch etwas findet, das den oben erwähnten, verschiedenen, aus Gemeinschaften zusammengesetzten Gemeinschaften entspricht. Ferner lassen sich Pflanzen nicht nur teilen, sondern sie können bis zu einem gewissen Grade auch aus mehreren, ursprünglich selbständigen Individuen zusammenwachsen. Gebüsch und Gesträuch können verfilzt sein und derartige Wurzelverbindungen haben, dass es fast unmöglich ist zu sagen, wie die Grenzen des einzelnen Individuums zu ziehen sind, oder wo das Pflanzenindividuum aufhört und eine Art Pflanzengemeinschaft anfängt. Ich brauche nur anzudeuten, wie manches von dem Angeführten auch für das niedere Tierleben, für Mollusken, Polypen, Infusorien usw., z. B. für Korallen, ja selbst z. T. für etwas höher organisierte Tiere wie Regenwürmer gilt. Man würde also sagen können: „Nun, kann man die menschliche Gesellschaft nicht mit den höheren Tieren vergleichen, so doch jedenfalls mit den niederen und den Pflanzen, und so kann man sie doch einen Organismus nennen, dem individuellen Organismus analog. —

Hierbei möchte ich jedoch bemerken, dass diejenigen, die behaupten, die menschliche Gemeinschaft sein ein lebendiges, beseeltes, einheitliches Wesen, wohl nie etwas Ähnliches gemeint haben. Nach dieser Auffassung sagt es sich ja selbst, dass man die menschliche Gesellschaft gerade mit dem tierischen Individuum der höheren Gattung und besonders mit dem menschlichen Individuum vergleicht. So muss es ja auch sein. Ob man die menschliche Gemeinschaft einen Organismus oder einen Überorganismus nennt, sind sich ja alle darüber klar, dass die menschliche Gesellschaft von einem biologischen Gesichtspunkt auf der höchsten Entwicklungsstufe stehen und einen Typ darstellen muss, der dem höheren tierischen Individuum ebenso übergeordnet ist, wie dieses der Pflanze. Dann ist es ja aber undenkbar, dass die Gemeinschaft grössere Ähnlichkeit mit den niederen als mit den höheren Organismen darbieten sollte. Wir müssen auch ins Auge fassen, dass die Ähnlichkeit, die sich zwischen der menschlichen Gesellschaft und den niederen Organismen findet, wesentlich einen negativen Charakter trägt. Sie ähneln einander im *M a n g e l* an der bestimmten Grösse, dem bestimmten Typus, der äusseren, scharfen Abgrenzung, Einheit, Unteilbarkeit, der begriffsmässigen Trennung zwischen den Teilen und dem Ganzen. Sucht man aber die positiven Charakterzüge, Leben, Funktionen, die Bestimmtheit der Organe, den Willen und die Handlungsfähigkeit so müssen jegliche Analogien, die man finden kann, in dem individuellen Organismus der höheren Gattung gesucht werden. Gerade hier treffen wir dann jenen oben nachgewiesenen Grundunterschied in bezug auf faktische und begriffsmässige Begrenzung, auf Einheit und Unteilbarkeit, auf sicheren Typus usw.

(Schluss folgt.)

Gesetz und Sprache.

Von

Dr. G. Kleinfeller,

o. Professor d. R. an der Universität Kiel.

Der von Zeiller gemachte Vorschlag, einen Gerichtshof für authentische Gesetzesauslegung zu schaffen, ist nicht aus einem Misstrauen gegen die Fähigkeiten der Richter, sondern aus einem unbefriedigenden Zustand der Gesetzgebung zu erklären. Der Missstand, der bekämpft werden soll, hat eine ganze Reihe von Quellen: die Unübersehbarkeit der Gesetzesmasse, die ver-

fehlte Methode der Novellengesetzgebung, welche Sätze schafft, die mit dem ganzen nicht mehr übereinstimmen, der Redaktionsversehen begünstigende Weg der Gesetzgebung, endlich die Sprache der Gesetze. Es liegt nahe, zunächst die Beseitigung der Fehlerquellen selbst anzustreben, ehe man zu der vorgeschlagenen Neuorganisation schreitet, von der doch keineswegs gewiss ist, dass sie das Uebel beseitigen oder auch nur mildern wird. Dabei würde der Auslegungsgerichtshof immer noch als letztes Mittel übrig bleiben.

Die Auslegung wird immer, unbeschadet der übrigen Wege, von dem sprachlichen Gedankenausdruck ausgehen müssen. Die Behandlung der sprachlichen Mittel im Gesetz steht daher im Vordergrund des Interesses. Ist der Richter, wie jeder Untertan, dem Gesetz unterworfen, so muss das Gesetz und müssen alle die, welche am Zustandekommen des Gesetzes arbeiten, sich den allgemein gültigen Regeln der Sprache unterordnen. Auch für das Gesetz gilt die Regel: Wiederholungen sind besser als Verweisungen; nicht nur wird der Gesetzesbefehl dadurch klarer; der Redaktor wird durch die Wiederholung auch genötigt, den Gedanken auszudenken und kann so vor einer Unklarheit oder vor einer unzweckmässigen Anwendung des Satzes bewahrt werden, den er durch Verweisung erledigen wollte. Nur die eine besondere Regel ist für die Gesetzessprache aufzustellen: für den Gesetzgeber ist die Sprache niemals zu dem Zwecke da, die Gedanken zu verheimlichen, sondern sie auszusprechen.

Keine besondere Forderung ist die der Volkstümlichkeit oder Allgemeinverständlichkeit; nur ist diese Forderung heutzutage kaum mehr erfüllbar. Sie verlangt nichts anderes als Klarheit, wie es dem Wesen des Gesetzes als eines Befehls entspricht. Befehle müssen immer kurz und bündig sein. Volkstümlichkeit bedeutet dagegen nicht laienhafte Ausdrucksweise. Wenn z. B. KO. § 16 von einem Gemeinschuldner spricht, der in einem Miteigentum steht, oder wenn die ZPO. § 78 Abs. 3 zulässt, dass der beim Prozessgericht zugelassene Rechtsanwalt sich selbst vertritt, so wird dadurch zwar Niemand, jedenfalls kein Jurist irre geführt werden; aber löblich oder volkstümlich ist eine solche Sprache doch nicht; der denkende Laie, der mit seinem Bruder Miteigentum an einem Hause hat, wird versucht sein zu sagen: der Paragraph passt nicht auf mich, denn das Haus befindet sich im Miteigentum, ich befinde mich im Zustand des Miteigentümers.

Die Gesetzessprache kann durchweg volkstümlich d. h. derart sein, dass sie dem denkenden Laien klar ist, solange das

Recht selbst in allen seinen Einrichtungen die Eigenschaft der Volkstümlichkeit besitzt. Das Recht war einst in diesem Sinne volkstümlich, weil die Verhältnisse einfach waren, die es zu regeln hatte und weil die Sprache noch einfach, nicht durch das Eindringen fremder Satzbildungen verbildet war. Die deutsche Sprache wies zwar von jeher Stammeseigentümlichkeiten auf, aber es fehlte im Mittelalter der Unterschied zwischen der Sprache der Gebildeten und der Ungebildeten, der Unterschied zwischen der Laiensprache und der Juristensprache. Es konnte daher der Volkstümlichkeit der Rechtssätze keinen Eintrag tun, dass sich alle Volksgenossen oder später in jedem Gerichte die Schöffen beteiligten. Das Recht, das sie fanden, galt ferner nur für einen verhältnismässig kleinen Kreis z. B. für das Gebiet des lübischen, oder des Magdeburger Rechts oder für ein räumlich noch beschränkteres Gebiet.

In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts sollte volkstümliches Recht als ein gemeines Recht für ein Volk von über 40 Millionen, heute soll es für ein Volk von 65 Millionen geschaffen werden. Dieses Volk aber ist in eine Anzahl von Berufsständen gespalten, von denen jeder seine eigenen technischen Ausdrücke hat, daneben geht durch das ganze Volk die Spaltung in Gebildete und Ungebildete, in Schriftsprache und zahlreiche Dialekte. Die bekannten Schwierigkeiten, mit denen der Schwurgerichtsvorsitzende bei der Rechtsbelehrung zu kämpfen hat, wachsen bei der Gesetzgebung ins Ungemessene.

Man könnte meinen, gerade die Mitwirkung einer grossen Zahl von Volksgenossen aus den verschiedensten Ständen und aus allen Teilen des Reichs sei der einzige Weg, um hier zu vermitteln und ein gemeinverständliches Werk, ein volkstümliches Gesetz zustande zu bringen. Dabei rechnet man aber nicht mit den Schwierigkeiten, welche dem sprachlichen Ausdruck aus dem Gegenstande erwachsen. Jeder einzelne Rechtssatz soll mit dem ganzen Bau der Rechtsordnung harmonieren, soll sich als ein Stein in den Bau des einzelnen Gesetzes sowie der gesamten Rechtsordnung einfügen, ohne das Gleichgewicht und die Zweckmässigkeit zu stören. Von allen bei der Schaffung des Gesetzes mitwirkenden Personen beherrschen günstigen Falls einige wenige den ganzen Gesetzesentwurf mit den Beziehungen der einzelnen Teile zu einander und der einzelnen Sätze zur ganzen Rechtsordnung. Was würde dabei herauskommen, wenn der von einem Architekten entworfene Plan von 4—500 anderen Personen als Architekten, Ingenieuren, Installateuren, Maurern, Zimmerleuten, Steinmetzen, Klempnern, Dachdeckern usw. durch-

beraten und wenn über alle Einzelheiten nach Stimmenmehrheit beschlossen würde?

Eine weitere Schwierigkeit bringt der Geschäftsgang in dieser Gedankenfabrik mit sich. In der zweiten und dritten Lesung des Gesetzentwurfs werden Aenderungen vorgeschlagen und angenommen, deren Fassung vom Augenblick geboren ist. Die Kritik der aussen stehenden Juristen ist so wenig wie der Bundesrat in der Lage auf Fehler hinzuweisen, die solchen augenblicklichen Einfällen und übereilten Wortfassungen anhaften. Die zur Kritik Berufenen erfahren die neue Fassung in zuverlässiger Form zu spät, der Bundesrat steht dem Ende der Session des Reichstags gegenüber und will nicht an Einzelheiten das ganze Gesetz scheitern lassen.

Aber selbst wenn die Gedankenfabrik tadellos arbeiten würde, wäre es doch um die Volkstümlichkeit der Gesetzessprache übel bestellt. Der einzelne Satz kann, für sich allein betrachtet, sprachlich klar und leicht verständlich sein. Bei der Anwendung auf das Leben kommt jedoch meistens nicht nur ein Satz, sondern eine Vielheit von Rechtssätzen in Betracht, deren Verhältnis zu einander richtig nur beim Vorhandensein von Schulung und Uebung bestimmt werden kann. Endlich nötigt manchmal gerade die Rücksicht auf andere Rechtssätze zu bedingten und verklausulierten Satzbildungen, die sich von der der Volkstümlichkeit entsprechenden Einfachheit entfernen. Die Gesetzessprache kann auch nicht in dem Sinne volkstümlich sein, dass sie technische Ausdrücke vermeidet. Im Gegenteil fordert die Einheitlichkeit der Rechtsordnung, die Kürze, Klarheit und Bestimmtheit des Gesetzesbefehls, dass die gleichen Lebenserscheinungen überall mit dem gleichen Namen bezeichnet werden. Der Untertan muss sich an diese Sprache gewöhnen, wie der Angehörige eines jeden Berufsstandes sich an die hergebrachten technischen Ausdrücke seines Berufes gewöhnen muss. Der Untertan kann nicht verlangen, dass das Gesetz sich der im täglichen Leben bei Laien üblichen, oft recht verschwommenen Ausdrücke bedient.

Die Schwierigkeiten, die in der Sache selbst, in der Vielgestaltigkeit der Lebensverhältnisse und der Verwickeltheit der Rechtsordnung liegen, lassen sich nicht beseitigen. Die Missstände, welche sich aus dem Geschäftsgang ergeben, sind jedenfalls durch besondere Organisationen nicht zu überwinden, denn die Arbeit von Redaktionskommissionen leidet selbst unter dem Drang der Geschäfte; die Aufmerksamkeit und der Widerspruch einzelner Bundesratsbevollmächtigter kann an einer die Volksvertretung beherrschenden Stimmung des Augenblicks scheitern.

Nur die Selbstbeherrschung und die Selbstdisziplin der einzelnen Abgeordneten kann die Fehlerquelle vermindern, welche aus übereilten Anträgen und Beschlüssen in 2. und 3. Lesung entspringt.

Mag man nun noch so viele Entschuldigungsgründe für die bestehenden Mängel unsrer Gesetzessprache anführen, so darf man sich doch dabei nicht beruhigen. Fehler, die, wie der verrückt gewordene Grenzstein im BGB. (§ 919) oder das nur im Nirgendland denkbare Amtsgericht, bei welchem der Gemeinschuldner seine gewerbliche Niederlassung hat (KO. § 71), komisch wirken, werden der Auslegung keine besonderen Schwierigkeiten machen; der Jurist, der ein solches Gesetz anwenden muss, wird genötigt, sich über die Wortfassung hinwegzusetzen. Aber gerade solche leicht vermeidlichen Fehler erwecken den Verdacht, dass die zur Mitarbeit an der Gesetzgebung Berufenen der Sprache nicht die wünschenswerte Rücksicht angedeihen lassen.

Es würde eine undankbare Aufgabe sein und gehässig erscheinen, eine Liste solcher und ähnlicher grober Fehler aufzustellen. Dagegen muss auf die dringende Gefahr hingewiesen werden, welche sich aus solcher Misshandlung der Sprache ergibt. Wenn das Gesetz selbst den Richter nötigt, sich zu dem Faustischen Satz zu bekennen: Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen, so leistet es der Missachtung gegenüber dem Gesetz Vorschub und macht Propaganda für die freie Rechtsprechung. Das gilt aber nicht nur von jenen krassen Fällen, die dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen sind, sondern überall da, wo das Gesetz das gerade Gegenteil von dem sagt, was es bezweckt. Es entsteht die Gefahr, dass der Richter auch sonst, wo die Fassung nicht dazu nötigt, das, was er für zweckmässig hält, an die Stelle des Gesetzes setzt. Der strenge Gehorsam, den der Richter dem Gesetze beweist, ist eine Errungenschaft des modernen Staates; sie geht verloren, wenn die Gesetzessprache der Ungebundenheit verfällt und die an der Gesetzgebung Beteiligten sich damit trösten, dass der Jurist, oder, wie man sich auch auszudrücken liebt, die Wissenschaft das Richtige finden wird. In Wahrheit ist es nicht die Wissenschaft sondern die Praxis, welche sich dann den Weg bahnt; die Wissenschaft wird häufig erst durch Vorfälle in der Praxis aufmerksam.

Nachlässigkeiten in der Gesetzessprache wirken gerade so, wie verkehrte Einrichtungen verderbend auf die Psyche; sie bewahrheiten das Wort: Das eben ist der Fluch der bösen Tat, dass sie fortzeugend immer böses muss gebären. Es bleibt ein unvereinbarer Widerspruch, dass man von dem einzelnen Juristen peinliche Genauigkeit im Ausdruck bei der Abfassung von Ent-

scheidungen, Protokollen, Verträgen usw. fordert, dass aber das Gesetz, die Instanz, von der die Rechtsordnung ausgeht und welche den ganzen Gedankengang des Juristen beherrscht, sich solcher Genauigkeit nicht befleißigt. Es wäre ein nicht zu unterschätzendes Uebel, wenn Nachlässigkeiten der Gesetzesprache ansteckend auf die Juristensprache einwirken würde. Umgekehrt müssen die Juristen, wie sie überall sich als geistige Führer der Nation betätigen sollen, auch in der Sprache eine führende Rolle übernehmen. Ihre Aufgabe ist es, etwaige Mängel der Gesetzgebung, welche den Keim zu Streitigkeiten bergen, bei der Abfassung von Urkunden und bei sonstiger Beratung von Beteiligten auszugleichen. Unerlässlich ist darum der Einfluss auf die Entstehung von Gesetzen, der den Juristen eingeräumt wird. Unerlässlich ist darum auch eine gute sprachliche Vorbildung des Juristen als Bürgerschaft für die Erhaltung und Pflege einer guten Gesetzessprache.

Das Ergebnis ist also: *men not measures*. Wenn jeder, der unmittelbar oder mittelbar berufen ist, auf die Fassung von Gesetzen einzuwirken, nicht den Augenblickserfolg der Durchsetzung eines Vorschlags, sondern die Sache ins Auge fasst, wird auch die Sprache gewinnen. Dazu gehört aber, dass jeder sich die Notwendigkeit vergegenwärtigt, im kleinen getreu zu sein, sowie dass er die Verantwortung für den Schaden bedenkt, die eine kleine Nachlässigkeit als Glied in einer Kette gleicher Versehen für das Ganze verursachen kann. Wer nur den Teil und nicht das Ganze überschaut, unterliegt auch beim besten Streben der Gefahr, sich im Ausdruck zu vergreifen und etwas anderes zu erzielen, als er bezweckt: Widerspruch statt Feststellung eines Gedankeninhalts, Unklarheit statt Klarheit.

Die Sprache ist im Gesetz wie bei jeder anderen Gedankenäusserung nicht blos Formsache. Der gute sprachliche Ausdruck setzt einen klaren und bestimmten Gedanken voraus; er ist aber in einem grösseren Ganzen auch durch die sachliche Uebereinstimmung der Gedanken untereinander bestimmt. Jedes Gesetz sollte im Hinblick auf die Zukunft nicht nur ein Rechtsdenkmal, sondern auch ein Sprachdenkmal sein. Selbst wenn man damit rechnet, dass das Gesetz doch in 5 oder 10 Jahren wieder geändert wird, sollte man es mit dem sprachlichen Ausdruck nicht leicht nehmen, weil die Fehler des alten Gesetzes nur zu leicht ins neue übernommen werden. Unsere deutschen Gesetze sollten, ähnlich wie die Gerichtsverhandlungen, Erziehungsmittel für das Volk auch in Hinsicht auf die Sprache sein, ein Grund mehr zur Anspannung aller Kräfte.

Ein „juristischer Kulturkampf“!*)

Von

Josef Kohler.

Als ich seiner Zeit gegen Jhering und Windscheid auftrat, und nicht etwa, wie man mich beschuldigt hat, erst nach ihrem Tode, sondern in kräftiger Weise schon zu ihren Lebzeiten,¹⁾ waren es vor allem die Praktiker, welche sich gegen mich empörten. Ich will nur an den Artikel erinnern, den seiner Zeit mein engerer Landsmann Dreyer in Leipzig gegen mich geschrieben hat voller Seichtigkeiten und Banalitäten; und auch sonst hiess es, dass ich gegen diejenigen Männer losgezogen habe, welche der Stolz der deutschen Jurisprudenz seien und denen gerade die Rechtspflege am meisten folge. Leider, ich sage leider; denn dass die Praxis ihnen folgte, war eben ein Grundfehler; man hätte sonst die Gelehrten sich selber überlassen können, aber dass sie die Rechtspflege in ihre Wege leiteten, das war der Hauptgrund, warum ich mich in der schärfsten Weise gegen sie ausgesprochen habe. Und der Artikel Dreyers gegen mich war s. Z. gewiss nicht von ihm allein ausgegangen, sondern er war eben von einer Reihe von Praktikern inspiriert; nur hätte man einen unzureichenderen Kämpfen als Dreyer kaum finden können; namentlich wenn man bedenkt, wie damals der französische Senat, dem Dreyer angehörte, die hervorragende französische Rechtsprechung über Schadenersatz und andere Materien zurückgewiesen hat, sodass die Jahrhunderte lange Entwicklung des Code civil geradewegs zurückgedrängt wurde, als ob wir noch im Anfang des 19. Jahrhunderts stünden. Aber auch sonst hörte ich von seiten der Praktiker Stimmen des grössten Missbehagens, denn Windscheids Lehrbuch galt damals noch geradezu als Heiligtum und als Bibel.

Nun sind der Jahre 20 verstrichen, und jetzt regen sich die Praktiker und wollen von der Theorie nichts mehr wissen und schelten uns Theoretiker, dass wir aus lauter Scholastik die Welt irre führten und sie in die falschen Bahnen einer verkehrten Jurisprudenz lenken wollten. Warum haben sich die Praktiker nicht vor 20 Jahren erhoben? Warum haben sie mir nicht damals Recht gegeben? Dann wäre schon längst die Sache besser geworden und die schlimmen Verfehlungen der Praxis

*) Ernst Fuchs, Juristischer Kulturkampf, Verlag G. Braunsche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe (1912).

¹⁾ Nachwort zu Shakespeare; sodann Jahrb. f. Dogmatik XXVIII, S. 189.

wären vermieden geblieben. Zuerst schilt man mich, dann vergisst man, dass ich gegen die Verkehrtheiten zuerst meine Stimme erhoben habe.

Ich stimme mit dem Verfasser des Buches völlig darin überein, dass der Windscheidianismus ein Uebel für die Jurisprudenz war, wenigstens so, wie er in seinem Lehrbuch zur Ausprägung gelangte. Ich selbst habe damals ausgesprochen, dass man das Recht niemals in seiner Ruhe, sondern immer in seiner Bewegung, als Element des Werdens, verstehen müsse und dass insbesondere nie ein einzelnes Element ohne die übrigen in Betracht gezogen werden dürfe. Ich selbst habe gekämpft für die freie Auslegung der Gesetze und den Grundsatz ausgesprochen, dass die Auslegung nie dieselbe bleiben dürfe, sondern sich richten müsse nach den Anforderungen der Zeit. Ich habe in meinem Shakespeare dargelegt, wie es ein hervorragendes Phänomen der Geschichte ist, dass, wo überall sich Rechtsinstitute überlebt haben, die Jurisprudenz sich selbst hilft, wenn auch mit gewagten Kunstmitteln. Ich habe dies getan gegenüber Jhering, und ich bin derjenige, der gegen den Kultus Jherings am meisten aufgetreten ist: denn Banalität ist nicht dasselbe wie Genialität, und nichts ist weltfremder gewesen als Jherings Kampf um's Recht: denn wer das Leben nur einigermaßen kennt, der weiss, wie der Kampf ums Recht das ganze Dasein verbittert und zum Querulantentum führt.

Will man daher das Professorentum und die Leistung des Professorentums auf dem Gebiete des praktischen Rechtes würdigen, so darf man nicht tun, als wenn nur Windscheid und Jhering und etwa noch Oertmann vorhanden wären. Was hat nicht der unvergessliche Dernburg geleistet, um eine Rechtsprechung nach den Regeln der Billigkeit und der vernünftigen Abwägung der Verhältnisse herbeizuführen? was hat er nicht getan, schon in den Zeiten des preussischen Landrechts, und auch dann noch, als das bürgerliche Gesetzbuch bereits seine Schatten über uns gebreitet hat? Und wenn der Verfasser selbst soweit geht zu erklären, dass, wer die Geschichte der Berliner Juristenfakultät studiert, von Schauer erfasst werde ob all der leeren Nichtigkeiten, so will ich, der doch auch zur Berliner Fakultät gehört, jeden Praktiker, der sich etwa mit Patentrecht oder ähnlichen Materien, mit dem Zeichenrecht, mit dem unlauteren Wettbewerb befasst hat, fragen und will die zahllosen Patentanwälte und Richter in Patentsachen als Zeugen anrufen, ob dasjenige, was in dieser Beziehung von mir geleistet wurde, etwa zu den Nichtigkeiten gehört, ob man nicht gerade hierin die richtige Anleitung für

die Praxis gefunden hat! Als man seiner Zeit mir zu Ehren eine patent- und zeichenrechtliche Festschrift verfasste, waren es gerade Praktiker, die Jahre lang auf diesem Gebiete gearbeitet hatten, welche sich dazu vereinigten; und wenn das Reichsgericht noch neuerdings in der Entscheidung im 78. Band unrichtig argumentiert, — wenn es im Falle der Unzulänglichkeit des Patentbesitzes die erteilten Lizenzen für nichtig erklärt und die Lizenzgebühr zurückzahlen lässt, dagegen im Falle der Nichtigkeit des Patentbesitzes das Gegenteil annimmt, und wenn es dann noch einen verfehlten Unterschied zwischen einem nichtigen Patent und einem nichtigen Gebrauchsmuster konstruiert, — so ist dies gerade einer derjenigen Fälle, wo man mir nicht gefolgt ist und wo ich schliesslich Recht bekommen muss. Was aber das B. G. B., z. B. § 465, betrifft, so habe ich gegenüber den Wortauslegern stets Fortschritt gepredigt. Und gerade ich habe im Zivilprozess den Vorschlag gemacht, dass die Gesetzgebung sich in englischer Weise auf wenige grundsätzliche Bestimmungen beschränke, und dass die vielen Einzelheiten des Prozessfortganges mit all dem äusserlichen, aber notwendigen Kleinkram der Form in Instruktionen verwiesen werden sollen, welche von Zeit zu Zeit durch sachkundige Juristen überarbeitet würden, wobei sich dann von selber die formellen Kontroversen erledigten. Hätte man dies befolgt, man hätte mit einem Schlage alle jenen trostlosen Fragen abgeschnitten über die Art der Zustellung, über die Person des Zustellungsempfängers, über die Behandlung der Versäumung eines Parteieides, über die Berechnung der Fristen, ob die eine oder andere Frist verlängert werden darf u. s. w. Alle diese Dinge, welche die dickleibigen Zivilprozess-Kommentare zu $\frac{3}{4}$ ausfüllen und schon sehr viel Unheil angerichtet haben, weil eine kleine formelle Unebenheit den Verlust der wichtigsten Prozesse herbeiführte, fallen dann hinweg. Warum ist Gesetzgebung und Praxis mir nicht gefolgt? Warum haben die Praktiker mich nicht unterstützt?

Ich will nicht nur von Dernburg und von mir sprechen; ich darf fragen: Wer ist seiner Zeit gegen den ersten Windscheid'schen Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches lebhafter aufgetreten als Gierke, und zwar nicht etwa mit gelehrten theoretischen Gründen, sondern gerade aus der Beurteilung des praktischen Lebens heraus? Und was hat nicht Gneist für das Verwaltungsrecht und für die Verwaltungsgerichtsbarkeit getan? Und gehen wir auf das Strafrecht über, so frage ich: sind nicht von Mitgliedern der Berliner Universität Anregungen suggestiver Art ausgegangen, um die modernen strafrechtlichen Institute in

Deutschland einzubürgern, und habe nicht ich gegen die Formaljurisprudenz der Strafsenate am allermeisten geeifert und gerade, was die Lehre der Erpressung betrifft, hervorgehoben, dass, wenn man diesen Begriff formalistisch fasst, der ganze Verkehr an Energie und Sicherheit einbüsst und ein jeder schliesslich zur Memme werden muss, weil er, wenn er energisch auftritt, eine Erpressungsklage zu gewärtigen hat? Habe nicht ich den § 193 des Strafgesetzbuches als das Palladium der Presse aufgestellt! Das ist die Unfruchtbarkeit und Weltfremdheit der Berliner Fakultät!

Natürlich hat auch der Verfasser in vielen Punkten Recht, soweit er sich gegen die heutige Praxis kehrt; namentlich die reichsgerichtliche Judikatur leidet noch sehr viel unter dem Windscheidianismus, aber nicht nur unter diesem, sondern vor allem unter den Folgen des preussischen Landrechtes und des Friderizianismus in der Jurisprudenz! Der ganze Zug der Zeit Friedrichs II ging ja dahin, den Richter gleichsam zum Unteroffizier zu machen, der nach seiner Instruktion handeln muss; und wenn er freier dachte, so war dies eine Insubordination und eine Ueberhebung gegenüber seinen Vorgesetzten, nämlich gegenüber dem ihm übergeordneten Gesetze: ihm schuldete er das *sacrificio dell' intelletto*; weh, wenn er sich darüber erheben wollte — dann riskierte er, wegen Rechtsbeugung in das Zuchthaus zu kommen! Das war der Geist, in dem die ganze friderizianische Gesetzgebung abgefasst war, und dem entsprach auch die Art und Weise, wie Friedrich II. die Richter behandelte. Wie ganz anders war der Richtergeist in den französischen Parlamenten entwickelt, und der grössten einer, Napoleon, wusste wohl, was er tat, wenn er zwar in manchen Beziehungen durch Sondergerichte die Justiz beeinflusste, im grossen ganzen aber der freien Entwicklung des Richtertums keine Schranken in den Weg legte. Und nun gar das Richterkönigstum in England! Aber auch bei uns sind die Zeiten andere geworden. Der Einfluss früherer Jahrhunderte schwindet; jetzt weiss man, dass das Gesetz nicht das Recht ist, sondern dass das Recht durch das Zusammenwirken von Gesetz, Wissenschaft und Richterspruch gebildet wird.

Was aber die Theorie und ihre Berechtigung betrifft, so sind die Uebertreibungen des Verfassers handgreiflich. Theorie ist nicht gleich Scholastik. Die Scholastik besteht darin, dass man mit einem bestimmten Apparat von Begriffen arbeitet und diese Begriffe als Götzen behandelt, die, wie aus der Urschöpfung hervorgehend, als die Mütter aller Wesen unantastbar unser Denken regieren müssten. Nein, die Begriffe der Rechtswissen-

schaft sind nicht wie die platonischen Ideen; sie sind vielmehr Menschenschöpfung und wandeln sich mit der Erkenntnis, und jede neue Beobachtung muss die Begriffe erneuern und neue Begriffswerte einführen. Wenn etwa Puchta seiner Zeit das Pfandrecht an der eigenen Sache als eine Monstrosität erklärte, so zeigt dies die ganze falsche Methode, die ihn und so viele seiner Nachfolger beherrschte: es war eben der Irrtum, dass man das Pfandrecht als Recht an einer fremden Sache definierte, woraus man weitere Schlüsse zog; das Pfandrecht als Wertrecht aber kann auch an einer eigenen Sache bestehen, und nichts liegt im Begriff des Wertrechtes, was diesem widerspricht. So schaffen wir uns mit diesem neuen Begriff eine neue Bahn! Wenn wir auf diese Weise immer aus der Erfahrung heraus die Begriffe bilden, dann werden wir auf dem richtigen Wege sein, ebenso wie die Naturwissenschaft, und es ist vollkommen verkehrt, deshalb, weil die Technik etwas von der Wissenschaft verschiedenes ist, die Wissenschaft und ihre Bedeutung leugnen zu wollen. So lange wir ein Menschenantlitz tragen, werden wir nicht ablassen, neben der Technik auch die Wissenschaft zu pflegen, und werden wir versuchen, die Erscheinungen des Lebens, mögen es Erscheinungen des Naturlebens oder des Geisteslebens sein, möge es sich um Sitte oder um Recht handeln, auf Prinzipien zurückzuführen.

Ebenso ist es eine riesige Uebertreibung, die Geschichte des Rechtes gering zu schätzen. Will man denn alle Geschichtswissenschaft, namentlich auch die Kulturgeschichte zum Plunder werfen? Ob nicht im akademischen Leben zu viel Geschichte getrieben wird, ist eine andere Frage, und ebenso ist es eine Frage, ob die Art, wie die Geschichte gelehrt wird, immer die richtige ist. Von dem akademischen Unterricht will ich nicht sprechen; das ist bei anderer Gelegenheit zu tun. Aber alles dies hindert nicht, dass wir als denkende Menschen auch Geschichte zu treiben haben. Dabei muss hervorgehoben werden, dass die Lehre der deutschen Rechtsgeschichte viel bildender ist als die des römischen Rechtes, denn sie ist reicher und führt viel mehr in die Zeiten zurück, in welchen die gestaltenden Kräfte des Rechtes ihre Ursprünglichkeit zeigen. Die Theorie und Konstruktion hat ihr Recht, und die Geschichte hat ihr Recht, und die Technik hat ihr Recht, alles zur richtigen Zeit und im richtigen Zusammenhang.

Ebenso ist es eine riesige Uebertreibung, zu verkennen, dass die Technik auch der Wissenschaft unendlich viel zu verdanken hat. Ohne die chemische Wissenschaft wäre die Technik der synthetischen Chemie nicht entstanden, weder unsere Farben-

chemie noch die Technik der Darstellung der Vanille, des Indigos und des Eiweisses, worüber Emil Fischer, gewiss ein Sachkundiger, Auskunft geben kann, oder irgend ein Mitglied in den chemischen Abteilungen des Patentamtes. Und ebenso hätte ohne Hugo Groot das Völkerrecht niemals diesen Aufschwung genommen, und die Haager Friedenskonferenz wäre schwerlich zustande gekommen. Und das internationale Privatrecht wäre in den Kinderschuhen stecken geblieben, wenn nicht Savigny den wundervollen 8. Band seines Systems geschrieben hätte. Ebenso wurde es der Praxis nur durch die Patentwissenschaft möglich, die vielen heiklen und verwickelten Probleme des Erfinderrechtes zu lösen; und die allerwichtigsten Prozesse spielen sich ja durchaus nicht auf dem Boden des Bürgerlichen Gesetzbuchs, sondern auf dem Boden der Immaterialrechte ab!

Um zu zeigen, wie ich schon vor Jahren Dinge behauptete, die man heutzutage unter dem Titel von Freirecht und soziologischer Jurisprudenz erstrebt, möchte ich nur auf folgende Stellen aus meinen früheren Schriften hinweisen.

In den Jahrbüchern für Dogmatik XVIII, S. 146 schrieb ich im Jahre 1880 vom Rechtsbewusstsein:

„Schon im Römischen Rechte ist es die ständige Federkraft gewesen, welche die Entwicklung des Rechts zu einer immer höhern Stufe getrieben hat, und die römischen Juristen sind durch diese Kraft und nur durch sie die Förderer des Rechtslebens geworden. Ein Jeder aber, der ein neues, seither nur instinktiv gefühltes Prinzip praktisch verwirklicht oder theoretisch zum Bewusstsein bringt, der ist ein Förderer des Rechts, mag er nun Labeo oder Celsus heissen oder wie er will. Anzunehmen, dass nach dem Aussterben der römischen Juristen diese Federkraft erlahmt sei und wir nur an den Früchten der Alten zu zehren hätten, trotz unserer so verschiedenartigen Welt- und Lebensanschauung und trotz unserer so verschiedenartigen modernen Verkehrsinteressen, das hiesse dem lebenden Organismus des Rechts einen Selbstmord zumuten, an dem wir uns im Interesse unserer Wissenschaft zu zweifeln erlauben.“

Im Jahre 1883 schrieb ich in meinem Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz S. 87:

„Das Rechtsgefühl wird unbewusst die Operationen des Richters durchsickern, es wird seinem Urteile mit unwiderstehlicher Gewalt die Richte geben; der Richter wird die schlechtesten Gründe, die an sich Niemanden überzeugen würden, passieren lassen, und die Entscheidungsgründe seines Urteils sind dann

bloss Palliative, um dem Lichtbewusstsein, das in ihm lebt, von dem er sich aber keine klare Vorstellung machen kann, das gehörige juristische Relief zu geben; und wenn das Rechtsbewusstsein so lebhaft wird, dass es dem Richter unmöglich scheint, eine durch logische Deduktionen zu gewinnende Entscheidung in die Welt zu geben, so greift er nach jedem Strohhalme, nach jedem Scheingrunde, um seine Entscheidung nur zu motivieren, um nicht als unjuristischer Laie, als motivloser Gefühlsjurist dastehen zu müssen.“

Im Jahre 1885 schrieb ich in Grünhuts Zeitschrift XIII, S. 51:

„Das Rechtsleben ist eben unendlich, das Verkehrsstreben ist unendlich, die Liebe ist unendlich wie die Selbstsucht; die Ehrlichkeit wie der Betrug: immer wird das Verkehrswesen neue Seiten aufweisen, stets neue Bedürfnisse wachrufen, täglich neue Rätsel aufgeben — in allen diesen Fällen muss, soweit nicht die neue Gesetzgebung eingreift, die Jurisprudenz selbständig aus dem Organismus des Rechts heraus schaffen, sie muss, wie der Erfinder, das neue Problem mit Hilfe der alten Rechtsprinzipien zu lösen suchen — fürwahr eine neue Aufgabe, fürwahr eine geistige Tätigkeit, die weit ausserhalb des Kreises liegt, in welchem das Gesetz sich bewegt; es ist ein organisches Neubilden aus dem vorhandenen geistigen Organismus, es ist nicht ein Ausschöpfen des Gedankengehaltes, der bereits in der Gesetzgebung liegt.“

In einem muss ich dem Verfasser noch Recht geben, dass es von grossem Vorteile ist, wenn der Theoretiker Jahre der Praxis hinter sich hat. Ich habe es stets für einen Vorzug und einen Ruhm betrachtet, dass ich unmittelbar aus der Praxis hervorgegangen und auch nachträglich durch viele Gutachten mit der Praxis in ständiger Berührung geblieben bin.

Im übrigen bedarf die Masslosigkeit des Verfassers keiner Widerlegung, sie richtet sich selbst. Der Kulturkampf eines grösseren als des Verfassers machte Fiasko, weil er auf riesiger Einseitigkeit beruhte, die allerdings verzeihlich war, weil Bismarck den Katholizismus nicht kannte. Glaubt der Verfasser mit seinem Kulturkampf erfolgreicher zu sein? Wer die Leuchte des Fortschrittes trägt, ist so umsichtig, dass er Reformen erstrebt, aber keinen Kulturkampf beginnt.

Wille und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes.

Von

Dr. Julius Binder,

o. Professor d. R. an der Universität Erlangen.

(Fortsetzung.)

VI.

Im Vorstehenden habe ich zu zeigen versucht, wie m. E. die Lösung des Problems der W. E. gefunden werden kann; betrachten wir nun auch den Weg, auf dem der Verf. seine Lösung zu finden hofft. Er wendet sich S. 265f. mit Recht gegen die verschiedenen Versuche, den „erstrebten Rechtserfolg“ durch einen wirtschaftlichen, sozialen oder ähnlichen Erfolg zu ersetzen und meint, es sei die Bezugnahme auf einen Normenkomplex nicht zu entbehren und daher müsse die W. E. transzendent sein, d. h. sich an eine höhere, transzendente Instanz wenden, die eben nach des Verf. Ansicht die Rechtsordnung ist.¹⁵⁸⁾ Nun ist m. E. die Rechtsordnung selbst keineswegs ein transzendentes Wesen, sondern eine unseren irdischen Verhältnissen durchaus immanente Ordnung, eben die bindende Ordnung unserer Lebensverhältnisse; und sie ist keine Person, also auch keine mögliche Adresse für W. E. Dies kann sie nur werden durch eine schöpferische Tätigkeit unserer Phantasie, die etwa aus ius und fas schirmende und richtende Gottheiten macht.¹⁵⁹⁾ Aber dann hat die Wissenschaft die Aufgabe, diese Personifikationen zu zerstören und durch Realitäten zu ersetzen; sie muss fragen, wer denn eigentlich hinter dieser metaphysischen Adresse steckt. Auf diesem Wege also kommen wir nicht weiter. Aber der Verf. erschwert sich auch die Sache ganz unnötig. Das Problem ist ja, wie er selbst auch später, nur leider viel zu spät, erkennt, ein ganz nüchtern-juristisches; es handelt sich um die Frage, von welcher Art der Tatbestand ist, an den durch eine Rechtsvorschrift die Rechtsfolge geknüpft ist. Wenn nun die Rechtsordnung auf alle Transzendenz verzichten sollte, wenn sie ganz nüchtern und phantasielos sagen würde: Ich lasse den rechtlichen Erfolg eintreten, sobald die Parteien einander Erklärungen abgeben, die ersehen lassen, dass ein

¹⁵⁸⁾ Henle S. 271 vgl. mit S. 119; oben S.

¹⁵⁹⁾ Vgl. die Fetialenformel bei Livius I 32, 6: Audi Jupiter, audite fines, audiat fas.

Rechtserfolg von ihnen bezweckt ist; dieser Zweck, diese Absicht bildet für mich den zureichenden Grund, um einzugreifen — warum soll dies nicht „genügen“, warum soll dann in aller Welt die Rechtsordnung erst nochmals angerufen werden, um eingreifen zu können? Oder zu wollen? So anspruchsvoll ist unsere Göttin nicht. Ich bin natürlich mit dem Verf. (S. 274) der Meinung, dass die W. E. nicht auf „irgend einen Bindungserfolg“ gerichtet sein kann, und dass, wer verspricht, zusagt, sich verpflichtet usw., damit zweifellos erklärt, sich rechtlich zu binden (S. 277 ff.)¹⁶⁰⁾ und dass daher die W. E. in der Tat Rechtsfolgerichtung haben muss (278 ff.); ich bin damit einverstanden, dass in der W. E. der Wille zum Ausdruck kommen muss, „ein Rechtsgeschäft im Sinne der Rechtsordnung vorzunehmen“ (S. 285). Aber ich glaube, dass damit auch alles gesagt ist, was über die W. E. zu sagen ist und dass, wenn wir von des Verf. Auseinandersetzung mit den verschiedenen Theorien (z. B. S. 286 ff.) absehen, der Verfasser hier hätte seine Untersuchung abschliessen können.

Statt dessen fühlt sich der Verf. genötigt, nachzuweisen, dass das Anrufen des Rechtsschutzes im Allgemeinen nicht „denkbar ist“ (S. 287), was wieder auf eine merkwürdige mystische Weise geschieht. „Die faktischen Folgen verhalten sich zu dem Rechtswang wie Stoff zur Form“. „Der Rechtsschutz legt sich um die einzelnen faktischen Folgen und macht sie zu rechtlichen.“ Daher „gibt es keine bloss tatsächlichen Folgen, die nur als rechtlich geschützte gewollt werden“ (S. 288). Wer verkauft, richtet seine Erklärung nicht bloss auf wirtschaftliche Folgen unter Anrufung des Rechtsschutzes, sondern auf Rechtsfolgen; er verpflichtet sich rechtlich, die Kaufsache zu übergeben etc. etc.“ So gelangt der Verf. zu der Richtung der Erklärung auf die konkreten Rechtsfolgen (S. 288).

Aber wenn man sich diese Erörterung näher ansieht, so erkennt man alsbald, dass es sich überhaupt nicht um eine Deduktion, sondern nur um die ewige Wiederholung einer und derselben unbewiesenen Behauptung handelt. Warum, fragen wir, ist das Anrufen des Rechtsschutzes im Allgemeinen nicht denkbar? Ich meine, so gut ich den Inhalt eines verschlossenen Korbes im Allgemeinen kaufen kann, ohne ihn im Speziellen zu kennen und infolgedessen auch haben wollen zu können, so gut ich im Hôtel ein Menu bestellen kann, dessen einzelne Gänge mir unbekannt sind, so gut muss meine rechtsgeschäftliche

¹⁶⁰⁾ Gegen Lenel a. a. O. S. 164 ff.

Erklärung auf die Rechtsfolge im Allgemeinen gerichtet sein können, und dass sie es ist, beweist der Umstand, dass sie eben ein typisches, juristisches Schlagwort enthält, und niemals die einzelnen Rechtsfolgen aufzählt. Diese müsste der Erklärende kennen, um sie in die Erklärung aufnehmen zu können, was natürlich nicht der Fall ist; die einzelnen Rechtsfolgen kommen in die Erklärung immer nur auf dem Wege der Fiktion hinein und nichts weiter als eine Fiktion ist auch des Verfassers Behauptung über die Bedeutung der Verkaufserklärung. Denn wer verkauft, erklärt nicht, die Sache übergeben und das Eigentum daran verschaffen zu wollen — ich dünkte, über dieses „wollen“ wären wir mit dem Verf. schon längst hinausgekommen — sondern eben, zu verkaufen und nichts weiter;¹⁶¹⁾ die Rechtsfolgen stecken nicht in dieser Erklärung, sondern werden von ihr nur ausgelöst; so wenig wie z. B. die Bahnsteigkarte in dem Groschen steckt, den ich in den Automaten werfe. Der Verf. vermag eben nicht, sich von dem Grundgedanken und Grundfehler der Willenstheorie zu befreien.

¹⁶¹⁾ Schon ein Blick auf die meisten solennen Rechtsgeschäfte der Römer belehrt uns darüber, dass die Erklärung keine Willenserklärung ist, die auf den Eintritt einer Rechtsfolge gerichtet ist. Z. B. die Cretionserklärung: *eam hereditatem adeo cernoque; die nexi liberatio: me a te solvo liberoque hoc aere aeneaque libra; der Imperativ bei der Mancipationsformel: „eaeque mihi empta esto“* (Gai I 119) ist, wenn nicht überhaupt der Indikativ „est“ zu lesen sein sollte, nur eine scheinbare Ausnahme. Auch die Erklärungen: Ich kaufe, ich verkaufe, ich miete usw. sind nur Aussagen über etwas, was soeben geschieht und nicht, was geschehen soll; und das Wesen des *Versprechens* besteht gleichfalls nicht in irgend einer Anrufung der Rechtsordnung, oder in der Erklärung, dass irgend ein rechtlicher Erfolg eintreten werde, sondern in der Erklärung, dass der Erklärende etwas tun werde: *dabis? dabo. facies? faciam* usw. Diese Erklärung ist für die Rechtsordnung der zureichende Grund, die Rechtsfolge eintreten zu lassen, und diese Rechtsfolge steht unter Umständen mit dem Wortlaut der Erklärung in einem recht losen Zusammenhang. Die Kaufs- und Verkaufserklärungen lauten heute noch wohl nicht wesentlich anders als bei unseren Vorfahren vor 1000 Jahren und hatten damals einen unmittelbaren Austauschereffekt, während sie heute gegenseitige Verpflichtungen erzeugen; hier wegen dieses veränderten Rechtserfolges behaupten zu wollen, dass die Erklärungen des Käufers und des Verkäufers heutzutage eben Verpflichtungserklärungen seien, wäre eine reine Fiktion und die Meinung, dass die WE die Rechtsfolgen *enthalte*, ist der grosse Fehler von Hölders Lehre vom Inhalt der WE (vgl. das oben mehrfach zitierte Dekanatsprogramm). Oder hat vielleicht, wenn ich in Paris einen Gegenstand kaufe, meine Erklärung einen anderen Inhalt, als wenn ich sie in Berlin abgebe, wegen der Verschiedenheit von *code civil art. 1138* und *BGB § 433*? Man sagt also mit der angeblichen WE gar nicht, dass man etwas wolle, sondern dass man etwas tue. — Wie ganz anders sehen dagegen die Erklärungen des Erblassers bei den Römern aus: *heres mihi esto, heredem esse iubeo, damnas esto dare, liber ac heres esto, adito cernitoque*; man versteht es, dass hier der Ausdruck *deklarare voluntatem* gebraucht wird.

Gerade deshalb weil die W. E. nur eine typische Rechtsfolgeerklärung ist, sind die Sätze des Verf. (S. 292 ff.) richtig: dass die Erklärung nicht ausdrücklich auf Rechtsfolgen lauten müsse, dass „die juristische Konstruktion nicht zur Geltung kommen müsse“, dass die rechtliche Seite des Erfolgs nicht über die Bewusstseinschwelle des Erklärenden treten müsse“.¹⁶²⁾ Aber abzulehnen ist natürlich die Annahme von Pernice, dass man deshalb von einem „implicite-Wollen der Rechtsfolgen“ reden könne,¹⁶³⁾ oder das „unbewusste Wollen“ Breits.¹⁶⁴⁾ Alle derartigen Wendungen sind nichts weiter als verschleierte Fiktionen, die der Gelehrte als solche prinzipiell verwerfen muss.

Von dem hier eingenommenen Standpunkt aus ist ferner eine Lehre des Verf. abzulehnen, die im Grunde schon von seinem eigenen Standpunkt aus schwer zu begreifen ist. Der Verf. behauptet nämlich (S. 295 f.), die Erklärung brauche, um W. E. zu sein, sich nicht auf alle Rechtsfolgen zu erstrecken, sondern nur auf gewisse wesentliche Rechtsfolgen, Rechtsfolgen erster Ordnung.¹⁶⁵⁾ Aber wenn die Rechtsfolgen grundsätzlich deshalb eintreten, weil die Erklärung sie nennt, so ist nicht einzusehen, warum die Erklärung nicht alle Rechtsfolgen umfassen muss, wie also solche zweiter Ordnung nur denkbar sein sollen. Derartige Theorien wollen ihrem Vertreter in der Regel ein Hintertürchen öffnen, durch das er dem ihn verfolgenden Vertreter der Erklärungstheorie entschlüpfen zu können vermeint. Sie bedeuten das Eingeständnis, dass die vorgetragene Lehre das nicht leistet, was sie leisten soll, und diese Lehre des Verf. speziell gibt alles preis, was er bisher so mühselig erstrebt hatte und stellt das Problem genau wieder auf den alten Fleck. — Aber dabei handelt es sich im Grunde um nichts Neues; was in dieser Richtung zu sagen ist, hat im wesentlichen schon Kohler gesagt;¹⁶⁶⁾ nur dass es sich für ihn um einen Kampf gegen den subjektiven Rechtsfolgewillen, für mich um einen Kampf gegen den behaupteten Rechtsfolgeinhalt der Erklärung handelt; und wenn der Verf. S. 298 Kohler den Vorwurf macht, dass er nicht selbst bei jedem Rechtsgeschäft das Minimum der

¹⁶²⁾ Vgl. Henle S. 292 f. Dazu Wach, Arch. f. d. civ. Pr. Bd. 64 S. 241 f; Karlowa, Rechtsgeschäft S. 177; Eisele krit. Vierteljahrsschr. XX S. 7.

¹⁶³⁾ Pernice, Zeitschr. f. H. R. XXV S. 98.

¹⁶⁴⁾ Geschäftsfähigkeit S. 327 f.

¹⁶⁵⁾ Vgl. dazu die Literatur bei Henle S. 196 N. 112 und ausserdem Hölder, der Inhalt der W. E. S. 34 ff., Henle, Irrtum über die Rechtsfolgen S. 46 ff.

¹⁶⁶⁾ Jherings Jahrb. Bd. XVI S. 106 ff, 329 ff; XVIII S. 149 ff; XXVIII S. 193.

Rechtsfolgen aufgezeigt habe, die notwendig gewollt sein müssen,“ so übersieht er, dass Kohler die Lehre Zitelmanns von diesen Minimalfolgen bekämpft und dass affirmanti, non neganti incumbit probatio. Von dem Verf. also wäre zu verlangen, dass er seine Behauptung an der Hand des geltenden Rechtes bewiese, was ihm freilich m. E. kaum gelingen dürfte. Dabei kann es sich aber freilich nicht um rechtsgeschichtliche oder gar metahistorische Argumente handeln, wie das von Lenel vorgebrachte von der praejuristischen Existenz der Rechtsgeschäftstatbestände ist.¹⁶⁷⁾

Natürlich hat die objektive Rechtsfolgerichtung der W. E. mit dem subjektiven Erklärungswillen nicht das mindeste zu tun. Daher schliesst auch der Irrtum über diese „Richtung“ der Erklärung die Existenz der W. E. nicht aus; aber er kann, wie Henle S. 302ff. zuzugeben ist, die Anfechtbarkeit der W. E. begründen. —

Der Verfasser hat in seinem ersten Abschnitt zeigen wollen, dass, was in der W. E. in Ansehung des Bindungserfolges zum Ausdruck kommt, kein Seelenzustand des Erklärenden, keine seelische Beziehung zu dem Bindungserfolge sein könne (vgl. S. 305f.); er hat im zweiten Abschnitte geglaubt, den Bindungserfolg als den konkreten Rechtserfolg bezeichnen zu können, so dass das Ergebnis des Verfassers, das wir auf Grund unserer kritischen Bemerkungen freilich für nicht gesichert betrachten, in dem Satze besteht: Die Offenbarung eines Seelenzustandes in Ansehung des Rechtserfolges macht das Wesen der jur. W. E. nicht aus“ (S. 306). Es bleibt also dem Verf. noch die Aufgabe, zu zeigen, worin denn nun positiv das Wesen der W. E. besteht, und dieser Aufgabe unterzieht er sich in seinem dritten Abschnitt, der „Dispositions- nicht Offenbarungstheorie“ überschrieben ist. Es handelt sich dabei um den Nachweis, dass die Erklärung auf das Herbeigeführtwerden des Rechtserfolges „laute“, um die Begründung der „Dispositionstheorie.“ (S. 307.)¹⁶⁸⁾

Und zwar ist diese Dispositionstheorie als Befehlstheorie gestaltet (S. 309ff.); d. h. sie besteht im Näheren in der Lehre, „dass die W. E. auf einen Befehl laute ohne Offenbarung einer seelischen Beziehung zur Befolgung des Befehls.“ Dabei legt

¹⁶⁷⁾ Vgl. Lenel. Jherings Jahrb. XIX S. 155 u. 203. Dagegen Henle S. 300 f.

¹⁶⁸⁾ Ueber dieses „Lauten“ der Erklärung vgl. auch Henle, Irrtum über die Rechtsfolgen S. 20 ff, 33 ff, 46 ff und Hölder S. 19 ff.

¹⁶⁹⁾ Vgl. dazu die weiteren Bemerkungen Henles zu Hölder und Bülow S. 310.

sich der Verf. freilich selbst die Frage vor, die sich wohl jedem aufdrängt, der diese Formulierung zu Gesicht bekommt, ob nämlich ein solcher Befehl überhaupt denkbar ist, ob „ein Befehl erteilt werden kann, ohne dass zugleich ein Streben nach Befolgung des Befehls geoffenbart wird“ (S. 309).¹⁶⁹⁾

Diese Befehlstheorie hat eine gewisse Verwandtschaft mit den Theorien Hölders und Bülow's,¹⁷⁰⁾ wie Henle S. 310 ff. auch ausdrücklich betont, insofern für beide die W. E. im Grunde eine Sollenserklärung ist. Aber sie unterscheidet sich von beiden in sehr wesentlicher Weise dadurch, dass nach Henle¹⁷¹⁾ der Befehl nicht an Menschen sondern an den Normenkomplex adressiert wird; und während beide die Willenstheorie bekämpfen, ist Henle der allerdings etwas befremdlichen Meinung, dass durch diese Umwandlung der Willens- in eine Sollenserklärung gerade die Willenstheorie gestützt werde: „Die Willenstheorie, der Bülow den Untergang zu bereiten glaubt, hat vollsten Grund, alle Abwehr einzustellen, und in atemloser Spannung den Bemerkungen ihres Feindes volles Gelingen zu wünschen“. Das macht uns neugierig, zu erfahren, wie Henle sich diese Vereinigung der Sollenserklärung mit der Willenstheorie denkt. Freilich, möglich ist sie wohl ohne weiteres; es wäre selbst für den, der das Willensdogma ganz im klassischen Sinne vertritt, denkbar, dass neben der Sollenserklärung der Erfolgswille erforderlich wäre; es wäre dies ja einfach eine Frage des positiven Rechtes. Es ist natürlich ebenso möglich, dass neben die Sollenserklärung ein anderes psychisches Moment tritt, etwa das Sinnbewusstsein Henles. Aber doch verkennt Henle die eigentliche Tragweite der von Bülow geschaffenen Sachlage; und dies hängt damit zusammen, dass er auch das eigentliche Wesen der Willenstheorie verkennt. Die Bedeutung der Sollentheorie ist ja wesentlich negativ; sie kann für sich die Erklärungstheorie nicht positiv begründen, sondern ihr nur dadurch vorarbeiten, dass sie versucht, der Willenstheorie den Pfeiler zu entreissen, an den sie sich immer wieder anklammert, indem sie geltend macht: die Willenserklärung ist erforderlich, weil der Wille erforderlich ist. Dagegen, gegen den metaphysischen Glauben an die rechtsschöpferische Macht des Willens wendet sich die

¹⁷⁰⁾ Vgl. Hölder, Arch. f. d. civ. Prax. 73 S. 93 f.; krit. Vierteljahrschr. XXXII S. 294 ff.; Pand. S. 208 ff.; Kommentar S. 235, 239, 253 f.; Zur Theorie des WE (Festschr. f. Degenkolb) S. 32 f.; Zur Lehre von der Auslegung (Festschr. f. Bekker) S. 5 f.; Jherings Jahrb. 55 S. 416 ff. Bülow, Geständnisrecht S. 126 ff.

¹⁷¹⁾ Henle S. 313.

Sollenstheorie, indem sie geltend macht: Es handelt sich ja in Wahrheit gar nicht um eine Willenserklärung. Während ich im obigen gezeigt zu haben glaube, dass die Deduktion Savignys: Willenserklärung, also Wille und Erklärung schon aus dem Begriff der W. E. falsch sei, sucht Bülow zu beweisen, dass der Schluss nicht möglich ist, weil die Praemisse fehlt, weil eine W. E. gar nicht in Frage steht. Deshalb könnte es aber auch Henle im Grunde gleichgültig sein, ob diese Erklärung nun eine W. E. ist oder nicht und könnte er sich auf den Nachweis beschränken, dass neben dieser Handlung und neben dem zu ihrer Vornahme erforderlichen Willen noch ein anderes psychisches Moment de lege lata erforderlich ist, wie wir das schon so oft, über die Gedankengänge des Verf. seufzend, betont haben! ¹⁷²⁾

Immerhin besteht einige Veranlassung des Verfassers, nachdem er sich nun einmal zu der „Befehlstheorie“ bekannt hat, den oben genannten Einwand selbst zu entkräften, zu zeigen, dass in der Befehlserklärung die Erklärung, dass der Befehlende den Erfolg erstrebe, nicht enthalten sei. Darauf beziehen sich seine Erörterungen S. 326 ff., die an den „Befehlssatz als eines der Grundphaenomene der Sprache“ anknüpfen; wobei der Verfasser gewisse Einteilungen der Sätze im sprachlichen Sinn bei Philologen und Psychologen bekämpft,¹⁷³⁾ um die Einteilung der Sätze von Paul in Aussage- und Aufforderungssätze zu akzeptieren (S. 329). Aber dabei handelt es sich ja um rein sprachwissenschaftliche Probleme, um die Form der Sätze; Henle erkennt ja selbst, dass „von einem Zurückführen auf Seelenzustände gar keine Rede ist“. Wie soll also auf solchem Wege, da eben Seelenzustände für den Sprachforscher nicht in Betracht kommen, ein Seelenzustand als Erfordernis einer Erklärung, die nicht rein sprachlich betrachtet wird, eliminiert werden können? Ganz anders liegt die Sache bei Leonhards „erzählenden und antreibenden Aeusserungen“;¹⁷⁴⁾ da erscheint die Erklärung als psychologisches Phaenomen; da kann man die Frage stellen, die für einen Philologen durchaus deplaziert erscheint. Dabei kann zugegeben werden, dass die Leonhard'sche Definition seiner antreibenden Aeusserungen selbst verfehlt ist; aber nicht zugegeben kann werden, dass ein Wille nicht Mittel zur Ver-

¹⁷²⁾ Als Gegner der Bülow'schen Theorie sind zu nennen: Lenel, Danz, Hegler, Hellmann, Hellwig, Thon, Rosenberg, Schlossmann, Manigk. Vgl. Henle S. 324 f. — Über den Begriff der Sollenserklärung bei Henle S. 327 eine gute Bemerkung.

¹⁷³⁾ Siehe des Verf. Bemerkungen S. 327 ff. zu Lyon, Wetzels, Wundts.

¹⁷⁴⁾ Irrtum I S. 176 f.; Henle S. 330.

wirklich eines anderen Willens sein kann (Henle S. 331), was von Henle ja auch nur behauptet, aber ganz und gar nicht bewiesen wird. Und wenn sich für Henle als Wesen der „antreibenden Aeusserungen“ nun ergibt, dass die Erklärung auf Verwirklichung eines Erfolges seitens des Empfängers „abzielt“ (S. 331) so kehrt in dieser Formulierung wohl das Moment wieder, das Henle als Grammatiker entfernt zu haben glaubt: das Moment des Strebens nach der Befolgung des Befehls (cfr. S. 309). Wenn, um eine andere Wendung des Verfassers zu zitieren, Befehle „Sätze sind, die sich auf ein von dem Empfänger zu verwirklichendes Ziel richten“ (S. 331), so ist damit anerkannt, dass dieses Streben zum Begriff des Befehls gehört. Und zwar ist dies ein starkes, kategorisches Streben: Die Bitte richtet sich auf ihre Erfüllung, der Befehl auf seine Befolgung (Henle S. 332). Damit ein Befehl vorliegt, ist mithin weiter nichts erforderlich, als dass eine Aufforderung zu einer Handlung erfolgt, in der das Streben nach der Handlung in kategorischer Weise zum Ausdruck kommt. In dieser kategorischen Aufforderung spricht sich natürlich die Persönlichkeit des Auffordernden in energischer Weise aus, wie Henle S. 332 zuzugeben ist, aber inwiefern dadurch „der Befehl begrifflich losgelöst wird vom Offenbaren eines Strebens nach seiner Befolgung“ (S. 333), ist und bleibt mir verschlossen. Natürlich können Befehle vorkommen ohne das subjektive psychische Streben nach Befolgung; wenn die Geliebte den Freund an der Türe verabschiedet, begehrt sie vielleicht gerade seinen Ungehorsam; aber dass trotzdem ein Befehl vorliegt, ergibt sich ausschliesslich daraus, dass durch die Worte: „Geh' nachhause“ ein Streben bestimmter Art zum Ausdruck gebracht wird.¹⁷⁵⁾ Ob dies der Fall ist oder nicht, ist natürlich eine Auslegungsfrage. Daher ist es allerdings richtig, dass dem Befehl das Streben nicht zu entsprechen braucht, sowenig wie der Strick, um dieses triviale Beispiel des Verfassers zu verwenden, nur zum Sichaufhängen dienen kann; aber gerade an der Verwendung dieses Beispiels zeigt sich deutlich, dass der Verfasser beständig den Willen als Inhalt der Erklärung von dem Willen als psychischem Phänomen nicht klar zu unter-

¹⁷⁵⁾ Ein unendlich gekünsteltes Beispiel, dessen Anwendung überdies verfehlt ist, bei Henle S. 333. Man wird dabei fragen können, ob der Pastor wirklich das Schiessen „erstrebt“; die Freigabe des Ehebrechers ist vielleicht unerwünscht, aber doch nicht unerstrebt; es handelt sich dabei um einen sittlichen Konflikt, bei dem das eine Streben die Oberhand über das andere gewinnt.

scheiden vermag, was der schlimmste Fehler seines Buches ist. Und indem aus dem genannten Beispiel das Zugeständnis herausgelesen werden kann, dass der Erklärende mit dem Verhalten, das objektiv als Erklärung aufgefasst werden muss, den Erfolg nicht bezweckt haben müsse, können wir darin die unbewusste Annahme der Erklärungstheorie erblicken. —

Also: dass der Befehl das Streben nach Befolgung nicht zum Ausdruck bringt, ist vom Verfasser nicht bewiesen. Andererseits ist nicht einzusehen, warum der Befehl, der nach dem Verfasser die W.E. ist, sich nicht einfach an den Adressaten der Erklärung wenden soll; es handelt sich ja nicht darum, dass durch den Befehl ein psychischer Reiz auf die personifizierte Rechtsordnung ausgeübt werden soll. Die Rechtsfolge tritt ein, ohne dass die Rechtsordnung davon oder von der Willenserklärung etwas weiss. Auch die Deliktsfolge tritt ja ein, obwohl der Täter nicht der Rechtsordnung, sondern seinem Nachbarn die Fenster einwirft, sie wird hinreichend erklärt durch den Begriff des zureichenden Grundes. In Wirklichkeit ist ja auch durch die W.E. nur ein gedachter Erfolg erzielt worden: objektiv oder real betrachtet steht alles noch am selben Fleck; Rechte sind bloss Gedankendinge, die keine objektive Realität haben. Daher bedeutet der „Eintritt der Rechtsfolge“ nur, dass der Richter, wenn es einmal zum Prozess kommt, den Tatbestand auf Grund der Rechtsordnung in bestimmter Weise zu beurteilen hat; erst zwischen dem Urteil und dem Tatbestand tritt der Kausalzusammenhang in die Erscheinung. Es ist deshalb ganz gleichgültig, dass uns „der Gegner, dem wir unsern Rechtsfolgewillen offenbaren, uns doch allein den Rechtserfolg nicht bescheren kann“ (S. 336, ein NB! ganz schiefer Gedanke!); aus diesem Gesichtspunkt kann die Notwendigkeit einer Richtung des Befehls an die Rechtsordnung nicht begründet werden, und wenn wir mit Henle S. 337 wissen wollen, in welcher Beziehung die Erklärung zu dem Rechtserfolge steht, so nützt uns jedenfalls die Fiktion eines Befehls an die Rechtsordnung nichts (Vgl. S. 339). Was soll uns aber dann überhaupt noch der Begriff der Befehlserklärung? Dem Gegner, sollte ich meinen, kann ebensowenig befohlen werden, als der Rechtsordnung; denn er ist dem Befehlenden ebensowenig unterworfen wie diese; und er kann ja auch den Rechtserfolg selbst gar nicht herbeiführen. —

Auch der Verfasser äussert S. 340 f. gewisse Bedenken gegen die Befehlstheorie. Er gibt zu, dass seine Theorie auf

einem Anthropomorphismus beruhe, der mit dem Wesen der Rechtsordnung schlecht vereinbar sei und fragt selbst, ob denn überhaupt zwischen dem Befehl und dem Eintritt des Rechtserfolgs noch die Rechtsordnung stehen kann, um diese Frage ganz richtig zu verneinen. Der Rechtserfolg „knüpft unmittelbar an die W. E. an“ (S. 342). Aber er meint, dass immerhin der Erklärende zur Hervorbringung des Rechtserfolgs einer Ermächtigung der Rechtsordnung bedürfe (S. 342) und dass deshalb, weil diese Ermächtigung gegeben ist, „der Rechtserfolg der Erklärung unmittelbar nachfolge“ (S. 343). Das aber heisst m. E. nichts anderes, als dass die Erklärung den Rechtserfolg auslöst, weil ihn die Rechtsordnung hypothetisch an die W. E. geknüpft hat; und in bezug auf die W. E. selbst wird damit nicht das Geringste ausgesagt. Der Verfasser kommt nicht von der Stelle; wir stehen wieder am Ausgangspunkt. Nun kommt Henle auf das mechanische Funktionieren der W. E. zu sprechen, erörtert sein Verhältnis zu manchen mit seiner eigenen mehr oder minder verwandten Auffassungen, bezeichnet den in der Rechtsfolge sich verwirklichenden Willen als ein „Walten“, als die Betätigung einer verliehenen Macht (S. 345) und bekennt schliesslich (S. 347): „Die Rechtsordnung kann nicht als Empfänger des auf Herbeiführung des Rechtserfolgs gerichteten Befehls gedacht werden; und da auch kein anderer Adressat dieses Befehls zu ermitteln ist, „bleibt die Stelle, wo der Empfänger des Befehls stehen müsste, leer“.

Also überhaupt kein Befehl? Henle meint, seine Theorie zu retten, indem er den Befehl durch „eine sachlich gemeinte Anordnung“ ersetzt. (S. 348.) Ebenso wie einer beim Ordnen seiner Bücher Worte fallen lässt wie „Dies kommt dorthin, jenes hierhin“ u. s. w. So wird ihm also die W. E. zum Monolog! Wie vereint es sich damit, dass die meisten W. E. empfangsbedürftig sind und dass zweifellos auch die nicht empfangsbedürftigen einen Kundgebungszweck haben? Besteht aber überhaupt eine Parallele zwischen jenem Beispiel und der juristischen W. E.? Dort besteht doch, sollte ich meinen, meine Anordnung in der ordnenden Tat; die Worte sind blosser — etwas psychopathisch gefärbter — Monolog, blosser Begleitung der Tat; sollte das bei der W. E. geradeso sein, dann wäre das Problem glücklich auf den Kopf gestellt; dann wäre nicht mehr die Frage, wozu wir neben der W. E. noch den Willen, sondern wozu wir neben diesem noch die W. E. brauchen. In Wahrheit aber liegt die Sache umgekehrt: Die „sachliche Anordnung“ ist undenkbar; denn ich habe

nicht an einem Objekt zu wirken, zu schaffen, sondern zu erklären; ist die Erklärung eine Anordnung. so verlangt sie einen Adressaten. Soll dieses etwa der Erklärende selbst sein? Ein reizendes Ergebnis. Aber doch scheint dies die Meinung Henles zu sein, wenn er schliesslich das Wesen der W. E. so analysiert: „Hiermit führe ich einen Rechtserfolg herbei.“

Ich frage: Ist in dieser Erklärung überhaupt noch etwas von einem Befehl, einer Anordnung enthalten? Unter unsäglichen Qualen und Mühen ist der Verfasser, wenn bei ihm schliesslich aus der W. E. auf dem Umweg über die Sollens—Befehls—Anordnungserklärung schliesslich S. 350 eine Vollzugserklärung wird, ungefähr da angekommen, wohin wir auf einem kurzen, ebenen, positiven Weg schon längst gelangt waren: die Erklärung „ich kaufe“ bedeutet nicht¹⁷⁹⁾: ich will kaufen; auch nicht: Du sollst mir verkaufen; auch nicht: Du, erhabene Rechtsordnung, verleihe uns einen Kaufkontrakt — sondern: „hiermit schliesse ich einen Kaufvertrag mit dir ab“. Das ist das Stichwort, das den Kausalapparat der Rechtsordnung in Bewegung setzt; denn die Rechtsordnung geht davon aus, dass diese Folgen zwar möglicherweise nicht dem Willen der Parteien entsprechen, aber doch objektiv betrachtet, sachgemäss sind. Deshalb kann man auf dem Gebiete der W. E. meinetwegen von Privatrechtsautonomie sprechen, wenn man das Bedürfnis dazu empfindet; die rechtliche Gestaltung der Privatrechtsverhältnisse ist ja in der Tat den Privaten anheimgestellt, soweit das ius dispositivum reicht; aber es folgt daraus ganz und gar nichts für die Beantwortung unseres Problems. Die Parteien können ihre W. E. autonom redigieren: der Rechtserfolg ist zwar von der Fassung der W. E. abhängig, aber nicht vom Willen der Parteien. —

Wir können es unterlassen, auf die Dialoge des Verfassers mit der Rechtsordnung und seine Erörterungen über den Sprachgebrauch des täglichen Lebens u. s. w. einzugehen. Nur eine Konstatierung sei mir noch gestattet: Als rechtliche Vollzugserklärung hat die W. E. m. E. auch aufgehört, „transzendent“ zu sein, um dieses grässlich missverstandene Wort nochmals zu gebrauchen (S. 360 ff.); wenn der Verfasser nur wollte, so befände er sich wieder auf dem Boden der Wirklichkeit. Aber will er das?

¹⁷⁹⁾ Vgl. dazu die Literatur bei Henle S. 350 ff.

VII.

Damit, dass Henle die Willenserklärung als „Vollzugs-erklärung“ auffasst, hat er natürlich nur eine Analyse dieses Stückes des juristischen Tatbestandes gegeben; er hat nicht das Geringste zur Beantwortung der sein eigentliches Thema bildenden Frage beigetragen, der Frage nämlich, ob daneben noch ein auf die Rechtsfolge gerichteter Wille erforderlich ist; wenn auch oft genug in seinen psychologischen Erörterungen Hinweise darauf zu finden sind, dass dies im Grunde gar nicht der Fall sein kann.

Dieser Punkt der Kontroverse, und zwar der entscheidende Punkt, steht also noch zur Verhandlung; wollen wir sehen, ob er im letzten Abschnitt des weitschichtigen Buches, der „Willens-nicht Erklärungstheorie“ betitelt ist, zur Erledigung kommt.

In der Tat glaubt dies der Verfasser S. 367 damit herbeiführen zu können, dass er die Willenstheorie „auffordert, sich, was die objektive Seite der juristischen W.E. betrifft, auf den Standpunkt der Dispositionstheorie, was die subjektive Seite betrifft, auf den Standpunkt der Vorstellungstheorie zu stellen“. Der Verfasser argumentiert dabei in der Weise, dass er geltend macht: Verlangen wir nur die Vorstellung vom Erfolg, so schwinden die Bedenken, die wegen der Mentalreservation gegen die Willenstheorie bestehen; ist vollends die W.E. überhaupt keine Erklärung, zu wollen, so brauchen wir das Wollen des Erklärten nicht mehr zu verlangen (S. 368). Da die Erklärung mit Sinnbewusstsein dem Vorwurf der Undurchführbarkeit nicht unterliegt, braucht das Willensdogma nur noch den Handlungswillen und das Wollen des Sinnes zu verlangen. (S. 369.) Das wird in einer im Ganzen rekapitulatorischen Ausführung des näheren beleuchtet, über die ich aus ökonomischen Gründen hinweggehen muss. Nur gegen eine Behauptung muss ich hier wie schon früher protestieren, nämlich dass „Handlungswille und Sinnbewusstsein zusammen den inneren Willen ergeben, so wie ihn das Willensdogma verlangt“ (S. 374). Das Willensdogma verlangt viel mehr, wie wir das im Eingang unserer Erörterung gezeigt zu haben glauben; ich meine hierauf nicht nochmals zurückkommen zu sollen. Ebenso wenig scheint mir Veranlassung gegeben, mich mit den Ausführungen des Verfassers über die Frage, ob angesichts seiner Vollzugstheorie der Ausdruck W.E. beibehalten werden kann und soll, (S. 375 f.), aufzuhalten; ich glaube nicht, dass sie einen seiner Leser

überzeugen oder befriedigen werden. Umso wichtiger erscheint mir die Frage, ob eine Theorie, die den Erfolgswillen preisgibt und an seiner Stelle sich mit dem blossen Sinnbewusstsein begnügt, überhaupt noch als Willenstheorie bezeichnet werden kann. Das bemüht sich der Verfasser S. 376 f. nachzuweisen, und damit müssen wir uns noch etwas beschäftigen. Der Verfasser behauptet nämlich, seine Theorie „stehe auf willens-theoretischem Boden“ (S. 378) und erscheine als Ausbau der Lehre Zitelmanns. Insbesondere sollen die beiden Grundpfeiler der Zitelmannschen Lehre, unmittelbarer Wille und Absicht, auch für seine Lehre bei Bestand bleiben. Aber das ist in Wirklichkeit doch nicht der Fall. Das Sinnbewusstsein Henles ist etwas anderes als der mittelbare Wille Zitelmanns; wenn es sich für letzteren darum gehandelt hat, den Erfolgswillen der klassischen Lehre als eine psychologisch brauchbare Kategorie zu erweisen und insofern seine psychologischen Untersuchungen das Problem vertieft und verfeinert haben, hat Henle gerade die mittelbare Absicht als eine unbrauchbare Kategorie bezeichnet und damit das Problem verrückt, das Willensdogma aber, so wie es nun einmal formuliert war, aufgegeben. Richtig ist nur, dass wir, weil Henle ausser dem Handlungswollen noch ein anderes psychisches Moment verlangt, ihn nicht als einen extremen Erklärungstheoretiker, etwa im Sinne Hölders, bezeichnen können. Damit, dass Henle S. 381 f. den vielgenannten „Geist im Märchen“ beruft, der auf das Zauberwort erscheint, einerlei ob der, welcher das Wort ausspricht, die Wirkung kennt, oder nicht, stellt sich Henle zweifellos auf den Boden der Erklärungstheorie; ja er wäre wegen dieses Beispiels sogar als Anhänger der extremsten Erklärungstheorie zu nennen, wenn es sich hier nicht um einen blossen Lapsus, ein unglücklich gewähltes Beispiel handeln würde. Denn wo bleibt dabei das „Sinnbewusstsein“? —

Genug davon. Wir wollen zunächst zugeben, dass „das Willensdogma“, d. h. die Henlesche Erklärungstheorie, „ausnahmslos durchführbar ist“ (S. 385). Im Anschluss an diese Behauptung stellt nun der Verfasser eine Reihe von „prinzipiellen Erwägungen an“, die bezwecken, die innere Harmonie seiner Lehre im vollen Glanze zu zeigen. Er geht davon aus, dass die W. E. das Mittel zur Betätigung der Privatautonomie sei und bekennt, dass sie diesem ihrem Zwecke ganz vollkommen nur gerecht würde, wenn eine jener unmittelbaren seelischen Beziehungen zum Rechtserfolge, die Vorstellung von seinem Eintreten oder das Streben nach demselben, als Tatbestandsmoment

gesetzt würde, was sich „als unmöglich erwiesen hat“ (S. 385). Aber „diese Unvollkommenheit tritt nur bei frivolem Missbrauch hervor“; und „unnatürlichen Abnormitäten gegenüber versagt die vernünftige Ordnung der Dinge“. Daher ist es zwar an sich nicht möglich, den rechtsgeschäftlichen Tatbestand in der vollkommensten Weise, ganz im Sinne des Willensdogmas, zu konstruieren; aber es ergibt sich die Aufgabe, ihn doch so viel als möglich ihm entsprechend zu gestalten, und damit ist das Postulat des Sinnbewusstseins gerechtfertigt. So ungefähr Henle S. 386. Nun lässt sich natürlich darüber streiten, ob eine Rechtsordnung, die das Sinnbewusstsein verlangen würde, praktisch brauchbar wäre oder nicht; die Hauptsache aber scheint mir nach wie vor die Frage, ob die gegebene Rechtsordnung dieses Tatbestandsmoment verlangt. Eigentümlich berührt es aber für jeden Fall, dass Henle S. 386 N. 2 nach all seinen Erörterungen über dieses Tatbestandsmoment behauptet¹⁷⁷⁾, den Kern des Problems der Willenserklärung bilde nicht das Wollen des Erklären, sondern das Irrtumsproblem: alles andere sei blosses Vorwerk. Das bedeutet ein abermaliges Verrücken des Problems. Denn nicht darum handelt es sich, ob der Irrtum die Gültigkeit des Geschäftes beeinflusst oder nicht beeinflusst, auch nicht darum, ob das durch Zwang oder Betrug zustande gekommene Rechtsgeschäft gültig ist oder nicht; und eine rechtsgeschichtliche Theorie etwa des Inhalts: Das alte römische Zivilrecht stand ursprünglich auf dem Boden der Erklärungstheorie; mit der *exceptio metus und doli*, mit der Anerkennung der Erheblichkeit des Geschäftsirrtums, mit dem Prinzip der Willensinterpretation und dergl. mehr hat es das Willensdogma anerkannt, eine solche Theorie wäre verfehlt und würde nur zur Verschleierung des Problems beitragen. Das Problem ist nicht, ob der Fehlerhaftigkeit des Willens überhaupt ein Einfluss auf die Gültigkeit des Rechtsgeschäftes zugestanden wird oder nicht, sondern, ob eine besondere Willensqualität zum Tatbestand des gesunden Rechtsgeschäfts gehört oder nicht. Ich kann ja die sämtlichen Rechtsfolgen meines Geschäftes kennen und bezwecken und trotzdem brauchen sie nicht Bedingungen des Rechtserfolgs zu sein. Ich gebe dem Verfasser zu: erst durch das Sinnbewusstsein „wird der Erklärende wirklich Herr über das ihm übergebene Instrument“ (S. 387). Aber leider gibt es Fälle, wo einer das Instrument gebraucht, ohne darüber Herr zu sein; und leider ist die W. E. ein gefährliches In-

¹⁷⁷⁾ Vgl. dazu schon Henle § 4 a. E.

strument, und sie wäre für ihre Zwecke unbrauchbar, wenn sie es nicht wäre. Um ein Automobil richtig benutzen zu können, muss man allerdings die Kenntnis seines Mechanismus besitzen; aber leider kann es auch von solchen in Bewegung gesetzt werden, die keine ausgebildeten Chauffeurs sind; beim einen wie beim andern liegt die Gefahr in dem Mechanismus, der ein mechanisches Funktionieren ermöglicht.

Die Frage, ob das Sinnbewusstsein verlangt werden kann, ist damit im Grunde erledigt. Gewiss entsteht für den Gesetzgeber die Aufgabe, dem Erklärenden so viel wie möglich zu Hilfe zu kommen, seinen wirklichen Intentionen so viel wie tunlich gerecht zu werden; aber dass er dabei so weit gehen muss, das Sinnbewusstsein als subjektives Tatbestandsmoment zu verlangen, das hat der Verfasser S. 389ff nicht gezeigt; und die Beispiele des täglichen Lebens, das oben gewählte Beispiel des kurzsichtigen Professors vor allem, dem das Sinnbewusstsein durchaus fehlt, sprechen wohl für das Gegenteil.¹⁷⁸⁾

Indessen genug mit diesen allgemeinen Erörterungen. Wir sind dem Verfasser von vornherein ungerne auf das Gebiet psychologischer und rechtspolitischer Erwägungen gefolgt und sehnen uns nach der Oase in der Wüste, nach der *lex lata*. Nach langer Wanderung unter Henles Führung winkt sie uns am Schlusse seines Werkes. Sehen wir daher zu, ob er seine These für eine bestimmte positive Rechtsordnung zu begründen vermag. Der Verfasser versucht zunächst durch eine kursorische Erörterung „zum römischen Recht“ zu beweisen, dass „eine unbefangene Betrachtung der Quellen zum Willensdogma in seiner strengsten Gestalt hinführt“ und dass „für die Erklärungstheorie in den Quellen durchaus kein Raum ist.“ Prüfen wir, in wie weit diese Behauptung begründet ist!

A. Der Verfasser wendet sich, was das römische Recht betrifft, zunächst gegen die Annahme, dass bei den römischen Juristen klare Unterscheidungen von äusserer und innerer Seite der Erklärung und von verschiedenen Stufen des Willens nicht ausgebildet gewesen seien, indem er meint, das gelte nur von der formalen Seite des Denkens, von der eigentlichen Begriffsbildung durch Abstraktion und Namengebung.¹⁷⁹⁾ Indessen genügt dieses Zugeständnis, um gegen seine Behauptung, dass aus den Quellen das Willensdogma entnommen werden könne, einige Bedenken zu erwecken. Zweifellos haben die römischen

¹⁷⁸⁾ Vgl. dazu Otto Bähr, Jherings Jahrb. XIV S. 401; Regelsberger Erört. I S. 20; Schlossmann, Vertrag S. 125 f.

¹⁷⁹⁾ Henle S. 406.

Juristen das Problem, das uns beschäftigt, nicht als solches formuliert; sie operieren mit dem Willen und der Erklärung nicht in kritischer, sondern in naiver Weise und es ist a priori sehr leicht denkbar, dass sie eine Erklärungstheorie ebenso in willentheoretischem Gewande vortragen, wie dies ja der Verfasser selbst tut. Es wird daher m. E. bei Prüfung der Quellen weniger darauf anzukommen haben, wie die Juristen ihre Entscheidungen begründen, als vielmehr darauf, wie sie die einzelnen Fälle entscheiden; und dabei ist noch hervorzuheben, dass nicht immer dann, wenn im römischen Recht ein Willensmangel die Nichtigkeit des Geschäftes zur Folge hat, schon der Schluss auf die Willentheorie am Platze ist; denn wenn auch natürlich das Fehlen eines Tatbestandsmerkmals stets die Nichtigkeit zur Folge haben muss, so dass aus der Gültigkeit auf die Vollständigkeit des Tatbestandes geschlossen werden kann, so kann doch anderseits auch ein nicht zum Tatbestand gehörendes Moment die Nichtigkeit des Rechtsgeschäfts bewirken, so dass daraus, dass ein bestimmter Mangel die Rechtswirkung verhindert, nicht mit Sicherheit geschlossen werden kann, dass das Gegenteil dieses Mangels ein positives Tatbestandsmerkmal des Rechtsgeschäftes sei. Im römischen Recht, das unsere moderne Anfechtbarkeit noch nicht kennt, macht der Irrtum bekanntlich, wo er überhaupt beachtet wird, das Rechtsgeschäft nichtig; das gilt auch vom sog. Irrtum im Motiv,¹⁸⁰⁾ und trotzdem ist und bleibt die Behauptung richtig, dass das Motiv nicht zum Tatbestande des Rechtsgeschäfts gehört.

Wenn wir uns nach dieser Vorbemerkung wieder zu dem Verfasser wenden, so ist ihm darin unbedingt zuzustimmen, dass die Römer häufig das Wort *voluntas* in demselben Sinne wie wir unseren Willen, nämlich für ein rein psychisches Phänomen, gebrauchen.¹⁸¹⁾ Aber es ist damit nicht gesagt, dass sie es immer in diesem Sinne verwenden. Freilich, wenn der Jurist sagt: *quamvis, si liberum fuisset, noluissem, tamen coactus volui*¹⁸²⁾, so wird das *velle* nicht wohl anders verstanden werden können; aber in anderen Fällen kann die *voluntas* auch wohl in anderer Weise, sagen wir nicht als psychisch existierender, sondern als erklärter Wille verstanden werden. Es geht deshalb nicht an, so ohne weiteres die *voluntas domini volentis rem suam in alium transferre*¹⁸³⁾ auf den inneren Willen zu be-

¹⁸⁰⁾ Z. B. vom *error in substantia*.

¹⁸¹⁾ Henle S. 407.

¹⁸²⁾ C 21 § 5 D *quod metus causa* 4,2.

¹⁸³⁾ § 407 de rerum div. 2,1. Vgl. dazu Henle S. 407. 408; Zitelmann, Irrtum S. 257.

ziehen; denn wie der „*animus dominii transferendi*“ zu verstehen ist, wäre im Zusammenhang mit dem ganzen auf die Tradition und vor allem die *iusta causa traditionis* bezüglichen Quellenmaterial erst festzustellen.¹⁸⁴⁾ Und wenn ferner in l. 219 D.V.S. 50, 16 Papinian lehrt „*in conventionibus contrahentium voluntatem potius quam verba spectari*“, so ist diese *voluntas* allerdings in demselben Sinn zu verstehen wie der Wille im § 133 BGB; aber weder diese noch jene Stelle kann für das Willensdogma in Anspruch genommen werden, da es sich für die Auslegung ja nicht darum handelt, einen psychischen Zustand zu ermitteln, sondern ausschliesslich den Sinn der Erklärung festzustellen.^{184a)} Und selbst wenn die römischen Juristen die Willentheorie gelehrt hätten, so bestände immer noch die Möglichkeit, dass sie eine falsche Theorie vertreten hätten; dass sie nicht gewagt hätten, die Konsequenzen aus ihrer Lehre zu ziehen.

Immerhin liegt es nahe, aus dieser *voluntas* der Römer auf die „Offenbarungstheorie“ zu verfallen, wie dies ja vor allem Savigny getan hat. Dagegen aber verwahrt sich der Verfasser mit der Bemerkung: über die Gestalt der Erklärung werden sich die Römer schwerlich weitere Gedanken gemacht haben. Aber warum nicht? Der Verfasser betont die klaren Gesichtspunkte der Römer, wo sie ihm in seinen Kram passen, und bestreitet sie, wo dies nicht der Fall ist. Indessen ist ja schon oben betont worden, dass die *declaratio voluntatis* bei den Römern kein genereller Begriff, entsprechend unserer W.E. gewesen ist;¹⁸⁵⁾ sie beschränkt sich auf autonome Willensakte, bei denen der Erklärende selbstherrlich disponiert und wäre daher etwa als „Anordnung“ oder „Verordnung“ zu bezeichnen: und es gibt vielleicht doch zu denken, dass diese *declaratio voluntatis* gerade in den Fällen gebraucht wird, wo es sich zwar nicht um „Verfügungen“ im modernen Sinne, aber doch per eminentiam um Dispositionen handelt, wie wir ja noch immer von „letztwilligen Verfügungen“ reden, während der Verfasser den Begriff der autonomen Disposition generalisiert und die „W.E.“ als diesem Begriffe nicht entsprechend im Grunde verwirft. Jedenfalls aber

¹⁸⁴⁾ Vgl. l. 31 pr. D. de a. d. 41, 1 Numquam, nuda traditio transfert dominium, sed ita, si venditio aut aliqua iusta causa praecesserit, propter quam traditio sequeretur; Gai II 20, Ulp. XIX 7 und dazu die Literatur bei Windscheid Pand. I § 171 N. 5.

^{184a)} Vgl. dazu von Hollander, Lehre vom error S. 25, 63 ff., 169; Leonhard, Irrtum I S. 51.

¹⁸⁵⁾ Vgl. dazu Henle S. 408 zu N. 10.

besteht für uns, wie schon früher betont wurde, wegen dieser beschränkten Bedeutung der *declaratio voluntatis* keine Veranlassung, die „Offenbarungstheorie“ in die Quellen hineinzutragen“. Aber auf der anderen Seite muss man aus demselben Grunde auch Bedenken tragen, Aussprüche, die sich auf letztwillige Dispositionen beschränken, im Sinne der Willentheorie zu verallgemeinern. Speziell in dem oben von Henle S. 408 herangezogenen § 11 J. de leg. 2,20 ist das „quia exitum voluntas defuncti potest habere“ ganz zwanglos auf die in ihrer Tragweite durch Auslegung festgestellte Verfügung selbst zu beziehen,¹⁸⁶⁾ und so besteht keine Veranlassung, dem Juristen den Gedanken unterzuschieben, der Testator müsse im vorausgehenden Falle gar nicht die ernstliche Absicht gehabt haben, ein Vermächtnis zu hinterlassen.¹⁸⁷⁾ Es ist daher keine Rede davon, dass der Testator den Rechtserfolgswillen nicht gehabt haben kann; andererseits kann zwar vorausgesetzt werden, dass er das Sinnbewusstsein gehabt hat; denn ein legatum ohne Sinnbewusstsein ist überhaupt schlecht denkbar — eher könnte man sich ein solches fideicommissum vorstellen — aber es kann daraus doch nicht geschlossen werden, dass das Sinnbewusstsein nach den Quellen erforderlich ist; dafür wären Stellen notwendig, die wegen des Fehlens dieses Momentes das Geschäft für nichtig erklären. Gehen wir daher mit dem Verfasser S. 410 f. zu den Stellen über, die von ihm und Regelsberger auf die Mentalreservation bezogen werden!¹⁸⁸⁾ M. E. handelt es sich zunächst in l. 13 D de don. 39,5 überhaupt nicht um eine Mentalreservation; der Sklave erklärt ja nicht etwa, was nicht zu wollen er sich insgeheim vorbehält; sondern von solch einem Vorbehalt ist überhaupt keine Rede. Die Stelle beweist nur, dass es auf den inneren Willen überhaupt nicht ankommt; der Sklave hat das Angebot vorbehaltlos angenommen, sodass der Inhalt der Traditionsofferte auch den seiner Annahmeerklärung bestimmt. Ich glaube daher, dass die Stelle auch gegen das Erfordernis des Sinnbewusstseins spricht.¹⁸⁹⁾ Denn der Sinn, den auf Grund der Offerte die Annahmeerklärung objektiv hat, entspricht jeden-

¹⁸⁶⁾ Der Gegensatz zum vorausgehenden § 107. 2,20 beruht darauf, dass in einem Fall das Legat möglich, im anderen unmöglich ist.

¹⁸⁷⁾ So Henle S. 409 auf Grund von Arndts bei Glück 46 S. 247. In eben genannter Stelle kommt es ja aber gar nicht darauf an, ob der Testator gewusst hat, dass die vermachte Sache dem Legatar bereits gehört!

¹⁸⁸⁾ Vgl. Regelsberger Pand. I S. 516 N. 3; Henle S. 410 ff.

¹⁸⁹⁾ Vgl. zu der Stelle die Literaturangaben bei Henle S. 410 N. 19.

falls nicht dem Sinn, den der Akzeptant ihr subjektiv beilegt.¹⁹⁰⁾ l. 30 pr D ad S. C. Vell. 16,1 ferner handelt nicht davon, dass die Interzessionserklärung trotz Mangels des Rechtsfolgewillens wegen des Sinnbewusstseins der Frau gültig ist; sondern von der *actio doli*, der gegenüber die *exc. s. c. Vell.* nicht zur Anwendung kommt; es wird also eine an sich unwirksame Interzession vorausgesetzt. Di. l. 1 § 1 D de pign. act. 13,7 beruht auf der Verpfändung *non traditione, sed nuda conventione* (l. 1 pr D eod). Da das *pignus* hier nicht erst durch die Tradition entsteht, sondern der Consens genügt, ist das *aurum* verpfändet; denn in bezug auf das *aes* liegt Dissens vor.¹⁹¹⁾ Hier hat der Verpfänder allerdings das Sinnbewusstsein; aber es ist nicht gesagt, dass die Verpfändung gerade wegen dieses Sinnbewusstseins wirksam ist. In l. 10 § 1 D de cur. 27,10 ferner handelt es sich erst recht nicht um den geheimen Vorbehalt, sondern um den *error in dominio*.¹⁹²⁾ In bezug auf die l. 26 § 1 D de pign. 20,1 ferner ist folgendes zu bemerken: Der in der Stelle behandelte Fall ist so gelagert, dass der Vater das Darlehen erhalten hat und auch den Schuldschein ausstellen würde, wenn er nicht am Schreiben verhindert wäre; da dies der Fall ist,¹⁹³⁾ überredet er den emanzipierten Sohn, die Unterschrift mit seinem Namen zu geben; in dem Schuldschein ist gleichzeitig ein dem Sohn gehörendes Haus als verpfändet erklärt. Der Vater stirbt und der Sohn schlägt die Erbschaft aus; es fragt sich, ob das Haus verpfändet ist oder nicht, da er doch im Auftrag des Vaters eigenhändig das Darlehns- (und Pfand-) instrument unterschrieben hat, anderseits aber weder durch seine

¹⁹⁰⁾ In bezug auf die l. 37 § 6 D de a. d. 41,1 und die darin zu Tage tretende berühmte Antinomie gegenüber der l. 13 cit. ist zu bemerken, dass in der ersteren jedenfalls nichts für die Annahme spricht, sie handle von einem *I r r t u m*. Ich glaube, dass Julian in der Auslegungsfrage eben einen anderen Standpunkt einnimmt als Ulpian; d. h. dass für ihn die Annahmeerklärung nicht einfach ihren Inhalt aus der Offerte erhalten sollte. Schliesslich kann er auch einen Fall vor Augen gehabt haben, in dem nach den besonderen Umständen die Annahme eben anders auszulegen war. Vgl. zu den Stellen die Literatur bei Henle S. 411 N. 22 und dazu noch Dernburg I S. 426 N. 13; Brinz I S. 520 f; Enneccerus Rechtsgeschäft I S. 97; Windscheid I § 155 N. 7.

¹⁹¹⁾ Im ganzen wohl richtig Henle S. 410 N. 17.

¹⁹²⁾ Vgl. auch Henle S. 410 N. 17, 421 N. 51.

¹⁹³⁾ Henle S. 413 nimmt an, der Vater habe „mit dem Sohne einen Plan gegen den Gläubiger geschmiedet“ und beruft sich dafür auf das *persuasit* und den Konjunktiv *esset* hinter *impeditus*. Aber das *persuasit* erklärt sich daraus, dass ja der Vater und nicht der Sohn das Darlehen erhalten hat; und der Konjunktiv *impeditus* *esset* ist wie die anderen Konjunktive in der Stelle als *oratio obliqua* aufzufassen.

Unterschrift, noch durch ein anderes Schriftstück dem Vater seine Zustimmung erklärt hat. Modestinus respondiert: „cum sua manu pignori domum suam futuram Caius scripserat, consensum ei obligationi dedisse manifestum est! Es wird also von dem Konsulenten geltend gemacht, dass, da der Sohn ja nur für den Vater unterschrieben habe, dieser und nicht der Sohn als Verpfänder zu betrachten und daher das Pfandrecht nicht entstanden sei, weil der Sohn als Eigentümer der Verfügung des Nichteigentümers nicht zugestimmt habe; Modestinus macht dagegen geltend, dass in der Unterschrift der Konsens erblickt werden müsse; es handelt sich für ihn dabei einfach um eine Auslegungsfrage. Die Entscheidung nimmt keine Rücksicht auf den Verpfändungswillen des Sohnes, der zweifellos fehlt; aber auch nicht auf das Sinnbewusstsein, das auch wohl verneint werden muss.¹⁹⁴⁾ Denn der Sohn hat wohl nur das Bewusstsein, dass der Vater als Nichteigentümer verpfändet. Und dann spricht die Stelle gegen die Henle'sche Theorie. Auch l. 12 D de transact. 2,15 handelt, wie Henle S. 414 richtig bemerkt, nicht von einer eigentlichen Mentalreservation; es ist jedenfalls generaliter de testamento transactum und daher gleichgültig, ob der Vermächtnisnehmer mit seiner Vergleichserklärung einen engern Sinn verbunden hat oder nicht; mit diesem Einwand wird er jedenfalls „gar nicht gehört“ — non est ferendus — auch diese Stelle spricht m. E. gegen das Erfordernis des Sinnbewusstseins.¹⁹⁵⁾ Wird dagegen nach dem Vergleich ein Kodizill aufgefunden, so wird dessen Inhalt durch den Vergleich natürlich nicht berührt; aber nicht deshalb, weil hier das Sinnbewusstsein fehlt, das im ersten Falle ja auch fehlt, sondern weil die Erklärung objektiv auf ein erst später bekannt gewordenes Objekt nicht bezogen werden kann. Der l. 8 D de accept. 46,4 ferner behandelt die Frage, ob eine unwirksame Akzeptilation nicht als pactum aufrecht erhalten werden könne, also, wie Henle richtig erkennt (S. 416), einen Fall der Conversion. Ulpian bejaht dies, sofern es nicht an dem für das pactum wesentlichen Konsens fehle, was z. B. dann der Fall sein würde, wenn der Akzeptilator, wissend,

¹⁹⁴⁾ Ueber das „futuram“ im Responsum ist zu bemerken, dass es sich auf pignori bezieht; das Haus ist noch nicht tradiert. Vgl. auch das „domus pignori dandae“ im Eingang der Stelle. Was Henle S. 413 dazu bemerkt, beruht auf einem Missverständnis, wie er überhaupt die Stelle nicht richtig aufgefasst hat. Auch Leonhard, Irrtum I S. 24 behandelt die Stelle nicht in zutreffender Weise. Von einem betrügerischen Komplott ist jedenfalls darin keine Rede.

¹⁹⁵⁾ Unrichtig verstanden von Henle S. 414. Vgl. zu der Stelle auch Leonhard, Irrtum II S. 21; Zitelmann, Jherings Jahrb. XVI. S. 425.

dass die Akzeptilation unwirksam sei, die Erklärung abgegeben hat: *acceptum habeo*. Die Stelle ist für die Willenstheorie leicht zu erklären: Da der Erlasswille fehlt, würde auch der Stundungswille fehlen; sie bereitet anderseits der Henle'schen Theorie ebenso grosse Schwierigkeiten wie der reinen Erklärungstheorie; denn man kann doch nicht sagen, dass dann, wenn der Akzeptilator die Nichtigkeit der Akzeptilation gekannt hat, ihm der Erklärungswille oder das Sinnbewusstsein gefehlt hat. Jedenfalls versagt hier die Erklärung, die Henle versucht; das *sic accepto tulisse* kann nur an das *scientem prudentemque* anknüpfen und sich nicht auf die Klausel bei der Akzeptilation beziehen, im Falle ihrer Ungültigkeit solle alles beim alten bleiben. Es ist daher wohl anzunehmen, dass die Nichtigkeit sich aus der Akzeptilation selbst objektiv ergibt und so die Erlasserklärung erkennbarer Weise eine Nichterlasserklärung ist, die dann auch nicht unter den Gesichtspunkt des *pactum* gebracht werden kann. Vgl. zur Erläuterung die l. l. 6,7 D eod. (*acceptilatio alius pro alio*). So lässt sich also doch wohl auch diese Stelle mit der extremen Erklärungstheorie in Einklang bringen. Wenn ferner der Verfasser in diesem Zusammenhang auf die Behandlung des Irrtums über die eigene Rechts- und Geschäftsfähigkeit in den Quellen verweist (S. 418 f), so lassen die in Frage kommenden Stellen¹⁹⁶) wohl ersehen, dass der Erfolgswille nicht erforderlich ist, nicht aber umgekehrt, dass das Sinnbewusstsein *condicio* des Rechtserfolgs sei. Dasselbe gilt von dem bei Henle S. 419 f behandelten *error in dominio*. Der Verfasser scheidet mit Recht aus dieser Kategorie die Fälle aus, wo die Veräusserung unwirksam ist, weil es an der Veräusserungsbefugnis fehlt, sodass also auch ohne Irrtum keine wirksame Veräusserung hätte stattfinden können¹⁹⁷) und erkennt auch, dass der wirkliche *error in dominio* keinen Irrtum über den Sinn der Erklärung bildet. Wenn nun der Irrtum des Käufers über das Eigentum des Verkäufers nach l. 9 § 4 D de iur. et fact. ign. 22,6 dem Eigentumserwerb nicht im Wege steht „*quia plus est in re quam in existimatione mentis*“, so beruht dies eben darauf, dass der Glaube an den Rechtserfolg nicht zum Tatbestand gehört; dass jedoch das Sinnbewusstsein, das gewiss vorhanden ist, erforderlich sei, lässt sich mit dieser Stelle nicht beweisen. Auch der Irrtum des Veräusserers über sein Eigentum muss unter diesem Gesichtspunkt bedeutungs-

¹⁹⁶) Vor allem D 29, 2, 96.

¹⁹⁷) Vgl. l. 35 D de a. d. 41,1; l. 49 D mand. 17,1 und andere Stellen bei Henle S. 421 N. 50.

los erscheinen; wenn Zitelmann¹⁹⁸⁾ dagegen geltend macht, dass in solchem Falle der *animus dominii transferendi* fehle, so muss das als eine *petitio principii* bezeichnet werden; denn es ist keineswegs klar — u. m. E. nicht richtig — dass es sich dabei um ein wirkliches psychisches Moment handelt; vielmehr kommt der objektive Sinn der Traditionserklärung in Betracht.¹⁹⁹⁾ l. 4 § 1 D de man. vind. 40,2 und § 11 J. de leg. 2,20²⁰⁰⁾ stimmen damit zu gut überein, als dass sie nicht als Konsequenzen des Prinzips betrachtet werden müssten. Dass in solchen Fällen das Sinnbewusstsein vorliegt (Henle S. 425) kann nicht bestritten werden; aber es beweist nichts; wir müssten Fälle haben, wo das Fehlen des Sinnbewusstseins die Erklärung nichtig macht; dann wäre Henles Theorie für das römische Recht bewiesen. Und wenn in der l. 3 § 8 D de cond. causa data 12,4 gesagt ist: „cum tibi nummos meos quasi tuos do, non facio tuos“, so erklärt sich dies hinreichend daraus, dass rein objektiv betrachtet keine Eigentums-*tradition* in Frage kommen kann.²⁰¹⁾ Aber auch der zweite in der Stelle behandelte Fall wird vom Standpunkt der Erklärungstheorie aus mühelos klargestellt²⁰²⁾ Ueber l. 18 § 3 D de don. 39,5 und l. 25 D de leg. 1,3 vgl. Henle S. 432.

(Fortsetzung folgt.)

¹⁹⁸⁾ Zitelmann, Irrtum S. 541 ff.

¹⁹⁹⁾ Vgl. oben zu N. 184.

²⁰⁰⁾ Henle S. 423 ff.

²⁰¹⁾ Vgl. Zitelmann, Irrtum S. 536 N. 502; Henle S. 426.

²⁰²⁾ Die Stelle ist nämlich so zu interpretieren: Der testamentarisch Freigelassene, der sich irrtümlich bloss für einen *statu liber* hält, macht, wenn er die ihm auferlegte Zahlung leistet, den Erben nicht zum Eigentümer, da die Erklärung nicht den Sinn einer Eigentums-*tradition* hat, obwohl er selbst der Eigentümer ist. Was gilt aber dann, wenn er nicht an den Erben selbst, sondern, z. B. auf Grund eines vermeintlichen *iussus*, an einen Dritten leistet? Wenn er das Geld in der Meinung, dass es *peculium* sei, zahlt, so macht er den Dritten nicht zum Eigentümer; wenn dagegen ein anderer für ihn leistet, oder er selbst zahlt, nachdem er das Bewusstsein von seiner Freiheit erlangt hat, so erwirbt der Dritte das Eigentum. Im ersteren Fall ist die Leistung objektiv nicht als Eigentumsübertragung auszulegen, wohl aber im zweiten und im dritten Fall; denn da handelt es sich um Erfüllung einer Verbindlichkeit aus dem Vermögen des Schuldners oder des Dritten.

III.

Sozial- und Wirtschaftsphilosophie.

Die wirtschaftlichen Güter als Rechte.

Von

Akademie-Professor Dr. **Andreas Voigt**,
Frankfurt a. M.

Wie über die meisten Grundbegriffe der Nationalökonomie, so besteht insbesondere auch über den Begriff des wirtschaftlichen Gutes keine Einigkeit in dieser Wissenschaft. Es handelt sich darum, wie dieser Begriff zu begrenzen sei. Die engste Fassung des Güterbegriffes will nur Sachgüter, materielle Dinge wie Boden, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Gebäude, Kleidungsstücke, Nahrungsmittel usw. als wirtschaftliche Güter gelten lassen, während die übliche auch die persönlichen Dienstleistungen zu ihnen rechnet, eine weitere dazu noch Rechte und Verhältnisse eingeschlossen wissen will, oder gar noch heterogenere Dinge wie Tugenden, persönliche Beziehungen, soziale Organisationen und, wer weiss, was sonst noch alles. — Der erste Nationalökonom, der sich in methodischer Weise mit der Systematik der Güter beschäftigte, und in das Chaos einige Ordnung zu bringen sich bemühte, war E. v. n. B ö h m - B a w e r k in seiner Schrift über „Rechte und Verhältnisse vom Standpunkt der volkswirtschaftlichen Güterlehre“ (Innsbruck, 1881). Trotz der vielen treffenden Urteile dieser bemerkenswerten Schrift, ist jedoch die Frage der Definition des wirtschaftlichen Gutes durch sie nicht endgiltig entschieden. Die Meinung B ö h m - B a w e r k s, dass nur Sachgüter sowie persönliche und sachliche Nutzleistungen wirtschaftliche Güter seien, kann angesichts der Tatsache, dass das Recht und die Praxis des täglichen Lebens fortfährt, auch immaterielle Objekte, wie Autorrechte, Patente, sowie Forderungen und ähnliches als Güter zu behandeln und zu bewerten, nicht befriedigen. Zum mindesten ist eine Einigung der beiden am Gutsbegriff interessierten und auch sonst so vielfach verknüpften und aufeinander angewiesenen Wissen-

schaften, der Jurisprudenz und der Nationalökonomie eine Notwendigkeit. In diesem Bedürfnis liegt die Rechtfertigung einer abermaligen Aufnahme des Problems.

Obgleich hiernach die Frage des Verhältnisses der Güter zu den Rechten und umgekehrt das Hauptproblem ist, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben, ist es doch, wenn volle Klarheit geschaffen werden soll, unvermeidlich, zunächst eine Frage aufzuwerfen, die, wie es zunächst scheinen will, die Rechtswissenschaft wenig angeht, uns jedoch schliesslich direkt in diese hinüberleiten wird, das ist die im Zusammenhange mit dem Hauptproblem viel erörterte Frage, ob Dienstleistungen den Gütern zuzurechnen seien. Mit ihr in engstem, nicht immer klar erkanntem Zusammenhang steht die andere Frage, ob die menschliche Arbeitskraft ein wirtschaftliches Gut sei.

Sind wirtschaftliche Güter Mittel menschlicher Bedürfnisbefriedigung, — und gegen diese Definition dürfte von keiner Seite ein Einspruch zu erwarten sein, — so ist ohne Zweifel neben den Sachgütern, ja vor ihnen, die menschliche Arbeitskraft als Gut zu nennen. Sie ist im Grunde das universellste aller wirtschaftlichen Güter, denn ohne Aufwendung von Arbeitskraft lässt sich kein Sachgut nutzbar machen. Jede Produktion, jeder Erwerb, selbst die Konsumtion der Güter erfordert gleichzeitige Aufwendung von mehr oder weniger Arbeitskraft oder Energie.¹⁾ Wenn trotzdem Philippovich²⁾, der sich im wesentlichen an Böhm-Bawerk anschliesst, die Arbeitskraft ausdrücklich von den wirtschaftlichen Gütern ausschliesst, mit der Begründung, sie sei zwar ein Mittel, Güter zu schaffen, nicht aber selbst ein Gut, so widerspricht das dem allgemeinen Gutsbegriff: Gerade weil die Arbeitskraft Mittel zur Produktion und zum Erwerb von Gütern ist, ist sie auch selbst ein Gut. Sonst dürfte man auch die übrigen blossen Produktions- und Erwerbsmittel, wie Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Geld nicht Güter nennen, sondern allein die genussfertigen Konsumgüter.

Dass menschliche Arbeitskraft ein wirtschaftliches Gut ist, darüber dürfte am wenigsten der Unternehmer in Zweifel sein, der fremde Arbeitskraft für seine Zwecke verwendet, indem er Arbeiter in seinen Dienst nimmt und durch den Lohnvertrag zur Arbeit ver-

¹⁾ Wir gebrauchen hier und im Folgenden das Wort Arbeitskraft als gleichbedeutend mit dem Terminus „Energie“ der Physik. Da auch geistige Arbeit mit Aufwand physischer Energie verbunden ist, ist geistige Arbeitskraft in unseren Begriff eingeschlossen. Arbeitskraft oder Energie ist die Fähigkeit Arbeit zu leisten und zu unterscheiden von der Kraft als Ursache von Druck, Zug und Bewegung.

²⁾ Grundriss der politischen Ökonomie Bd. I § 3.

pflichtet. Er verfügt damit für gewisse Zeit über die Arbeitskraft der Arbeiter; diese ist das Gut, auf das er es abgesehen hat, für das er den Lohn als Preis zahlt. Solange Sklaverei bestand, erschien nicht die Arbeitskraft, sondern der Arbeiter, der Sklave selbst als das „Sachgut.“ Es war nicht nötig, sich die Arbeitskraft als ein besonderes Gut neben dessen Träger vorzustellen, und dasselbe gilt von der tierischen Arbeitskraft. Nicht sie, sondern das Tier ist das Gut, dessen wertvolle Eigenschaft im Besitz von Arbeitskraft besteht. Erst als die menschliche Arbeitskraft für sich zum Gegenstand besonderer Verträge gemacht wurde, als sie für ein bestimmtes Werk oder für bestimmte Zeit in Dienst genommen wurde, war es unumgänglich, sie als ein wirtschaftliches Gut zu betrachten. Denn nicht der Mensch selbst liess sich als Objekt des Arbeitsvertrages auffassen, nicht über ihn verfügte der Arbeitgeber, sondern nur über seine Arbeitskraft unter den vertraglich und gesetzlich festgesetzten Bedingungen und Beschränkungen. In gleicher Weise kann die technisch-wirtschaftliche Entwicklung nun auch dazu nötigen, die tierische und namentlich auch die unorganische Energie oder Arbeitskraft der Motoren als ein selbständiges Gut zu betrachten, wie später zu zeigen sein wird.

Wenn die Nationalökonomien sich dennoch dagegen sträubten, die Arbeitskraft als selbständiges Gut anzuerkennen, so lag dieses zur Hauptsache daran, dass ihnen im allgemeinen der physikalische Begriff der Energie zu fremd war. Während der Physiker seit lange gewohnt war, die Energie als ein ebenso selbständiges Objekt wie einen materiellen Körper zu betrachten, war dem Nationalökonom und Juristen diese Auffassung keineswegs geläufig, und erst ganz bestimmte Erfahrungen haben zuerst den Juristen zu ihr genötigt und werden auch noch den Nationalökonom dazu drängen. Einstweilen glaubte dieser mit einem anderen Begriffe, der ihm näher lag, dem der Dienste oder Dienstleistungen auszukommen. Sie wurden von vielen Schriftstellern neben den Sachgütern als wirtschaftliche Güter anerkannt, ohne dass diese bemerkten, dass sie damit implizite eigentlich die Arbeitskraft als Gut einführten. Denn nicht durch Überlegungen, wie die oben angestellten, wurden die Dienstleistungen in die Reihe der wirtschaftenden Güter aufgenommen; sie sind auf einem ganz anderen Wege hier eingedrungen.

Die Dienste sind als Güter zuerst in dem Streit aufgetaucht, der lange über den Begriff der Produktivität geführt wurde. Ursprünglich erklärte man bekanntlich nur diejenigen wirtschaftlichen Tätigkeiten für produktiv, durch welche die Summe der dem Menschen verfügbaren Stoffe vermehrt werde. Aus diesem Grunde hielten die Physiokraten nur den Ackerbau und die Viehzucht für

produktiv, weil hier allein die Natur unter der Leitung des wirtschaftenden Menschen schöpferisch tätig sei, während Industrie und Handel es nur mit der Umformung und dem Transport der von der Natur gelieferten Stoffe und stofflichen Güter zu tun habe, also nicht schöpferisch, nicht produktiv seien. Im System von Adam Smith wurde dann bekanntlich die Arbeit zum universellen Produktionsfaktor gemacht und daher nicht unterschieden, ob sie in der Landwirtschaft einem schöpferischen Prozesse oder in der Industrie einem blossen Umformungsprozesse diene. Eine unvermeidliche Konsequenz dieser Auffassung war es sodann, auch die Produktivität derjenigen Arbeitsleistungen anzuerkennen, welche überhaupt keine Sachgüter hervorbringen, wie die Arbeit der Dienboten, des Barbiers, des Arztes, des Lehrers usw. Wurde aber diesen Arbeiten Produktivität zugeschrieben, so mussten sie auch Produkte haben, und als solche konnten nur die Dienste, die sie leisteten, angesehen werden.

So wurden Sachgüter und Dienstleistungen zu den beiden ältesten Kategorien wirtschaftlicher Güter. Es ist jedoch kaum nötig, darauf hinzuweisen, dass es ein recht ungleiches Paar ist, das den logischen Anforderungen an eine gute Systematik nicht entspricht. Denn darnach müssen die dem Begriff Gut subordinierten Arten koordinierte Begriffe sein, was für Sachgüter und Dienstleistungen nicht zutrifft. Diese beiden Begriffe stehen einander nicht als gleichberechtigte Arten einer Gattung gegenüber, was namentlich deutlich sich zeigt, wenn wir bemerken, dass auch Sachgüter uns Dienste leisten. Es ist nicht nur eine Ausdrucksweise, wenn wir sagen: Ein Werkzeug, eine Waffe, ein Mantel, eine Medizin, ein frischer Trunk habe uns gute Dienste geleistet, sondern wir wenden diesen Ausdruck mit demselben Rechte auf Sachgüter an wie auf Personen bzw. auf deren Arbeitskraft und Fähigkeiten. Es kann sogar unter Umständen ein Sachgut genau denselben Dienst leisten wie ein Mensch mittels seiner Arbeitskraft, z. B. eine Medizin denselben wie eine Massage, ein Buch denselben wie ein Lehrer. Das Wesen aller Güter besteht darin, dass sie uns Dienste leisten, was gar nichts anderes bedeutet, als dass sie uns Nutzen bringen, unser Wohlbefinden erhöhen. Das hatte auch Böhm-Bawerk³⁾ schon richtig erkannt, indem er die „Nutzleistungen“ als die allgemeine Betätigung der Güter, insbesondere auch der Sachgüter, bezeichnet. Er gelangt trotzdem nicht zur Konsequenz, dass man daher nicht Sachgüter und Dienstleistungen als koordinierte Begriffe nebeneinander stellen dürfe, wie es die Nationalökonomien bis

³⁾ a. a. O. S. 52 ff.

dahin taten und auch heute noch tun, sondern dass man nach den Regeln der Logik, in beiden Fällen entweder die Leistungen, also die Nutzleistungen der Sachgüter und die Dienstleistungen der Menschen, oder die Ursachen der Leistungen, das sind einerseits die Sachgüter selbst mit ihren wirksamen Eigenschaften und Kräften, andererseits die selbständigen Arbeitskräfte oder Energien, in Parallele zu stellen habe. Diese Parallele wird um so einleuchtender, wenn wir weiter erkennen, dass die Nutzleistungen sowohl der Sachgüter wie der Arbeitskräfte in zwei Unterarten zerfallen; beide leisten entweder unmittelbar wie mittelbar Nutzen. Die Sachgüter dienen entweder dem unmittelbaren Genusse, wie Nahrungsmittel, Genussmittel, Kleidungsstücke, Wohnhäuser, oder sie sind Mittelgüter wie Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, gewerbliche Gebäude, Boden. Ebenso dient auch die Arbeitskraft entweder unmittelbar der Bedürfnisbefriedigung, nämlich in den persönlichen Diensten der Diener, Krankenpfleger, Ärzte, Lehrer usw., oder mittelbar, indem sie Sachgüter produziert. Eine Art Mittelstufe nimmt die Arbeitskraft ein, welche dem Transport von Menschen und Gütern und der Kommunikation dient. Sie leistet hier Dienste von minder unmittelbarer Art wie die persönlichen Dienste aber doch unmittelbarer wie in der Güterproduktion.

Doch nicht nur der menschlichen Arbeitskraft kommt die Stellung eines besonderen Gutes neben den passiven Sachgütern zu, auch die anorganische aus der Natur mittels Motoren gewonnene oder umgeformte Energie muss unter Umständen als ein selbständiges, von ihren materiellen Trägern gesondertes Gut betrachtet werden. Zwar wird man auch hier wieder zunächst mit der Vorstellung auszukommen suchen, dass die Motoren nur eine besondere Art von Sachgütern seien, ausgezeichnet durch die besondere Fähigkeit Energie abgeben oder Arbeit leisten zu können, ähnlich den Arbeitstieren. Doch schon der Umstand, dass diese Güter nicht immer Energie besitzen, sondern nur, wenn sie mit Energie liefernden und übertragenden Stoffen, geheizt, gefüllt, geladen sind, verleiht der Energie eine gewisse Selbständigkeit gegenüber dem passiven Sachgut, wie es der nicht in Betrieb befindliche Motor darstellt. Noch mehr ist dieses aber der Fall, wenn nun die Energie mit Hilfe von Drähten oder drahtlos durch den Raum auf weite Entfernungen weiter geleitet wird. Es wird dann unmöglich, sie einfach als Akzidenz des Drahtes oder des Mediums aufzufassen, sondern sie erscheint als selbständige Substanz, die nur vorübergehend bald an dieses bald an jenes Sachgut geknüpft ist.

Den ersten entscheidenden Schritt zur Lostrennung auch dieser unorganischen Energie von ihrem Träger sowie vom Motor

oder der Energiequelle, und zu ihrer Auffassung als ein selbständiges Gut oder Vermögensobjekt, tat nun die Jurisprudenz, und die Nationalökonomie wird nicht umhin können, ihr auch hier zu folgen.

Den Anlass zu dieser neuen juristischen Auffassung gab ein Kriminalfall. Ein kleiner Fabrikant oder Handwerker hatte von einer Elektrizitätsleitung mit Hilfe eines heimlich angeschlossenen Drahtes Elektrizität für motorische oder Beleuchtungszwecke in seine Werkstatt geleitet. Das sogenannte Rechtsbewusstsein des Volkes war hier sofort bereit, einen Diebstahl festzustellen, indem es ohne weiteres die der Leitung entzogene Energie als eine fremde bewegliche Sache betrachtete, die der Handwerker weggenommen habe in der Absicht, sie sich rechtswidrig zuzueignen (St.G.B. § 242). Mit Recht jedoch trug der schärfer unterscheidende juristische Verstand Bedenken, hier einfach durch eine sinngemässe Auslegung des Diebstahlparagraphen sich zu helfen, sondern es wurde bekanntlich durch eine besondere Novelle vom 9. April 1900 ein neues Delikt, die „Entziehung elektrischer Arbeit“ definiert. Damit war zum ersten Mal die Arbeit — soll heissen die Arbeitskraft oder Energie⁴⁾ — den beweglichen Sachen oder Sachgütern als Objekt einer widerrechtlichen wirtschaftlichen Tätigkeit koordiniert. Energien sind dadurch, wie Sachgüter, als entwendbare, als einem Diebstahl im weiteren Sinne des Wortes unterworfenen Objekte von der Jurisprudenz anerkannt.

Aus diesem Vorgange ergibt sich nun für die theoretische Nationalökonomie die unvermeidliche Konsequenz, nicht nur in einzelnen Fällen, sondern überall und grundsätzlich die Arbeitskraft als besondere Güterart zu betrachten. Die nationalökonomische Güterlehre hat die Güter einzuteilen in die passiven Sachgüter und die aktiven Arbeitskräfte oder Energien.⁵⁾

Auch die Jurisprudenz wird noch weitere Konsequenzen ihres ersten Schrittes ziehen müssen. Nicht nur die elektrische Arbeitskraft, sondern jede Art Energie, soweit sie dem wirtschaftlichen Unternehmer, der sie erzeugt, entzogen werden kann, muss straf-

⁴⁾ Der Gesetzgeber war hier nicht gut beraten, wenn er von einer Entziehung von Arbeit statt von einer Entziehung von Arbeitskraft oder Energie sprach. Wer Elektrizität aus einer Quelle ableitet, entzieht dadurch dieser nicht Arbeit, sondern die Fähigkeit Arbeit zu leisten, also Energie oder Arbeitskraft. Er braucht sie nicht einmal selbst zur Arbeitsleistung zu verwenden, sondern kann mit ihr auch Licht oder Wärme erzeugen oder sie nutzlos vergeuden.

⁵⁾ Diesen systematischen Gedanken habe ich in meiner „Technischen Ökonomik“, Abschnitt XVII des Sammelwerks „Wirtschaft und Recht der Gegenwart“ (herausgeg. von Prof. von Wiese, Tübingen 1912) durchgeführt und damit, wie ich glaube, als zweckmässig erwiesen.

rechtlich gegen widerrechtliche Aneignung geschützt werden. Es ist zwar möglich, dass dringende praktische Anlässe zu entsprechender Ausgestaltung des Strafrechtes sich nicht ergeben; doch fordert die innere Logik des Rechtes nunmehr, dass z. B. auch die Entziehung von Dampf oder Heissluft einer Zentralheizungsanlage, oder Ableitung von Wasser aus einem Mühlgraben oder von Druckluft oder Druckwasser aus einem der Kraftübertragung dienenden Röhrennetze, soweit sie widerrechtlich und in der Absicht, die in diesen Trägern enthaltenen Energien sich anzueignen geschieht, in gleicher Weise wie die Entziehung von elektrischer Arbeitskraft als Analogon des Diebstahls an Sachgütern bestraft wird. Denn mit einem Diebstahl an den Trägern der betreffenden Energien kommt man hier nicht aus. Wer Dampf oder Heissluft widerrechtlich in seine Wohnung leitet, oder Luft und Wasser widerrechtlich zum Betrieb seiner Motoren verwendet, stiehlt damit nicht etwa Dampf, Luft oder Wasser. Er kann ja diese Träger der Energie unversehrt ihrem Eigentümer zurückgeben und diese gute Absicht von Anfang an gehabt haben. Was er widerrechtlich sich aneignete und nicht zurückzuerstatten beabsichtigte, das waren die in diesen Substanzen vorhandenen Energien der Wärme und mechanischen Energien der Lage oder der Bewegung, die ihrem „Eigentümer“, d. h. dem zur Verfügung über sie ausschliesslich Berechtigten, verloren gingen. Auch wer ein fremdes Pferd nimmt, um es vor seinen Wagen spannen, und einen Tag lang mit demselben fährt, hat zwar nicht das Pferd, wohl aber dessen Arbeitskraft für diesen Tag sich angeeignet, und ist dafür nicht bloss schadensersatzpflichtig, sondern verdient auch die Strafe eines Diebes. Das ist die logische Folge der „Bestrafung der Entziehung elektrischer Arbeit,“ wie sie unser Strafgesetzbuch androht.

Die Erweiterung des Begriffes der aneignbaren Objekte im Strafrecht zieht aber auch noch Änderungen zivilrechtlicher Begriffe nach sich. Wie schon angedeutet, muss auch der Begriff des Eigentums erweitert werden. Es erstreckt sich nicht mehr bloss, der alten Auffassung entsprechend, auf Sachen, sondern auch auf äussere Energien. Das Eigentum wäre also zu definieren als das einem Subjekte zustehende vollkommene und zeitlich unbegrenzte Verfügungsrecht über eine Sache oder eine äussere Energie. Das Verfügungsrecht über die innere eigene Arbeitskraft, ist heute schon der wesentlichste Bestandteil des Rechtes der persönlichen Freiheit, und damit als besonderes Recht schon anerkannt. Das Mühlenrecht dagegen z. B. wäre aufzufassen als das Eigentumsrecht an der Energie eines bestimmten Wassergefälles, das nicht verbunden ist oder zu sein braucht mit dem Eigentum an dem Wasser selbst.

In analoger Weise könnte man auch ein Eigentumsrecht an anderen Energien konstruieren. Zieht man es vor, das Wort Eigentum auf Sachen zu beschränken und das entsprechende Recht an Energien anders zu benennen, so ist dagegen nichts einzuwenden. Es kommt uns hier in erster Linie nur auf die Analogie der Rechte an.

Von der Betrachtung der physischen Güter, mit welchem Namen wir die Sachgüter und die Energien zusammenfassen wollen, sind wir nun schon zur Erörterung der Rechte an ihnen übergegangen, und es schliesst sich nunmehr hieran unmittelbar die Frage, von der wir ausgingen, an, ob und wieweit diese und andere Rechte wirtschaftliche Güter sein können. Böhm-Bawerk kommt in seinen Untersuchungen, wie schon eingangs bemerkt wurde, zum Ergebnis, dass weder Rechte noch „Verhältnisse,“ wie man gewisse, namentlich an einem Grundstücke oder an einer Firma haftende wertvolle Beziehungen, wie die Kundschaft, genannt hat, als wirtschaftliche Güter zu betrachten seien. Er hält es offenbar für das Hauptverdienst seiner Untersuchungen „den wirtschaftlichen Gutsbegriff von einer Kategorie von Pseudogütern gereinigt“ und den ursprünglichen reinen Begriff des Sachgutes, ergänzt durch den der persönlichen und sachlichen Nutzleistungen, wiederhergestellt zu haben. Diese allein seien als die Substrate der rechtlichen Verknüpfungen, als Güter zu betrachten und mit ihnen die wirtschaftlichen Güterkategorien vollkommen erschöpft. Wenn die Jurisprudenz und die geschäftliche Praxis auch die „Verknüpfungsformen“ selbst zu Gütern erhoben habe, so beruhe das auf allerlei Analogien und einer falschen Symbolik, welche die strenge Wissenschaft nicht mitmachen dürfe.

So richtig nun auch manche der Deduktionen Böhm-Bawerks sind, so können wir die Tatsache doch nicht einfach unter den Tisch fallen lassen, dass es Rechte gibt, die wie Sachgüter bewertet, mit diesen getauscht, wie solche verkauft, auch entwendet werden können, sich also in vielfacher Beziehung wie Sachgüter verhalten. Sie werden ohne Zweifel jeder theoretischen Entscheidung zum Trotz auch in Zukunft von Geschäftsluten und Juristen den wirtschaftlichen Gütern zugerechnet werden. Patentrechte haben einen, wenn auch oft schwer genau zu bestimmenden wirtschaftlichen Wert. Sie figurieren mit diesem neben dem von Sachgütern in kaufmännischen Bilanzen, werden gekauft und verkauft und vom Handelsrecht in wesentlichen Punkten wie Sachgüter behandelt. Ebenso tragen auch alle Forderungsrechte in der kaufmännischen Praxis durchaus den Charakter selbständiger wirtschaftlicher Güter. Sie bilden Bestandteile von Vermögen und werden wie physische Güter in das Eigentum anderer übertragen. Ihre Selbständigkeit

wird noch gefördert, wenn sie durch Zertifikate, wie Schuldscheine, Anweisungen, Checks, Wechsel, Banknoten, Kassenscheine, Schatzanweisungen, Obligationen, Aktien usw. repräsentiert werden. Der Unterschied zwischen mit gesetzlicher Zahlungskraft ausgestatteten Banknoten und Kassenscheinen und dem physischen Metallgelde erschien ja schon gewissen Geldtheoretikern so gering, dass sie die Scheidewand zwischen jenem Papiergelde, das offenbar nur Forderungsrechte gewährt, und dem Metallgelde, das nach der hergebrachten Auffassung ein Sachgut ist, ganz beseitigen zu können glaubten, indem sie bald das sog. Papiergeld für wirkliches mit dem Metallgelde wesensgleiches Geld, bald umgekehrt das Metallgeld für ein blosses Zertifikat über ein Forderungsrecht erklärten. Wir wollen hier zur Theorie, welche das Geld zu einem Geschöpfe des Rechts macht, keine Stellung nehmen⁶⁾; sie wird hier nur erwähnt zum Beweis des so geringen Unterschiedes zwischen Forderungsrechten und physischen Gütern, dass er im besonderen Falle ganz geleugnet werden konnte.

Es wird auch nichts nützen, zwei in ihrem wirtschaftlichen Wesen verschiedene Güterbegriffe zu statuieren, den der physischen Güter einerseits und den der in Rechten bestehenden Güter andererseits; denn gerade das wirtschaftlich gleiche Verhalten beider Arten von Gütern ist das Problem, um das es sich handelt. Es werden doch physische Güter gegen Rechte und umgekehrt getauscht, also müssen beide wesensgleich sein.

Zu einer befriedigenden Lösung des Problems werden wir nur gelangen, wenn wir ähnlich wie bei dem oben behandelten, der Vereinigung von Sachgütern und Dienstleistungen unter einen Begriff, zunächst gewissermassen nach einem gemeinsamen Namen der verschiedenen Güterarten suchen. Physische Güter und Rechte sind so wenig wie Sachgüter und Dienstleistungen ohne weiteres unter einen gemeinsamen Begriff zu bringen. Wie aber wäre es, wenn wir auch die physischen Güter als Rechte auffassen könnten? Wir würden also damit, weil es offenbar unmöglich ist, die Rechte als physische Güter zu betrachten, den umgekehrten Weg zu gehen versuchen, indem wir die physischen Güter durch Rechte ersetzen, um sie damit den Forderungsrechten, geistigen Eigentumsrechten, Patentrechten usw. homogen zu machen. Dahin führt folgende Überlegung.

Betrachten wir die wirtschaftlichen Vorgänge von rein physischer Seite so bestehen sie ausschliesslich in Betätigungen von Arbeitskräften

⁶⁾ Ich habe sie anderswo, nämlich in der Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften Jahrg. 1906 S. 317 ff. abgelehnt.

an Sachgütern, an unorganischen Energien und an Personen. Sachgüter werden durch Arbeitskräfte der Natur abgerungen (Urproduktion), natürliche Energien (Wasserkräfte) werden gefasst und nutzbar gemacht, Sachgüter werden mit Hilfe der persönlichen Arbeitskräfte und der unpersönlichen Energien umgeformt (Industrie), Sachgüter und Personen werden von Ort zu Ort bewegt (Transport), Nachrichten werden in Schriftstücken und Drucksachen transportiert sowie durch direkte Zeichengebung übermittelt (Kommunikation), Energien von Ort zu Ort geleitet (Transmission), und endlich werden Arbeitskräfte unmittelbar an Personen betätigt (persönliche Dienstleistung). Sachgüter und Arbeitskräfte (Energien) bilden in der Tat in der Welt der physischen Wirtschaft die einzigen Güterkategorien. Die einzige Bedingung der Ausführbarkeit wirtschaftlicher Pläne ist, physisch betrachtet, der Besitz der hinreichenden Sachgüter und Energien. — Doch die wirtschaftliche Welt ist kein ausschliesslich physisches System. Sie ist einer Rechtsordnung unterworfen und die hat zur Folge, dass nicht der Besitz von Sachgütern und physischen Arbeitskräften genügt, um wirtschaftliche Pläne durchzusetzen, sondern, dass man ausserdem auch Rechte haben muss, von den im Besitz befindlichen Sachen und Kräften den beabsichtigten Gebrauch zu machen. Innerhalb der Rechtsordnung erscheinen daher nicht so sehr die physischen Güter als die Rechte an ihnen und zum Gebrauch ihrer als die wirtschaftlichen Güter. Nicht der physische Besitz der Güter und die physische Gewalt über sie, sondern das Verfügungsrecht über sie ist nunmehr das für die Erreichung wirtschaftlicher Zwecke Entscheidende. Das Eigentumsrecht als das im wesentlichen unbeschränkte Verfügungsrecht tritt an die Stelle der tatsächlichen Verfügungsgewalt oder neben diese. Zur physischen Besitzübertragung von Sachgütern mit Hilfe des Transportes kommt hinzu die Übertragung von Eigentums- und Nutzungsrechten durch Rechtsgeschäfte (Verkehr im rechtlichen Sinne). Die der Rechtsordnung unterworfenen Volkswirtschaft erscheint so weniger als ein physisch-technischer Prozess, als vielmehr als eine Mannigfaltigkeit rechtlicher Vorgänge, als ein System von Ausübungen und Übertragungen von Rechten. Die Rechte bewegen sich, während die entsprechenden Sachgüter oft ihre Stelle nicht verändern. Und in diesem System finden nun auch die Forderungsrechte und die ausschliessenden Rechte auf bestimmte Handlungen, wie sie die geistigen Eigentumsrechte, Patentrechte, Konzessionen, Privilegien usw. verleihen, ihren natürlichen Platz. Hier erscheinen die Rechte nicht mehr als Fremdlinge unter den Sachgütern und Arbeitskräften, sondern sie befinden sich unter ihnen homogenen Rechten, wie Eigentumsrechten, zeitlich begrenzten und sonst beschränkten und be-

dingten Nutzungsrechten an fremden Sachgütern, Freiheitsrechten der Verfügung über die eigene Arbeitskraft und vertraglichen Verfügungsrechten über fremde Arbeitskraft, Rechten auf Handlungen usw. Nicht die Rechte also sind neben den Sachgütern in die Reihe der wirtschaftlichen Güter aufgenommen, wie man es sonst auszudrücken pflegte, sondern an die Stelle der physischen Sachgüter sind Rechte an diesen getreten. Nicht die Rechte sind Güter, sondern die Güter sind Rechte geworden.

So hat die wirtschaftliche Welt ein doppeltes Gesicht; einerseits erscheint sie als eine physische Welt, bestehend aus Sachgütern und Energien und deren Beziehungen zu einander, andererseits als eine Welt der Rechte, bestehend aus Rechten der mannigfaltigsten Art, Rechten auf eigene und Rechten auf fremde Handlungen und Unterlassungen.⁷⁾ Während aber jeder physische Vorgang in der rechtlich geordneten Wirtschaft eine rechtliche Grundlage hat⁸⁾, muss nicht umgekehrt jedem Rechtsgeschäft ein physischer Vorgang noch jedem Rechte ein physisches Objekt entsprechen. Die Welt der Rechte erscheint als die weitere, umfassendere Welt; denn wohl sind an alle Sachgüter und Arbeitskräfte Rechte geknüpft, aber nicht umgekehrt alle Rechte an bestimmte Sachgüter und Arbeitskräfte. Die ausschliessenden Rechte auf bestimmte Handlungen, wie das ausschliessende Recht, eine bestimmte Ware zu produzieren und feil zu bieten, beziehen sich nicht auf konkrete Güter, sondern stellen Rechte nur an generell bestimmten Gütern dar⁹⁾.

Aus dieser Inkongruenz der physischen Güter und der Güter als Rechte betrachtet ergibt sich nun das Problem: Wie verhalten sich die Bilanzen der Volkswirtschaft, vom physischen und vom rechtlichen Standpunkt aus gezogen? Wenn wir das Volksvermögen als Summe der Sachgüter und Arbeitskräfte im Besitze eines Volkes berechnen, ergibt sich dann dieselbe Grösse, als wenn wir die Rechte aller Volksgenossen summieren, und, wenn nicht, wie verhalten sich die beiden Resultate zu einander? — Zu dieser Fragestellung ist zunächst zu bemerken, dass der Vergleich beider Summen natürlich ein gemeinsames Mass der beiden zu

⁷⁾ Vgl. des Verfassers Aufsatzreihe „Wirtschaft und Recht“, Zeitschrift für Sozialwissenschaft N. F. Bd. II Heft 1—7, insbesondere S. 238 ff.

⁸⁾ Allerdings kann der physische Vorgang auch ein unrechtmässiger sein, doch auch dann besteht eine Beziehung zum Recht.

⁹⁾ Die Unterscheidung der physischen und rechtlichen Seite der wirtschaftlichen Objekte und Vorgänge ist nicht identisch mit einer ähnlichen Scheidung bei A. W a g n e r in eine rein ökonomische und eine historisch rechtliche Betrachtungsweise der Volkswirtschaft. Vgl. dazu Berolzheimer, System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie IV. Bd. S. 18 der in wesentlichen Punkten mit der hier vorgetragenen Auffassung übereinstimmt.

vergleichenden Kategorien von Objekten voraussetzt. Wählt man aber zum gemeinsamen Wertmass das Geld, so begeht man in bezug auf die physische Welt eine Inkonsequenz insofern, als es in dieser ein Geld imrechtlichen Sinne gar nicht gibt; denn Tausch und Kauf, denen allein das Geld dient, sind rechtliche Vorgänge, denen in der physischen Welt lediglich die Traditio der Güter und nicht einmal immer diese entspricht. Bei physischer Betrachtung der Wirtschaft gibt es daher auch kein gemeinsames Mass der Güter. Die Bilanz besteht hier lediglich in der Inventur der Güter *in natura*, in dem Verzeichnis aller verfügbaren Sachgüter und persönlichen wie unpersönlichen Arbeitskräfte. Die Bilanz hätte hier auch nur eine Aktivseite, da Schulden in der physischen Wirtschaft undenkbar sind. Als Korrelate der Forderungen können sie nur in einer Wirtschaftsbilanz vorkommen, welche die Rechte als Güter betrachtet und daher konsequenterweise auch negative Güter d. h. Passivposten in der Bilanz kennt.¹⁰⁾ Ein Vergleich des Resultates der physischen Bilanz und der Bilanz der wirtschaftlichen Rechte und Pflichten ist daher überhaupt unmöglich, weil die erstere gar keine Summe als einheitliche Grösse hat. Nur die rechtliche Wirtschaftswelt mit ihrem Werkzeug, dem Gelde, vermag ihre Güter, d. h. die wirtschaftlichen Rechte aller Art ihrem Geldwerte nach zu bestimmen, — im Prinzip wenigstens —, und aus den Werten die Summe zu ziehen, sowie von dieser Summe die Summe der ebenso bewerteten Passivposten zu subtrahieren, um so das Volks-Vermögen festzustellen. In diese Bilanz wären auch die Werte der geistigen Eigentumsrechte und ausschliessenden Rechte auf Handlungen aufzunehmen. Auch sie sind volkswirtschaftliche, nicht nur privatwirtschaftliche Werte.

Hiergegen liesse sich zwar einwenden, dass die letzteren Werte sicher anderer Art wären als die Werte der Eigentumsrechte an Sachgütern und der Verfügungsrechte über Arbeitskräfte. Denn erstere verschwänden vollkommen in dem Momente, wo es der Gesetzgebung gefiele, die entsprechenden Rechte aufzuheben, während nach Aufhebung der Eigentumsrechte und der Verfügungsrechte über Arbeitskräfte immer die Sachen und Arbeitskräfte, auf welche die Rechte sich bezogen, bestehen blieben und ihren Wert behaupteten. Darauf wäre zunächst zu erwidern, dass natürlich mit der Ein-

¹⁰⁾ v. Böhm-Bawerk a. a. S. 7 bekundet eine unbegründete Abneigung gegen den Begriff eines negativen Gutes, den er eine sophistische Ausflucht nennt. Wäre das richtig, dann wäre jede kaufmännische Bilanz ein Sophisma. Die Auffassung der Schulden als negative Güter ist eine durchaus zulässige und praktisch bewährte. Ebenso wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn man in der Rechtswissenschaft Pflichten als negative Rechte bezeichnen wollte. —

ordnung aller Rechte unter die wirtschaftlichen Güter, die unbedingte Gleichartigkeit der Rechte nicht behauptet werden sollte; gewiss besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den Rechten, die gewissermassen ein physisches Gegenbild haben, und denen, die ein solches nicht besitzen. Doch ist es falsch zu meinen, dass der wirtschaftliche Wert der physischen Güter davon unabhängig sei, ob eine Rechtsordnung mit Eigentumsrechten und anderen Verfügungsrechten über physische Güter bestehe oder nicht. Hebt man alle Rechte auf, so vermindert sich der wirtschaftliche Wert der physischen Güter in dem Masse, als die Sicherheit der tatsächlichen Verfügung über die Güter, die dann nur von der Macht des Verfügenden abhinge, abnimmt. Die Wertreduktion würde eine sehr bedeutende sein. Die Wirkung jeder Rechtsordnung ist also eine Werterhöhung aller bestehenden Güter. Ausserdem vermag sie auch neue Rechte und damit neue Güter zu schaffen, die mit ihr wieder verschwinden. Darin liegt nichts Abnormes, und die so entstandenen Güter müssen mit ihrem Wert ebenso in die Bilanz der Volkswirtschaft aufgenommen werden, wie die erhöhten Werte der physischen Güter, solange die Rechtsordnung besteht. Die Werte der Güter sind, wie hieraus deutlich hervorgeht, nicht physische, von der natürlichen Beschaffenheit der Sachen oder der zu ihrer Herstellung aufgewendeten Arbeitskraft abhängige, sondern von der Rechtsordnung bedingte, ideelle Grössen.

Gegen die Bilanz der Rechte liesse sich ferner der Einwand erheben, dass man niemals sicher wäre, ob die privaten Forderungsrechte, die als Aktivposten in der volkswirtschaftlichen Bilanz figurieren, reelle Werte darstellen, da es ja möglich wäre, dass sie niemals erfüllt werden würden. Das wäre jedoch nur ein Einwand gegen die materiale Richtigkeit der Bilanzposten, nicht gegen die formale Richtigkeit der Bilanz als solcher. Ausserdem haben die Forderungen, einerlei wie sie bewertet sind, auf den Abschluss der Bilanz gar keinen Einfluss, wenn diese nur insoweit formal richtig ist, dass jeder Forderung auch eine Schuld in gleicher Höhe entspricht. Forderungen mit Schulden heben sich dann jedesmal auf. Die Frage der richtigen Bewertung der Guthaben unter Berücksichtigung ihrer Einziehbarkeit ist darnach eine lediglich privatwirtschaftliche.

Doch es ist nicht nötig, auf Einzelfragen hier weiter einzugehen. Worauf es allein ankommt, ist der Nachweis, dass die Auffassung aller Güter als Rechte in der rechtlich geordneten Volkswirtschaft von der wirtschaftlichen Praxis und der Rechtswissenschaft gefordert wird und dass diese Forderung sich ohne Widerspruch von der Volkswirtschaftslehre erfüllen lässt.

Was ist „Arbeiterschutz“?

Von

Prof. Dr. J. Jastrow, Charlottenburg-Berlin.

(Fortsetzung.)

Die Weiterentwicklung in der Folgezeit wurde zunächst durch die literarische Stoffzufuhr bestimmt; wie denn die literarische Erörterung über Zustände des praktischen Lebens immer davon abhängig ist, ob und wie eine ausreichende Kenntnis dieser Lebensvorgänge vermittelt wird. Bei dem beständigen Wechsel aller Arbeiterverhältnisse konnte dies nur in der Art geschehen, dass eine fortlaufend fließende Quelle eröffnet wurde. Dies geschah an einer ganz andern Stelle, als man nach der bisherigen Behandlung des Arbeiterschutzes es hätte vermuten können. Noch vor dem Arbeiterschutzgesetz war ein schon in früheren Sessionen lange zwischen Reichstag und Bundesrat hin und her geschobenes Gesetz zustande gebracht worden (1890), das für Lohn- und andere Streitigkeiten zwischen Arbeitern und ihren Arbeitgebern „Gewerbegerichte“ einzusetzen gestattete, in denen erwählte Vertreter beider Teile unter einem von der Gemeinde ernannten unparteiischen Vorsitzenden urteilten. Da diese Gewerbegerichte ausserhalb der Justizverfassung standen, auch prinzipiell keiner einheitlichen Oberinstanz unterstellt waren, so waren sie desto mehr auf gegenseitige Belehrung angewiesen. Ein Verband Südwestdeutscher Gewerbegerichte, der sich schnell zu einem deutschen Verbands ausweitete, hatte bei den „Blättern für soziale Praxis“ einen literarischen Unterschlupf gefunden. Der Verband, mit dem ich als Herausgeber der „Blätter“ andauernd zu verhandeln hatte, besass nur eine lose Organisation; er besass nicht einmal einen dauernden Vorsitzenden. Die Seele des Verbandes war sein Geschäftsführer Stadtrat Flesch-Frankfurt a. M. Dieser hatte für die Weiterentwicklung des Gewerbegerichts in seiner Gemeinde bereits etwas getan, noch bevor das Gewerbegericht da war. Frankfurt hatte nämlich schon auf Grund der früheren Gewerbeordnung ein sogenanntes gewerbliches Schiedsgericht geschaffen, in dem es bereits erwählte Vertreter beider Teile gab. Diesen Umstand hatte Flesch in Gemeinschaft mit dem Oberbürgermeister Miquel (dem nachmaligen Finanzminister) benutzt, um darzutun, dass das viel umstrittene Problem des Arbeitsnachweises durch eine von dem herrschenden kommunalen Wahlrecht unabhängige paritätische Zusammensetzung sich zur Zufriedenheit aller Teile lösen lasse. In jenen Verhandlungen mit mir entwickelte jetzt Flesch ein in sich geschlossenes Programm über diese und ähnliche Einrichtungen, in dessen Mitte die Behandlung

und Reform des „Arbeitsvertrages“ stand. Arbeitsnachweis und Gewerbegericht seien ein zusammengehöriges Ganze; jener diene dem werdenden, dieses dem gewordenen Arbeitsvertrage; um sie herum könnten alle die Arbeiter betreffenden Einrichtungen praktisch wie theoretisch gruppiert werden, weil es keine hierauf bezügliche Einrichtung gebe, die nicht auf dem Arbeitsvertrage beruhe oder mit ihm in Beziehung gebracht werden könne. Nun komme es darauf an, diesem Ideenzusammenhang eine literarische Vertretung zu schaffen. Der erste Schritt dazu war, dass aus den bisherigen „Verbandsmitteilungen“ in den „Blättern“ nach und nach eine eigene Zeitschrift, „Das Gewerbegericht“, herauskristallisiert wurde.

In diesen Verhandlungen ging mir, ich will nicht sagen, eine neue Welt auf, aber doch eine gänzlich neue Art, die Welt in der sich jene meine Studien bisher bewegt hatten, anzusehen. Zunächst war klar, dass der Arbeiterschutz, den man aus dem alten Polizeistaate, aus humanitären Bestrebungen, aus der Fürsorge für Kinder und Jugendliche, aus der Notwendigkeit, Konzessionen an den Sozialismus zu machen, oder aus sonst irgend welchem politischen Beweggrunde herleiten konnte, an Gegenständen nichts aufzuweisen hatte, was nicht jede Lehre vom Arbeitsvertrage, wenn es eine solche gegeben hätte, ebenfalls aufweisen müsste. Die Gegenstände des Arbeiterschutzes waren dieselben wie die Gegenstände eines Arbeitsvertrages. Der Unterschied war nur, dass sie beim Abschluss eines Arbeitsvertrages durch die Vereinbarung der Parteien geregelt wurden, während der Arbeiterschutz sie der Regelung durch die Parteien entzog und sie ein für allemal durch die Gesetzgebung regelte. Dass der Arbeiterschutz in der juristischen Literatur heimatlos war, lag daran, dass der Arbeitsvertrag von den Juristen bisher gänzlich vernachlässigt war. Wenn der Verfasser eines Pandektenlehrbuches in einer Anmerkung zum Dienstvertrage verriet, dass ihm die Gewerbeordnung bekannt war, so war das schon sehr viel. — Hiermit war sofort eine weitere Erkenntnis verbunden: dass nämlich das Recht des Arbeitsvertrages und mit ihm das Recht des Arbeiterschutzes keineswegs bloss in der Gewerbeordnung zu suchen war. Dass die Regelung der Bergarbeiterverhältnisse auf die Berggesetzgebung abgeschoben war, erschien nun gar nicht als eine vereinzelte Ausnahme, da man Bestimmungen über den Arbeitsvertrag auch im Binnenschiffahrtsgesetz, im Flössereigesetz, in den Seemannsordnungen der Hansastädte, ja in jeder der zahlreichen Gesindeordnungen fand, da das Lohnbeschlagnahmegesetz weit über den Geltungsbereich der Gewerbeordnung hinaus galt, da endlich die tägliche Rechtsprechung der Gewerbegerichte diese mit Energie darauf hindrängte,

sich auch um das zukünftige Bürgerliche Gesetzbuch, Handelsgesetzbuch etc. zu kümmern.

Wenn diese Auffassung richtig war, so brauchte man in der dem Verbande zur Verfügung gestellten Zeitschrift (die heute unter dem erweiterten Titel „Das Gewerbe- und Kaufmannsgericht“ erscheint) nur über die wirkliche Tätigkeit der Gewerbeberichte umsichtig und gewissenhaft Bericht zu erstatten, um für die Begründung und Erweiterung jener Auffassung ohne jedes Raisonnement das reichhaltigste Material zu liefern. In der Tat hat die Zeitschrift diese Funktionen erfüllt, indem sie Monat für Monat alle ihr irgend zugänglichen und einigermaßen bemerkenswerten Erkenntnisse zum gewerblichen Arbeitsvertrage im Wortlaut oder im Auszuge veröffentlichte. Es war eine Zeitschrift *sui generis*, dem Stoffe nach juristisch, der Abgrenzung nach bewusst unjuristisch. Alle juristischen Zeitschriften, die Erkenntnisse publizieren, legen das grösste Gewicht darauf, aus Erkenntnissen höchster Instanz Rechtssätze zu destillieren. Dass eine Zeitschrift im Prinzip nach erstinstanzlichen Urteilen suchte und ihre Spalten fast nur damit anfüllte, war bis dahin in Deutschland noch nicht vorgekommen. In den Urteilen erster Instanz ist aber der aus ihnen etwa zu entnehmende Rechtssatz mit den konkreten Lebensverhältnissen, auf die er angewandt wird, in ganz anderer Art verankert, als in höchstinstanzlichen, denen das filtrierte Ergebnis der Beweisaufnahme zufliesst. Nur aus erstinstanzlichen Erkenntnissen liess sich ein Material zusammenbringen, das wirklich das Kolorit des täglichen Lebens trug und eine fortlaufende Quelle für dessen Erkenntnis werden konnte. Darum wurde in der Zeitschrift auf kurze Wiedergabe von Rechtssätzen nicht bloss kein Gewicht gelegt, sondern im Gegenteil gerade danach gestrebt, die Umhüllung der streitigen Rechtsfrage mit Beweisfragen, mit Interessenkonflikten, mit eigentümlichen alt- oder neumodischen tatsächlichen Ausgestaltungen des Arbeitsverhältnisses in Fabrik und Werkstatt, kurzum alles das, womit der berufsmässige Judikatensammler als „blosser quaestio facti“ seine Leser zu verschonen sucht, recht deutlich und bunt hervortreten zu lassen. Ja, nicht selten wurden Erkenntnisse über Rechtsfragen veröffentlicht, deren Entscheidung gar nicht zweifelhaft sein konnte, bloss weil das Vorkommen derartiger Streitigkeiten und der ihnen zugrunde liegenden Verhältnisse für jemanden, der sich mit dem Arbeitsvertrage beschäftigte, an sich von Interesse sein musste.

Man wird sich heute kaum vorstellen können, dass diese harmlose Tätigkeit im Geruche der Staatsgefährlichkeit stand. Und doch war es in so hohem Masse der Fall, dass in den Arbeiten des Verbandes eine Zeit lang das Wort „Arbeitsvertrag“ nur selten gebraucht werden

konnte, weil auf eine Darlegung der grossen Bedeutung, die der Verband für das Recht des Arbeitsvertrages gewinnen könnte, ein nicht unbedeutendes Gewerbegericht seinen Austritt aus dem Verbands erklärte und andere nachzufolgen schienen. Den Staatsbehörden vollends, die ja das Gewerbegerichtsgesetz geschaffen hatten, war vor ihrer Gottähnlichkeit bange geworden. Da leibhaftige Sozialdemokraten mit richterlichen Funktionen betraut waren, so kamen jenen ängstlichen Gemütern die Gewerbegerichte wie gesetzlich geduldete und nicht zu beseitigende Wohlfahrtsausschüsse vor, ihre Verbindung untereinander aber als ein erst recht verdächtiges Unternehmen. Dass nach einigen Jahren eine Wendung erfolgte (etwa seit dem Jahre 1901, wo der Verband zum ersten Male wagte, eine Verbandsversammlung grösseren Stils — in Lübeck — abzuhalten, freilich auch noch, ohne von den Behörden eine Begrüssung zu erwarten oder zu erhalten), war im wesentlichen das Verdienst einer Anzahl ausgezeichneten städtischer Verwaltungsmänner, die, unbekümmert um Anfeindungen und Verdächtigungen aller Art, den Gedanken, in diesen Gerichten und durch sie das Recht des Arbeitsvertrages auszubilden, in unveränderlicher Gerechtigkeitsliebe hochhielten. Allen voran die unvergessliche Persönlichkeit des Mainzer Oberbürgermeisters Gassner, der zu gleicher Zeit eine an Freundschaft grenzende persönliche Zuneigung des Kaisers und das volle Vertrauen der Sozialdemokraten in seiner auf dem allgemeinen Stimmrecht beruhenden Stadtverordnetenversammlung genoss, und der mit Flesch zusammen in der Regel die Geschäfte des Verbandes leitete; ferner Cuno (zuerst in Berlin, dann in Königsberg und Hagen), Lautenschlager und Stockmaier (in Stuttgart), Hartenstein (zuerst in Stuttgart, dann in Ludwigsburg), Menzinger (in München), v. Frankenberg (in Braunschweig), dazu zahlreiche rheinische und hanseatische Gewerbegerichtsvorsitzende, deren Gewerbegerichte noch aus der Zeit vor dem Reichsgesetz, teilweise aus napoleonischer Zeit stammen, — Männer aus verschiedenen Parteirichtungen, durch nichts zusammengehalten als durch das Bestreben, die Rechtsprechung und die Weiterentwicklung des Arbeitsvertrages soweit möglich zur gemeinsamen Sache aller Parteien zu machen.

Während so in dem ersten Jahrzehnt nach Erlass des Gewerbegerichtsgesetzes von 1890 die Kreise, die sich mit dem Rechte des Arbeitsvertrages beschäftigten, einen Mikrokosmos für sich bildeten, erschien im Jahre 1900, ihnen selbst unerwartet, in dem obengenannten „Archiv“ ein Aufsatz des Berner Pandektisten Lotmar über die Tarifverträge zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, dem sofort anzusehen war, dass der Verfasser das im „Gewerbegericht“ fortlaufend veröffentlichte Material zu mehr als diesem Spezialaufsatz

verarbeitet hatte, dass ihm daraus bereits eine ganze Theorie vom Rechte des Arbeitsvertrages erwachsen war. Als diese sodann in den Jahren 1902 und 1908 in seinem gross angelegten Werke über den Arbeitsvertrag ans Tageslicht trat, war die im Verlande deutscher Gewerbeberichte begonnene Begriffsentwicklung zum Abschluss gelangt. Denn man mag über Lotmars Stellung zu Problem und Kontroversen denken wie man wolle (ich persönlich habe nicht nur im einzelnen, sondern auch über Grundlegung und Abgrenzung des Stoffes weitgehende Zweifel), — für die Frage, die wir hier zu behandeln haben, wo der Arbeiterschutz seine Heimat findet, dafür hat Lotmar einen literarischen Zustand herbeigeführt, der für absehbare Zeit als endgültig zu betrachten ist. Denn indem er ein Recht des Arbeitsvertrages schuf, für das er BGB. und HGB., Gewerbeordnung, Seemannsordnung, sonstige Schifffahrtsgesetze und Spezialgesetze etc. etc. heranzog, hat er alles, was man als Arbeiterschutz zu bezeichnen sich gewöhnt hatte, mit den privatrechtlichen Grundlagen des Vertragsrechtes architektonisch so fest verbunden, dass die Verbindung nicht mehr zu lösen war. Ein gänzlich veränderter literarischer Zustand im Verhältnis zu der Zeit, wo der Arbeiterschutz als Bestandteil des gewerblichen Polizeirechts erschien. Mag diesem für den Ursprung des Arbeiterschutzes, für die Erzwingung neuer Arbeiterschutzgesetze und für einen Teil der Durchführungsmassregeln ein grösserer oder geringerer Einfluss zugeschrieben werden, — literarisch-wissenschaftlich kann seit Lotmar kein Zweifel mehr sein: *sedes materiae* für das Recht des Arbeiterschutzes ist das Arbeitsvertragsrecht.

Für das Verhältnis verschiedener Literaturkreise zu einander ist diese Art des Abschlusses recht bemerkenswert. Die literarische Leistung, die in Lotmars Werk vorliegt, war eine historische Notwendigkeit geworden. Die Voraussetzungen für ihre Verwirklichung waren in den oben geschilderten Kreisen deutscher Gewerbeberichtsmänner ganz besonders günstig. Es befanden sich in ihnen ausgezeichnete Juristen, Verwaltungsmänner von weitgehender Kenntnis des praktischen Lebens; der Sinn für die Bedeutung der Stoffquelle, an der sie sassen, war geweckt und lebendig; für literarisch-wissenschaftliche Vertretung war ausreichend gesorgt; und wenn auch der Verband damals unter beständiger Geldnot litt, für eine wissenschaftlich so bedeutende Frage, wie die Behandlung des Arbeitsvertrages, war die Zeitschrift, die ihm zur Verfügung gestellt war, stets bereit, den Verbandszwecken Opfer zu bringen. Und trotzdem: gemacht hat die Leistung der Outsider, der Pandektist. Dies wollen wir uns doch vor Augen halten, wenn wir in oft genug berechtigtem Unmut über die Alleinherrschaft des Zivilistentums die Fruchtbarkeit, die in seiner geschlossenen Systematik liegt, zu unterschätzen in Gefahr kommen.

2.

Für eine Systematik des Arbeiterschutzes steht also fest, dass seine Gegenstände dieselben sind, wie die Gegenstände jedes Arbeitsvertrages. Eigentümlich ist ihm nicht irgend ein Gegenstand, sondern nur die Art der Erledigung, nämlich: durch gesetzlich zwingende Vorschrift: Arbeiterschutz ist die gesetzliche Beschränkung des Arbeitsvertrages zum Schutze des Arbeiters.

Den Hauptinhalt jedes Arbeitsvertrages machen die Bestimmungen über Arbeitszeit und Arbeitslohn aus. Ihnen gegenüber können alle andern noch in Betracht kommenden Gegenstände unter dem unbestimmten Namen Arbeitsweise zusammengefasst werden. Hiermit ist dann auch die Systematisierung des Arbeiterschutzes gegeben. So lange man an dem polizeilichen Ursprung des Arbeiterschutzes haften blieb, pflegte man die Massregeln einzuteilen nach den „geschützten Kategorien“, je nachdem sie sich auf Kinder, Jugendliche oder Weibliche, oder mehrere dieser Kategorien zugleich, bezogen und fügte ihnen allenfalls anhangsweise einige Bestimmungen bei, die alle Arbeiter unterschiedslos betrafen. Eine Systematik der Massregeln konnte auf diese Art niemals entstehen. Jetzt aber werden wir jede Massregel bei dem Gegenstande buchen, auf den sie sich bezieht, ohne Rücksicht darauf, ob sie bloss für Jugendliche, für Weibliche oder für alle gilt. Hierbei wird sich übrigens herausstellen, dass schon jetzt die Massregeln des Arbeiterschutzes, die für alle gelten, keineswegs so unbedeutend sind, dass man befugt wäre, sie noch als blossen Anhang zu betrachten.

An der Spitze aller Bestimmungen über Arbeitszeit steht die weltgeschichtlich älteste Vorschrift allen Arbeiterschutzes: Du sollst den Feiertag heiligen. Schon um der Sonntagsruhe willen können die Arbeitszeitbestimmungen nicht mehr als solche bezeichnet werden, die in der Hauptsache nur die geschützten Kategorien betreffen. Eher gilt dies von der Nachtarbeit und vom Maximalarbeitstage, wiewohl von letzterem immer weniger. Denn zur genauen Bestimmung der Arbeitszeit gehört nicht nur ihre Dauer, sondern auch die Festlegung genauer Zeitpunkte für Beginn und Ende, sowie für Pausen. Da Bundesrat und Landeszentralbehörden auf Grund von § 120 f aus hygienischen Gründen die Befugnis zur Festsetzung dieser Punkte haben, so kann dieser sogenannte sanitäre Maximalarbeitstag eine weitreichende Bedeutung gewinnen. Es ist in der Öffentlichkeit wenig bemerkt worden, dass es nach der Novelle von 1911 geltendes Recht geworden ist, dass jedem Betriebe in Deutschland sogar im Wege glatter Polizeiverfügung ein Maximalarbeitstag oktroyiert werden kann. Auf dem Wege der Bestimmung,

dass Arbeitern bis zu 18 Jahren die Zeit zum Besuche der Fortbildungsschule gegeben werden muss, sind die Arbeiterschutzbestimmungen über Fortbildungsschulbesuch in diese Kategorien geklemmt worden.

In betreff des **A r b e i t s l o h n e s** herrscht die weit verbreitete Meinung, dass der Arbeiterschutz sich nicht an ihn heranwage. Diese Meinung rührt davon her, dass man gewöhnlich nur an die Bestimmung der Lohnhöhe denkt, die der Staat den Parteien überlässt. Aber ausser dieser ziffernmässigen Bestimmung gibt es in bezug auf den Lohn noch manches andere zu regulieren. Zunächst die Fürsorge dafür, d a s s die Lohnbedingungen bestimmt und klargelegt werden. Die Bestimmungen der Gewerbeordnung über Zeit und Ort der Abrechnung und Lohnzahlung (§§ 134 b, 139 k) sind durch die Vorschriften der Novelle von 1911 über Lohnzettel, Lohntüten, Lohnbücher (§ 134 Abs. 2) und die des Hausarbeitsgesetzes über Lohnverzeichnisse und Lohn tafeln stark vermehrt worden. Hierher gehört ferner die Vorschrift, dass die Löhne in Reichswährung berechnet und ausbezahlt werden müssen, sowie alle Einzelheiten des Truckverbots, die umfangreichen Bestimmungen gegen Lohnbeschlagnahme, über Abzüge und Lohnverwirkungen etc., über Aufrechnung und Zurückbehaltung, sowie über die Möglichkeit ortstatutarischer Regelung der Lohnfristen und etwaiger bestimmter Löhnungstage (z. B. Freitagslöhnung). (§§ 115—119 b, auch BGB. und HGB., Lohnbeschlagnahmengesetz etc.). Aber auch in Betreff der Höhe des Lohnes selbst steht der Satz, dass der Staat hier halt machen müsse keineswegs mehr unerschüttert da. Für eine Systematik des Arbeiterschutzes kommt (ohne dass hier für oder wider Stellung genommen werden soll) in Betracht, dass Neuseeland und Australien der Welt das Schauspiel einer staatlichen Lohnfestsetzung gegeben haben, dass England, kaum dass es sich 1909 entschlossen, für vier schwer bedrängte Hausindustrien diesen Einbruch in die freie Lohnfestsetzung zuzulassen, in dem grossen Bergarbeiterstreik von 1912 für eine so umfangreiche Industrie, wie der britische Kohlenbau es ist, den gleichen Schritt tun musste, und dass Frankreich für Frauenarbeit im Bekleidungsgewerbe eine ähnliche Massregel berät. Im Reichstage ist bei Beratung des Hausarbeitsgesetzes ein dahin gehender sozialdemokratischer Antrag zwar abgelehnt worden, aber die Einsetzung begutachtender Fachausschüsse wenigstens als ein moralisches Mittel in das Gesetz hineingeschrieben worden. Wer an der Systematisierung besondere Freude empfindet, kann unsere Arbeiterversicherungsgesetze hier anführen unter dem Gesichtspunkte, dass wenigstens die kleinen Teile des Lohnes, die zur Sicherung gegen Krankheit, Invalidität etc. bestimmt sind, der Vereinbarung der Parteien entzogen und durch Gesetz festgelegt sind. Wichtiger ist

jedoch, dass das Prinzip, der Lohn dürfe zur Arbeit nicht in einem auffälligen Missverhältnis stehen, durch unsere Wuchergesetzgebung anerkannt ist. Und an einer Stelle, an der man Arbeiterschutzbestimmungen kaum suchen wird, nämlich im Kaligesetz, finden sich sehr originelle Vorschriften zur Verhinderung des Lohndruckes.

Die „Arbeitsweise“ (wenn wir den oben vorgeschlagenen Sammelnamen festhalten wollen) kann an sich alle äusseren Bedingungen der Arbeit betreffen. Für jede menschliche Tätigkeit beziehen sich die wichtigsten Regelungen auf Raum und Zeit. Da die Regelung der Arbeitszeit einen besonderen Punkt bildet, so werden weitaus die meisten wichtigen Bestimmungen der Arbeitsweise den Raum und das Verhalten zu räumlichen Gegenständen (Maschinen usw.) betreffen. In der Gewerbeordnung spielt daher in den einschlägigen Arbeiterschutzbestimmungen die Einrichtung der Arbeitsräume, die Fürsorge für Lüftung, Beleuchtung etc. eine grosse Rolle (§§ 120 a — 120 e). In der Praxis wird eine wirksame Fürsorge für Innehaltung dieser Rücksichten fast nur bei der Genehmigung von Fabrikbauten zu erzielen sein. Es ist daher durchaus in Ordnung, wenn in Preussen die „Technische Anleitung“ vom 15. Mai 1895 darauf aufmerksam macht, dass alle diese Arbeiterschutzbestimmungen (abgesehen von ihrer Erzwingbarkeit durch Polizeiverfügung) ausdrücklich dem Genehmigungsverfahren nach § 18 GO. unterstellt sind. Es ist dies ein Punkt, an dem sich die vielgestaltige Stellung des Arbeiterschutzes im Rechtssystem mit besonderer Deutlichkeit zeigt. Für die staatliche Tätigkeit sind gewissermassen drei konzentrische Kreise gezogen. In dem ersten beschränkt sie sich darauf, gewisse Sätze zu Bestandteilen des Arbeitsvertrages zu machen: dass die Gebäude auf eine bestimmte Art eingerichtet sein müssen, ist ein Anspruch, den jeder Arbeiter gegen den Arbeitgeber hat, so, als ob er im Arbeitsvertrage stipuliert wäre. In einem zweiten Kreise geht der Staat darüber hinaus und ordnet im Wege der polizeilichen Verfügung die Einrichtungen an, auf die die Arbeiter einen Anspruch haben. In einem dritten Kreise aber sorgt der Staat für das Vorhandensein der Einrichtungen noch bevor der Fabrikant seinen ersten Vertrag abschliesst. Die Intensität der staatlichen Fürsorge ist in diesen drei konzentrischen Kreisen verschieden; der Gedanke, dass hier eine Bestimmung des Arbeitsvertrages der Willkür der Parteien entzogen ist, ist ihnen gemeinsam. — Neben den Räumlichkeiten kämen dann noch organisatorische Bestimmungen, d. h. alle Bestimmungen über das Verhalten der Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft in Betracht (also z. B. auf Grund § 120 e für giftige Betriebe Verbot, Branntwein mitzubringen). —

Geordnet werden die Bestimmungen über Arbeitsweise wohl am besten nach den Rücksichten, die für ihren Erlass massgebend sind. Dass Rücksichten auf Gesundheit und Sittlichkeit die Hauptrolle spielen, liegt nach dem gesetzlichen Wortlaut klar zutage. Daneben müsste der Schutz der bürgerlichen Rechte und der Persönlichkeit überhaupt eine vielleicht noch grössere Rolle spielen, ist aber in den bisherigen Gesetzgebungen wenig entwickelt, z. B. Vorschriften zur Wahrung des Koalitionsrechts, des staatlichen und kommunalen Wahlrechts etc. Bescheidene Anfänge liegen in gewissen Schutzbestimmungen für die Bekleidung von Ehrenämtern in der Arbeiterversicherung (RVO. §§ 22, 139/40). Prinzipiell wichtiger sind schon die Bestimmungen der Preussischen Bergnovelle (§ 80 f, o.) gegen Kündigung der Sicherheitsmänner.

Danach würde sich für eine Systematik des Arbeiterschutzes etwa folgende Skizze ergeben (die selbstverständlich nicht Vollständigkeit erstreben, sondern nur an Beispielen veranschaulichen will):

1. **Arbeitszeit:** a) Sonntag, b) Nacht, c) Maximalarbeitstag, d) Beginn und Ende, Pausen, sanitärer Maximalarbeitstag. Anhang: e) Fortbildungsschule.
2. **Arbeitslohn:** a) Fürsorge für Bestimmtheit (obligatorischer Bestandteil der Arbeitsordnung), Lohnzettel, Lohnbüchlein, Lohnbuch, Lohnverzeichnisse, Lohnkarten; b) Art der Lohnzahlung: Truckverbot, Beschlagnahme, Abzüge, Aufrechnung und Zurückbehaltung, Lohnfristen und Lohnungstage, Verbot der Lohnzahlung in Wirtschaften; c) Höhe des Lohnes. Negativ: gegen Excesse nach unten („Wucherparagraph“ und „gute Sitten“). Positiv: australische und englische Lohnämter. In Deutschland allenfalls einige Keime (s. o.).
3. **Arbeitsweise:** a) Gesundheitsschutz (Bau, Lüftung, Unfallverhütung), b) Sittlichkeitsschutz, c) Schutz der bürgerlichen Rechte und der Persönlichkeit überhaupt.

Alles dieses bestimmt nur den **I n h a l t** des Arbeitsvertrages. Seine **F o r m a l i e n** werden aber ebenso vom Arbeiterschutz ergriffen. Zunächst sein **Z u s t a n d e k o m m e n**. Der Grundsatz von der Formlosigkeit der Verträge ist durchbrochen durch das Institut der Arbeitsordnungen. Früher oder später wird sich auch die Gesetzgebung entschliessen müssen, an dieser Stelle die Kollektivverträge in irgend einer Art einzuschieben. Hier ist der Punkt, wo die Regelung der Stellenvermittlung (Gelegenheit zum Abschluss von Arbeitsverträgen) mit dem ganzen Heer der sich daran schliessenden Fragen in den Arbeiterschutz einmündet. Endlich negativ: die Ausrottung von Industrien als Verhinderung von Arbeitsverträgen. So wird das internationale Abkommen v. 1906 gegen die Phosphorzündholzindustrie, ganz ebenso allgemein als Arbeiterschutz-Konvention bezeichnet, wie das gleichzeitige gegen die Frauen-Nacharbeit.

Die dem entsprechenden Bestimmungen über die **Auflösung** des Arbeitsvertrages aber sind praktisch von so grosser Bedeutung, dass weitaus der grösste Teil des Arbeiterschutzes, soweit er vom einzelnen Arbeiter geltend gemacht wird, in der Form einer Klage wegen rechtswidriger Entlassung erscheint. Das ist die grosse Bedeutung der Bestimmungen über Kündigung und kündigungslose Beendigung. Hierher gehören ferner die Bestimmungen über die Folgen der Kündigung oder der Auflösung (darunter auch die viel erörterte Konkurrenzklausele).

Fügt man noch das Notwendige über **Organe** des Arbeiterschutzes hinzu, so würden zu den obigen drei Punkten über den Inhalt des Arbeitsvertrages drei weitere über seine Formalien hinzukommen.

4. **Zustandekommen**: Arbeitsordnung, Kollektiver Arbeitsvertrag, Bestimmtheit der Lohnverabredung (s. o. Nr. 2), auch Stellenvermittlung.
5. **Auflösung**: Kündigung, kündigungslose Beendigung, Folgen der Kündigung und der Auflösung (Zeit zum Aufsuchen eines andern Dienstverhältnisses, BGB. § 629), Zeugnis, Konkurrenzklausele, Vertragsbruch.
6. **Organe des Arbeiterschutzes**: Gewerbeberichte, Kaufmannsgerichte, Einigungsämter, Gewerbeinspektion, Arbeiterausschüsse, Koalitionen (Fachausschüsse s. o. Nr. 2, Arbeitsnachweise Nr. 4.).

3.

Ruft man sich nun gegenüber diesem nach heutigen Verhältnissen aufgestellten Tableau die Worte ins Gedächtnis zurück, mit denen vor nunmehr fast einem Vierteljahrhundert die Februarerlasse von 1890 die damals bevorstehende Gesetzgebung ankündigten,

„dass es eine der Aufgaben der Staatsgewalt ist, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, dass die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben,“

so ist man überrascht von dem Masse der Genauigkeit, mit dem der Proklamationsstil die bevorstehende gesetzgeberische Aufgabe bezeichnet hat. Es gilt dies um so mehr, da manches, was wir bei jenen Worten vermissen, in anderen Teilen der Erlasse zum Ausdruck gekommen ist. Es ist sehr zu bedauern, dass die Debatte, die sich früher einmal über die Urhebererschaft dieser Erlasse entsponnen hatte, nicht zu einem sicheren Ergebnis geführt hat; denn es würde wohl zu wissen lohnen, wer zu den Entwürfen die Feder geführt hat. Für die Geschichte unserer Zeit sind sie bedeutungsvolle Dokumente, und dem gewichtigen Inhalt entspricht in selten hohem Grade der umsichtige, erschöpfende und dabei massvolle Ausdruck. Gäbe es

von Wilhelm II. keine anderen Proklamationen als diese, ihm würde durch sie allein ein unbestrittener Platz in der Geschichte der Proklamationen gesichert sein.

Wird also unsere Skizzierung der Gegenstände des Arbeiterschutzes durch den Hinweis auf die Erwartungen und Beweggründe, denen er seine Formulierung verdankt, in gewissem Grade bestätigt, so kann doch die oben gegebene Definition nur mit einigen Vorbehalten Geltung beanspruchen.

Erstens: Dass der Arbeiterschutz die gesetzliche Beschränkung des freien Arbeitsvertrages ist, definiert den Arbeiterschutz, aber nicht in demselben Sinne die Lehre vom Arbeiterschutz. Da nämlich einer Theorie des Arbeiterschutzes nicht von vornherein vorgeschrieben werden kann, dass sie zu dem Ergebnis kommen müsse, der Arbeiterschutz sei notwendig, so gehört in eine Lehre vom Arbeiterschutz gleichzeitig auch die Lehre von allen Massregeln, die einen Arbeiterschutz entbehrlich machen (wie immer in die Theorie irgend eines Objekts auch die Theorie seines Gegenteils hineingehört). Stellt man sich etwa vor, dass ein prinzipiell interessierter Manchestermann eine Theorie des Arbeiterschutzes schriebe, in der er nachwies, wie durch den völlig freien Arbeitsvertrag ohne jede staatliche Beschränkung (z. B. durch sehr geschickte Benutzung des Koalitionsrechtes) dem Vertragsverhältnis in allen seinen Einzelheiten die Gestalt gegeben werden könnte, die der gesetzliche Zwang vorschreibt, — man würde kein Recht haben, dem Buche seinen Titel zu bestreiten. Wer würde es heute wagen, sich über Arbeiterschutz auszusprechen, ohne sich bei Abbe und Zeiss auch in den Teilen ihres Lebenswerkes Belehrung zu holen, die in keiner Weise auch nur auf die vorbildliche Vorbereitung eines staatlichen Eingriffs berechnet sind. Dasselbe kann auch von Einrichtungen gelten, die der Staat ins Leben ruft, wenn sie nämlich nicht als gesetzlich erzwungener Bestandteil des Arbeitsvertrages geschaffen werden, aber doch ähnliche Funktionen erfüllen. Und so sehen wir uns denn zu dem Zugeständnis genötigt, dass alle jene Einrichtungen, die man früher mit dem noch unklar gebrauchten Namen des Arbeiterschutzes belegte, wie Maschinengitter und Erholungsräume, Unterstützungskassen etc. etc., durch deren Beiseiteschiebung erst die klare Abgrenzung des Begriffs Arbeiterschutz entstand, durch die Eingangs-pforte der theoretisch-systematischen Behandlung doch wieder Einlass begehren und erhalten. Das gibt einen Fingerzeig dafür, dass in der Tat alles, was den Arbeiter „schützt,“ in gewisser Weise zum Arbeiterschutz gehört, und dass wir mit unserer Definition keineswegs das Mittel haben, über die Frage der Einbeziehung oder Ausschlussung von Gegenständen immer eine unbedingt sichere Antwort

zu geben. Um dies an einem Beispiel zu veranschaulichen, wähle ich die **Arbeiterversicherung**. Historisch ist kein Zweifel, dass in Deutschland (und Deutschland war 1890 hierfür das Welttheater) der Begriff **Arbeiterschutz** erst dadurch herausprang, dass man diese Gesetzgebungsmaterie von der der **Arbeiterversicherung** schied. Der geforderte **Arbeiterschutz** wollte neben der **Arbeiterversicherung** ein zweites Thema der **Arbeitergesetzgebung** sein. Ja, man kann sagen, dass eine Zeit lang **Arbeiterschutz** und **Arbeiterversicherung** sozusagen Gegensätze waren, indem diese das Schlagwort derer war, die mit den Wohltaten der **Arbeiterversicherung** allein die Arbeitermassen beruhigen wollten, während **Arbeiterschutz** die ausgesprochene Parole derer darstellte, die grundsätzlich dieses zweite Gesetzgebungsgebiet daneben in Angriff nehmen wollten. Nun ist oben gelegentlich darauf hingewiesen worden, dass Lohnregulierungsgesetze zweifellos zum Gebiete des **Arbeiterschutzes** gehören, und dass man, wenn man will, sagen kann: wenigstens für die kleinen Teile des Lohnes, die als Rücklage gegen die Gefahr von Krankheit, Invalidität etc. aufzufassen seien, stelle unsere **Arbeiterversicherung** in der Tat eine derartige gesetzliche Regulierung dar. Dieser Zusammenhang, wenn man ihn gelten lassen will, ist minimal. Aber man könnte, wenn man wollte, den Zusammenhang grundsätzlich fordern. Man könnte die gesamte **Arbeiterversicherung** begrifflich als einen von Rechtswegen festgelegten Bestandteil jedes Arbeitsvertrages konstruieren. Lediglich der Umstand, dass bei uns drei Organisationen grössten Stiles geschaffen wurden, die in sich ein organisches Leben entfalten und eine umfassende Organisationsgesetzgebung erfordern, lediglich dieser sehr in die Augen fallende Umstand lässt bei uns die **Arbeiterversicherung** als ein selbständiges Wesen erscheinen, das auf den Arbeitsvertrag eben nur einen Einfluss übt. Hätte man (was gar nicht ausserhalb des Bereichs der Möglichkeit lag und s. Z. ganz ernstlich diskutiert wurde) die **Arbeiterversicherung** sozusagen mit einem Paragraphen gemacht, in dem man die Unternehmer verpflichtet hätte, jeden Arbeiter zu versichern (**Versicherungszwang** statt **Zwangsversicherung**), — niemand wäre auf den Gedanken gekommen, aus der **Arbeiterversicherung** ein selbständiges Gebiet neben dem **Arbeiterschutz** zu konstruieren. Mit Recht wird daher die genauere Abgrenzung des **Arbeiterschutzes** in verschiedenen Ländern sich sehr verschieden stellen. Wenn ein Land noch keinerlei umfassende **Arbeitergesetzgebung** besitzt und eine **Arbeiterschutzgesetzgebung** anstrebt, so ist es gar kein übler Anfang, zunächst einen Teil der **Arbeiterversicherung** zu regeln. Begänne man in einem solchen Lande mit Regelung der Haftpflicht und Einsetzung einer **Unfallversicherungspflicht**, so würde dies mit Recht als erste wichtige

Massregel des Arbeiterschutzes erscheinen, während man die Unfallversicherung bei uns, wo ihre organische Durchführung in grossen Berufsgenossenschaften die Hauptsache ist, als eine für sich bestehende Einrichtung betrachtet.

Zweitens: Aber auch in dem Gesetzgebungsstoffe selbst sind Vorschriften enthalten, die anstandslos zum Arbeiterschutz gerechnet werden, obgleich es unmöglich ist, sie korrekterweise in jene Definition einzubeziehen. Die Novelle von 1890 hielt sich in der Regelung der Sonntagsruhe (§ 105 b) nicht genau an das Gebiet des gewerblichen Arbeitsvertrages. Dass nämlich die Sonntagsruhe auch für Bauten in eigener Regie gilt (die gar keine gewerblichen Unternehmungen sind), wurde von allen Beteiligten als so selbstverständlich angesehen, dass, trotz des ursprünglich sehr starken Widerstandes gegen die Einführung der Sonntagsruhe, in der Handhabung des Gesetzes kein Fall des Widerstandes gegen diese Auffassung bekannt geworden ist; dass die juristische Interpretation dieser Auffassung, wo sie einmal nötig wird, sich nur auf den Ausdruck „Bauten aller Art“ stützen kann, ist demgegenüber weniger erheblich. Nun ist ja allerdings der Maurer, den ich an meinem eigenen Wohnhause beschäftige, wenn auch nicht auf Grund eines gewerblichen Arbeitsvertrages, so doch immerhin noch auf Grund eines Arbeitsvertrages überhaupt beschäftigt. Aber auch wenn ein Vater mit seinen drei Söhnen ein Häuschen baut, wird man ihn um des Umstandes willen, dass er mit den Jungen keine Arbeitsverträge geschlossen hat, schwerlich von der Sonntagsruhe dispensieren wollen. Im Kinderschutzgesetz von 1903 und im Hausarbeitsgesetz von 1911 hat man mit voller Absicht den Weg der Spezialgesetzgebung ausserhalb der Gewerbeordnung beschritten, weil man die „eigenen Kinder“ einbeziehen wollte; und doch rechnet jedermann diese Gesetze in ihrem vollen Umfange, ja sogar die Einbeziehung der eigenen Kinder in erster Linie, mit unter den „Arbeiterschutz“. Und in die neueste Novelle der Gewerbeordnung ist sogar expressis verbis eine Bestimmung für Personen aufgenommen, die keinerlei Arbeitsvertrag geschlossen haben. In der Regelung der Fortbildungsschulpflicht (§ 120) zeigte sich nämlich der Übelstand, dass jugendliche Arbeiter, wenn sie ihre Stelle aufgaben, auf Grund der GO. nicht zum Besuche der Fortbildungsschule herangezogen werden konnten, und dass sie infolgedessen der Fortbildungsschule gerade dann fern bleiben konnten, wenn sie das vortrefflichste Objekt für diese Schulpflicht waren. Dem hat die Novelle dadurch abzuhelpen gesucht, dass sie bei der Einführung der Schulpflicht durch Ortsstatut den Satz hinzufügte „Diese Pflicht besteht dann auch für die Zeit ihrer Arbeitslosigkeit“. Da die Gewerbeordnung den Begriff Arbeiter als Stand nicht kennt, sondern darunter

stets eine Person versteht, die sich in einem Arbeitsverhältnis befindet, so ist ein jugendlicher Arbeiter, der sich nicht in einem Arbeitsverhältnis befindet, für diese Gesetzgebung eine *contradictio in adjecto*. Ein Vorwurf ist dem Gesetzgeber freilich daraus nicht zu machen. Denn die Einbeziehung der Fortbildungsschulpflicht in den Arbeiterschutz ist überhaupt nur wegen der traurigen Verhältnisse des Fortbildungsunterrichts in Preussen notwendig geworden. Und wenn der Gesetzgeber eine unvermeidlich gewordene Massregel an der einzigen Stelle hineinstopft, wo er dies mit Aussicht auf Erfolg versuchen kann, so tut er recht daran, sich über Systematisierungsbedenken hinwegzusetzen.

Drittens: Wenn unsere Definition des Arbeiterschutzes der Auffassung entgegengestellt wird, die ihn unter mehr polizeilichen Gesichtspunkten definieren möchte, so soll damit nicht etwa bestritten werden, dass der Arbeiterschutz auch Bestandteil der Polizeigewalt ist. An sich gehört er beiden Gebieten an, wie denn die Durchführung wahlweise auf Grund des Arbeitsvertrages oder im Wege der Polizeiverfügung erfolgen kann, wie ja auch in der Behördenorganisation Gewerbegericht einerseits, Gewerbeinspektion andererseits diesen Doppelcharakter zu deutlichem Ausdruck bringen. Man kann heute noch, ohne sich eines logischen Fehlers schuldig zu machen, den ganzen Arbeiterschutz als Polizeimaterie behandeln und hierbei darauf hinweisen, dass er auch rechtliche Folgen für das Arbeitsverhältnis habe. Es ist lediglich eine Frage zweckmässiger Systematisierung, ob man diesen Weg oder den gegenteiligen, von uns gewählten, vorzieht. Für diese Zweckmässigkeitsfrage scheint mir folgende Erwägung ausschlaggebend zu sein. Konstruieren wir den Arbeiterschutz als die gesetzliche Beschränkung des Arbeitsvertrages zum Schutze des Arbeiters, so befinden wir uns von vornherein in der Provinz des Denkens, die uns alle Gegenstände des Arbeitsvertrages und damit auch alle möglichen Gegenstände des Arbeiterschutzes darlegt. Fassen wir den Arbeiterschutz aber als Bestandteil polizeilicher Betätigung ins Auge, so nehmen wir nur die Anstösse wahr, die zu polizeilichem Eingreifen führen; eine Systematisierung könnte hier nur dann entstehen, wenn etwa die polizeiliche Regelung in der Tat das ganze Arbeitsverhältnis ergreift (wie es z. B. vielfach unter der Herrschaft des alten Bergrechts der Fall war). Also: solange der Arbeiterschutz sich auf vereinzelte Massregeln beschränkt, oder — umgekehrt — wenn er das ganze Arbeitsverhältnis ergriffen hat, mag es zweckmässig sein, seine polizeiliche Seite zum Ausgang zu nehmen; in allen dazwischen liegenden Fällen aber würde es kein sichereres Mittel geben, sich das Verständnis dieser Materie zu erschweren, als wenn man die durch Gesetz geregelten Bestand-

teile des Arbeitsvertrages in Wissenschaft, Gesetzgebung oder Rechtsprechung von den Bestandteilen trennen wollte, die auf Vereinbarung der Parteien beruhen. Dieser Sachverhalt wäre nie übersehen worden, wenn es eine Literatur über das Recht des Arbeitsvertrages gegeben hätte. Und eben darin liegt die Bedeutung des Lotmar'schen Werkes, dass sein Vorhandensein allein ein weiteres Übersehen jenes Sachverhalts unmöglich macht, und dass man also seit dem Erscheinen dieses Werkes weiss, wo der Arbeiterschutz zu Hause ist: Lotmar hat einem Heimatlosen eine Heimat gegeben. Ähnlich wie die im Auslande lebenden Deutschen seit der grossen Schöpfung der Jahre 1866/71 plötzlich wussten, dass und wo sie eine Heimat haben.

Jetzt ist auch klar, in welchen grösseren Ideenkreis der Arbeiterschutz gehört. Materiell handelt es sich bei ihm um das Arbeitsverhältnis, formell um einen Vertrag. In dieser formalen Beziehung gehört der Arbeiterschutz in dieselbe Kategorie mit allen Gesetzesausnahmen vom freien Vertragsrecht, in denen aus irgend einem Grunde der Gesetzgeber einen Kontrahenten für schutzbedürftig hält und ihn durch Einengung des freien Vertragsrechts zu schützen sucht (Abzahlungsgeschäft, Versicherungsvertrag, Verpfändung, auch allgemein: Wucher, strafbare Handlung, gute Sitten etc.), d. h. der Arbeiterschutz ist ein Spezialfall aus dem weiten Gebiete des Vertragschutzes überhaupt.

Historisch ist der Arbeiterschutz entstanden als Kompromiss zwischen zwei entgegenstehenden und in ihrer vollen Konsequenz einander ausschliessenden Ansichten über die zweckmässigste Verfassung des Produktionsprozesses in der Volkswirtschaft. Dass diese Verfassung heute auf dem Arbeitsvertrage beruht, ist unbestritten. Die konsequenten Sozialisten, die diese Verfassung nicht wollen und statt ihrer die Verstaatlichung der Produktionsmittel verlangen, postulieren einen Zustand, in dem der Abschluss von Arbeitsverträgen (wenigstens in dem heute bestehenden Umfange und Sinne) von selbst fortfällt, d. h. sie verlangen die Abschaffung des Arbeitsvertrages (wenigstens als Grundlage des Produktionsprozesses). Ihnen standen die Anhänger des Bestehenden mit der Forderung gegenüber, dass abgesehen von gewissen polizeilichen Massnahmen, wie sie auf allen dem Individuum vorbehaltenen Gebieten zugelassen werden, der Abschluss von Arbeitsverträgen lediglich Sache der Individuen sei. Zwischen diese beiden Ansichten gestellt, hat der Gesetzgeber zwar in der Hauptsache an dem bestehenden Zustande festgehalten, dass der Arbeitsvertrag die Grundlage der Produktionsverfassung bleibt, dass er aber auf den Inhalt dieses Vertrages einen bestimmten, nicht zu beseitigenden Einfluss übt. Der Gesetzgeber stellt aus gewissen Bestimmungen den Rahmen aller zukünftigen Arbeits-

verträge fest. Soweit dies geschehen (und nur so weit besprechen wir hier die Materie; die gänzlich frei gebliebenen Punkte stehen ausserhalb der Besprechung), ergibt sich folgender Zustand: ob ein Arbeitsvertrag zustande kommt, entscheiden die Parteien; wie er aussieht entscheidet der Staat.

Wo diese Idee des Arbeiterschutzes vollständig zur Durchführung gelangt ist, gilt nicht, was die Parteien bestimmt haben, sondern an dessen Stelle das, was der Gesetzgeber bestimmt hat; ein Zustand, ähnlich wie er in Deutschland für den Versicherungsvertrag durch die zahlreichen Bestimmungen des Gesetzes von 1908 geschaffen ist, nach denen auf gewisse Abweichungen zu Gunsten des Versicherungsnehmers die Versicherungsgesellschaft „sich nicht berufen darf“. Aber nicht überall, wo Arbeiterschutzgesetze erlassen worden sind, ist dieses Endstadium erreicht. Von der blossen Unklagbarkeit (die praktisch so unwirksam ist, dass man sie kaum noch zu den Mitteln des Arbeiterschutzes zählen möchte) und der Strafwürdigkeit bis zur polizeilichen Erzwingbarkeit, zu der bis in den Einzelfall wirksam durchgeführten Aufsicht und zur Einführung von Bussen und Verfallklauseln und darüber hinaus gibt es eine Menge Übergangsstadien, deren Fortentwicklung nicht immer in einem Zustande endet, in dem jene Idee des Vertragsschutzes vollständig zum Ausdruck kommt. In welchem Stadium sich die einzelnen europäischen und überseeischen Länder befinden, diese Frage ist keineswegs leicht zu entscheiden, da Prozesse, die die Parteien und das Gericht nötigen, zu jener konstruktiven Frage Stellung zu nehmen, zu den Seltenheiten gehören. Für Deutschland läuft die Frage, ob jenes Endstadium der Arbeiterschutz-Gesetzgebung als erreicht anzusehen ist, in concreto auf die Frage hinaus: wenn ein Arbeitsvertrag Bestimmungen enthält, die gegen die Sonntagsruhe, gegen einen Maximalarbeitstag, gegen ein Lohneinbehaltungs-Maximum verstossen, ist dann der ganze Vertrag nichtig, oder gilt an Stelle der „abweichenden Bestimmung“ die gesetzliche? Im Volksbewusstsein wird die zweite Alternative als Zweck der Arbeiterschutzgesetzgebung angesehen, und es scheint, dass auch die die Arbeiterschutzgesetze handhabenden Juristen stillschweigend von ihr ausgehen; sei es nun, dass sie in der Gewerbeordnung, die in dieser Beziehung nirgends eine bestimmte Ansicht dokumentiert, die Arbeiterschutzbestimmungen so auffassen, sei es, dass in der Praxis als bewiesen angesehen wird, was nach der Strenge des Gesetzes (§ 139 BGB.) in jedem Einzelfalle erst zu beweisen wäre.

Sieht man also in dem Arbeiterschutz Arbeitsvertragsschutz, und subsumiert man ihn unter den Vertragsschutz im allgemeinen, so geht daraus hervor, dass in dieses Gebiet begrifflich nicht nur Mass-

regeln zum Schutze des Arbeiters, sondern ganz ebenso Massregeln zum Schutze des Arbeitgebers gehören. Die Art wie heute die Vertragsbruchbusse des Fabrikarbeiters in das Arbeiterschutzgesetz hineingebracht wird, indem dem Fabrikbesitzer „untersagt“ wird, mehr als einen Wochenlohn einzubehalten (§ 134 u. § 119a), hat etwas Hinterlistiges an sich und ist ja darum auch in der gesetzgeberischen Form ziemlich missglückt. Je weiter aber die Regulierung des Arbeitsvertrages und seiner behördlichen Behandlung fortschreitet, desto offener muss auch dieser Seite des Schutzes ins Auge gesehen werden. Beweis: Da, wo die Arbeiterdemokratie am meisten von ihren Forderungen durchgesetzt hat, in der australischen Welt, hat sie in der Tat diese Konsequenz ziehen und den Vertragsbruch der organisierten Arbeiter gesetzgeberisch regeln, d. h. einen Akt des Arbeit g e b e r - schutzes vollziehen müssen.

(Schluss folgt.)

Philosophie und Politische Oekonomie bei den Merkantilisten des XVI.—XVIII. Jahrhunderts.

Von

Dr. Wladislaw Francowic Zaleskij,

Wirklicher Staatsrat und o. Professor an der Universität K a s a n.

II.

Die vorbestimmte Harmonie.

Als philosophische Grundlage der ganzen Weltanschauung tritt uns bei den Merkantilisten die Idee von einer vorbestimmten Harmonie entgegen. Die Lehre von der vorbestimmten Harmonie ward in der neuen Philosophie — von Leibnitz bearbeitet. Die Welt, sagt er, besteht aus einfachen Substanzen⁴⁷⁾, die keine Ausdehnung und keine Figur besitzen⁴⁸⁾, aber mit der Fähigkeit zur Veränderung⁴⁹⁾ und Vervollkommnung⁵⁰⁾ unter dem Einflusse einer inneren Kraft (d'un principe interne) ausgestattet sind⁵¹⁾; folglich sind diese einfachen Substanzen

⁴⁷⁾ Leibniz, La Monadologie. 1714, § 1. Ich zitiere nach der Ausgabe Paul Janet, Oeuvres philosophiques de Leibniz, 1866, Tome second.

⁴⁸⁾ La Monadologie, § 3.

⁴⁹⁾ La Monadologie, § 11.

⁵⁰⁾ La Monadologie, § 18.

⁵¹⁾ La Monadologie, § 11.

eine Art von unkörperlichen Automaten (des automates incorporels)⁵²⁾ und heissen Monaden.

Die Grundeigenschaften der Monaden bilden — die Subjektivität oder die Grundlage, die Fähigkeit zur Perzeption und die Fähigkeit zum Streben.⁵³⁾ Infolge der Perzeptionsfähigkeit spiegeln die Monaden, wie lebendige Spiegelgläser, die ganze Welt, die ganze Unendlichkeit der darin lebenden Monaden — ab.⁵⁴⁾

Trotz der Gemeinschaft ihrer drei, oben erwähnten Grundeigenschaften — müssen die Monaden gegeneinander abstechen, denn in der Natur mögen zwei vollständig gleiche Wesen nicht existieren.⁵⁵⁾

Unterscheiden tun sich die Monaden durch die Perzeptionskraft;⁵⁶⁾ die Monaden perzipieren, spiegeln überhaupt die ganze Welt ab, aber diese Abspiegelung ist nur für die nächsten Dinge mehr oder weniger deutlich; für die entfernteren ist sie aber sehr trübe.⁵⁷⁾ Wäre es nicht so, so müsste jede Monade eine Gottheit sein.⁵⁸⁾ Aber auch innerhalb der obengenannten engen Grenzen — ist die Perzeptionskraft der Monaden ungleich. Die einen sind zur Bildung klarer, bewusster Vorstellungen fähig⁵⁹⁾ — ihre Perzeption wird eine Apperzeption;⁶⁰⁾ die anderen besitzen nur undeutliche,⁶¹⁾ trübe, unbewusste⁶²⁾ Vorstellungen und befinden sich im Zustande, der einem tiefen Schläfe ähnlich ist.⁶³⁾

Um jede Monade höherer Ordnung versammeln sich die Monaden mit schwacher Perzeptionsfähigkeit. Die erste Monade bildet die Seele,⁶⁴⁾ die übrigen den Körper eines Tieres oder eines Menschen — je nach dem Vollkommenheitsgrade der Hauptmonade.

⁵²⁾ La Monadologie, § 18.

⁵³⁾ Le sujet ou la base, la faculté perceptive et la faculté appétitive, S. Monadologie, §§ 39, 48; Principes de la nature et de la grace fondés en raison, 1714, § 2. Zitiert nach derselben Auflage, Tome second.

⁵⁴⁾ Monadologie, §§ 56, 83; Principes, § 3.

⁵⁵⁾ Monadologie, § 9; Principes, § 4.

⁵⁶⁾ Monadologie, § 19.

⁵⁷⁾ Principes, § 13.

⁵⁸⁾ Monadologie, § 60.

⁵⁹⁾ Monadologie, § 19.

⁶⁰⁾ Principes, § 4.

⁶¹⁾ Monadologie, § 24.

⁶²⁾ Monadologie, § 14.

⁶³⁾ Principes, § 4.

⁶⁴⁾ Monadologie, §§ 63, 64; Principes § 4.

Doch können die Monaden — als einfache, unkörperliche, unteilbare, undeinhbare Substanzen — aufeinander keine Wirkungen ausüben. Die Monaden haben keine Fenster,⁶⁵⁾ durch welche etwas nach Innen hereindringen könnte, und es ist unmöglich sich vorzustellen, wie eine Monade in ihren inneren Eigenschaften verändert werden könnte, denn es gibt in ihr keine materiellen Bestandteile, die einer Versetzung unterliegen könnten und auch keine innere Bewegung, welche angeregt, verstärkt oder abgeschwächt werden könnte.⁶⁶⁾ Daraus folgt, dass jede Monade ihr Leben und ihre Vervollkommenung für sich allein treibt, aber alle zusammen harmonieren die Monaden untereinander vermittels der Gottesfügung,⁶⁷⁾ welche zwischen ihnen eine vorbestimmte Harmonie festgesetzt hat.⁶⁸⁾

Gott hat alles so eingerichtet, dass die Seelen nach Gesetzen der Zweck-Ursachen, die Leiber aber nach Gesetzen der Treib-Ursachen zu wirken pflegen; und beide Reiche harmonieren untereinander.⁶⁹⁾ Unsere Handlungen sind notwendig durch gewisse Ursachen, gewisse Gesetze bestimmt; die natürlichen Kräfte des Leibes sind den mechanischen, die natürlichen Kräfte der Seele — den sittlichen Gesetzen untergeordnet. Die Körperkräfte folgen der Ordnung der Treib-Ursachen, sind unfrei; die Seelenkräfte folgen der Ordnung der Zweck-Ursachen und offenbaren sich in freier Weise; zwischen beiden Kräften existiert aber eine vorbestimmte Harmonie.⁷⁰⁾ Es liegt darin, sagt Leibnitz, kein Widerspruch mit der Idee der Freiheit des Menschen, denn alles, was nach Zweck-Ursachen wirkt, wird frei.⁷¹⁾

Bei den Merkantilisten, die später als Leibnitz schrieben, finden wir keine Hinweisungen auf diesen Philosophen. Die Merkantilisten geizten überhaupt mit den Zitaten und, wenn man bei ihnen zumal einige Hinweisungen auf verschiedene

⁶⁵⁾ *Monadologie*, § 7.

⁶⁶⁾ *Monadologie*, §§ 7, 51.

⁶⁷⁾ „... par l'intervention de Dieu ...“ *Monadologie*, § 51.

⁶⁸⁾ „Harmonie préétablie,“ *Monadologie* § 78; *Principes* § 3.

⁶⁹⁾ *Monadologie*, § 79; *Principes*, § 3; *Monadologie*, § 79: „et les deux règnes, celui des causes efficientes et celui des causes finales, sont harmoniques entre eux“.

⁷⁰⁾ Der Briefwechsel mit Clarke, Brief 5, Nr. Nr. 124 u. 92; zitiert nach der Ausgabe Paul Janet, Tome 2—d, p. 679 et 672.

⁷¹⁾ *Ibidem*, Nr. 92.

⁷²⁾ Antonio Serra, *Breve trattato delle cause che possono far abbondare li regni d'oro e d'argento dove non sono miniere*. Scrittori classici Italiani di economia politica, T. I, p. 38.

Philosophen auffindet, so haben diese Zitate keine wissenschaftliche, sondern vielmehr eine scholastische Bedeutung, indem sie nicht ein Zeugnis der Entlehnung bei einem gewissen Schriftsteller, sondern ganz einfach nur einen sog. „Apparat“, eine scholastische Ausstattung darstellen.

Insbesondere wird es bei den älteren Schriftstellern bemerkbar. So z. B. das Werk Jean Bodins — „De Republica libri sex, 1576“ — erscheint von Randbemerkungen, s. g. „Glossen“, ganz bunt. Sie enthalten zahlreiche Hinweisungen auf die Heilige Schrift, auf Aristoteles, Herodot, Plutarch, Cicero, Livius usw. Antonio Serra gibt, die Gerechtigkeit flüchtig erwähnend, eine Hinweisung auf Thomas von Aquino.⁷³⁾

Montchrétien de Wateville, ein im höchsten Grade selbstständiger und origineller Schriftsteller, hielt es jedoch für unumgänglich seine Werke mit Hinweisungen auf Xenophon, Platon und Aristoteles auszuschmücken,⁷⁴⁾ zuweilen ausschliesslich nur dazu, um mit ihnen nicht übereinzustimmen.⁷⁵⁾

Temple macht, in einer seiner kleinen Schriften (essays), eine ziemlich umfassende Exkursion in das Gebiet der Philosophie, untersucht die Lehren der Materialisten, weist auf Ekklesiast, Sokrates, Marcus (Aurelius) Antonin, Platon, Aristoteles, Descartes, Hobbes hin, kritisiert die Stoiker und singt das Lob Epikurus, der das Glück in der Seelenruhe und in der Abwesenheit von Körperleiden suchte und dadurch ein richtiges Verständnis der zweifachen — geistigen und körperlichen — Natur des Menschen geäußert hatte.⁷⁶⁾ Boisguilbert weist bei einer nichtigen Gelegenheit auf Seneca hin.⁷⁶⁾ Galiani beruft sich auf Epikurus, Aristoteles, Covarruvius, Locke — nur darum, um ihre Meinungen zu widerlegen;⁷⁷⁾ entnimmt aus den Werken Descartes die Idee von der Notwendigkeit jede philosophische Untersuchung mit

⁷³⁾ Antoyne de Monchrétien, *Traicté de l'oeconomie politique*, 1615, Ausgabe Funk Bretano, 1889, p. p. 13, 21—22. 25 (entelechie), 175.

⁷⁴⁾ *Ibidem*, p. p. 31, 138.

⁷⁵⁾ *Upon the Gardens of Epicurus*, 1685, p. p. 8—15. Der Aufsatz ist eingerückt in der Ausgabe — *Miscellanea*, by sir William Temple, the second part, 1690.

⁷⁶⁾ Boisguilbert, *Le détail de la France*, 1695 (Daire weist an 1697), I, p. 227; *Dissertation de la nature des richesses*, 1707. II, p. 203. Ich zitiere nach einer Ausgabe von 1712, George de Backer, à Brusselle, 3 Teile.

⁷⁷⁾ Ferdinand Galiani, *Della Moneta libri cinque*, *Bibliotheca Scelta di opere italiane antiche e moderne*, 1831, Vol. 285, p. p. 43, 46; Vol. 286, p. 8.

einem Bedenken anzufangen,⁷⁸⁾ aber auf Descartes beruft er sich dabei nicht.

Sonnenfels beruft sich auf Bacon nur dazu, um zu sagen, dass sogar solche freisinnige Schriftsteller, wie Bacon und Montesquieu, nicht wagten Gottes Dasein zu verneinen.⁷⁹⁾ Condillac hat seine Werke unter dem Einflusse von Descarts und Locke geschrieben.⁸⁰⁾

Obgleich die Merkantilisten überhaupt mit den Zitaten geizten und die des XVIII. Jahrhunderts sich nicht auf Leibnitz berufen, können wir jedoch ruhig behaupten, dass die philosophische Idee der vorbestimmten Harmonie bei ihnen nicht ohne Leibnitzens Einfluss aufkam. Wenn auch jemand von den Merkantilisten des XVIII. Jahrhunderts die Leibnitzsche Philosophie nicht kannte, so war es ihm leicht, sich nach der Heiligen Schrift und nach den Kirchenvätern zu richten, welche — als Vertreter der christlichen Lehre von der Vorsehung Gottes — fest auf demselben Standpunkte beharrten. Dank der allgemeinen Verbreitung der obenerwähnten philosophischen Doktrinen — in den Schriften der Merkantilisten nicht nur des XVIII., sondern auch des XVII. und XVI. Jahrhunderts — tönt wie ein Orgelpunkt die Idee der vorbestimmten Harmonie.

Schon bei Bodin finden wir Ausdrücke des Entzückens vor der Proportionalität und der Harmonie, welche — auf Gottes Gebot — in der Welt herrschen.⁸¹⁾ In seiner Schrift „De Republica“, widmet er eine ganze Reihe von Seiten, an verschiedenen Stellen des Buches, den Auseinandersetzungen mit Diagrammen, Tabellen und sogar kabbalistischen Ueberschlägen und Berechnungen — über die Eigenschaften der arithmetischen, geometrischen und harmonischen Progressionen.

⁷⁸⁾ Ferdinand Galiani, *Dialogues sur le commerce des blés*; Scrittori classici italiani di economia politica, Milano, 1803, Tomo V, p. 151: „La bonne philosophie commence par douter et ne finit jamais par s'obstiner.“

Siehe Descartes, *Discours de la méthode*, 1639; zitiert nach *Oeuvres de Descartes*, publiés par Victor Cousin, 1824; Tome I, p. 151: „... Je jugeai que pour tout le reste de mes opinions je pouvois librement entreprendre de m'en défaire“. Tome I, p. 157: „... je pensai qu'il falloit que ... je rejetasse comme absolument faux tout ce en quoi je pourrois imaginer le moindre doute...“.

⁷⁹⁾ Sonnenfels, *Grundsätze der Polizey, Handlung und Finanz*, 1765; ich zitiere nach der V. Ausgabe, 1787, Tom I, p. 76.

⁸⁰⁾ Lebeau, *Codillac économiste*, 1903, p. p. 12, 13, 116 (Criterium der Augenscheinlichkeit).

⁸¹⁾ Joannis Bodini, *Responsio ad paradoxa Malestretti de caritate rerum ejusque remediis* (1568); zitiert nach der Ausgabe Henning Müller, 1671, p. 44. Joan. Bodini, *De republica libri sex* (1576); zitiert nach einer Ausgabe 1641 *sumptibus Jonae Rosae viduae*, Frankfurt, p. p. 777, 1177, 1218—1219.

In der geometrischen Progression, sagt er,

3. 9. 27. 81. 243.

sind die Beziehungen zwischen den verschiedenen Gliedern ähnlich, z. B. 9 ist dreimal grösser als 3 und 243 ist dreimal grösser als 81; aber die Ungleichheit zwischen ihnen ist zu gross, z. B. 9 ist grösser als 3 um 6 Einheiten, aber 243 ist grösser als 81 um 162 Einheiten. In der arithmetischen Progression

3. 9. 15. 21. 27.

sind die Beziehungen gleich, aber unähnlich. In der harmonischen Progression

1. 4. 6. 8. 12.

verbinden sich die Gleichheit und die Aehnlichkeit der Beziehungen zusammen und mässigen sich gegenseitig.⁸²⁾

Da ich in der Mathematik kein Fachgelehrter bin, unterlasse ich gänzlich die Prüfung des mathematischen Wertes diesen Auseinandersetzungen. Der allgemeine Sinn dieser Zahlensymbolen und Metaphoren ist aber der, dass die in der Welt durch göttliche Vorsehung eingerichtete Harmonie in der Kompensierung der Mängel in einer Beziehung durch den Ueberfluss in anderer Beziehung besteht, so dass in den Dingen, auch wie in den Erscheinungen — die Unvollkommenheiten sich gegenseitig ausgleichen und eine allgemeine Verbindung und eine wechselwirkende Abhängigkeit aufgestellt werden.⁸³⁾

Kürzere Anweisungen auf die Gottesgnade, durch welche die Ordnung in der Natur eingerichtet wird, finden wir bei Dumoulin, Sully, Belloni, Bornitz, Seckendorf, Temple,⁸⁴⁾ Klock

⁸²⁾ De Republica. p. p. 1170—1171. „... harmonica vero ex aequalibus ac similibus spatiis quodammodo temperatis existit.“ (p. 1171); auch p. 1189; siehe noch p. p. 641, 642, 645, 646—647, 648, 649, 650, 651, 652, 1169, 1170—1171, 1174, 1175—1177, 1189, 1215—1216, 1218—1219.

⁸³⁾ Responsio ad paradoxa Malestretti, p. 44: „Deus admirabili prudentia huic rei modum dedit: quippe ita dispersitus est dona sua, ut nulla mundi pars adeo felicitate abundet, quin plurimis rebus indigeat. Quod videtur fecisse Deus ad conservandam subditorum reipublicae suae inter se amicitiam: vel ad impediendum saltem belli diuturnitatem, cum semper invicem opus habeant“. De Republica, p. 777: „In quo quidem admirabilis elucet Dei opt. Max. sapientia, qui maximam non modo ingenii, sed etiam animi vim ab ingenti corporis robore semper disjunxit“. Ibidem, p. 1219: „Sic quoque immortale et sempiternum laudis sacrificium praepotenti Deo debemus, quod ex materia et forma mundum hunc alteri aequalem, alteri vero similem admirabili harmoniae vinculo colligarit; aequalem quidem materiae, ut nihil desit aut supersit: similem vero formae illi sempiternae quam in mente habuit sapientissimus opifex priusquam opus illud fabricaret...“.

⁸⁴⁾ Carolus Molinaeus, Tractatus commerciorum, et usurarum, reddituumque pecunia constitutorum, et monetarum. . . , 1546 (Data der Widmung). Zitiert

Locke, Hume, Boisguilbert, Mirabeau, Condillac, Galiani und Beccaria. Die letzten acht Schriftsteller sprechen von den unerschütterlichen Gesetzen der Natur, von der natürlichen Ordnung der Dinge, aber fügen unerlässlich dazu, dass die Naturgesetze von Gott gegeben worden sind.

So spricht Boisguilbert, indem er die Harmonie, welche im Leben der Staaten und der Völker beobachtet wird, anweist, von Naturgesetzen, vom Naturrecht (*loix de la Nature, droit naturel*)⁸⁵⁾, aber nennt nebenbei auch den Schöpfer und die göttliche Vorsehung⁸⁶⁾ und erläutert, dass die Natur nichts anderes als die Vorsehung sei.⁸⁷⁾

Caspar Klock spricht von den Gesetzen der Natur.⁸⁸⁾

Dasselbe finden wir bei Mirabeau; er weist die Natur der Dinge an, erklärt, dass wir zum gesellschaftlichen Leben „von der Natur selbst“ getrieben werden⁸⁹⁾ und an anderen Stellen spricht er von Gott, Vorsehung, vom höchsten Wesen,

nach der Ausgabe — Parisiis, apud Audoenum Parvum, via ad divum Jacobum sub lilio aureo, 1555; § 85 (p. 83): „Ut enim verbo dei cuncta creata, ita firmata sunt et conservantur . . .“ *Mémoires de Maximilien de Béthune duc de Sully*, Londoner Ausgabe M.L.D.L.D.L. 1767 Jahres, Tome III, p. 329; Tome V, p. 76; Belloni, *Del commercio*, zitiert nach einer franz. Uebersetzung von A. * * *, *Dissertation sur le commerce*, 1755, A la Haye, p. p. 2. 41; Jacobi Bornitii jurisconsulti *Aerarium sive Tractatus politicus de aerario sacro, civili, militari, communi et sacratori ex redditibus publicis: tum vectigalibus . . .*, X libris summatis et breviter comprehensus; Francofurti, Typis Matthiae Beckeri, Impensis Godefredi Tampachii, 1612, p. p. 36–37; „ . . divina quadam providentia constitutum, ut haec terra alia, illa alia, haec praestantiora, illa viliora proferat, ad amicitiam humanam ubique colendam et conservandam.“ . . . Seckendorf, *Teutscher Fürstenstaat*, 1655, zitiert nach der Ausgabe 1754, Jena, S. 365; William Temple, *Observations upon the United Provinces of the Netherland*, 1668; zitiert nach der II. Ausgabe 1673, p. 279.

⁸⁵⁾ Boisguilbert, zitiert nach der Ausgabe 1712, à Brusselle; *le Détail de la France* (1795, nach Daire 1797), p. p. 162, 227 (I partie); *Dissertation de la Nature des Richesses* (1707), p. p. 202, 203 (II. partie).

⁸⁶⁾ I, p. 168 (*Le Détail*); II, p. 16 (*Factum*, 1706, nach Daire 1707); p. 22 (*ibid*).

⁸⁷⁾ I, p. 230 (*le Détail*); . . . „la Nature, qui n'est autre que la Providence“.

⁸⁸⁾ Casparis Klocki, *Tractatus Nomico politicus de contributionibus in Romano Germanico imperio et aliis Regnis ut plurimum usitatis*. Bremae, Typis Villerianis, ac Sumptibus Georgii Hoismanni haeredum, et Georgii Martini, 1634; cap. I, § 9: „De re nempe proposita non ars semper sed rei natura inspicienda est“. Cap. VII, § 10: „ . . non solum contractu, aut quasi contractu, delicto aut quasi delicto . . . sed etiam natura, necessitate et alliis modis . . . obstringi dicamur . . .“

⁸⁹⁾ Le Marquis de Mirabeau, *L'ami des hommes*, 1756; zitiert nach der Ausgabe von Guillaumin, *Economistes et publicistes contemporains*, 1883, p. p. 401, 413, 367.

welches die Ordnung und die Harmonie des Guten und Bösen in der Welt hergestellt hatte.⁹⁰⁾

Ebensolche Ansichten finden wir bei Locke. Seinen philosophischen Grundanschauungen nach war Locke ein Determinist⁹¹⁾ und Utilitarier. Wir finden bei ihm die Behauptung, dass „Gut“ alles heisst, wodurch ein Vergnügen verschafft oder vergrössert, oder ein Leiden aufgehoben wird; „Böse“ alles was umgekehrt wirkt.⁹²⁾

Aber die Verbindung zwischen Gut und Böse einerseits und Vergnügen und Leiden andererseits, wird im Sinne der Theorie der vorbestimmten Harmonie erklärt: „Wir beobachten die Moralprinzipien deshalb, weil es Gott gefiel die Tugend und den Gemeinnutzen mit einer unzertrennbaren Verknüpfung zu vereinigen, so dass die Erfüllung der Regeln der Tugend als eine unumgängliche Bedingung der Gesellschaftserhaltung erscheint.“⁹³⁾

Ausserdem war Locke auch einer der hervorragenden Anhänger der Naturrechtslehre. Der natürliche Zustand, sagt Locke, ist ein Zustand unbegrenzter Freiheit und allgemeiner Gleichheit, wenn die Leute — ohne jemanden um Erlaubnis zu bitten und ohne von jemandem abzuhängen, nur mit einer einzigen Bedingung der Beobachtung des Naturgesetzes — alles, was ihnen gefällt, zu tun und über ihre Persönlichkeit und ihr Vermögen zu verfügen — das Recht haben.⁹⁴⁾ Das Naturgesetz — ist die Vernunft, deren Forderungen zufolge alle Leute gleich sein sollen und weder dem Leben, noch der Gesundheit, der Freiheit und dem Vermögen ihresgleichen, Schaden verursachen dürfen.⁹⁵⁾

Und der Mensch darf im Naturzustande nicht nur niemandem Schaden zufügen, sondern hat das Recht — Gewalttätigkeiten gegen andere abzuschaffen und den Gewalt-

⁹⁰⁾ Ibidem, p. p. 10, 430, 439, 490, 5; „loin de proscrire la cupidité . . . je lui trouve une direction utile à la société. En effet, l'être suprême n'a rien mis en nous d'entièrement mauvais. . . .“

⁹¹⁾ John Locke, An Essay concerning human understanding, 1689—1690; zitiert nach der Ausgabe Alexander Campbell Fraser, 1894, Book II, ch. XXI § 23 (Vol. I, p. 325—326).

⁹²⁾ O. c., Book II, Ch. XX, § 2 (vol. I, p. 303.)

⁹³⁾ O. c., Book I, Ch. II, § 6 (vol. I, p. 70). In demselben Geist ist — Book II, ch. VII, § 4 (Vol. I, p. 161).

⁹⁴⁾ Two treatises on government, 2—d Tr., ch. I, § 1; zitiert nach einer französischen Uebersetzung — „Du gouvernement civil“, Bruxelles 1749, p. I.

⁹⁵⁾ O. c., ch. I, § 3 (o. c., p. 4—5).

täter zu bestrafen.⁹⁶⁾ Im Naturzustande gibt es weiter ein Eigentumsrecht; die natürliche Vernunft belehrt uns, dass der Mensch ein Recht auf die Selbsterhaltung hat und darum essen, trinken usw. darf; das alles ist aber ohne den Besitz gewisser Sachen unmöglich.⁹⁷⁾ Gleichermassen gibt es im Naturzustande eine väterliche Gewalt, deren Notwendigkeit aus der dem Kindesalter eigenen Schwäche und Hilfslosigkeit und der Elternpflicht den Verstand der Kinder mit Kenntnissen zu bereichern und sie in den Regeln der Moral zu unterrichten herrührt.⁹⁸⁾

(Fortsetzung folgt.)

IV.

Gesetzgebungsfragen.

Öffentliches und Privatrecht im Städtebau.

Von

Professor Dr. **Hugo Preuss**, Berlin.

Hand in Hand mit dem Hervortreten der sozialpolitischen Strömung vor einem Menschenalter erwachte in der Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte eine neue Vorliebe für das Wirken des eudämonistischen Polizeistaates, verkörpert vor allem in der preussischen Verwaltungs- und Wirtschaftspolitik Friedrich Wilhelms I und Friedrichs II. Merkwürdig spät, intensiv eigentlich erst in allerjüngster Zeit, hat sich jene Strömung den Gebieten des städtischen Wohnungswesens und der städtischen Boden- und Baupolitik zugewendet, den Fragen, die sich heute um den Centralbegriff des Städtebaus gruppieren, der in diesem Sinne ein neuer Begriff ist. Und wie man früher die allgemeine Wohlfahrtspolitik des aufgeklärten Despotismus der Interessenpolitik einer seinem Gängelbände entwachsenen bürgerlichen Gesellschaft und ihrer konstitutionellen Organisationsform wirkungsvoll entgegenstellte, so tut man jetzt auf jenem Sondergebiet das gleiche mit der Königlichen Städtebaupolitik Friedrich Wilhelms I und Friedrichs II gegenüber der

⁹⁶⁾ O. c., ch. I, §§ 4, 5, 9 (o. c., p. p. 6, 7, 8, 13).

⁹⁷⁾ O. c., ch. IV, §§ 1, 2, 3, 4, 7 (o. c., p. p. 32—37, 39—40).

⁹⁸⁾ O. c., ch. V, §§ 3, 4, 7 (o. c., p. p. 73—74, 77).

Tätigkeit oder Untätigkeit der Bürgergemeinden und ihrer kommunalen Organisationsform, der städtischen Selbstverwaltung.

„Im Interesse unseres gesamten politischen und öffentlichen Lebens ist es nicht genug zu beklagen“, sagt Eberstadt¹⁾, „dass die Selbstverwaltung auf diesem wichtigsten Gebiet versagt hat, und dass unter ihrer Geschäftsführung die heute herrschenden Bodenverhältnisse in den meisten preussischen Grossstädten entstanden sind.“ Und diesem Versagen der modernen städtischen Selbstverwaltung stellen Eberstadt, Paul Voigt, Hegemann u. v. a. als blendenden Kontrast die schöpferische Städtebaupolitik der absoluten Herrscher des 18. Jahrhunderts gegenüber. „Vom grossen Kurfürsten bis zum Tode Friedrichs d. Gr. wurde aus der kleinen Landstadt mit 9—10000 Köpfen die preussische Residenz mit 150000 Einwohner, ohne dass trotz des zeitweilig überausschnellen Anwachsens jemals Wohnungsnot oder eine ungesunde Steigerung der Mieten eingetreten wäre. Vielmehr gelang es einer umsichtigen und ständig weitergehenden Baupolitik die Mietpreise dauernd unter der Grenze zu halten, die durch die überaus niedrigen Baukosten gezogen war; von einem städtischen Bodenwert und einer städtischen Grundrente als nennenswertem Faktor der Mietpreisbildung kann im Grunde bis zum Tode Friedrichs d. Gr. in Berlin überhaupt nicht die Rede sein.“²⁾

Wenn man die Gegensätze wirtschaftlichen, sozialen und politischen Inhalts, die bei alledem in Frage stehen, auf die juristische Form projiziert, so handelt es sich um Grenzverschiebungen und historisch wechselnde Beziehungen zwischen öffentlichem und Privatrecht. So fasst auch Paul Voigt an der eben citierten Stelle das Ergebnis seiner Untersuchung dahin zusammen: „Vom Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts hat die Anlage und Erweiterung einer Stadt, die Schaffung der Existenzgrundlage für die städtische Bevölkerung, als eine im eminentesten Sinne öffentlich-rechtliche Angelegenheit und deshalb auch stets als Aufgabe der städtischen oder staatlichen Gewalt gegolten; erst dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, die Schaffung der Existenzgrundlage der ganzen Bevölkerung der privaten Spekulation zu überantworten.“³⁾ In dieser Fassung bedarf jedoch die Behauptung einer

¹⁾ Hdb. des Wohnungswesens (2. Aufl.) S. 215; und ähnlich an vielen anderen Stellen seiner Schriften.

²⁾ Paul Voigt: Grundrente und Wohnungsfrage in Berlin und seinen Vororten. S. 92.

³⁾ Voigt l. c.

erheblichen Einschränkung. Auf das Mittelalter angewendet, haftet der Gegenüberstellung von öffentlichem und Privatrecht stets etwas anachronistisches und deshalb schiefes an. Das gilt ganz besonders von den Rechtsverhältnissen des Grund und Bodens. Sie zeigen sich ja sogar noch heute, in der hochentwickelten kapitalistischen Geldwirtschaft jener Scheidung gegenüber recht spröde, worauf die wesentlichste Schwierigkeit unseres Problems beruht. Vollends versagen muss diese Scheidung für die mittelalterliche Naturalwirtschaft, deren gesamte Organisation im Feudalwesen auf der untrennbaren Gemengelage der Elemente ruht, die wir als öffentliches und Privatrecht auseinander zu legen versuchen. Und wenn freilich auch gerade das Städtewesen des Mittelalters die ersten Ansätze zur Durchbrechung des Feudalsystems und zu jener Auseinanderlegung bietet, so sind dies doch eben Ansätze, die sich aus dem ganzen damaligen Milieu nicht loslösen lassen.

Aber auch noch für das Zeitalter des fürstlichen Absolutismus kann man von öffentlichem und Privatrecht nicht wohl in dem Sinne sprechen, den wir unwillkürlich damit verbinden; ja in mancher Hinsicht hat sich hier sogar eine Rückbildung gegenüber der Entwicklungsstufe vollzogen, die das städtische Gemeinwesen des Mittelalters in seiner Blütezeit erreicht hatte. Die Patrimonialität, in der gerade der deutsche Fürstenstaat trotz aller verschleiernnden Konstruktionen der naturrechtlichen Staatslehre wurzelte, vernichtete jene Ansätze eines öffentlich-rechtlich organisierten Gemeinwesens. Und die Unumschränktheit fürstlicher Souveränität schuf statt eines öffentlichen Rechts in Wahrheit einen rechtsleeren Raum, wenn anders das öffentliche wie jedes Recht eine Abgrenzung von Willenssphären ist und daher eine Mehrheit von Rechtssubjekten voraussetzt. Aber jene Unumschränktheit fand doch angeblich am Privatrecht ihre Schranke. Das wird seit Jahrhunderten behauptet; und die Staatsphilosophie hing an diesen Notnagel den sonst unkonstruierbaren Unterschied zwischen absoluter Monarchie und Despotie. Und doch ist es eine begrifflich unmögliche Behauptung; denn gegenüber einer rechtlich unumschränkten Staatsgewalt kann auch das Privatrecht lediglich ein prekarietisches Dasein fristen. Gewiss verkündete der eudämonistische Absolutismus den Schutz der privaten Rechte der Untertanen als eine Aufgabe seiner Wohlfahrtsdiktatur; aber was Privatrecht sei, das bestimmt im obrigkeitlichen Polizeistaat sein unumschränktes, also jenseits aller Rechtsnormen stehendes, souveränes Ermessen, nicht bloss generell, sondern in jedem Einzelfall. Wiederum trifft dies in Sonder-

heit die Rechtsverhältnisse am Grund und Boden. Ein wichtigster Grenzpunkt von öffentlichem und Privatrecht ist hier die Enteignung. Sie zu einem wirklichen Rechtsinstitut zu gestalten, wird erst seit der grossen Revolution ernstlich versucht. Wohl beschäftigt sich auch die deutsche Publizistik des absoluten Fürstenstaates mit dieser Frage. In seiner „teutschen Landeshoheit in Ansehung der Untertanen Personen und Vermögens“ erörtert Joh. Jacob Moser zweifelhafte Fälle der Eigentumsentziehung für Zwecke des Städte- und Strassenbaues und meint: „Wenn es nicht allein auf des Landesherrn Befehl, sondern mit Bewilligung des Publici des Ortes geschieht, möchte es eher zu verteidigen sein. Man wird aber in solchen Fällen schwerlich fragen, was Rechtens sey!“⁴⁾ Und auf eine solche Frage würden auch die §§ 4 und 10 T. I. Tit. 11 A. L. R. keine Antwort gegeben haben, in denen sich die — diesem Gesetzbuche überall eigene — Virtuosität bekundet, die zähe Aufrechterhaltung des Alten in die Phraseologie der Neuerer zu hüllen.

So ist die Städtebau- und Stadterweiterungspolitik des eudämonistischen Polizeistaates allerdings eine durchaus obrigkeitliche, aber keine öffentlich-rechtliche; und demgemäss existiert für sie unser eigentliches Problem in dieser Frage, das Verhältnis von öffentlichem und Privatrecht gar nicht. Eine schon 1667 erlassene, 1723 wiederholte Verordnung erklärt alle nicht wieder bebauten wüsten Hausstellen als „dem Publico verfallen,“ und nicht bloss die Besitzer, sondern auch die „Creditores Hypothecarii alles daran habenden Rechts verlustig“; die Grundstücke sollen samt dazu gehörigen Aeckern und Gärten an Baulustige unentgeltlich überwiesen werden. Ein Jahrhundert nach dem ersten Erlass dieser Verordnung erging an das Kammergericht die Kabinettsorder Friedrich's d. Gr. v. 15. April 1765, die von den Kanzeln aller Berliner Kirchen verlesen werden musste. Darin erklärt der König, dass Mietssteigerung und Hauswucher „ungeachtet Unserer dieserhalb immediate erlassenen scharften Verordnungen noch bis dato beständig fort dauern, und beydes grossen Theils seine Schutzwehre in der gemeinen Rechtsregul: Kauf bricht Miete, finde. . . . Da Wir nun eine längere, den sich von ihren Häusern einen übertriebenen Wert einbildenden Eigentümern am Ende selbst nachtheilige Nachsicht zu gestatten nicht gemeinet sind, so haben Wir nötig gefunden, bis Wir allenfalls

⁴⁾ Citirt nach Bredt: „Die Zonenenteignung.“ S. 127.

noch wirksamere Massregeln ergreifen, indessen in Unserer Residenz Berlin die bisher beobachtete gemeine Rechts-Regul: Kauf bricht Miete, aufzuheben.“⁵⁾

Wenn möglich noch mehr als die generellen Verordnungen sind die Verfügungen im Einzelfall charakteristisch für die unrechtliche (nicht widerrechtliche — aseptisch, nicht antiseptisch) Grundlage der obrigkeitlichen Boden- und Städtebau-Politik. Paul Voigt, dem wir die vortreffliche Sammlung dieses Materials verdanken, meint, „einige demokratische Schriftsteller“ hätten wenige Fälle schwerer Schädigung einzelner Untertanen durch die königliche Baudiktatur „benutzt, um — ohne des Bauprämiensystems zu gedenken — ein wahres Schauergemälde der königlichen Willkür und ihrer furchtbaren Folgen zu entwerfen.“⁶⁾ Nun ist es doch gewiß Willkür, wenn jemand gezwungen wird, auf einem ehemaligen Karpfenteich zu bauen, oder Häuser zu errichten, die sich trotz des geschenkten Bauplatzes und Materials nicht rentieren können; oder wenn Friedrich II. bei seiner Bekämpfung der Mietssteigerung die Polizei anweist: „diejenige christliche Partikuliers auch Juden, so die besten und grössten Häuser an sich zu bringen Gelegenheit gefunden haben“, zu zwingen, dass sie „solche aus Uebermut und zur Ueppigkeit nicht ferner allein bewohnen, sondern so viel Familien, als nach Beschaffenheit der Häuser füglich darin wohnen können, mietweise darin aufnehmen möchten.“⁷⁾ Aber wenn Voigt zur Entlastung auf das Bauprämiensystem verweist, so ist dieses, ebenso wie die Verschenkung von Bauplätzen und Häusern, überhaupt der nach Willkür gebende Despotismus doch nicht weniger jedem öffentlichen wie privaten Rechtsprinzip incommensurabel, als der nach Willkür nehmende Despotismus. Ja, jener wird meist in seinen schädigenden Wirkungen weiter reichen als dieser, der immerhin nur in Einzelfällen trifft. Friedrich II. kombinierte auch beide Seiten, indem er die kleinen Häuser der Innenstadt ihren Eigentümern wegnahm, sie „auf Staatskosten durch grosse 3—4 stöckige Gebäude ersetzen liess“, und sich dann „dahin resolvierte“, sie „den Eigentümern der Baustellen erb- und eigentümlich allergnädigst zu schenken“. Die also ohne Entschädigung mit ihrem Familienhaus Expropriierten und ohne Entgelt mit einem Mietshaus Bedachten konnten sich

⁵⁾ Voigt a. a. O. S. 36 und 77.

⁶⁾ a. a. O. S. 69.

⁷⁾ a. a. O. S. 77.

an der Tatsache als Daraufgabe erfreuen, dass die Baupläne vom König persönlich genehmigt werden mussten; ja, „in vielen Fällen hat der König die Entwürfe sogar selbst angefertigt, da er überhaupt mit besonderer Vorliebe Häuserfassaden zeichnete.“⁸⁾ Hm!

So konnte allerdings der absolute Fürstenstaat „die Bodenfrage spielend lösen.“⁹⁾ Aber man braucht wahrlich nicht, wie Voigt wähnt, „die Baupolitik des 18. Jahrhunderts mit dem Auge des freisinnigen Berliner Hauswirts anzusehen,“ um zu erkennen, dass sie jenseits jedes öffentlichen wie privaten Rechts stand; und dass daher das Kernproblem des modernen Städtebaues für sie überhaupt nicht existierte.

Dass bei diesem königlichen Städtebau übrigens die Stadtgemeinden selbst keinerlei aktive Rolle zu spielen hatten, ist im Geiste des obrigkeitlichen Polizeistaates selbstverständlich. Desto grösser war jedoch ihre passive Rolle; sie lieferten nämlich in der Hauptsache die Mittel für die landesherrliche Schenkungspolitik. Die freigebig ausgeteilten Baustellen stammten meist aus der „vom Fiskus okkupierten“ (!) Stadt- heide; ähnlichen Ursprungs waren grossenteils die unentgeltlich gelieferten Baumaterialien; und der bare Geldbedarf fand seine Deckung durch die Akzise. Diese spezifisch städtische Steuer hatte eine Reihe älterer Städtesteuern aufgesaugt; daher wurde bei ihrer Einführung den Städten der Ertrag zugesichert, den die neue Steuer über die bisher dem Landesherrn von den Städten geleistete Abgabe hinaus erbringen würde. Dies Versprechen wurde nicht gehalten, gerade weil die grosse Ergiebigkeit der Akzise sie zum Rückgrat der fürstlichen Finanzen werden liess.¹⁰⁾ Und ein treibendes Motiv für den königlichen Städtebau war wiederum die Poussierung der Akzise.

Hier, im Verhältnis zwischen Staat und Stadt, trat zuerst in Preussen ein Wandel ein durch die gesetzliche Anerkennung städtischer Selbstverwaltung. Ist nun etwa letztere kraft der St.O. von 1808 oder späterer Gesetze in die Machtstellung über den Städtebau eingerückt, die von den königlichen Städtebauern des 18. Jahrhunderts — per fas oder nefas — jedenfalls tatsächlich ausgeübt worden war? Das wäre doch die logische Voraussetzung für die beliebte Vergleichung der Taten beider im Städtebau. Dass davon gar keine Rede sein

⁸⁾ Voigt a. a. O. S. 79.

⁹⁾ Bredt: „Die Zonenenteignung und ihre Zulässigkeit in Preussen“ (1909) S. 174.

¹⁰⁾ Preuss: „Die Entwicklung des deutschen Städtewesens“ Bd. I. S. 160 ff.

kann, liegt auf der Hand. Jene Machtstellung jenseits von öffentlichem und Privatrecht stand und fiel mit dem ancien régime; sie blieb nach der grossen Zeitenwende sogar dem Königtum dort nicht erhalten, wo die Form des absoluten Staates noch eine Weile fortvegetierte. Die Macht der städtischen Selbstverwaltung vollends war nicht nur selbstverständlich öffentlich- und privatrechtlich normiert; sondern darüber hinaus wirkte eine Reihe von Momenten zusammen, um sie sowohl auf öffentlichrechtlichem wie auf privatrechtlichem Gebiete in einer Weise zu beschränken, die zu einer Verkümmern der natürlichen Funktionen der Stadtgemeinde im Städtebau führen musste.

Hatte nach Stein's grossem Reformgedanken die kommunale Selbstverwaltung den Grundstein zum bürgerlichen Verfassungsstaat bilden sollen, so war sie tatsächlich als fremdartiger Findlingsstein im bureaukratischen Absolutismus stehen geblieben. Aber dieser selbst zeigte ein anderes Antlitz als der eudämonistische und merkantilistische Fürstenabsolutismus der Vorzeit. Ihm fehlte des Vorfahren naive Selbstsicherheit, dessen robustes Allmachtsbewusstsein; er fühlte sich in die Defensive gedrängt. Und zu seinen bedeutsamsten Verteidigungsmassnahmen gehörte, dass er die von dem Vorgänger weit in das Flachland des Privatrechts hinausgeschobenen Positionen räumte; sich möglichst hinter dessen Grenze rückwärts konzentrierte. Haben sich doch andererseits auch die konstitutionellen Bestrebungen in den deutschen Einzelstaaten überall in Wahrheit nicht so sehr auf die Eroberung der politischen Macht für das Bürgertum gerichtet, als vielmehr auf die Sicherung des bürgerlichen Rechts vor den Eingriffen der öffentlichen Gewalt. Rechtssicherheit der Person und des Eigentums, und zu ihrer Garantie Mitwirkung einer Volksvertretung bei Gesetzgebung und Besteuerung, — dies, nicht Parlamentsregierung, war die eigentliche Forderung des konstitutionellen Liberalismus in Deutschland; und zwar keineswegs bloss des vormärzlichen. Der Streit ging nur darum, ob es zur Sicherung jenes allseitig anerkannten Prinzips der konstitutionellen Garantien bedürfe. Es klingt paradox und ist doch wahr: die Entwicklung des öffentlichen Rechts beginnt hier mit der Konsolidierung des Privatrechts.

Dem entsprach auch die stärkere Betonung und Durchführung der alten Lehre vom Fiskus als Privatrechtssubjekt. Sie hatte Friedrich Wilhelm den I. nicht gehindert, in jedem ihm wichtig scheinenden Fall den bescheidenen Fiskus mit

dem Donnerkeil unumschränkter Souveränität auszurüsten, und sogar generell alle Rechtshändel, die königliche Domänen oder Regalien betrafen und „in das interesse oeconomicum seu politicum einschlugen,“ den Gerichten zu entziehen und den Verwaltungsbehörden zu überweisen. Bei der „Okkupation“ von Gemeindevermögen hatte die Fiskustheorie gute Dienste geleistet, indem man jene als „stationes fisci“ konstruierte. Jetzt suchte man die Fiktion durchzuführen, dass Staat und Fiskus zwei verschiedene Wesen seien, indem sich dieser im Vermögensrecht zur Gleichheit mit den Untertanen vor dem Gesetze und vor dem Gerichte herabliess; in manchen der zahlreichen Grenzfälle, wo es zweifelhaft blieb, ob Staat oder Fiskus beteiligt sei, machte man sogar Konzessionen zu Gunsten des Privatrechtsschutzes in Gestalt einer „Erweiterung des Rechtsweges“. Solche Räumung der Aussenstellungen diente der strategischen Aufgabe, die Innenpositionen zu behaupten, vor allem die Kernstellung des Polizeistaates: das von öffentlich — rechtlichen Normen und Kontrollen möglichst freie Ermessen der Polizei, der Seele des Obrigkeitsstaates als Hoheitssubjekt — im Gegensatz zum Fiskus als Privatrechtssubjekt. Hier galt es, das Erbe der Vorzeit zu wahren, wie es im Testamente des alten Obrigkeitsstaates, dem preussischen Landrecht, niedergelegt war. Und es gelang; — nicht nur so lange die absolute Staatsform aufrecht blieb, sondern in der Hauptsache zunächst unverändert auch unter den konstitutionellen Formen. Privatrecht und Staatspolizei! Wo ist da der Platz für die kommunale Selbstverwaltung?

Kommunalverwaltung ist Ortsverwaltung. Jede öffentliche Verwaltung hat eben als solche ein polizeiliches Element, wenn man mit dieser traditionellen Bezeichnung die Tatsache ausdrücken will, dass ein seinen Gliedern übergeordnetes Gemeinwesen tätig wird, das seine Funktionen nicht lediglich in den Formen des auf Gleichordnung seiner Subjekte beruhenden Privatrechts zu erfüllen vermag. Die Herausreissung des polizeilichen Elements aus dem entsprechenden Zweige öffentlicher Verwaltung ist in Wahrheit nicht durchzuführen; die Aufstellung des unmöglichen Prinzips erzeugt eine innere Unwahrhaftigkeit der Organisation, einen chronischen Reibungszustand zwischen einer ihrer Schlagkraft beraubten Verwaltung und einer auf das unfruchtbare Zwangsmoment beschränkten Polizei, die sich gegen solche Verödung sträubt, indem sie tatsächlich die Oberleitung der Verwaltung an sich reisst. Diesen Zustand begründete die erste St.O. durch die

Bestimmung, die prinzipiell die Ortspolizei als Staatsreservat von der Ortsverwaltung all' der Gebiete losriss, die eben diese St.O. der kommunalen Selbstverwaltung zuwies.¹¹⁾ Das folgende Jahrhundert hat trotz aller theoretischen und praktischen Beweise der Unmöglichkeit das unmögliche Polizeidogma zäh festgehalten und verschärft. Dies ward begünstigt durch den bemerkenswerten Umstand, dass sich an diesem Punkt die Anschauung des alten Polizeistaates von der ausschliesslich staatlichen Obrigkeit und die Anschauung des jungen Liberalismus von der Gemeinde als wesentlich wirtschaftlichem Verbande traulich zusammenfanden.¹²⁾ Auch in dieser Eigenschaft erscheint hierbei die städtische Selbstverwaltung schon in der ersten St.O., indem sie die Kosten für die ihr prinzipiell entzogene Ortspolizei aufzubringen hat. Im übrigen trug jene Lehre vom kommunalen Wirtschaftsverbande die Tendenz in sich, die Tätigkeit der Gemeinde tunlichst in das Privatrecht hineinzuzwängen, was ja auch der damals herrschenden Anschauung vom Rechtsstaat entsprach. Und da dies denn doch an der inneren Logik der Dinge scheiterte, hat jene Lehre endlich in unseren Tagen ihre Ergänzung erhalten durch die famose Theorie vom „passiv öffentlich-rechtlichen Verbande.“¹³⁾ Wie Peter Schlemihl ohne seinen Schatten herumlaufen muss, so müssen die preussischen Städte verwalten, ohne den polizeilichen Schatten jeder Verwaltung werfen zu können. Die Folgen zeigen sich, wie auf fast allen Gebieten, so in Sonderheit bei Städtebau und Stadterweiterung.

Gleich bei der Durchführung der ersten St.O. wurde eine vielleicht etwas zweifelhafte Bestimmung des Gesetzes von der Regierung, dem Ministerium des Innern und der Polizei in einem Sinn entschieden, dessen hemmende Bedeutung für Städtebau und Stadterweiterung freilich erst später hervortreten sollte. Für die Tätigkeit der Stadtverwaltung auf diesen Gebieten ist ihr öffentlich- und privatrechtliches Verhältniss zu ihrem Aussengelände, dem suburbanen Lande von entscheidendster Wichtigkeit. Der Mangel solcher Rechtsbeziehungen hat in den letzten Jahrzehnten fast jede der

¹¹⁾ Preuss: „Das städtische Amtsrecht in Preussen.“ S. 216 ff., Städtewesen S. 248 ff.

¹²⁾ Vgl. über die Auffassung der Gemeinde als Wirtschaftsverband und ihre Konsequenzen für die Verwaltungsorganisation: Preuss: Denkschrift z. preussischen Verwaltungsreform (1910) passim.

¹³⁾ Vgl. gegen diese Konstruktion von Hatschek meine Besprechung: „Zur Methode juristischer Begriffskonstruktion“ in Schmollers Jahrbuch 1905.

gewaltig wachsenden Grosstädte in arge Schwierigkeiten gebracht. Wo sie nicht durch umfassende Eingemeindungen beseitigt werden können, führen sie zur Lähmung der kommunalen Entwicklung, zunächst und besonders des Städtebaus mit allen seinen Pertinenzen der Boden- und Wohnungspolitik. In alter Zeit waren diese Rechtsbeziehungen der Städte zum suburbanen Gebiet sehr intensiv. Die Feldmark, namentlich der Gründungsstädte im ostelbischen Kolonialland, war meist ungemein gross; das heutige Berlin steht im wesentlichen innerhalb der Feldmark, die den Zwillingsstädten Berlin-Köln bei ihrer Gründung im 13. Jahrhundert zufiel. In ihrer Blütezeit haben die Städte ihre Grundherrschaft dann weit über das umgebende Land und zahlreiche Kämmereidörfer ausgedehnt. Natürlich lag auch hier öffentliches und Privatrecht im Gemenge.

Die erste St.O. bestimmte nun in ihren §§ 3 u. 4: „Das Stadtrecht sowie überhaupt der Umfang der Städte erstreckt sich auch auf die Vorstädte. — Zum städtischen Polizei- und Gemeinde-Bezirk gehören alle Einwohner und sämtliche Grundstücke der Stadt und der Vorstädte.“ Diese nicht sonderlich präzise Bestimmung liess sich ausdehnend und einschränkend interpretieren. Eine weitherzige und weitsichtige Auslegung hätte für die Zukunft des Städtebaus und der Stadterweiterung überaus segensreich wirken können. Nach etlichem Schwanken entschied sich die Regierung für das Gegenteil. Schon 1810 verfügte ein Cirkularreskript der Polizeideputation der kurmärkischen Regierung, es solle bezüglich der erwähnten Bestimmungen der St.O. „für jetzt im strengsten Wortverstande dabei verbleiben; und es dürfen daher die städtischen Feldmarken überall nicht mit zugezogen werden, indem bis auf weiteres die Städte und Vorstädte in ihrem bisherigen Umfange, bloss mit Zuziehung der darin und dazwischen liegenden ländlichen Grundstücke, ihren Gemeindebezirk bilden.“¹⁴⁾ Und dabei ist es auch in der Ministerialinstanz und in der Folgezeit geblieben. Der öffentlich-rechtlichen Organisation der Stadtgemeinde wurde also ihre eigene Feldmark entzogen, soweit sie nicht schon damals städtisch bebaut oder von städtischen Gebäuden umschlossen war.

¹⁴⁾ Das interessante Aktenmaterial bei v. Rönne und Simon: „Die Gemeindeverfassung des preussischen Staates“ (1843) S. 111 ff; vgl. auch Werner Hegemann „Der Städtebau“ (1911) S. 107.

Der zukünftigen städtischen Entwicklung wurde damit ihr nächster Ausdehnungsspielraum wenigstens verwaltungsrechtlich versperrt; das entsprach durchaus der in schneller Reaktion gegen die Steinschen Reformgedanken wieder zur Herrschaft gelangten Tendenz, das dem Polizeistaat heterogene Element bürgerlicher Selbstverwaltung in jeder Weise einzudämmen und zurückzudrängen. Dafür ist es wundervoll bezeichnend, dass man den § 4 St.O., der in einem Atem vom Gemeinde- und Polizei-Bezirk spricht, bezüglich des letzteren gerade entgegengesetzt auslegte als bezüglich des ersteren. Zum Gemeindebezirk soll nach § 4 die Feldmark nicht gehören; aber für die prinzipiell staatlich gebliebene Polizei reskribirte 1836 der Minister des Innern und der Polizei, von Rochow: „Da auch zu den Grundstücken der Stadt und der Vorstädte diejenigen gehören, welche in der Feldmark liegen, so kann nach § 4 St.O. ebensowenig als nach dem Sprachgebrauche ein Zweifel darüber obwalten, dass auch die Feldmark zu dem städtischen Polizeibezirke gerechnet werden müsse. Dies alles ergibt sich von selbst.“¹⁵⁾!! *Suum cuique!* Da übrigens die Ortspolizei, die den Städten prinzipiell entzogen war, auf dem Lande den Gutsherrn verblieb, so ergab sich der tragikomische Zustand, dass die Städte, namentlich die mit königlicher Polizeiverwaltung, in ihrem eignen Weichbilde kraft öffentlichen Rechts depossediirt waren, während sie in ihren Kämmereidörfern die Patrimonialpolizei als Annex des Privatrechts besaßen! Erst die Kreisordnung hat auch dieses morsche Band gelöst.

Doch auch privatrechtlich hatten die Städte im suburbanen Gebiet manche für die Zukunft des Städtebaues bedeutsame Einbussen erlitten. Wie der Staat unter dem Druck finanzieller Not und zugleich unter dem Einfluss der herrschend gewordenen wirtschaftlichen Lehre viel von seinem Domänenbesitz veräusserte, so taten die Städte aus den gleichen Ursachen mit ihrem Grundeigentum; und für sie waren dann die politischen Gründe nicht wirksam, die den Staat seit den 30er Jahren zur Abkehr von diesem Verfahren bestimmten. Vor allem brachte die durch das Gesetz vom 2. März 1850 endlich durchgeführte agrarische Ablösung der Lasten, so notwendig und wohlthätig sie im übrigen war, die Städte vielfach um einen für ihre Zukunft überaus wichtigen Landbesitz in ihrer nächsten Umgebung. „Mit einem Schlage verlor die Stadt

¹⁵⁾ v. Rönne u. Simon a. a. O. S. 118.

Berlin ihr ganzes auf Erbpacht an Kolonisten ausgetanes Land.“ Paul Voigt¹⁶⁾ hebt in diesem Zusammenhange hervor, wie unmittelbar nach jenem Vorgang „auch schon in einer Anzahl von Dörfern bei Berlin die moderne Bodenspekulation, die zu ihrer vollen Entfaltung des freien Grundeigentums bedarf, einsetzte und den märkischen Sandboden für seine Besitzer in kalifornische Goldfelder verwandelte“. Aus den eben abgelösten Kossäten wurden in plötzlichem Aufstieg „Millionenbauern“.

Die Grossstädte waren in den Beginn ihres gewaltigen, für die neue Zeit charakteristischen Wachstums eingetreten; die Probleme der Stadterweiterung hatten damit eine praktische Wichtigkeit erhalten wie jedenfalls seit Erlass der St. O. noch nie vorher. Und sie waren nunmehr in den Formen des konstitutionellen Rechtsstaates zu lösen. Gewiss schuf Art. 9 der Verfassung, der die Unverletzlichkeit des Eigentums und Normativbestimmungen für die gesetzliche Regelung der Enteignung proklamierte, damit kein neues Rechtsprinzip. Selbstverständlich steht ähnliches auch im A. L. R., das damit ebenso wenig etwas neues schuf. Und doch stehen das Landrecht des absoluten Staates und die Verfassung hier — wie überall — zu einander im Gegensatz. Wendet Art. 9 in der Tat lediglich den allgemeinen Grundsatz der Gesetzmässigkeit der Verwaltung auf das Eigentum an¹⁷⁾, so erhält dieser Grundsatz hier wie überall praktische Bedeutung erst unter der Voraussetzung konstitutioneller Gewaltenteilung. Mochte die Städtebaupolitik der absoluten Könige mit der damaligen „Gesetzmässigkeit der Verwaltung“ auch dem Privateigentum gegenüber vereinbar gewesen sein, so doch nur deshalb, weil der königliche Städtebauer Gesetzgeber, Verwalter und höchster Richter in einer Person war. Hatte sich eine solche Politik schon in der vormärzlichen Zeit tatsächlich nicht mehr behaupten lassen, so war sie jetzt auch formal-rechtlich unmöglich.

Freilich blieben Beschränkungen in der tatsächlichen Verfügung über das Eigentum davon unberührt; namentlich solche polizeilicher Natur, da das „Amt der Polizei“ im Sinne des A. L. R. II. 17. § 10 ja in den Verfassungsstaat herübergenommen war. Von jeher waren derartige Beschränkungen beim Grundeigentum und seiner Bebauung besonders häufig und einschneidend. Ihre Zusammenfassung in örtlichen Baupolizei-Ordnungen kam nach langer Ruhe mit der neuen Ära

¹⁶⁾ a. a. O. S. 109.

¹⁷⁾ Vgl. jetzt Anschütz' Kommentar zur Verfassungsurkunde f. d. preuss. Staat (1912) Bd. I. S. 158 ff.

des Städtewesens wieder lebhafter in Fluss. Einst war dies eine der ersten Funktionen städtischer Verwaltung im Mittelalter gewesen; der modernen städtischen Selbstverwaltung ist sie mit der ganzen Ortspolizei entzogen. Dem polizeilichen Charakter solcher Ordnungen entspricht ein Inhalt von Geboten und Verboten, die eventuell zwangsweise durchzusetzen sind. Dabei bleibt jedoch das Erweiterungsbedürfnis der wachsenden Stadt zunächst noch völlig unbefriedigt. Ihm kann ein Plan für die Stadterweiterung, die zukünftige Bebauung förderlich sein, dessen Gerüst oder Skelett die Fluchtlinien der in Aussicht genommenen Strassen bilden. Der obrigkeitliche Städtebau hatte die ganze Stadterweiterung einheitlich geleitet, indem er nicht bloss das Strassengerüst feststellte, sondern zugleich das Bauland wirklich bereitstellte, die Art der Bebauung bestimmte und ihre sofortige Ausführung förderte oder unter Umständen auch erzwang. Dieser starken Intensität entsprach natürlich eine relativ geringe Extensität; die obrigkeitliche Stadterweiterung erfasste jeweils ein nicht allzu ausgedehntes Gebiet, dessen wirkliche Bebauung der Aufstellung des Bebauungsplanes in absehbarer Zeit folgen musste. Nachdem nunmehr alles übrige dem Privatrechtsgeschäft überlassen blieb, hätte auch auf eine vorherige obrigkeitliche — d. h. jetzt öffentlich-rechtliche — Aufstellung des Strassenplanes verzichtet werden können. Das ist in Ländern mit stärkster Stadtentwicklung geschehen; in England besteht erst seit 1909 fakultativ die Befugnis der Verwaltung zur Aufstellung von Bebauungsplänen. Ist der Privatunternehmung mit allen andern Rechtsgeschäften der Stadterweiterung auch die Aufstellung des Bebauungsplanes für jeden Einzelfall überlassen, der vor der Ausführung natürlich wie jeder Bau der amtlichen Prüfung und Genehmigung unterliegt, so handelt die Spekulation wenigstens auf eigene Gefahr und wird nicht obrigkeitlich privilegiert. Die Strassenführung schliesst sich auch sicherer an die konkreten Verhältnisse der Bebauung an und kann weniger schablonenhaft sein. Indessen hat man bei uns auf die obrigkeitliche Aufstellung des blossen Strassenplanes nie verzichtet; die Zuständigkeit dafür nahm die Polizei in Anspruch auf Grund ihres „Amtes“ nach Landrecht und des § 6 des Polizeigesetzes von 1850. Allerdings enthält ja die Feststellung des Strassenplanes insofern ein Verbot, als sie das künftige Strassenland der Bebauung entzieht. Aber hiermit wird schon die Grenze der üblichen polizeilichen Baubeschränkung erreicht, wenn nicht über-

schritten, und das Gebiet der Enteignung mit ihrer privatrechtlichen Wirkung der Entschädigung berührt. Ueber solche Kleinigkeiten kam der alte königliche Städtebau glatt hinüber; jetzt ging das nicht mehr so leicht. Schon das Gesetz über die Erweiterung des Rechtsweges von 1842 hatte das Privatrecht der Polizei gegenüber gestärkt, indem es die Entscheidung über die Entschädigungspflicht bei polizeilichen Eingriffen der Justiz übertrug; nun hatte man auch noch die Verfassung. Bei umfangreichen Bebauungsplänen für rasch wachsende Grossstädte konnte die Sache schliesslich recht kostspielig werden; und der Staat als Hoheitssubjekt, der in der Polizei erscheint, nimmt doch auf den Staat als Fiskus, der die Kosten nicht gern tragen möchte, die gebührende Rücksicht. Das ist eine Lage, in der sich Staat als Hoheitssubjekt und Staat als Fiskus in dem Gedanken freundlicher Erinnerung an die Existenz einer städtischen Selbstverwaltung zu begegnen pflegen. So schob ein Erlass des Handelsministers von 1855 die Initiative zur Aufstellung von Bebauungsplänen „in Anbetracht des anerkannten (!) vorwiegenden Interesses der Kommunalbehörden und der grösseren Wirksamkeit der Einwirkung derselben auf die Beteiligten“ den Städten zu; damit natürlich auch die Entschädigungspflicht, da sie ja die Ausschliessung des künftigen Strassenlandes von der Bebauung veranlassten.¹⁸⁾ Auf dieser Grundlage erging dann endlich das Fluchtliniengesetz v. 2. Juli 1875.

„Das Baufluchtliniengesetz von 1875“, sagt Eberstadt,¹⁹⁾ darf man wohl als eine Magna Charta libertatum bezeichnen, die der Selbstverwaltung die Herrschaft über den gesamten Städtebau übertrug. . . .“ Wirklich? Von der Beschränkung, die § 10 des Gesetzes den Residenzstädten auferlegt, mag abgesehen werden, obgleich sie die grösste Stadtgemeinde trifft, und gerade die, der man vor allem zum Vorwurf macht, dass sie von ihrer „Herrschaft über den gesamten Städtebau“ den schlimmsten Gebrauch gemacht habe. Aber kann von einer solchen Herrschaft überhaupt die Rede sein bei einer Organisation, deren Prinzip die Auseinanderreissung der zusammengehörigen Kompetenzen des öffentlichen Rechts ist?

¹⁸⁾ Im Zusammenhang steht hiermit die Aufstellung des Berliner Bebauungsplanes v. 1861, der als Mutterboden des heutigen Mietskasernensystems gilt. Er wurde übrigens vom Polizeipräsidium auf Kosten der Stadt aufgestellt. Vgl. Hegemann a. a. O. S. 9 ff. S. 131 ff. Eberstadt Handbuch S. 240 ff.

¹⁹⁾ Hdbuch. des Wohnungswesens. S. 215.

Dem Bereich des Privatrechts im Städtebau stehen zwei Institute des öffentlichen Rechtes gegenüber: Bauordnung und Bebauungsplan; für jene ist die staatliche Polizei zuständig, für diesen die kommunale Selbstverwaltung. Allerdings fehlt es nicht an Bindegliedern zwischen beiden. Die Baupolizeiverordnung bedarf der Zustimmung des Gemeindevorstandes, — falls sie nicht als Landespolizei-Verordnung ergeht; aber die vom Gemeinde-Vorstand abgelehnte Zustimmung kann vom Bezirksausschuss „ergänzt“ werden, für Berlin vom Oberpräsidenten. So sieht die Mitwirkung der Gemeinde bei der Bauordnung aus. Andererseits bedarf der Bebauungsplan der Zustimmung der Ortspolizei, die sie nur aus polizeilichen Rücksichten versagen darf. Aber ob diese überaus dehnbaren Rücksichten vorliegen, darüber entscheiden im Streitfall die staatlichen Beschlussbehörden, Kreis- oder Bezirksausschuss,²⁰⁾ in Berlin der Minister der öffentlichen Arbeiten. Dieselben Staatsbehörden entscheiden über alle Einwendungen, die gegen den offengelegten Bebauungsplan erhoben werden. So sieht die Mitwirkung des Staates bei der Feststellung des Bebauungsplanes aus. Und das Ganze ist „die Magna Charta libertatum, die der Selbstverwaltung die Herrschaft über den gesamten Städtebau übertrug“! In Wahrheit muss „der kommunale Praktiker bei jedem Vorwärtsdringen die Erfahrung machen, dass das ureigenste Gebiet kommunaler Tätigkeit, die Bau- und Strassenpolitik, stellenweise noch in vormärzlichen Gamaschen marschieren muss, die zwar nicht immer fühlbar, aber gerade dann unerträglich werden, wenn die Entwicklung ein tatkräftiges Vorausschreiten zwingend erfordert.“²¹⁾

Als die einschneidendste Befugnis, die das Fluchtliniengesetz der kommunalen Verwaltung einräumt, gilt die des § 12 zum Erlass eines ortstatutarischen Bauverbots. Dieser erst durch die Kommission des Abg.-Hauses in das Gesetz hineingebrachte Paragraph scheint beinahe der Auffassung zu entsprechen, die Abg. Miquél bei der ersten Lesung des Entwurfs aussprach: „Gerade dieses Gesetz eignet sich nicht, vom Standpunkt der allgemeinen Polizeiverwaltung behandelt zu werden, sondern ist wesentlich vom Standpunkt der kommunalen Freiheit und der Unabhängigkeit der kommunalen Verwaltung auf-

²⁰⁾ Ueber den organisatorischen Gegensatz dieser Beschlussbehörden zum Städtewesen vgl. meine Denkschrift zur preussischen Verwaltungsreform, pass.

²¹⁾ Matthias: „Der Staat und die Bebauungspläne“ im preussischen Kommunalarchiv. 3. Bd. 3. Heft (1912) S. 1 ff. Hier wird die lähmende Behörden- und Zuständigkeits-Zersplitterung anschaulich geschildert.

zufassen.“²²⁾ Freilich bedarf, wie bei allen Ortsstatuten, auch hier der Gemeindebeschluss einer Genehmigung durch die Staatsaufsicht; ferner hat sich das kommunale Bauverbot auf Wohngebäude an zukünftigen, aber noch nicht fertiggestellten Strassen zu beschränken, und Voraussetzung seiner Wirksamkeit ist daher das Bestehen baupolizeilicher Vorschriften für die Fertigstellung einer Strasse zu öffentlichem Verkehr und Anbau; die Aufnahme solcher Vorschriften in das Ortsstatut genügt nicht.²³⁾ Immerhin ist der Stadtverwaltung hier in der Tat eine in das Privatrecht tief eingreifende Befugnis gegeben, in deren Handhabung man gar „eine wirtschaftlich-socialistische Auffassung des Eigentums,“ „die Idee eines natürlichen Obereigentums der Allgemeinheit“²⁴⁾ hat sehen wollen. Und doch ist diese Befugnis eine rein negative, ein Notrecht zur Abwehr von Schädigungen, ohne das die Städte wohl kaum die elementarsten der Anforderungen hätten erfüllen können, die im letzten Menschenalter an sie herangetreten sind.²⁵⁾ Dann zeigt sich allerdings das Grundübel auf diesem Gebiet, dass sich das öffentliche Recht, wesentlich noch von polizeilichen Gesichtspunkten beherrscht, in Negationen, in Verboten erschöpft und damit empfindlich in das Privatrecht einschneidet, ohne doch in entsprechender Weise die Ziele des Städtebaues positiv fördern zu können. So kann unter Umständen der Vorwurf berechtigt sein, dass das kommunale Bauverbot die notwendige Entwicklung der Stadterweiterung hemme, die reichliche und gute Befriedigung des Wohnbedürfnisses erschwere. Die reine Negative des Bauverbots genüge selbst für die elementarsten Anforderungen an die kommunale Tätigkeit so wenig, dass als weiterer Notbehelf sich praeter legem die Bewilligung von Ausnahmen im Einzelfall vom ortsstatutarischen Bauverbot entwickelt hat. Dabei wird nun sofort die Grenze von öffentlichem und Privatrecht strittig. „Ueber den Inhalt der vom Baulustigen zu übernehmenden Verpflichtungen wird zwischen Gemeinde und Baulustigem ein Vertrag abgeschlossen. Die zwischen Gemeinde und Baulustigen entstehenden Rechtsbeziehungen bewegen sich,

²²⁾ Sten. Ber. des Abg.-Hauses 1875. Bd. I. S. 77.

²³⁾ Dierschke: „Ortsstatutarische Bauverbote“ (1907) S. 11; dort auch die Iudikatur des O. V. G.

²⁴⁾ Piutti u. Bredt: „Das kommunale Bauverbot“ S. 51 ff.

²⁵⁾ Vgl. Bericht der X. Kommission des Abg.-Hauses. Anlagen zum stenogr. Ber. 1875. Bd. III. S. 1713. — Düring im preuss. Verwaltungsblatt Bd. 29, S. 430. Haase: „Das ortsstatutarische Bauverbot“ (1912). S. 24 ff.

wie das Oberverwaltungsgericht entschieden hat, im Rahmen des Privatrechts und des Civilprocesses.“²⁶⁾ Aber gilt dies auch von der auf Grund dieses privatrechtlichen Vertrages ausnahmsweise erteilten Anbaugenehmigung? Ist sie ein privatrechtlicher Verzicht der Gemeinde auf ihr Recht, den Anbau zu verbieten? Oder ist sie ein öffentlich-rechtlicher Dispens von der Norm des Ortsstatuts? Da letzteres ganz unzweifelhaft ein öffentlich-rechtlicher Akt ist, so muss der Ausnahmegewilligung dieselbe Eigenschaft zuerkannt werden;²⁷⁾ denn *jus publicum privatorum pactis mutari nequit*. Indessen ist auch dies Resultat keineswegs befriedigend. Die Gemeinde ist genötigt, die Bedingungen, deren sie für ihre öffentlich-rechtliche Funktion der städtebaulichen Leitung bedarf, in Form eines privatrechtlichen Vertrages von dem einzelnen Baulustigen auszudrücken; dem Vorgange haftet doch etwas vom „Erkaufen einer öffentlich-rechtlichen Dispensation“²⁸⁾ an. Der Baulustige ist der Gemeinde gegenüber tatsächlich meist in einer Zwangslage; die formal gleichen Kontrahenten des privatrechtlichen Vertrages stehen einander materiell doch nicht gleich. Es ist in der Tat „ein typischer Fall, der gerade für das Verwaltungsrecht als Schulfall angeführt werden kann“, „ein unglückliches Zwitterding“,²⁹⁾ wie es sich stets ergibt, wenn ein öffentlich-rechtlicher Akt künstlich in die Formen des Privatrechts gezwängt wird. Und die Quelle all' solcher Zwieschlächtigkeit ist die vom alten Obrigkeitsstaate ererbte Scheu, „obrigkeitliche“ Funktionen wirklich rückhaltlos der bürgerlichen Selbstverwaltung zu überlassen, ohne dass die Polizei als die eigentlich geborne Obrigkeit das letzte Wort zu sprechen hätte. Wenn die Baupolizei die Bedingungen der Ausnahmegewilligung in den Baukonsens aufnimmt,³⁰⁾ so können sie im Verwaltungszwangsverfahren durchgesetzt werden; andererseits steht dem Baulustigen die Klage im Verwaltungsstreitverfahren offen. Tut die Polizei dies nicht, so ist die Gemeinde auf die hier oft unzulänglichen Mittel zur Durchsetzung privatrechtlicher Forderungen angewiesen. Andererseits kann der Baulustige

²⁶⁾ Dierschke a. a. O. S. 52.

²⁷⁾ So Fleiner im Archiv für öffentl. Recht Bd. 23 S. 524 gegen Dierschke a. a. O. S. 52 ff. Ebenso Hedemann im preussischen Verwaltungsblatt Bd. 26 S. 381; vergl. auch die Artikel von Reinartz ebenda Bd. 18, S. 394 ff. Anschütz Bd. 14 S. 244 ff. Lölein Bd. 19 S. 305 ff. — A. M. Haase a. a. O. S. 53.

²⁸⁾ Fleiner l. c.

²⁹⁾ Dierschke a. a. O. S. 60. 62.

³⁰⁾ Was Haase a. a. O. S. 54 für unzulässig hält.

³¹⁾ Vgl. Haase a. a. O. S. 62.

die Anbaugenehmigung von der Gemeinde weder im Verwaltungs- noch im Zivilprozess erzwingen;³¹⁾ sondern muss zusehen, wie weit er mit einer Schadensersatzklage kommt. Und endlich, — wenn die Polizei trotz ortsstatutarischen Bauverbots und ohne kommunale Ausnahmegewilligung doch den Baukonsens erteilt, so tut sie zwar Unrecht; aber ein wirkliches Rechtsmittel gibt es dagegen für die Gemeinde nicht; sie muss zusehen, wie weit sie mit der Dienstaufsichtsbeschwerde kommt! Das ist der Rechtszustand der „Magna Charta libertatum“, und zwar an dem Punkte, wo die städtebauliche Kompetenz der Selbstverwaltung noch am reichlichsten bemessen zu sein schien!

Was auf Grund des Fluchtliniengesetzes, isoliert von der Bauordnung, herzustellen ist, das kann in Wahrheit nicht als Bebauungsplan bezeichnet werden; es ist vielmehr ein abstraktes Strassenskelett. Gerade seine Abstraktheit drängt unwillkürlich zur Schematisierung. Das Gesetz gibt die Möglichkeit, den Strassenplan auf beliebig lange Zeit im Voraus festzustellen und dadurch das Privateigentum zu beschränken, ohne dass die Gemeinde zunächst das Land zu erwerben braucht. Das verführt dazu, sich nicht mit der Festlegung der grossen Verkehrswege und Ausfallstrassen zu begnügen, sondern gleich von vornherein auch die Seitenstrassen aufzunehmen, ohne dass doch eine wirkliche Individualisierung und Anpassung an die zukünftigen Siedlungs- und Wohnbedürfnisse einer sehr viel späteren Zeit schon möglich wäre. Dabei kommen sowohl die öffentlichen Interessen der Städtebaupolitik wie die Rücksicht auf die nicht-spekulativen privatrechtlichen Verhältnisse zu kurz. Förderlich ist dieses System lediglich dem polizeilichen Bürokratismus und der gewerbsmässigen Spekulation. Denn treffend sagt Eberstadt³²⁾: „Obrigkeitliche Regelung und Bodenspekulation — so verschieden sie sonst sein mögen — haben eine bestimmte Richtung gemeinsam: es ist die Tendenz zur Schablonisierung.“

Unter solchen Umständen ist es oft unvermeidlich, den in abstrakto aufgestellten Fluchtlinienplan abzuändern, je mehr sich die Verhältnisse konkretisieren, wenn also die Bebauung unmittelbar bevorsteht. Jetzt erst lassen sich die Bedürfnisse der Siedlungs- und Wohnungspolitik im einzelnen übersehen; es haben sich wohl auch die herrschenden Anschauungen von den Aufgaben des Städtebaus inzwischen gewandelt. Der

³²⁾ Handbuch S. 280.

Gemeinde bietet sich kein anderes Mittel des öffentlichen Rechts, auf diese Dinge einzuwirken, als die Abänderung des Fluchtlinienplanes. Dagegen erheben sich nun aber die zahlreichsten und lebhaftesten Einsprüche — keineswegs nur von der in ihren Kreisen gestörten Bodenspekulation; Einsprüche, die schwer von der Hand zu weisen sind, weil der Eingriff in das Privatrecht jetzt in der Tat sehr empfindlich und unbillig sein kann. Die Berufung auf das „öffentliche Interesse“ schlechthin ist in diesem Falle weniger bequem als sonst, da doch schon der alte Fluchtlinienplan im „öffentlichen Interesse“ entworfen und geprüft war; da er doch gerade die Demarkationslinie zwischen den öffentlichen und den privaten Interessen ziehen sollte. Die Judikatur und die Praxis der Beschlussbehörden will daher solche nachträglichen Korrekturen gegen den Widerspruch der Privatberechtigten nur aus den zwingendsten Gründen zulassen.³³⁾ Aber was heisst das? Die Gemeinde will im Dienste einer rationellen Siedlungspolitik an der betreffenden Stelle ein ruhiges Wohnviertel mit kleineren Häusern schaffen und deshalb durch die neuen Fluchtlinien die Baustellen so schneiden, dass die Entstehung tiefer Grundstücke mit Seiten- und Hinterhäusern und Fabrikgebäuden verhindert wird. Das mag gewiss im „öffentlichen Interesse“ liegen; aber darf es die Gemeinde durch neue Fluchtlinienfestsetzung auf Kosten der gegenwärtigen privatrechtlichen Eigentümer verwirklichen? Ist ihr dies Mittel jedoch versagt, so hat sie überhaupt kein Mittel des öffentlichen Rechts; denn das Enteignungsrecht würde ihr nach der herrschenden Praxis für das Bauland nicht gewährt werden. Blicke also nur das privatrechtliche Mittel freihändigen Kaufs, der entweder gar nicht, oder nur zu einem Preise möglich wäre, bei dem jene Aufgabe der Siedlungspolitik nur erfüllt werden könnte, wenn die Gemeinde das Land dann unter dem Selbstkostenpreise weiter gäbe, — gleichviel ob durch Verkauf oder Erbbaurecht. Solche Schenkungspolitik war für den „obligatorischen Städtebau“ des 18. Jahrhunderts rechtlich und tatsächlich leicht möglich; für die öffentlich-rechtliche Kompetenz der modernen Selbstverwaltung ist sie aus rechtlichen und wirtschaftlichen Gründen kaum durchführbar.

Ja, jedem Versuche der Gemeinde, durch die Gestaltung des Fluchtlinienplanes überhaupt normierend auf die Art der

³³⁾ Friedrichs „Fluchtliniengesetz“ (5. Auflage.) S. 57. — Saran „Baufluchtliniengesetz“ S. 55. — Entscheidungen des O. V. G. Bd. 30. S. 72.

Bebauung einzuwirken, tritt der prinzipielle Einwand entgegen, dass sie damit ihre Kompetenz überschreite und in die der Polizei eingreife, also das Gesetz verletze. So heisst es in einem beachtenswerten Rechtsgutachten, das anlässlich eines praktischen Falles in Berlin abgegeben wurde: „Der zulässige Umfang und die zulässige Art der Bebauung der Grundstücke einschliesslich der Frage, wie weit Anlagen von Fabrikgebäuden und der Bau von Quergebäuden gestattet ist, ist Aufgabe der Baupolizeiordnung, die in Berlin zur Zuständigkeit des Kgl. Polizeipräsidiums gehört.“ Wenn die Gemeinde durch den Fluchtlinienplan die Art der Bebauung mittelbar weiter beeinflussen wolle, als es die Baupolizeiordnung unmittelbar vorschreibe, so enthalte „ein solches Vorgehen zunächst formell einen unzulässigen Eingriff in die Befugnisse des Polizeipräsidiums; materiell enthält es den nach der Verfassung verbotenen Versuch zu einer entschädigungslosen Beschränkung des Rechtes des Grundeigentümers. Denn jeder Grundeigentümer hat ein Recht darauf, dass er sein Grundeigentum nach Massgabe der Bestimmungen der Baupolizeiordnung bebauen darf. Daran will hier die Stadtgemeinde den Grundeigentümer auf dem Umweg der Fluchtlinienfestsetzung hindern.“ Wohl lässt sich über die Schlüssigkeit solcher Argumentation streiten; jedoch muss die Stadt in jedem Einzelfall mit der Möglichkeit rechnen, dass sich die zur Entscheidung berufenen Staatsbehörden solcher Deduktion anschliessen. Diese Ungewissheit vervollständigt die Unmöglichkeit, bei der gegebenen Rechtslage, die die Gemeinde zwischen Polizeigewalt und Privatrecht einkelt, die kommunale und öffentlich-rechtliche Funktion der städtebaulichen Leitung zu erfüllen.

Mehr als die Fluchtlinienfestsetzung, umfasst die Bauordnung von Elementen eines Bebauungsplanes. „Zwar enthalten die Bauordnungen in der Hauptsache rein technische Vorschriften, die aus den Anforderungen der Sicherheit und des Feuerschutzes hervorgehen. Aber sie regeln zumeist auch die Bauart; sie bestimmen, wie hoch gebaut und wieviel von der Grundfläche bebaut werden darf; ob die Häuser aneinander zu reihen sind, also s. g. geschlossene Bebauung vorzusehen ist, oder ob Bauwiche einzuhalten sind, also offen zu bauen ist; sie setzen neuerdings auch Bauklassen fest, indem in einem Ortsteil das Wohnhaus, in dem andern Ortsteil das Geschäftshaus, in wiederum einem andern Ortsteil die Fabrik bevorzugt oder allein zugelassen wird. Alle derartige Bestimmungen haben mit der Sicherheit oder dem Feuerschutz

nichts oder nur sehr wenig zu tun. Und doch werden sie unter dem Gesichtspunkt des Polizeirechts beurteilt und sind der polizeilichen Regelung vorbehalten. Als kommunale Angelegenheit gelten sie nicht.“³⁴⁾ Die Staatspolizei, nicht die städtische Selbstverwaltung ist also für die wichtigsten Einwirkungen auf Städtebau und Bebauungsplan zuständig. Diese polizeilichen Zuständigkeiten enthalten überaus kräftige Eingriffe in das Privatrecht und zwar, ohne den Fiskus den gleichen Gefahren der Entschädigungspflicht auszusetzen wie die Gemeinden bei ihren weit bescheideneren Eingriffen. Und doch wäre es verfehlt, die Macht der Baupolizei für eine gesunde Entwicklung des Städtebaus, für die wirkliche Durchführung eines rationellen Bebauungsplanes allzu hoch zu bewerten. Gerade weil hier mit blossem Gebot und Verbot, mit den Methoden des alten Polizeiwesens, nicht mit der öffentlich-rechtlichen Organisation des modernen Rechtsstaates gearbeitet wird, versagt dies System gegenüber der Schwerkraft des modernen Rechtsbewusstseins und Wirtschaftslebens. „Unsere Baupolizei,“ sagt Eberstadt,³⁵⁾ „hat heute nicht die richtige Aufgabe, eine gesunde Entwicklung des Bauwesens vor Missbrauch und Ausartung zu bewahren; sondern sie soll eine in ihren Grundlagen fehlerhafte Entwicklung durch Eingriffe und Zwangsvorschriften erträglich machen. Ein solches Ziel ist unerreichbar.“ Anschaulich schildert er, wie das Privatrecht unermüdlich und schliesslich erfolgreich gegen das polizeiliche Verbot andrängt. „Es ist eben nicht möglich, durch polizeiliche Bestimmung vorzuschreiben, dass der Boden bis zu einem willkürlich gezogenen Strich 60 M. für den qm wert sein soll und jenseits des Striches bloss noch 15 M.“³⁶⁾ Wohl kann eine falsche Massregel der Baupolizei unermesslichen Schaden stiften; so hat die Bauordnung der Potsdamer Regierung für die Berliner Vororte v. 24. Juni 1887 die ganze Gross-Berliner Stadterweiterung heillos verpfuscht. Nachträglich den freigegebenen Boden dem nachgedruckenen Privatrecht wieder abzurufen, ist kaum möglich; der Widerstand der privatrechtlichen Interessen findet dann sogar bei der Verwaltungsrechtsprechung wirksamen Schutz.³⁷⁾ Nicht

³⁴⁾ Matthias: „Der Staat und die Bebauungspläne“ a. a. O. S. 386.

³⁵⁾ Handbuch des Wohnungswesens S. 275.

³⁶⁾ a. a. O. S. 77.

³⁷⁾ Vgl. die lehrreiche Geschichte der Bauordnung für die Berliner Vororte bei Paul Voigt a. a. O. S. 127 ff., bes. S. 134, 135.

das freie polizeiliche Ermessen, sondern nur eine zeitgemässe öffentlich-rechtliche Organisation vermag heute das Privatrecht in Schranken zu halten.

Die elementare Voraussetzung ist die Vereinigung der Zuständigkeit für Fluchtlinienplan und Bauordnung in der Hand der Gemeinde, die Ausstattung der bürgerlichen Selbstverwaltung zur Erfüllung ihrer positiven Funktionen mit der davon untrennbaren Zwangsbefugnis, der Verzicht auf das eifersüchtig zum Schaden fruchtbarer Stadtverwaltung gehütete staatliche Polizeireservat. „Eine Staatsbevormundung hat nur selten zum guten Ziele geführt. Wer Männer will, muss Knaben wagen. Wer einen Stadtcharakter haben will, muss die Stadt gewähren lassen, selbst auf die Gefahr hin, dass sie bisweilen durch Fehler klug wird.“³⁸⁾ Erst nach solcher Vereinheitlichung der Zuständigkeit könnte etwas zustande kommen, das die Bezeichnung eines Bebauungsplanes wirklich verdient. Aber seine Durchführung wird auf dem Wege von Privatrechtsgeschäften auch dann nicht gesichert sein, wenn die kommunale Gemeinwirtschaft sich ihrer ausgiebig für die Zwecke kommunaler Bodenpolitik bedienen will. Dazu wird es vielmehr einer Fortbildung des öffentlich-rechtlichen Instituts bedürfen, dem Ihering³⁹⁾ die Lösung der Aufgabe zuspricht, „die Interessen der Gesellschaft mit denen des Eigentümers zu vereinigen, das Eigentum erst zu einem praktisch lebensfähigen Institut zu machen“.

Die Enteignungsbefugnis, die das Fluchtliniengesetz der Gemeinde erteilt, ist prinzipiell beschränkt auf „die durch die festgesetzten Strassenfluchtlinien für Strassen und Plätze bestimmte Grundfläche“. Dies genügt nicht, um die öffentlich-rechtlichen Aufgaben des Städtebaus und der Stadterweiterung, die Durchführung des Bebauungsplanes gegen den Widerstand privatrechtlich befestigter Sonderinteressen zu sichern. Die Position der letzteren ist hier so stark, dass sie in Umkehrung des natürlichen Verhältnisses den Gemeinwillen dem Einzelwillen unterordnen, die Gemeinwirtschaft der Einzelwirtschaft tributpflichtig machen können. Die Beseitigung dieser Ueberlegenheit des Privatrechts über das öffentliche Recht liegt keineswegs bloss im „kommunal-fiskalischen Interesse“, vielmehr durchaus in dem des Gemeinwohls, falls man nicht bloss die theoretische Aufstellung eines Bebauungsplanes, sondern

³⁸⁾ Matthias a. a. O. S. 389.

³⁹⁾ „Zweck im Recht“ Bd. I. S. 527.

auch die Sicherung seiner praktischen Durchführung als eine öffentliche Angelegenheit anerkennt. Die Widerstände, die das Privatrecht dem öffentlichen Interesse an einem rationellen Ackerbau entgegenstellte, hat man wenigstens teilweise durch Umlegungs- (Separations- und Verkoppelungs-) Gesetze überwunden. Die gelegentlich gemachten Versuche, mit Hilfe dieser Gesetze auch ähnliche Widerstände bei der Stadterweiterung zu überwinden, können wohl in besonderen Einzelfällen, aber nicht allgemein für die anders gearteten Aufgaben des Städtebaus erfolgreich sein.⁴⁰⁾ Der Energie des Oberbürgermeisters Adickes gelang es nach langjährigen Kämpfen, die Spezialgesetze von 1902 und 1907 für Frankfurt a/M. durchzusetzen. Wenn sich der seltsamen Aengstlichkeit unsrer Gesetzgebung auf diesem Gebiete die Verallgemeinerung jener Normen abringen liesse, so würden die Aufgaben einer rationellen Stadterweiterung durch eine wichtige Stärkung des öffentlichen Rechts wesentlich erleichtert werden. Doch auch dann bedürften sie noch einer Ergänzung namentlich für die Zwecke des inneren Städtebaus. Allen diesen Zielen gemeinsam und daneben noch einigen andern, die bisher schon die Gesetzgebung, besonders auf dem Wege der Besteuerung, mit zweifelhaftem Erfolge zu erreichen versucht hat, würde das in anderen Ländern wohl bewährte Rechtsinstitut der Zonenenteignung dienen. In seiner guten Monographie über diesen Gegenstand versucht Bredt⁴¹⁾ den Nachweis, dass ohne besonderes Gesetz die Zonenenteignung in Preussen auf Grund des Enteignungsgesetzes von 1874 und unbeschadet des Art. 9 der Verfassung anwendbar sei. In der Tat überlässt jenes Gesetz die endgiltige Entscheidung darüber, ob das öffentliche Wohl die Anwendung der Enteignung verlange, in jedem Einzelfall ganz so unbeschränkt der Beurteilung des Oberhauptes des Staates, wie es das absolutistische Landrecht (I, 11. § 10) getan hatte. Aber gerade diese anachronistische Unumschränktheit ist hier — nach der oben angedeuteten Entwicklung — die Ursache einer gewissen Schwäche der öffentlichen Verwaltung gegenüber dem Privatrecht; sie erklärt und rechtfertigt die vorsichtige, ja spröde Zurückhaltung, mit der eine konstante Praxis jene diskretionäre Vollmacht handhabt. Das moderne Rechtsbewusstsein ist gegen solche diskretionären Eingriffe der Verwaltung in das Privatrecht eben-

⁴⁰⁾ Vgl. Bredt „Zonenenteignung“ S. 238 ff.

⁴¹⁾ S. oben n. 9.

so empfindlich, wie es auf eine Fortbildung des öffentlichen Rechts gegenüber dem Privatrecht unverkennbar hindrängt. Daher erscheint es nicht empfehlenswert, die Zonenenteignung von Fall zu Fall durch königliche Verordnung für städtebauliche Zwecke anzuwenden. Auch würde die Ungewissheit, ob im gegebenen Falle die Enteignungsbefugnis zu erlangen sein wird, eine planvolle und konsequente Städtebaupolitik empfindlich lähmen. Dazu tritt der wichtige Umstand, dass vielfach die Ziele der Zonenenteignung für Städtebau und Stadterweiterung nur erreicht werden können, wenn sie auch vor dem fiskalischen Privateigentum nicht Halt zu machen braucht. Dem steht wohl die fast unwillkürliche Anschauung entgegen, dass im Konfliktsfall die Interessen des jeweils höheren Gemeinwesens dem „öffentlichen Interesse“ schlechthin näher stehen als die des niederen oder engeren Gemeinwesens; dass also der Staat gegenüber der Gemeinde stets das Gemeinwohl vertrete, niemals aber umgekehrt. Das trifft aber jedenfalls in dem hier in Betracht kommenden Falle nicht zu, wenn dem von der Gemeinde wahrzunehmenden, eminent öffentlichen Interesse eines gesunden Städtebaues lediglich vermögensrechtliche d. h. privatrechtliche Interessen des Staates gegenüberstehen. Nach alledem ergibt sich die Forderung, die Zonenenteignung für Zwecke des Städtebaues und der Stadterweiterung gesetzlich zu determinieren und den Gemeinden unter den Kautelen rechtsstaatlicher Ordnung zu übertragen. Was für die Zwecke des Eisenbahn- wie des Strassenbaues längst geschehen ist, geschähe damit für jene, dem Gemeinwohl wahrlich nicht ferner stehenden Zwecke. Diese öffentlich-rechtliche Ausgestaltung von Städtebau und Stadterweiterung stellt sich — im Unterschiede von manchen neuesten Vorschlägen⁴²⁾ — dem Privatrecht nicht anders gegenüber, als es der heute herrschenden Anschauung und der bisherigen Entwicklung bezüglich des Verhältnisses beider Rechtsgebiete zu einander entspricht.

Freilich würde so die bürgerliche Selbstverwaltung zur eigentlichen Trägerin dieser öffentlich-rechtlichen Funktion. Aber kann heute ein anderes Rechtssubjekt dafür tatsächlich in Betracht kommen? Sie dem Staate zuschieben, hiesse eine heute schlechthin unmögliche Zentralisation verlangen. Dem Staate verbleibt, was er wirklich nur leisten kann, die rechtlich

⁴²⁾ So v. Mangoldt's „Stadterweiterungstaxe“ („Die städtische Bodenfrage.“ 1907, bes. S. 494 ff.) Demgegenüber ist den Ausführungen Bredt's a. a. O. S. 245 ff. in der Hauptsache zuzustimmen.

normierte Aufsicht über dieses wie über alle Gebiete kommunaler Selbstverwaltung. Dass sie solcher Aufsicht untersteht, macht die Gemeinde um so geeigneter zur Trägerin jener Funktion im Sinne des modernen öffentlichen Rechts. Aber das Gegenteil rechtlich normierter Aufsicht ist die konkurrierende, tatsächlich diskretionär eingreifende Mitverwaltung. Sie zerstört jede klare Verantwortlichkeit, die eine Vorbedingung fruchtbarer Erfüllung öffentlicher Funktionen ist. Kann und will der Staat nicht die Verantwortlichkeit für die Gesamtheit des Städtebaues und der Stadterweiterung, mit Aktiven und Passiven so zu sagen, auf seine Schultern nehmen, was er tatsächlich weder will noch kann, so muss er die Verantwortung, damit aber auch die volle Zuständigkeit der kommunalen Selbstverwaltung überlassen. Denn die Verantwortlichkeit folgt der Zuständigkeit; und die privatrechtliche Sonderung von Berechtigung und Verpflichtung widerspricht dem innersten Wesen alles öffentlichen Rechts.

Indessen, — ergeben sich nicht aus gewissen Bestimmungen kommunaler Verfassung Bedenken gegen eine sachgemässe Erfüllung dieser ihr zukommenden Aufgabe durch die bürgerliche Selbstverwaltung? Das mag nicht nur von manchen Punkten der inneren Organisation gelten, sondern auch von der äussern Organisation der Grossstädte, ihrer Isolierung gegenüber dem suburbanen Gebiet, ein Punkt, der für die Probleme der Stadterweiterung von grösster Wichtigkeit werden kann. Aber die Städte geben sich ihre Verfassung nicht selbst; die Verantwortlichkeit folgt der Zuständigkeit. Zuständig für die kommunale Verfassung ist die staatliche Gesetzgebung. Mit dem Recht hat sie auch die Pflicht, die Hemmnisse zu beseitigen, die aus der kommunalen Verfassung für eine sachgemässe Erfüllung der nur von der Selbstverwaltung zu erfüllenden öffentlich-rechtlichen Funktionen entstehen.

Nicht in der Weise noch mit den Mitteln des eudämonistischen Polizeistaates kann der moderne Staat arbeiten, in Sonderheit nicht in der Sozialpolitik; denn sie vor allem muss die Grenzen des Privatrechts berühren oder überschreiten. Dem Privatrecht Boden abzugewinnen kann heute dem modernen öffentlichen Recht gelingen, nicht dem obrigkeitlichen Ermessen. Daher wird die moderne Sozialpolitik in immer zunehmendem Umfange Kommunalpolitik. Dieser Entwicklungstendenz kann sich am wenigsten der sozialpolitisch erfasste Städtebau entziehen.

Der österreichische Entwurf eines Gesetzes zur Sicherung der Bauforderungen.

Von

Bezirksrichter Dr. Method Dolenc,

G r a z.

Oesterreichs neuester Entwurf betreffend die Sicherung der Bauforderungen wurde dem Abgeordnetenhouse als Regierungsvorlage auf den Tisch gelegt (Nr. 534 der Beilagen zu den stenogr. Protokll. des Abgeordn.-H., Sess. XXI, 1911). Er weicht von den bisherigen drei Versuchen einer Regelung des Problems — der erste Entwurf (1898) war gleichfalls eine Regierungsvorlage, die beiden folgenden (1906, 1908) gingen aus Abgeordnetenkreisen hervor — erheblich ab, lehnt sich zwar in einigen Belangen an das reichsdeutsche Gesetz vom 21. Juni 1909 an, stellt sich aber in der Hauptsache auf durchaus neue Grundlagen, sodass er als eine vollkommen selbständige legislatorische Arbeit zu halten ist.

Die Grenzen des zu gewährenden Rechtsschutzes sind nach dem Vorschlage des Entwurfes beträchtlich enger gezogen, als im zitierten Reichsgesetze. Als Schutzobjekt werden Bauten erklärt, die ausschliesslich oder vorwiegend zu Wohn- oder gewerblichen Zwecken bestimmt sind. Des Schutzes sollen nicht teilhaftig werden: Industriebauten, weil angenommen wird, dass diese keinen Gegenstand unreeller Bauspekulation abgeben; weiter Abrissbauten, weil diese der später zu erörternden Art des Schutzes nicht angepasst werden können. Aus den gleichen Gründen, wie im reichsdeutschen Gesetze, sollen auch Bauten des Allerhöchsten Hofes, Staates, der Länder, u. dgl. m., dem Gesetze nicht unterstellt werden.

Subjekt des Baugläubigerschutzes sollen im Sinne des Entwurfes sein: Gewerbetreibende und behördlich autorisierte Techniker bezüglich ihrer Geldforderungen für die durch sie oder durch ihr Hilfspersonal geleisteten Arbeiten und Sachen; weiter Baumeister, die den Bau mit anderen Leuten besorgen, bezüglich der Geldforderungen, die sie für ihre Mühleistung oder für die bewirkte Tilgung der früher erwähnten Ansprüche der Gewerbetreibenden und autorisierten Techniker zu stellen haben. Die Arbeiten aller dieser Beteiligten schaffen den Bodenmehrwert; als privilegiert werden aber nur die Arbeiten bis zur Benutzungsmöglichkeit des Baues erklärt; daher fallen Arbeiten zur besseren Ausgestaltung der Wohnung, wie elektrische Leitungen, Badezimmereinrichtungen, u. dgl. m., nicht mehr unter den Schutz des Gesetzes. Ebenso wenig werden die

Forderungen der eigentlichen Bauarbeiter geschützt; mit der Hebung der Zahlungsfähigkeit der Gewerbetreibenden, sagen die Motive, werden die Bauarbeiter, die ja ihre Löhne nicht zu kreditieren pflegen, eines Schutzes nicht mehr bedürfen. Nicht einmal eine Möglichkeit, etwaige Lohnrückstände an Stelle eines flüchtig gewordenen Baumeisters anzumelden, soll den Bauarbeitern geschaffen werden.

Eines unmittelbaren Schutzes sollen auch die Lieferanten entbehren; die Motive meinen, sie seien nicht zur Vorleistung gezwungen und können ihre Lieferungen nur an solche Gewerbetreibende bewirken, die des Gesetzesschutzes teilhaftig und das gesetzliche Pfandrecht auch für gelieferte Materialien geltend zu machen in der Lage sind. Eine solche Überwälzung der Sicherung von den meist besser gestellten Lieferanten an die wirtschaftlich schwächeren Gewerbetreibenden wird schwerlich glatt von statuten gehen, sie wird zumindest eine bedeutende Risikoprämie für die Kreditierung und dadurch eine Verteuerung des Baues bedingen.

Nach dem Entwurfe bleiben auch die Forderungen, die dem Bauunternehmer, der als Zwischenglied zwischen dem Bauherrn einer- und den Handwerkern und Lieferanten andererseits eintritt, derart entstehen, dass er Lieferanten und Bauarbeiter bezahlt, bar des unmittelbaren gesetzlichen Schutzes. Diese Regelung dürfte kaum mit dem, von den Motiven aufgestellten Grundsatz im Einklange stehen, nicht der Lohnvertrag, sondern die tatsächliche Leistung zum Baue werde zur Grundlage des Schutzes. Mit dankenswerter Energie will aber der Entwurf den „Strohmännern“ zu Leibe rücken; es wird erklärt, dass es gleichgiltig sei, ob der Lohnvertrag mit dem Grundeigentümer selbst oder mit einem Unternehmer geschlossen wurde; die geschützten Baugläubiger erhalten auf jeden Fall ein Pfandrecht am Neubau.

Die Baugeldgläubiger müssten sich nach dem österreichischen Entwurfe, wollen sie des Gesetzesschutzes teilhaftig werden, noch eine viel einschneidendere Bevormundung gefallen lassen, als sie schon nach reichsdeutschem Gesetze statuiert wurde. Baudarlehen, die dem privilegierten Schutz geniessen wollen, werden ausschliesslich auf die Zeit nach Anmerkung der Baubewilligung und vor Anmerkung der Benutzungsbewilligung im Grundbuche beschränkt; sie erlangen die privilegierte Stellung nur, wenn sie im Grundbuche ausdrücklich als Baukredit hypotheken bezeichnet werden und wenn ihre Valuta an das Baugeldamt bezahlt und für die Forderungen der Bauhandwerker verwendet wird. Es ist unschwer vorauszusagen, dass einer solchen Knebelung des Baukredites dessen Verschlechterung auf dem Fusse folgen würde, zumal den Darlehensteilbeträgen, die auf Vorweg-

abzüge von Zinsen, Provisionen, Eintragungsgebühren, auf Bezahlungen nichtprivilegierter Baugläubiger entfallen, der Rang und die Qualität einer Baukredithypothek versagt bleiben soll.

Die Baugeldämter sind als Gemeindeinstitute gedacht; die Gemeinden sollen sie ins Leben rufen, müssen sie verweisen und für die gehörige Verwendung des Baugeldes haften, wofür sie allerdings 1% der einfließenden Baugelder zurückbehalten können. Vor Aktivierung des Baugeldamtes tritt das Baugläubigerschutzgesetz nicht in Wirkung; damit soll der Anfang der Wirksamkeit des Gesetz gewordenen Entwurfes von dem Willen der Gemeindevertretungen abhängig gemacht werden.

Der Baugläubigerschutz soll durch privatrechtliche Massnahmen gesichert werden; strafrechtliche Mittel sieht der Entwurf nicht vor. Im Wesen fusst der Schutz auf dem Gedanken der Trennung des Boden- vom Bauwerte, auf einer Scheidung der Boden- und Bauschulden.

Die politische Baubehörde teilt die rechtskräftig gewordene Baubewilligung ohne Verzug dem Grundbuchsgerichte mit und erstattet zugleich ein Gutachten, ob es sich um einen Bau im Sinne des Baugläubigerschutzgesetzes handelt. Letztgiltig entscheidet die Frage das Grundbuchsgericht; bejahenden Falls bewilligt es die Eintragung des Bauvermerkes und verständigt alle, die auf der Baustelle eine Last eingetragen haben (Bodengläubiger), von der erfolgten Eintragung. Von dieser Verständigung an binnen 14 Tagen müssen die Bodengläubiger, um ihre bereits erworbenen Rechte zu erhalten, die Feststellung des Wertes der Baustelle verlangen. Die Schätzung geschieht auf Kosten des Eigentümers, der Wert der Baustelle soll gleichfalls im Grundbuche angemerkt werden. Das Begehren der Schätzung auch nur eines Bodengläubigers gilt für sämtliche. Die Schätzung bewirkt, dass der Wert der Baustelle — aber nur dieser — zur Befriedigung der vor dem Bauvermerk eingetragenen Tabularrechte vorbehalten bleibt. Wurde das Verlangen der Schätzung unterlassen, dann müssen im Falle einer Zwangsversteigerung oder Zwangsverwaltung des Baues die voreingetragenen Bodengläubiger zu Gunsten der Gesamtheit der privilegierten Bauforderungen bezüglich des ganzen Meistbotes, bezw. aller Erträge aus der Zwangsverwaltung, zurücktreten. Also — ein Versehen, zur rechten Zeit die Schätzung zu verlangen, wirft das Rangordnungsprinzip völlig über den Haufen. Das rechtzeitig angebrachte Gesuch sichert zwar die Befriedigung der Bodengläubiger aus dem Baustellenwerte, am Mehrwerte können sie aber im Exekutionsfalle erst nach Befriedigung aller bevorzugten Baugläubiger

partizipieren. Der Grundsatz der Differenzkaution, wie er im reichs-deutschen Gesetze verwirklicht wurde, hat das starre Grundbuchs-system in ein zeitweilig halbstarres umgewandelt. Der oesterreichische Entwurf geht viel weiter, er erschüttert die Grundbuchs-ordnung von der Wurzel an: Müsste sich doch jeder, der auf eine Liegenschaft Kredit gewährt, gefallen lassen, dass er von dem Genuße des Mehrwertes der Liegenschaft, der durch einen Bau bewirkt werden kann, eben dadurch abgeschnitten wird, dass die Liegenschaft verbaut wird! Überdies trägt das System des oesterreichischen Entwurfes den Keim der Unzulänglichkeit in sich; auf Abrissbauten kann es nicht angewendet werden.

Der Entwurf hat sich diesen Schwierigkeiten nicht verschlossen; offenbar aus diesem Grunde lässt er auch eine Bauführung ohne Bauvermerk zu, wenn der Bauherr einen Reservebefriedigungsfond durch Erlag einer Kaution binnen 5 Tagen nach Zustellung des Baubewilligungsbeschlusses schafft. Diese Kaution bleibt den bevorzugten Baugläubigern — mit Ausnahme der Baugeldgläubiger — vorbehalten, beträgt aber — wohl deswegen, weil der Kreis der privilegierten Baugläubiger ein engerer als im Deutschen Reiche ist, nicht 33%, sondern ein Viertel der Gesamtbaukosten. Der oest. Entwurf sieht sogar die Möglichkeit vor, dass das Baugläubigerschutzgesetz nur in jenem seinen Teile in Wirksamkeit treten kann, der die Bauführung mit Leistung der Sicherheitskaution zum Gegenstande hat.

Mit Erteilung des Benutzungskonsenses beginnt das Anmel-dungs- und Feststellungsverfahren in Rücksicht der Bauforderungen. Eingeleitet wird das Anmel-dungsverfahren durch ein Edikt des Grundbuchsgerichtes, mit dem alle Baugläubiger aufgefordert werden, binnen 2 Monaten ihre Ansprüche anzumelden und zu bescheinigen. Eine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen das Versäumen der Anmel-dungsfrist findet nicht statt. Sämtliche Anmel-dungen sind vom Grundbuchsgerichte, beziehungsweise, wenn auf den Neubau Exekution geführt wird, vom Exekutionsgerichte in eine Übersichtstabelle einzutragen, von der jedermann Abschrift nehmen kann. Nach Abschluss der Frist wird eine Tagsatzung zur mündlichen Verhandlung über den Bestand und die Fälligkeit der angemeldeten Forderungen angeordnet. Bei dieser Tagsatzung konstituiert sich das Grundbuchs-, bzw. Exekutionsgericht, als Baugericht; es setzt sich zusammen aus einem Richter als Vorsitzenden und aus vier, vom Justizminister ernannten Laienbeisitzern. Kann eine gütliche Einigung der Parteien nicht herbeigeführt werden, so erkennt das Baugericht selbst. Seine Erkenntnisse sind unanfechtbar und müssen binnen 14 Tagen nach Fällung vollzogen werden,

indem eine, allenfalls nur verhältnismässige Befriedigung durch Bargeld aus dem Meistbote oder der Sicherheitskaution erfolgt oder indem das Pfandrecht für jede angemeldete Forderung mit dem als Bauforderung festgestellten Betrage und in dem ihr zukommenden Range einverleibt wird.

Dies sind die grössten Umrisse, innerhalb welcher der Entwurf das angestrebte Ziel erreichen will. Trotz seiner unverkennbaren Vorzüge, wie sie in der Straffheit des Systems, in der Vorsorge einer möglichsten Beschleunigung des Verfahrens und insbesondere in der fast vollkommenen Sicherheit der privilegierten Forderungen erblickt werden müssen, dürfte er sich in seiner dermaligen Form nicht einmal unter den bevorzugten Baugläubigern viele Freunde erwerben. Die Erschütterung des Vertrauens auf die unbedingt rangordnungsmässige Befriedigung der Tabularrechte würde die Kreditgewährung so arg eindämmen, den Kredit so sehr verteuern, dass nur mehr das Grosskapital zu bauen in der Lage wäre. Die unvermeidliche Folge davon wäre die Aufsaugung der Baugewerbetreibenden durch grosskapitalistische Bauunternehmungen, die Baugewerbetreibenden müssten sich bei diesen verdingen, ihre Selbständigkeit wäre dahin.

Sind die deutschen Kolonien Inland oder Ausland?

Vortrag, gehalten in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische
Kultur

von

Dr. Paul Heilborn,

a. o. Professor an der Universität Breslau.

Der Eintritt des Deutschen Reichs in die Reihe der Kolonialmächte stellte der nationalen Rechtswissenschaft neue Aufgaben. Zunächst erstrebte sie Klarheit über die rechtliche Natur der Erwerbungen, über deren Verhältnis zum Reich. Von einer Bearbeitung des eigentlichen Kolonialrechts konnte erst die Rede sein, als ein solches geschaffen war; und das geschah allmählich. Aber das allgemeine Verhältnis zwischen Mutter- und Tochterland liess sich, — scheinbar wenigstens, — sogleich feststellen. Rasch war das Schlagwort geprägt: die Kolonie ist völkerrechtlich Inland, staatsrechtlich Ausland. Es fand schnell Anklang, um später um so heftiger

angegriffen zu werden. Noch heute aber muss jede Erörterung der rechtlichen Natur unserer Schutzgebiete an diese, von Bornhak aufgestellte Antithese anknüpfen; denn einmal sind zahlreiche Bestimmungen unserer Gesetze auf den Gegensatz von In- und Ausland eingestellt; sodann aber kommt das Schlagwort, — selbst wenn es im einzelnen schief sein sollte, — dem Bedürfnis einer vorläufig orientierenden Charakteristik entgegen.

Die Begriffe In- und Ausland bezeichnen einen kontradiktorischen Gegensatz. Ausland nennt unser Strafgesetzbuch jedes nicht zum deutschen Reich gehörige Gebiet; Inland wäre demnach jedes zum deutschen Reich gehörige Gebiet. Nur den Begriff Inland können wir positiv bestimmen. Dafür sind aber zwei Anknüpfungsmöglichkeiten gegeben: neben der soeben hervorgehobenen territorialen Zugehörigkeit noch der Geltungsbereich unserer Gesetze; in diesem Sinne spricht man von Zollinland bzw. -ausland. Je nachdem wir diesen oder jenen Anknüpfungspunkt wählen, kommen wir zu diesem oder jenem Inlandsbegriff. Gemeinsam ist beiden nur der Standpunkt des Beurteilers, d. h. unser Staat. Beide Betrachtungsweisen sind gleichberechtigt. In der Antithese „völkerrechtlich Inland, staatsrechtlich Ausland“ werden die Begriffe In- und Ausland aber nicht in korrespondierendem Sinne gebraucht.

Inland im Sinne territorialer Zugehörigkeit meint man, wenn man sagt, die Kolonien seien völkerrechtlich Inland; und dieser Satz ist sicherlich zutreffend: im Verhältnis des Reichs zu fremden Staaten nehmen die Schutzgebiete, — soweit sie nicht blosse Interessensphären geblieben, sondern in die Gebietshoheit des Reichs übergegangen sind, — die nämliche Stellung ein wie irgend ein Teil des europäischen Reichsgebiets. Die Verschiedenheit der inneren Organisation und Rechtsordnung beeinflusst das auswärtige Verhältnis nicht, wenigstens nicht grundsätzlich. Das auswärtige Verhältnis gründet sich aber allein auf die territoriale Zugehörigkeit der Kolonie zum Staat. Wenn man diese territoriale Zugehörigkeit vom staatsrechtlichen Standpunkte aus verneint, so ist dem Schutzgebiet damit die Zugehörigkeit zum Reichsgebiet abgesprochen, d. h. es wird ihm der besondere Schutz versagt, welchen das Reichsgebiet kraft seiner Zugehörigkeit zum Reich genießt. Wie die weiteren Betrachtungen zeigen sollen, ist das allerdings zutreffend. Doch will man schwerlich hierauf allein oder auch nur in erster Linie abstellen, wenn man sagt, die Kolonien seien staatsrechtlich Ausland.

Mit der Behauptung der staatsrechtlichen Auslandsqualität soll vielmehr einmal die Geltung der Gesetze des Mutterlandes in den Kolonien verneint werden. Die Unterwerfung der Schutzgebiete

unter die staatsrechtliche Herrschaft des Reichs wird vorausgesetzt; im Anfang der Entwicklung, als die Verträge mit den Häuptlingen noch eine grössere Rolle spielten, mochte man auch hieran zweifeln. Jetzt steht nur noch in Frage, in welcher Form das Reich seine Herrschaft ausübt.

Mit der Behauptung der staatsrechtlichen Auslandsqualität wird sodann die Meinung vertreten, die Behörden des europäischen Reichsgebiets müssten die von ihnen zu entscheidenden Tatbestände, welche sich in den Kolonien ereignet hätten, so beurteilen, als ob sie sich im Ausland, d. h. in fremdem oder auf staatenlosem Gebiet zugetragen hätten. Der deutsche Gesetzgeber kann ein Ereignis verschieden bewerten, je nachdem es im Inland oder Ausland eingetreten ist. In beiden Fällen haben die deutschen Behörden deutsches, aber verschiedenartiges Recht anzuwenden. Das Prozessrecht bietet naheliegende Beispiele: der Gerichtsstand bei einer im In- oder Ausland verübten Tat. Nicht etwa „gilt“ deutsches Recht im Auslande; es ist dort für niemand verbindlich, sondern die Begriffe In- und Ausland sind für den Gesetzgeber nur Anknüpfungsmomente, um die Anwendbarkeit dieses oder jenes Rechtssatzes vorzuschreiben. Er lässt sich dabei von gewissen Grundgedanken leiten, aber nicht notwendig von dem Gesichtspunkt der territorialen Zugehörigkeit.

Es ist also zu untersuchen, ob bzw. in welchem Umfang die deutschen Gesetze in den Kolonien gelten, und ob die Kolonien von den Behörden des europäischen Reichsgebiets als In- oder Ausland zu behandeln sind. Das sind zwei ganz verschiedene Fragen; unser Strafgesetzbuch gilt nicht für die Eingeborenen in den Kolonien. Damit ist aber nicht gesagt, dass die von ihnen dort verübten Taten im Ausland begangen sind, wenn eine Aburteilung im europäischen Reichsgebiet stattfinden soll. Auch für das Verhältnis der Kolonien zu einander kann letztere Frage aufgeworfen werden, doch wird der Einfachheit halber von einer besonderen Erörterung dieses Falles abgesehen.

Ein Staatsgebilde mag nach aussen als festgefügte Einheit dastehen und doch im Inneren die mannigfachsten Verschiedenheiten aufweisen. Es genüge der Hinweis auf die ehemaligen landrechtlichen, gemeinrechtlichen und französisch-rechtlichen Gebietsteile des preussischen Staats. Allgemeine Regeln darüber, ob und inwieweit die bürgerliche und Strafrechtsordnung eines Staats auf neue Erwerbungen sich erstrecke, gibt es nicht; nur nach dem speziellen Landesrecht kann diese Frage beantwortet werden. Dagegen scheint dem modernen konstitutionellen Prinzip die Tendenz zu einheitlichem Verfassungsrecht für den gesamten Umfang des Staats innewohnen. Zu dieser Einheitlichkeit drängen der Gedanke der

Staatssoveränität von der einen, der des Bürgerrechts und der Bürgerfreiheit von der anderen Seite. Einer wider ihren Willen dem Staatsverbande einverleibten Bevölkerung mag man die politischen Rechte der Staatsbürger nicht sogleich gewähren. Von der Übergangszeit abgesehen scheint die Einführung des Verfassungsrechts aber charakteristisch für die Einfügung einer neuen Erwerbung in den Staatsorganismus. Unter Verfassungsrecht werden dabei die zentralen Institutionen einerseits, die Grundrechte und -pflichten der Untertanen anderseits verstanden. Solange eine neue Erwerbung vom Verfassungsleben ausgeschlossen ist, bildet sie ein Anhängsel, aber kein Glied des Staatskörpers.

Ich muss mich mit einem Hinweis auf den Unterschied zwischen Staaten und Territorien im nordamerikanischen Verfassungsrecht¹⁾ und auf das Vorgehen Preussens nach den Annexionen des Jahres 1866²⁾ beschränken, um mich der staatsrechtlichen Behandlung neuer Erwerbungen seitens des deutschen Reichs zuzuwenden. Wir ersehen sie an Elsass-Lothringen und Helgoland³⁾. An den völkerrechtlichen Erwerbsakt — den Abtretungsvertrag — schlossen sich in beiden Fällen drei reichsgesetzliche Bestimmungen an:

1. die förmliche Einverleibung der erworbenen Länder in das Reich: sie „werden mit dem deutschen Reich für immer vereinigt“; die Insel „tritt dem Bundesgebiet hinzu“;

2. die Anordnung einer Regierungsgewalt: in Elsass-Lothringen wurde dem Kaiser die Ausübung der Staatsgewalt übertragen; das Reich erteilte seine Zustimmung zur Einverleibung Helgolands in den preussischen Staat;

3. Die genaue Festsetzung eines Termins für das Inkrafttreten der Reichsverfassung; in beiden Fällen erlangte die Reichsverfassung erst nach der Einverleibung des Gebiets Wirksamkeit.

Zur Hervorrufung der beabsichtigten Wirkungen waren diese Massnahmen notwendig: einmal ist das Reichsgebiet in Art. 1 der Reichsverfassung umschrieben; in dem so festgelegten Umfang genießt es besonderen Schutz, d. h. eine Gebietsveränderung ist an die erschwerten Formen einer Verfassungsänderung gebunden, und im Fall eines Angriffs auf das Reichsgebiet ist der Kaiser allein, ohne

¹⁾ Freund, Das öffentliche Recht der Vereinigten Staaten von Amerika 13/19.

²⁾ Preussische Gesetze v. 20. 9. 66 u. v. 24. 12. 66 (G. S. 555, 875/76), Verordnungen v. 25. 6. 67 u. v. 20. 9. 67 (G. S. 921, 1529), Gesetz v. 11. 3. 69 (G. S. 481).

³⁾ Reichsgesetze v. 9. 6. 71, v. 20. 6. 72, v. 25. 6. 73 für Elsass-Lothringen, — v. 15. 12. 90 für Helgoland.

Mitwirkung des Bundesrats — zuständig zur Kriegserklärung. Sodann ist ein völkerrechtlicher Gebietserwerb ohne Einfluss auf den Geltungsbereich unserer Gesetze, einschliesslich der Reichsverfassung; dagegen hat die staatsrechtliche Einverleibung zur Folge, dass alle *n a c h h e r* verkündeten Reichsgesetze in dem einverleibten Gebiet ohne weiteres in Kraft treten. Endlich musste eine Regierungsgewalt geschaffen werden, weil die Reichsgewalt ohne die von der Reichsverfassung vorausgesetzte Einzelstaatsgewalt nicht zu funktionieren vermag.

Bei der gesetzlichen Ordnung unserer Schutzgebiete wurde von den drei besprochenen Massnahmen nur die zweite ergriffen, indem das Reich dem Kaiser die Ausübung der Schutzgewalt übertrug. Unter Schutzgewalt ist die Staatsgewalt des Reichs in den Schutzgebieten zu verstehen. Weder mit dem Reich noch mit dem Reichsgebiet wurden die Schutzgebiete durch Gesetz vereinigt; ebensowenig wurde die Reichsverfassung formell eingeführt. Hieraus ergab sich dann der Schluss: die Schutzgebiete sind kein Reichsgebiet im Sinne der Reichsverfassung, geniessen deshalb nicht den Schutz, welchen die Reichsverfassung für das Reichsgebiet vorsieht; sie sind ferner kein Geltungsbereich für Reichsgesetze, d. h. die Reichsverfassung sowie jedes andere Reichsgesetz erlangt in den Kolonien nur kraft besonderer Anordnung Wirksamkeit; die Schutzgebiete sind also vom Standpunkte der Reichsverfassung aus, — d. h. staatsrechtlich, — Ausland.

Dieser Auffassung hat Koebner mit Erfolg opponiert; ihm haben sich fast sämtliche jüngeren Autoren angeschlossen. Im Anschluss an Zorn nennt Koebner die Qualifizierung „staatsrechtlich Ausland“ zunächst grundsätzlich irrtümlich: Ausland könne nur ein Gebiet sein, welches entweder einem fremden oder keinem Staat unterworfen sei; die Kolonien unterständen aber der Gebietshoheit des Reichs, seien mithin kein Ausland⁴⁾. Diese Logik ist unanfechtbar, aber sie folgert, wie Laband sagt, aus dem Begriff Ausland nichts, was sie nicht schon in die Begriffsbestimmung hineingelegt hat. Koebner nimmt Ausland im Sinne von „territorial nicht zugehörig“ und verkennt, dass die Bezeichnung „staatsrechtlich Ausland“ nur auf den Geltungsbereich unserer Gesetze abzielt. Insofern kämpft er gegen Windmühlen; denn die Gebietshoheit des Reichs, die Unterwerfung der Kolonien unter seine Herrschaft hat niemand geleugnet. Dass aber die Begriffe In- und Ausland in doppeltem Sinne genommen werden können, lässt sich füglich nicht bestreiten.

⁴⁾ Koebner, Deutsches Kolonialrecht in v. Holtzendorff-Kohlens Encyklopädie 2 (6) 1090/91.

Koebner hat sich indessen nicht mit der allgemeinen Zurückweisung des Wortes „Ausland“ begnügt, sondern, — und hierin liegt das Verdienst seiner Ausführungen, — er hat auch untersucht, ob die Schutzgebiete von der deutschen Gesetzgebung in bestimmten Beziehungen ebenso wie das Ausland behandelt werden. Hierbei scheidet er das staatsrechtliche von dem privat-, straf- und prozessrechtlichen Gebiet. Diese Trennung ist zu billigen; denn das Schutzgebietsgesetz, — die Grundlage unseres Kolonialrechts, — hat nur einzelne staatsrechtliche Materien durch Spezialbestimmungen geregelt, dagegen ein prinzipiell erschöpfendes Privat-, Straf- und Prozessrecht für die Weissen in den Kolonien geschaffen: für sie gelten dort die einschlägigen Vorschriften des Reichs-, eventuell des preussischen Rechts, soweit sie nicht durch das Konsulargerichtsbarkheitsgesetz, durch das Schutzgebietsgesetz oder durch anschliessende Kaiserliche Verordnungen ausgeschlossen oder abgeändert sind.

Versteht man unter staatsrechtlichem Inland das Geltungsgebiet unserer Gesetze, so darf man die Kolonien in Ansehung der erwähnten Vorschriften wohl als Inland bezeichnen; doch bleibt es eine Übertreibung, wenn man schlangweg von territorialer Geltung unserer bürgerlichen und Strafgesetze in den Schutzgebieten redet; denn für die überwiegende Mehrzahl der Bewohner und Aufenthalter gelten sie nicht: auf einen Weissen kommen rund 580 Farbige.

Koebners Untersuchung gilt der anderen Frage, ob die Kolonien von den Behörden des europäischen Reichsgebiets bei Anwendung der bürgerlichen, Straf- und Prozessgesetze als Inland oder Ausland zu behandeln sind⁵⁾. Die Gesetze stellen häufig auf den Gegensatz von In- und Ausland ab. Nur Beispiels halber seien erwähnt: aus dem St.G.B. die Bestimmungen über die im Ausland begangenen Delikte und über die dort vollzogenen Strafen, aus der St.P.O. die Bestimmung über den Gerichtsstand bei den im Ausland verübten Delikten, aus der Z.P.O. die nach § 23 begründete Zuständigkeit des Gerichts für Klagen gegen eine Person, welche im deutschen Reich keinen Wohnsitz hat, aus dem B.G.B. die Bestimmung (§ 239), dass ein Bürge, welcher seinen Gerichtsstand im Inlande hat, tauglich ist als Ersatz für eine Sicherheitsleistung. Sind die Kolonien im Sinne solcher Bestimmungen In- oder Ausland?

Unerheblich für die Beantwortung der jetzt zur Erörterung stehenden Frage ist es, dass unser heimisches Recht für die Weissen

⁵⁾ Es sei noch einmal betont: die Frage kann auch für das Verhältnis der Kolonien zu einander und für das des europäischen Reichsgebiets zu einer Kolonie aufgeworfen werden.

in den Kolonien gilt; denn das Ausland bleibt auch bei Entlehnung unseres Rechts Ausland. Der Gesetzgeber hat wohl gesehen, dass ein wichtiges und schwer zu lösendes Problem vorliegt, die Lösung aber einer Kaiserlichen Verordnung überlassen (Konsulargerichtsbarkheitsgesetz § 26, Schutzgebietsgesetz § 3). Da die Kaiserliche Verordnung bisher nicht ergangen ist, müssen Theorie und Praxis einstweilen zu der Frage selbständig Stellung nehmen.

Das Gesetz behält eine Verordnung darüber vor, in wie weit die Kolonien als Inland oder als Ausland angesehen werden sollen; es will sie also, wie Koebner zutreffend folgert, nicht unbedingt nur für das eine oder andere ansehen; denn dann erübrigte die vorbehaltenen Verordnung. Theorie und Praxis müssen demnach jede einschlägige Gesetzesbestimmung daraufhin prüfen, ob die Schutzgebiete in ihrem Sinne als Inland oder als Ausland angesehen werden sollen: ob ein in Togo begangenes Delikt im Inland begangen ist, ob der in Windhuk ansässige Bürge seinen Gerichtsstand im Ausland hat usw.? Die Untersuchung setzt aber stets die Feststellung voraus, dass die fragliche Bestimmung dem Privat-, Straf- oder Prozessrecht, nicht dem Staatsrecht angehört; und das ist auch mitunter zweifelhaft. Hierfür ein Beispiel: berechtigt zur Führung der Reichsflagge sind nach Flaggengesetz § 2 gewisse Handelsgesellschaften, ferner eingetragene Genossenschaften und juristische Personen, wenn sie im Inlande ihren Sitz haben. Das Recht zur Flaggenführung ist sicher publizistischer Natur, und die Vorschrift, nach welcher sich der Sitz einer Gesellschaft bestimmt, gehört dem bürgerlichen Recht an. Wie steht es nun mit einer in Kiautschou domizilierten Gesellschaft?

Nach der von Koebner begründeten, durchaus herrschenden Lehre kann die Beantwortung der Frage nicht allgemein, sondern nur für jede einzelne Vorschrift aus der ratio legis heraus besonders entschieden werden: unter Erwägung von Inhalt und Zweck der Vorschrift und ihrer Stellung im Rechtssystem ist der Grund zu erforschen, welcher den Gesetzgeber veranlasst hat, in diesem Fall den Gegensatz von Inland und Ausland zu berücksichtigen; sodann ist zu prüfen, ob der für die abweichende Behandlung des Auslands massgebende Grund auch auf die Schutzgebiete zutrifft oder nicht. Dieser Ansicht hat sich auch das Reichsgericht angeschlossen und einen Reserveoffizier, welcher seinen Wohnsitz nach Südwest verlegt hatte, von der Anklage unerlaubter Auswanderung freigesprochen (R.G.St. 44 403). Koebner hat auch eine Reihe leitender Gesichtspunkte herausgearbeitet, welche seines Erachtens dem Gesetzgeber vorgeschwebt haben und deshalb für die Ermittlung der ratio legis einen Anhalt gewähren sollen: das Moment der örtlichen Entfernung, Zeitdauer und Schwierigkeit des Verkehrs einerseits, der

Gegensatz der fremden und einheimischen Staatsgewalt, die Förderung der heimischen Arbeit anderseits. Diese, von Koeblers Schüler Sabersky weiter ausgebaut Methode ist von Laband als opportunistisch angegriffen worden: wo Sabersky die Behandlung der Schutzgebiete als Inland für zweckmässig und nützlich halte, sei er zu der Annahme geneigt, dass auch der Gesetzgeber sie gewollt habe; sobald man aber über Tendenz und Zweck eines Gesetzes anders denke als Sabersky, komme man auch zu anderen Ergebnissen. Als Beispiel dient die Verschiedenheit der Ansichten über die Gerichte der Schutzgebiete: Sabersky erblickt in ihnen ordentliche Gerichte, weil sie ihrer Organisation nach für alle Arten von Rechtsstreitigkeiten zuständig sind; demgemäss sollen die Schutzgebiete als Inland gelten, wenn die betr. Gesetzesbestimmung mit Inland diejenigen Gebiete bezeichne, welche im Bezirk ordentlicher deutscher Gerichte liegen, so die Bestimmungen der Z.P.O., welche an einen Wohnsitz im Inland oder Ausland anknüpfen. Laband scheint hingegen der Meinung zu sein, G.V.G. § 12 habe die ordentlichen Gerichte erschöpfend aufgezählt; mit Rücksicht auf ihre andere Zusammensetzung, die Besonderheiten ihres Verfahrens und den Mangel einer dritten Instanz seien die Schutzgerichtsgerichte keine ordentlichen Gerichte; daraus ergibt sich dann bei zahlreichen Punkten eine andere Entscheidung⁶⁾. — Hat eine in Tanga ansässige Person im Sinne des § 23 Z.P.O. ihren Wohnsitz im deutschen Reich oder nicht? Ist die Garantie ausschlaggebend, welche die Entscheidung des Rechtsstreits durch ein deutsches Gericht gewährt, so ist die Frage mit Sabersky zu bejahen; anders, wenn man an die Schwierigkeit der Rechtsverfolgung für einen Berliner oder Dresdener Kaufmann denkt, welchem in Tanga kein oder kein juristisch ausgebildeter Rechtsanwalt zur Seite stehen wird.

Koebner hat selbst betont, dass die von ihm aufgestellten, verschiedenartigen Gesichtspunkte im einzelnen Fall kollidieren können; es bedürfe dann sorgfältiger Abwägung, welcher von ihnen vorherrsche. Labands prinzipielle Bedenken sind also begründet; ausserdem konnte der Gesetzgeber bei Formulierung seiner Bestimmungen vielfach an Kolonien noch nicht denken. Nach Lage unserer Gesetzgebung wird man die Koebner-Sabersky'sche Methode trotzdem für die einzig mögliche halten müssen. Auch Laband scheint sich dem neuerdings nicht mehr zu verschliessen; nur eine Vermutung lässt er noch gegen die Inlandsbehandlung sprechen. Unter diesen Umständen möchte ich darauf verzichten, Sabersky in das Detail zu folgen; es würde ermüden und schwerlich Gesichts-

⁶⁾ Laband, Arch. Öff. R. 22 307/8.

punkte von allgemeiner Bedeutung zu Tage fördern. Dem Richter ist hier ein dankbares Feld freier Rechtsfindung eröffnet. Jede Verallgemeinerung ist dabei gefährlich, und nicht immer wird sich eine glatte Lösung finden lassen, wenigstens nicht bei Gesetzen aus der kolonialen Zeit. Zur Veranschaulichung sei auf einen schon erwähnten Fall zurückgegriffen: ein in einer Kolonie begangenes Delikt steht im europäischen Reichsgebiet zur Aburteilung; ist die Tat im Inland oder im Ausland verübt? Zweifellos im Inland, wenn der Beschuldigte ein Weisser ist. Ist er dagegen ein Farbiger, so kann nur dann in gleichem Sinne entschieden werden, wenn unsere, für das europäische Gebiet erlassenen Strafgesetze auch bei der Aburteilung des Farbigen in der Kolonie zur Anwendung kommen würden⁷⁾.

Ich komme jetzt zu den staatsrechtlichen Fragen. Nur in wenigen Fällen hat der Gesetzgeber die Schutzgebiete zum Inland im Sinne staatsrechtlicher Gesetze erklärt:

1. die Schutzgebiete gelten als Inland im Sinne einzelner Vorschriften der Reichsversicherungsordnung, z. B. §§ 557^a, 1254^a, 1268^a, 1315. Aus dieser besonderen Hervorhebung ist zu schliessen, dass das Gesetz sonst unter Aufenthalt im Auslande auch den Aufenthalt in einem Schutzgebiet versteht.

2. die Schutzgebiete gelten als Inland im Sinne des § 21 des Staatsangehörigkeitsgesetzes, d. h. ein Deutscher verliert die Staats- und Reichsangehörigkeit durch zehnjährigen Aufenthalt in den Schutzgebieten nicht.

3. die Schutzgebiete gelten als Inland bei Anwendung des Gesetzes wegen Beseitigung der Doppelbesteuerung vom 13. Mai 1870, d. h. in den Schutzgebieten wohnhafte Deutsche können zu direkten Staatssteuern nicht zwiefach herangezogen werden.

4. die Schutzgebiete gelten als Inland im Sinne der Seemannsordnung; unter deutschen Häfen versteht dieses Gesetz aber nur die Häfen des Reichsgebiets; auch sonst unterscheidet es zwischen Schutzgebieten und Reichsgebiet.

5. auf die Naturalisation von Ausländern und Eingeborenen in den Kolonien und das durch diese Naturalisation begründete Verhältnis finden die Bestimmungen des Staatsangehörigkeitsgesetzes — auch in den Schutzgebieten — entsprechende Anwendung. Auf dieses Verhältnis finden ferner Anwendung Art. 3 der Reichsverfassung und § 4 des Wahlgesetzes für den deutschen Reichstag;

⁷⁾ Vergl. Strafverordnung der Neu-Guinea-Kompagnie für die Eingeborenen v. 21. Okt. 1888 §§ 13—15, Verordnung des Gouverneurs von Kiautschou betr. die Rechtsverhältnisse der Chinesen v. 15. April 1899 § 5 (Gerst-meyer, Schutzgebietsgesetz 184, 253).

doch interessieren beide Bestimmungen hier nicht⁸⁾, denn sie bringen nur zum Ausdruck, dass auch ein solcher Reichsangehöriger in jedem deutschen Einzelstaat als Inländer zu behandeln ist und dass er das passive Wahlrecht zum Reichstage hat.

Die zu 1 angeführten Bestimmungen der Reichsversicherungsordnung haben in den Kolonien keine Geltung; wohl aber ist sie den zu 2—4 aufgezählten Vorschriften zuzuerkennen. Sämtliche Fälle stellen Ausnahmen dar, sowohl unter dem Gesichtspunkt des Geltungsbereichs staatsrechtlicher Gesetze in den Schutzgebieten, wie unter dem Gesichtspunkt der Inlandsbehandlung im europäischen Reichsgebiet. Der Gesetzgeber hätte die Inlandseigenschaft für jene Fälle nicht besonders ausgesprochen, wenn sie selbstverständlich wäre. Es hätte dann auch des Gesetzes vom 16. Juli 1912 nicht bedurft. Unzulässig wäre es, den § 26 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes hier analog anwenden und untersuchen zu wollen, inwieweit die Schutzgebiete im Sinne der staatsrechtlichen Gesetze als deutsches Gebiet oder Inland oder als Ausland anzusehen sind. Insbesondere aber kommt weder der Reichsverfassung noch sonstigen Reichsgesetzen staatsrechtlichen Inhalts in den Kolonien Geltung zu. Ein erschöpfender Überblick ist hier ganz unmöglich. Nur drei markante Punkte seien herausgehoben:

1. die Zoll- und Steuergesetze des Reichs finden auf die Kolonien keine Anwendung. Jede Kolonie ist ein Wirtschaftsgebiet für sich mit eigener Zollgrenze sowohl den anderen Kolonien wie auch dem Reich gegenüber — und umgekehrt das Reich den Kolonien gegenüber. Die abweichenden wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, — ich erinnere nur an die Eingeborenen, — bedingen auch eine besondere Form der Besteuerung. Das Verbot der Doppelbesteuerung ändert hieran nichts.

2. die Reichsverfassung gilt nach durchaus herrschender Lehre in den Kolonien nicht. Aus diesem, m. E. zutreffenden Grundsatz hat man absonderliche Folgerungen gezogen: die Schutzgebiete sind dem Reichsgebiet nicht einverleibt wie Elsass-Lothringen und Helgoland; nach Art. 2 der Reichsverfassung übt aber das Reich das Recht der Gesetzgebung innerhalb des Bundesgebiets aus; man las: „nur innerhalb des Bundesgebiets“ und folgerte: die Bestimmungen der Reichsverfassung kommen überhaupt nur innerhalb des Reichsgebiets zur Anwendung. Nun war die Frage aufzuwerfen:

⁸⁾ A. M. Sassen, Zeitschr. f. Kolonialpolitik 8 616, Giese, Zur Geltung der Reichsverfassung in den Kolonien, Festgabe für Krüger, Berlin 1911 S. 421. — v. Böckmann: Die Geltung der Reichsverfassung in den deutschen Kolonien 186, 204, 226/7.

aus welchem Rechtsgrunde gelten in den Kolonien die für die Kolonien erlassenen Reichsgesetze, z. B. das Schutzgebietsgesetz? Ferner: aus welchem Rechtsgrunde bedürfen die für die Schutzgebiete erlassenen Anordnungen des Kaisers der Kontrasignatur des Reichskanzlers? Von der falschen Fragestellung aus gelangte man zu den verschiedenartigsten, unbefriedigenden Lösungsversuchen. Von solchen Verirrungen hat v. Böckmann in seinem kürzlich erschienenen Buche über die Geltung der Reichsverfassung in den deutschen Kolonien den richtigen Weg zurückgefunden: die Organe des Reichs können innerhalb wie ausserhalb desselben überhaupt nur nach Massgabe der Reichsverfassung und in den von ihr bestimmten Formen tätig werden: sonst liegt keine Handlung des Reichs vor. Wo immer ein Reichsgesetz gelten soll, zustande kommen kann es nur nach Massgabe der Reichsverfassung. Den Rechtsgrund für die Geltung eines Reichsgesetzes in einem bestimmten Territorium bildet aber nicht notwendig die formelle Vereinigung dieses Territoriums mit dem Reichsgebiet, sondern bereits dessen Unterwerfung unter die territoriale Herrschaft des Reichs. Gehört die Kolonie dem Reich, ist das Reich zuständig zur Beherrschung der Kolonie, so sind auch seine Willensakte daselbst rechtswirksam, wenn sie es sein sollen.

Bis hierher ist Böckmann unbedingt Folge zu leisten. Ich möchte aber nicht mit ihm sagen: es gelten in den Kolonien die Verfassungsnormen über die Funktionen der Reichsgewalt; denn dann gelten sie eventuell in der ganzen Welt, wo immer — z. B. in der Konsularverwaltung oder im Kriege — ein Reichsorgan im Ausland tätig wird. Zweifellos gelten nicht in den Kolonien von der Reichsverfassung die Abschnitte 6—8. Dass die Schutzgebiete kein Bundesgebiet im Sinne der Reichsverfassung sind, dass deshalb die einschlägigen Bestimmungen der Reichsverfassung auf sie keine Anwendung finden, hat der Gesetzgeber durch Erlass des Gesetzes vom 16. Juli 1912 in Verbindung mit der Abtretung von Teilen Kameruns an Frankreich anerkannt.

3. In den Kolonien gelten nicht die Rechtsnormen über die staatsrechtliche Stellung der Reichsangehörigen dem Reich und eventuell dem Einzelstaat gegenüber. Die Reichsangehörigen geniessen den Schutz der Grundrechte, soweit er durch Privat-, Straf- und Prozessrecht gewährleistet wird, weil diese Vorschriften in den Schutzgebieten eingeführt sind. Sie geniessen den Schutz aber nicht, soweit er auf Staatsrecht beruht: das aktive Wahlrecht kann in den Kolonien nicht ausgeübt werden; Gewerbe- und Pressfreiheit bestehen, — Ostafrika ausgenommen, — nicht. Namentlich aber gilt das Freizügigkeitsgesetz nicht. Gewisse Gebietsteile sind schlecht-

hin gesperrt; und auch sonst kann die Niederlassung versagt, die Ausweisung vorgenommen werden: die Ausweisung eines Deutschen aus einem deutschen Schutzgebiet! Der Punkt ist besonders heikel, weil jemand, der sich als Gewerbetreibender oder Farmer niedergelassen, vielleicht sogar angekauft hat, durch die Ausweisung in seiner wirtschaftlichen Existenz jederzeit vernichtet werden kann. Gewissensfreiheit, religiöse Duldung, freie und öffentliche Ausübung des Kultus gewährt eine Spezialbestimmung den Angehörigen der im deutschen Reich anerkannten Religionsgemeinschaften. Von Sonderbestimmungen abgesehen, haben die Reichsangehörigen in den Kolonien dem Reich gegenüber die staatsrechtlichen Rechte und Pflichten der Reichsangehörigen im Ausland.⁹⁾

Die soeben vorgetragene, durchaus herrschende Ansicht hat Böckmann scharf angegriffen. Die Normen über das Individualrecht der Staatsbürger betrachtet er als Bestandteil des materiellen Verfassungsrechts. Die eigentümlichen Rechte und Pflichten des Untertans gegen den Heimatstaat sollen aber unabhängig sein von dem Aufenthalt des Untertans, auch ausserhalb des Staatsgebiets in Kraft bleiben, denn sie seien lediglich durch das Vorhandensein der Staatsangehörigkeit in der Person des einzelnen Untertans begründet. Von diesem Standpunkt aus vindiziert Böckmann den Reichsangehörigen in den Kolonien alle öffentlichen, auf Reichsrecht beruhenden Rechte, welche ihnen nicht durch Spezialgesetzgebung daselbst versagt seien, so Niederlassungs- und Gewerbefreiheit. Er bekämpft die entgegengesetzte Ansicht, weil sie in den Schutzgebieten nur die Pflichten aber nicht die Rechte der Reichsangehörigen wirksam werden lasse und übersehe, dass das Reich auch dort nicht faktische, sondern konstitutionelle Herrschaft ausübe.

Hier sind wichtige Fragen angeschnitten. Wie schon hervorgehoben, befriedigt der gegenwärtige Stand des Ausweisungsrechts nicht voll; anderseits erkennt auch Böckmann an, dass das Reich sich die Möglichkeit der Ausweisung nicht ganz versperren könne. Aus der allgemeinen Natur der Staatsangehörigkeit und des Konstitutionalismus ergibt sich aber die Geltung des heimischen Verfassungs- und Verwaltungsrechts in den Kolonien nicht. Es kommt darauf an, welche Geltung das Staatsrecht des Mutterlandes sich selbst beilegen will, bzw. welche Geltung der Gesetzgeber ihm beilegt. Nach der Annexion Hawaiis durch die Vereinigten Staaten tauchte in einem Mordprozess die Frage auf, ob die Jurybestimmungen der Unionsverfassung (Art. 3 Sekt. 2) auf Hawaii Anwendung fänden;

⁹⁾ Zimmermann. Kolonialpolitik 44/45.

das oberste Bundesgericht hat die Frage verneint.¹⁰⁾ Böckmann hat den Nachweis für seine These nicht erbracht; er wird auch weder der formellen Vereinigung Elsass-Lothringens mit dem Reich, noch der Einführung der Verfassung in dem Reichsland gerecht. Endlich hat er die Frage, was eine Kolonie oder ein Schutzgebiet ist, nicht gestellt. Davon später.

Die vorstehende Übersicht hat zu folgendem Ergebnis geführt: das Staatsrecht des deutschen Reichs — Verfassungs- und Verwaltungsrecht — gilt grundsätzlich nicht in den Kolonien; nur soweit sie besonders eingeführt sind, finden einzelne Gesetze oder Gesetzesbestimmungen Anwendung. Sofern diese Gesetze auf den Gegensatz von In- und Ausland abstellen, werden die Schutzgebiete im europäischen Reichsgebiet als Ausland behandelt. Privat-, Straf- und Prozessrecht gelten dagegen für die Weissen in den Kolonien. Ob die Schutzgebiete bei Anwendung dieser Rechte im europäischen Reichsgebiet als In- oder Ausland zu behandeln sind, lässt sich nicht allgemein, sondern nur nach der Bedeutung der einzelnen Vorschrift entscheiden. Da Straf- und Prozessrecht auch zum öffentlichen Recht gehören, so sind die allgemein menschlichen Lebensverhältnisse der individuellen staatlichen, der politischen Organisation gegenüberzustellen.

In den allgemein menschlichen Lebensverhältnissen ist eine gleichmässige Behandlung der Ausländer mit den Inländern in weitem Umfange möglich, erst recht also eine Gleichstellung der Landsleute in den Kolonien mit denen des Mutterlandes. Gilt unser Recht in den Kolonien, so entfallen alle diejenigen Gründe für eine Auslandsbehandlung in der Heimat, welche auf dem Gegensatz inländischer und ausländischer Gesetzgebung beruhen. Da ferner hier wie dort die nämliche Staatsgewalt herrscht, und das regelmässige Zusammenarbeiten und Ineinandergreifen der Behörden sichert, so ist auch aus diesem Grunde die Inlandsbehandlung — einstweilen wenigstens — möglich und wünschenswert. Schliesslich mag sie mittelbar das Heimatsgefühl der Kolonisten heben und den Zusammenhang aufrecht erhalten. Was für einen Eindruck würde es auf die Pioniere unserer Kultur in Ostafrika machen, wenn ein Deutschrusse, welcher bei ihnen gestohlen hat, bei uns freigesprochen würde, weil die Tat im Ausland verübt sei? Bei jedem neuen Gesetz muss aber die Wirkung auf die Schutzgebiete erwogen und eventuell besonders geregelt werden.

Ganz anders sieht es auf dem spezifisch staatlichen Lebensgebiet aus. In der Phantasie kann man es sich ausmalen, dass alle

¹⁰⁾ Näheres bei Erich Kaufmann: *Auswärtige Gewalt und Kolonialgewalt in den Vereinigten Staaten von Amerika*, Leipzig 1908.

Kolonien sich der gleichen Verfassung mit dem europäischen Reichsgebiet erfreuten, an unserem politischen Leben teilnahmen. Von einer wirklichen Geltung der Reichsverfassung in den Kolonien könnte nur die Rede sein, wenn die Schutzgebiete Abgeordnete in den Reichstag sendeten, welche dort mitzustimmen hätten über die Aufstellung neuer Armeekorps, über einen Handelsvertrag mit Dänemark usw. Daraus würde umgekehrt eine Erweiterung der Zuständigkeit des Reichstags für die Kolonien folgen. Vor den Tatsachen des Lebens hält ein solches Gebilde schwer stand. Freilich ist viel von einem Greater Britain die Rede, von einem über dem Vereinigten Königreich und seinen Kolonien schwebenden Bundesstaat; doch soll er nur wenige gemeinsame Angelegenheiten wahrnehmen: auswärtiges, Militär- und Zollwesen, keineswegs die eigentümlichen Verfassungen des Mutterlandes und der Kolonien durch eine einheitliche Reichsverfassung ersetzen. In Japan und zum Teil in Frankreich herrscht dagegen das Assimilationsprinzip.¹¹⁾ Mehrere französische Kolonien entsenden sogar Abgeordnete in das Palais Bourbon. Wie sein Name andeutet, ist das Assimilationsprinzip auf allmähliche Verschmelzung der Kolonien mit dem Mutterlande gerichtet. So werden wir zum Schluss vor die Frage gestellt: was ist eine Kolonie? Im Rechtssinne natürlich. — Welchen Wert hat die Aufrechterhaltung einer eigentümlichen Kolonialverfassung?

Von Hause aus ist Kolonie ein wirtschaftlicher Begriff; mitunter muss man einen Gebietsteil vom wirtschaftlichen Standpunkte aus als Kolonie, vom juristischen als Provinz bezeichnen. Kolonie ist das einem Staat gehörige, von ihm abhängige und mehr oder minder beherrschte, aber nicht seiner, sondern einer eigentümlichen Verfassung unterstellte Gebiet¹²⁾. Die Kolonie ist kein gleichberechtigter Staatsteil wie die Provinz; sie und ihre Bewohner nehmen als solche am politischen Leben des Mutterlandes keinen oder nur untergeordneten Teil. Es ist ein einseitiges Abhängigkeitsverhältnis. Die Eigentümlichkeit der kolonialen Verfassung zeigt sich bei uns auch in der Verschiedenheit des Geltungsgrundes, wenn tatsächlich dasselbe Gesetz in Kolonie und Mutterland gilt. Ein neues Strafgesetzbuch wird z. B. im europäischen Reichsgebiet auf Grund der Reichsverfassung entsprechenden Kaiserlichen Verkündung in Kraft treten, in den Kolonien hingegen automatisch nach § 3 des Schutzgebietsgesetzes in Verbindung mit § 19 des Konsulargerichtsbarkheitsgesetzes, also kraft eines Spezialgesetzes, aber nicht kraft der Kaiserlichen Verkündung für das Reich.

¹¹⁾ Zöpffl: Kolonialpolitik, Handwörterbuch der Staatswissenschaften 5 (3) 977 ff. Merignhac: Précis de législation et d'économie coloniales, Paris 1912.

¹²⁾ Erich Kaufmann a. a. O. 128 ff. . . .

Übergänge kommen selbstverständlich vor. Das französische Assimilationsprinzip ist bestrebt, sie zu schaffen und Separationsgelüsten einen Riegel vorzuschieben. Angesichts der Unfertigkeit der Entwicklung unserer Kolonien, der Verschiedenheit der wirtschaftlichen Interessen und Verhältnisse sowie der Bevölkerung ist eine Verwischung des Gegensatzes zwischen Mutterland und Kolonie bei uns vor der Hand ausgeschlossen. Nach dem statistischen Jahrbuch für 1911 stehen in unseren sämtlichen Kolonien rund 13 920 000 Farbige einer weissen Bevölkerung von rund 24 000 Köpfen gegenüber. Im europäischen Reichsgebiet gibt es Inländer und Ausländer, in den Kolonien ausserdem Bürger erster und zweiter Klasse, — genau gesprochen: Bürger und Untertanen ohne Bürgerrecht. Dieses Element kennt die heimische Rechtsordnung nicht; sie setzt ein einheitliches Staatsvolk voraus; nur ein solches wird im Reichstag repräsentiert. Eine Ausdehnung des öffentlichen Rechts auf die Kolonien würde entweder den Interessen der Farbigen Abbruch tun oder ihnen Rechte gewähren, für welche sie in keiner Weise reif sind.

Eins der wichtigsten Ziele unserer Kolonialpolitik ist allerdings die Schaffung neuer deutscher Länder, d. h. von Ländern deutscher Bevölkerung, deutscher Zunge, welche nicht nur Abnehmer deutscher Industrieerzeugnisse sind und uns Kolonialprodukte liefern, sondern auch das Deutschtum und das Gewicht des deutschen Reichs in der Welt erhöhen und zu grösserer Geltung bringen¹³⁾. Es ist deshalb selbstverständlich, dass wir die Landsleute in den Kolonien mit deutschem Recht bewidmen. Trotzdem kann das Ziel nicht Rechtseinheit, sondern höchstens Rechtsgleichheit sein. Wichtiger ist die Verwirklichung deutscher Rechtsgedanken.

Eine vorwärts schreitende Kolonie fühlt sich dem Mutterlande gegenüber sehr bald als ein besonderes Individuum mit eigenen, von denen des Mutterlandes abweichenden Interessen. Dieses Persönlichkeitsgefühl ruht auf anderer Basis als der provinzielle Sondergeist, den man in Europa hier und da antreffen soll. Das koloniale Leben mit seiner raschen Blüte bringt ein eigenartiges, selbstbewusstes und selbständiges Volk hervor, dessen Charakteristik schon wiederholt geschrieben wurde. Dazu die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse und die räumliche Entfernung! Eine Kolonie muss deshalb anders regiert werden als die Heimat; das ist die Regel. Je mehr sie sich entwickelt, desto mehr strebt sie nach eigentümlicher Organisation. Im Bilde gesprochen: die Provinz ist ein Glied des staatlichen Körpers, dessen Lostrennung einer Verstümmelung

¹³⁾ Delbrück, Preussische Jahrbücher 147 503 . . .

gleichkommt; die Kolonie ist ein Kind, welches gross und selbständig werden, aber in familienrechtlicher Gemeinschaft mit der Mutter bleiben soll. Selbständigkeit bei Aufrechterhaltung der Gemeinschaft, das ist das Problem! Belehrt durch den Abfall der Vereinigten Staaten, scheint England es bisher am besten gelöst zu haben. Heute sind ihm die Kolonien noch untergeordnet; noch sind sie Kolonien. Das Hineinwachsen in ein Greater Britain ist vielleicht das Ziel der Entwicklung.

Dem deutschen Ansiedler müssen in den Kolonien die unserer Kultur, unserem Rechtsgefühl und Heimatrecht entsprechenden Garantien individueller und staatsbürgerlicher Freiheit über kurz oder lang sicherlich gewährt werden. Aber nicht durch Erstreckung der Reichsverfassung und ihrer Ergänzungsgesetze auf die Schutzgebiete, sondern durch Schaffung einer besonderen Kolonialverfassung, — einschliesslich der Militärverfassung. Die Ansiedler müssen dem Vaterlande in der Kolonie dienen, mit oder ohne Waffe; wenigstens solange wir nur einen Teil der fähigen Heimatsbevölkerung zum Dienst einstellen. Auch der gegenwärtige Zustand prinzipieller Geltung und automatischen Inkrafttretens des Privat-, Straf- und Prozessrechts in den Schutzgebieten ist auf die Dauer schwerlich haltbar. Der auf der jüngsten Tagung der deutschen Kolonialgesellschaft in Beschlussform geäusserte Wunsch, dass bei der in Angriff genommenen Strafrechtsreform die kolonialen Kreise rechtzeitig gehört werden¹⁴⁾, ist berechtigt, wenn man mit der Kolonialgesellschaft ein besonderes Kolonialstrafgesetzbuch nicht für erforderlich erachtet. Aber ist es wünschenswert, die verschiedenen Kulturverhältnisse mit dem nämlichen Strafgesetzbuch zu meistern?

Der 31. Deutsche Juristentag 1912.

Ein Rückblick

von

Dr. jur. et phil. **Carl Ludwig Schimmelbusch**,
Gerichtsassessor in Düsseldorf.

Die Idee, Wien zum Ort der diesjährigen Tagung zu wählen, hatte in Exzellenz Klein den lebhaftesten Förderer gefunden, der an der Spitze des Ortsausschusses dem Kongress in der Kaiserstadt ein Heim bereitet hat, wie es freundlicher und

¹⁴⁾ Deutsche Kolonialzeitung 1912 Nr. 24 S. 417.

glänzender zugleich nicht denkbar gewesen wäre. Seiner unermüdlichen Tätigkeit gebührt der Preis für die ausserordentliche Zunahme des Anteils der österreichischen Juristen an der gemeinsamen Arbeit. Wie der Deutsche Juristentag gerade in der neuesten Zeit, stets bereit, neue, belebende Gedanken zu fördern den regsten Anteil an jener Entwicklung unserer Wissenschaft genommen hat, die den Uebergang von der konstruierenden Jurisprudenz zur freien Rechtsbildung verlangt, sich mit grundlegenden Problemen des modernen Wirtschaftslebens, mit den Problemen des Kartellwesens, der Tarifverträge, der Bodenreform, befasst hat, so hat auch auf dem heurigen Kongress diese Grundstimmung ihren beredten Ausdruck gefunden in der Art, wie die Grossen unseres Faches zu den Verhandlungsstoffen Stellung nahmen. Klein selbst forderte mit der sieghaften Kraft seiner Beredsamkeit, dass stets das Recht mit dem Leben harmonisch zu verbinden, dass die Forderungen der Zeit stets über den Paragraphen zu stellen seien. Von gleichem Geist waren auch die Worte des gegenwärtigen Justizministers v. Hohenburger durchweht, der darauf hinwies, dass Gesetz und Recht ihren Inhalt nur aus der Erfahrungswelt schöpfen müssen, und ebenso die Ausführungen des Oberlandesgerichts-Präsidenten v. Vitorelli, der seinen warmen Worten über den Richterberuf den Grundsatz hinzufügte: „Immer auf das Leben und auf die Menschlichkeit den Blick gerichtet haben.“

Die Verhandlungen, die bei der grossen und abwechslungsreichen Fülle der zur Erörterung stehenden Gegenstände das Interesse der Fachkreise in Oesterreich wie im Deutschen Reich in gleich starkem Masse geweckt hatten, boten eine reiche Fülle von Belehrungen und Anregungen und bleibenden Gewinn. Fragen des österreichischen wie des reichsdeutschen Rechts waren gleichmässig auf die Tagesordnung gesetzt. Bei manchen Themen handelte es sich um die Frage der Ausgestaltung der österreichischen Gesetzgebung nach dem Muster der reichsdeutschen. So wurde bei dem Thema: „Die Grundsätze einer Kodifizierung des österreichischen Aktienrechts“ beschlossen, dass das österreichische Konzessionssystem in ein System der Normativbestimmungen nach reichsdeutschem Muster umzubilden sei. In anderen Verhandlungsgegenständen war die österreichische Gesetzgebung das Vorbild, dem nachzuahmen die Tendenz der Verhandlungen war; das gilt für das Thema: „Sind für die Zwecke der Beleihung von Erbbaurechten durch Hypothekenbanken und andere Kreditinstitute die Bestimmungen des geltenden Rechts ausreichend, oder erscheint — und in welchem Sinne — eine

Ergänzung dieser Bestimmungen geboten?“ Dieser Verhandlungsgegenstand hatte auch für Oesterreich bedeutendes Interesse, weil dort zurzeit das der Initiative Franz Kleins zu verdankende Baurechtsgesetz vom 26. April 1912 zur Durchführung gelangen soll, auf das für die Lösung des Problems der Wohnungsreform grosse Erwartungen gesetzt werden. Nach längerer Debatte ergab sich eine Mehrheit dafür, im Deutschen Reich vor Abfassung eines Spezialgesetzes abzuwarten, wie sich das genannte österreichische Gesetz bewähren werde.

Im Zeichen Oesterreichs stand auch das Thema: „Sind die Grundsätze der Mündlichkeit der Verhandlung und der Unmittelbarkeit der Beweisaufnahme in dem jetzt geltenden deutschen Zivilprozess zweckmässig durchgeführt, oder welche Aenderungen empfehlen sich für den Fall einer durchgreifenden Neugestaltung des bürgerlichen Rechtsstreits?“ Hier handelte es sich darum, die Grundsätze des österreichischen Zivilprozesses für das reichsdeutsche Zivilverfahren nachzubilden. Wenn hierbei auch die Ansichten im einzelnen erheblich von einander abwichen, zeigte doch die einstimmige Annahme der drei Thesen, auf die die Referenten sich geeinigt hatten, Annäherung an die leitenden Ideen der neuen österreichischen Prozessgesetze: starke richterliche Prozessleitungsmacht, Vortermine, Parteienvernehmung und Wahrheitspflicht, alles Eigenschaften des österreichischen Verfahrens, die in ihrer Vereinigung die Wirkung der Gründlichkeit und wahrhaften Mündlichkeit, Kraft und Energie der Verhandlung, Konzentration, Promptheit, Unmittelbarkeit und Wahrhaftigkeit des Verfahrens gezeitigt haben.

Die übrigen Verhandlungsgegenstände berührten sämtlich in gleichem Masse das in Oesterreich und im Deutschen Reich geltende Recht. Wichtige Fragen des Mobiliar- und Immobilienpfandrechts behandelten die Themen: „Empfehlen sich gesetzliche Massnahmen in bezug auf die Sicherungsübereignung?“ und: „Empfiehl sich eine Aenderung des im Deutschen Reich und in Oesterreich geltenden Rechts betreffend die aus Anlass einer Grundstücksveräußerung stattfindende Uebnahme einer durch Hypothek gesicherten Forderung durch den Grundstückserwerber?“ Bei ersterem Thema wurde beschlossen, dass die Konkursordnung und das Anfechtungsgesetz nach der Richtung zu ergänzen seien, dass in einer gewissen Zeit vor der Zahlungseinstellung bezw. Anfechtung erfolgte Sicherungsübereignungen anfechtbar sein und den Sicherungseigentümer die Entlastungsbeweislast treffen müsse und dass dieser ferner im Konkurs und in der Zwangsvollstreckung auf abgesonderte Befriedigung zu beschränken sei,

während bei der Frage der Schuldübernahme bei Hypotheken ein im wesentlichen die Rückkehr zum Preussischen Gesetz vom 5. Mai 1872 vorschlagender Beschluss gefasst wurde.

Von grosser praktischer Bedeutung ist auch die der Jurisprudenz durch die steigenden Fortschritte der modernen Technik aufgedrängte Frage, wie bezüglich der durch Errichtung, Bestand und Betrieb elektrischer Anlagen und Fernleitungen, sowie durch Verwendung von Luftschiffen und Flugmaschinen verursachten Schäden das geltende Schadensersatzrecht aus- und umzugestalten sei, wobei es galt, zwischen den berechtigten Interessen der Industrie, der modernsten Verkehrsmittel und des Sports einerseits und denen der dadurch Gefährdeten andererseits die rechte Mitte zu finden. Es überwogen die Stimmen, die sich für eine unbedingte Erfolgshaftung an Stelle der Verschuldenshaftung aussprachen.

Sozialpolitisch bedeutungsvoll ist die Frage, welche der für Privatangestellte ausserhalb des Handelsgesetzbuches geltenden sozialen Schutzvorschriften sich zur Erstreckung auf alle Privatangestellten eignen. Hier wurden als zur Uebernahme in ein zukünftiges Privatangestelltengesetz geeignet anerkannt die Bestimmungen der Gewerbeordnung und der Seemannsordnung über Abschluss der Dienstverträge, über Kollektivverträge, Lohn- und Gehaltszahlung, Kontraktbruchsstrafen, Ausbildung und Dienstzeugnis; es wurde ferner empfohlen die Uebernahme der Vorschriften über Arbeits- und Ruhezeit, Pausen und Arbeitsordnung.

Gleichmässiges Interesse für alle Teilnehmer des Kongresses boten weiterhin die strafrechtlichen Fragen. Behandelt wurde die Frage der sichernden Massnahmen, der Ausgestaltung der Freiheitsstrafe — bei beiden Verhandlungsgegenständen wurden die Bestimmungen des österreichischen und des reichsdeutschen Strafgesetzbuchentwurfs im grossen und ganzen gebilligt — sowie die Frage der Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe, bei der die Verhandlung eine lebhaftere Kampf Stimmung aufwies. Bei der Abstimmung in der mit dem Thema befassten Abteilung waren 159 Stimmen für, 158 gegen die Beibehaltung der Todesstrafe, im Plenum wurden 470 Stimmen für Beibehaltung der Todesstrafe, 424 dagegen abgegeben. Bemerkenswert ist hierbei das Anwachsen der Bewegung, die auf Abschaffung der Todesstrafe abzielt, seit dem letzten Juristentage 1910. Beim diesjährigen Kongress dagegen empfahl selbst der sich als energischen Anhänger der Todesstrafe bekennende Berichterstatter Geheimrat Professor Dr. Kahl die Annahme einer These, wonach die Todesstrafe auf die schwersten Fälle von Mord und Hochverrat zu

beschränken und nicht als absolute Strafe anzudrohen sei, wobei es noch weiter heisst: „Ihre gesetzliche Abschaffung ist für den Zeitpunkt vorzubehalten, in welchem sich die zweifelsfreie und allgemeine Rechtsüberzeugung von ihrer Entbehrlichkeit gebildet haben wird.“

Von gleich starkem Interesse für beide Reiche war auch die Verhandlung über die Juristenausbildung. Die Frage lautete: „Was kann geschehen, um bei der Ausbildung (vor oder nach Abschluss des Universitätsstudiums) das Verständnis der Juristen für psychologische, wirtschaftliche und soziologische Fragen in erhöhtem Masse zu fördern?“ Nach eingehender Diskussion, in der man sich allseits für eine Erweiterung der juristischen Ausbildung insbesondere auf psychologischem und wirtschaftlichem Gebiet aussprach, auch eine Verlängerung der Studienzeit dort, wo diese nur drei Jahre beträgt, verlangte, eine spezielle Ausbildung auf technischem Gebiet dagegen ablehnte, wurden im wesentlichen die Vorschläge des Referenten Professor Dr. Hanausek (Graz) auf Einführung einiger neuer Vorlesungen, Uebungen und anschaulicher Versuche angenommen.

V.

Literatur.

a) Rezensionsabhandlungen.

Zur Einführung in das deutsche Verwaltungsrecht.

Fritz Fleiner, Institutionen des Deutschen Verwaltungsrechts. XII + 358 bei J. C. B. Mohr, Tübingen 1911. 8 Mk.

An ein Lehrbuch für Studierende sind andere Anforderungen zu stellen als an ein rein theoretisches System. Uebersichtlichkeit der Gruppierung, Anschaulichkeit der Darstellung, Herausarbeitung der wichtigsten Grundzüge bei gleichzeitiger Vermittlung

einer Vorstellung von der Vielgestaltigkeit der Einzelheiten, diese Postulate hat Fleiner in ausgezeichnete Weise erfüllt. Stets auf der historischen Entwicklung aufbauend führt er den Leser in die Gedankengänge und Errungenschaften des modernen deutschen Verwaltungsrechts ein, indem er dabei dessen Zusammenhänge mit der französischen Rechtsentwicklung scharf hervorhebt, ohne die tiefgehenden teils geschichtlich teils national begründeten Unterschiede zu verkennen und es zu unterlassen, die Eigenart des deutschen Rechts in das richtige Licht zu stellen. Die wichtigste Literatur, die dem Studierenden die Vertiefung seines Wissens ermöglicht, wird in übersichtlicher Form angeführt, glücklich gewählte Beispiele aus dem praktischen Leben unterstützen die theoretische Darstellung, die gesetzlichen Bestimmungen werden reichlich zitiert, die wichtigsten im Wortlaut wiedergegeben. So gelingt es dem Autor, auf nicht ganz dreieinhalbhundert Seiten einen für die Zwecke des Universitätsstudiums vollauf genügenden Ueberblick über das ganze grosse Rechtsgebiet zu gewähren, der in vorzüglicher Weise geeignet ist, das Verständnis und Interesse des Leserkreises zu wecken und ungemindert festzuhalten.

Aber ungeachtet des Umstandes, dass die Schaffung eines trefflichen Lehrbuchs meiner Meinung nach an sich schon einen hohen Wert beansprucht, ist mit der gegebenen Charakteristik die Bedeutung der Fleinerschen „Institutionen“ keineswegs erschöpft. Auch die wissenschaftliche Theorie muss ein neues System mit Dank und Freude begrüßen, besonders wenn es in so durchaus modern verwaltungsrechtlichen Geiste gehalten ist, wie sich das bei dem Autor übrigens von selbst versteht.

Fleiner gliedert den Stoff in origineller Weise. Er unterscheidet einen beinahe Dreiviertel des Umfanges beanspruchenden allgemeinen Teil und einen kurzen besonderen Teil, wobei er im Einzelnen mit F. F. Mayer und Otto Mayer die staatswissenschaftliche Einteilung ablehnt und der rein juristischen Methode folgt. Der allgemeine Teil umfasst vier Kapitel; das erste enthält unter dem Titel „Grundbegriffe“ eine Art Einleitung in das System und behandelt den Begriff der Verwaltung, die Lehre von der Trennung der Gewalten, die geschichtliche Entwicklung des Verwaltungsrechts und seiner Wissenschaft, den Begriff des Verwaltungsrechts und die Rechtsquellen. Das zweite Kapitel ist den Trägern der öffentlichen Verwaltung gewidmet. Das dritte Kapitel enthält den Kern der allgemeinen Lehren, das „Grundverhältnis zwischen öffentlicher Verwaltung und Bürger“, unter anderem auch die Lehre von den öffentlichen Pflichten

und Rechten, von den Verwaltungsakten und dem Verwaltungszwang. Das vierte Kapitel bespricht den Rechtsschutz einschliesslich der Beamtenhaftpflicht und der in diesem Zusammenhang nicht umpassend untergebrachten öffentlichrechtlichen Entschädigung. Da nach dieser Gruppierung der Stoff des allgemeinen Teiles viel umfassender ist als bei Otto Mayer, so bleiben für den besonderen Teil nur zwei Kapitel, deren erstes den Verwaltungsapparat und seine Leistungen, deren zweites die verwaltungsrechtlichen Leistungen (Pflichten) der Bürger behandelt. Zum ersten Kapitel gehören die öffentlichen Anstalten und die öffentlichen Sachen, zum zweiten die polizeilichen Pflichten und öffentlichen Lasten, unter welchem Ausdruck die Naturalleistungspflichten und die öffentlichen Abgaben zusammengefasst werden.

Besonderes Interesse wird wohl der Frage entgegengebracht werden, wie sich Fleiner zu Otto Mayers Darstellung verhält. Man kann die Antwort dahin geben, dass er im allgemeinen auf den von Mayer gelegten Fundamenten aufbaut, aber sich in jeder einzelnen Lehre den freien Blick und die selbständige Beurteilung vollkommen wahrt. Es wurde schon oben hervorgehoben, wie sich Fleiner zu dem Einfluss des französischen Verwaltungsrechtes stellt. Wie hier ergänzend bemerkt sei, verweist er insbesondere darauf, dass die öffentliche Verwaltung in Deutschland sich nicht ausschliesslich auf publizistischen Boden gestellt hat, sondern teilweise auch auf privatrechtlicher Basis geführt wird (§ 4); dabei wird aber die Tendenz nach Verlegung der Rechtsinstitute auf das öffentlichrechtliche Gebiet hervorgehoben, ja als Verwaltungsrecht im eigentlichen Sinne nur das öffentliche Verwaltungsrecht erklärt. Die vermittelnde Haltung, die der Autor also in dieser Frage einnimmt, kommt insbesondere in der Lehre von den öffentlichen Anstalten und den öffentlichen Sachen zum Ausdruck. Auf dem ersten Gebiet wird dem öffentlichen Recht noch wenigstens ein überwiegender Einfluss zugebilligt, auf dem zweiten dagegen werden nur die verschiedenen durch die öffentliche Verwaltung vermittelten Benutzungsarten publizistisch behandelt, das Eigentum an der Sache aber im Gegensatz zu Mayer dem Zivilrecht vindiziert. Diese Anschauung hängt wohl zum Teil mit der Auffassung des Unterscheidungsmerkmals zwischen den beiden grossen Rechtsgebieten zusammen, auf die mit einigen Worten eingegangen werden soll.

Fleiner sieht im Anschluss an die überwiegende Mehrzahl der Autoren das Kriterium des öffentlichen Rechts in der herrschaftlichen Natur des Verhältnisses zwischen Staat und Indivi-

duum (S. 45 und passim). Von dieser Basis aus würde dann alle Verwaltungstätigkeit, die sich nicht ausschliesslich des Imperiums bedient, mit Laband aus der Sphäre des öffentlichen Rechts und damit aus jener des nach Fleiner eigentlichen Verwaltungsrechts ausscheiden. Das stimmt aber mit Fleiners Klassifikation der Rechtsinstitute nicht überein. Daher tritt die Behauptung auf, „dass der Staat nicht bloss bei Ausübung der Befehls- und Zwangsgewalt obrigkeitlich, herrschaftlich handelt, sondern auch in den Fällen, in denen er kraft gesetzlicher Anordnung dem Untertan Schutz und Fürsorge angedeihen lässt“ (S. 48). Mit dieser Dehnung des Begriffs ist aber das Unterscheidungsmerkmal wieder aufgegeben; denn die staatliche Fürsorge, als Beispiel für welche die Armenpflege (S. 49), die öffentlichen Anstalten (S. 263) fungieren, ist ja das Gegenteil von Herrschaft, bedeutet ein Gewähren seitens des Staates. Daran ändert auch der Hinweis auf den als ultima ratio bereitstehenden staatlichen Zwang nichts, da dieser die gleiche Funktion auch auf dem Gebiete des Zivilrechts erfüllt. Man kommt also trotz aller Ablehnungsversuche (beispw. Fleiner S. 49, O. Mayer I. S. 142 Anm. 8) darauf zurück, die Interessentheorie als die richtige Abgrenzungsmethode anzuerkennen (vgl. z. B. Nawiasky, Deutsches und österreichisches Postrecht I S. 28 ff). Freilich ist es nicht richtig, die Frage, ob in einem Rechtsverhältnis die Gesamtinteressen überwiegen und darum öffentliches Recht vorliegt, vom Standpunkt der zu Grunde liegenden Tatsachen aus zu beantworten, es handelt sich vielmehr positivistisch um die Untersuchung, ob die Rechtsordnung den Gesamtinteressen eine überragende Position einräumen wollte (Nawiasky a. a. O.; das ist auch der von O. Mayer S. 140 Anm. 6 missverstandene Sinn von G. Jellinek, System d. subj. öff. Rechte S. 59 ff). Ob dieser Wille des Gesetzgebers in concreto vorliegt, wird sich regelmässig aus der Art der getroffenen Ordnung erkennen lassen (Ein Ansatz auch bei Fleiner S. 124.) Zur allgemeinen Beleuchtung der ganzen Frage sei schliesslich noch darauf verwiesen, dass die Beschränkung des öffentlichen Rechtes auf das Gebiet des Imperiums im Grunde genommen eine teilweise Negation des staatlichen Wohlfahrtszweckes auf juristischem Boden beinhaltet (Nawiasky a. a. O. S. 20 Anm. 103).

Von dieser Auffassung aus wird man in dem von Fleiner selbst angeführten System von Normen, welche die öffentlichen Sachen vor Entfremdung von ihrer öffentlichen Widmung schützen sollen, den deutlich erkennbaren Willen der Rechtsordnung erblicken, dass hier das ganze Rechtsinstitut in den

Boden des öffentlichen Rechts eingepflanzt sein soll. Auf die Schwierigkeiten, die Hawelka (die Rechte an öffentlichen Wegen in Oesterreich S. 57 f.) im Anschluss an Schelcher (der öffentliche Weg, S. 30 ff.) findet, das öffentliche Eigentumsrecht des Staates zu konstruieren, wird noch später zurückgekommen werden.

Eine weitere grundlegende Frage, die wohl Anspruch auf allgemeines Interesse besitzt, ist die Lehre von den subjektiven öffentlichen Rechten. Fleiner kommt nach längeren Erörterungen zum Ergebnis, dass subjektives Recht und Reflex objektiven Rechts sich nicht äusserlich formal (S. 149), sondern nur innerlich materiell unterscheiden, indem beim subjektiven Recht der Anspruch auf eine genau abgegrenzte Leistung gegeben sei, der beim Reflex objektiven Rechts fehle (S. 147, 150). Mit dieser Charakterisierung kommt der Autor aber sofort in Konflikt, wenn er in Uebereinstimmung mit Laun (Das freie Ermessen, S. 96) und Nawiasky (a. a. O. Kapitel „Postgeheimnis“), die s. g. Freiheitsrechte als subjektive öffentliche Rechte anerkennt. Aber ganz abgesehen hiervon ist es im allgemeinen einleuchtend, dass bei rechtlichen Grundbegriffen, bei denen es sich um formale Willensbeziehungen handelt, der Verzicht auf ein formales Kriterium dem Verzicht auf die Abgrenzung selbst nahezu gleichkommt, eine Konsequenz, die mit Rücksicht auf die praktische Bedeutung des in Rede stehenden Begriffs insbesondere für die Lehre von der Verwaltungsgerichtsbarkeit und von der Rücknahme der Verwaltungsakte ein Sich-bescheiden bei dem gewonnenen Ergebnis nicht gestattet. Ich glaube daran festhalten zu können, dass grundsätzlich ein subjektives Recht, im Gegensatz zu einem rechtlich geschützten Interesse, bzw. was gleichbedeutend ist, zu einem Reflex der Rechtsnorm, dann als gegeben zu erachten ist, wenn bei einem Normenpaar, von welchem die primäre Norm zugunsten eines Individuums ein Verhalten vorschreibt, für dessen Prästierung zu sorgen die sekundäre Norm den Rechtsschutzorganen befiehlt, wenn bei einem solchen Normenpaar die Auslösung des sekundären Imperativs in den Willen des Individuums gestellt, von diesem abhängig gemacht wird (Nawiasky a. a. O. S. 156 ff.) Ich würde demgemäss in den Fällen der Einräumung einer verwaltungsgerichtlichen Klage zur Durchsetzung eines gewährten Anspruchs stets ein subjektives Recht als gegeben erachten.

Wenn Fleiner im Anschluss an Otto Mayer subjektive Rechte des Staates zugunsten einer einheitlichen Herrschergewalt negiert (S. 138), so kann man ihm darin trotz des verschiedenen Ausgangspunktes auch von der oben skizzierten

Auffassung aus ohne weiteres folgen. Denn da den Ansprüchen des Staates nicht wie jenen des Individuums nur in einzelnen, sondern in allen Fällen die Disposition über den Rechtsschutzapparat zu Gebote steht, hat es in der Regel keinen Sinn, die Abhängigkeit des sekundären Imperativs von dem Willen des Anspruchssubjektes besonders zu betonen oder unter den staatlichen Ansprüchen qualifizierte (subjektive Rechte) und nichtqualifizierte Rechte (Reflexrechte) zu unterscheiden. Eine Bedeutung kommt daher der Zuweisung des subjektiven Rechtsbegriffs für die staatlichen Ansprüche nur dort zu, wo diese der gleichen Realisierungstechnik unterzogen werden sollen, wie individuelle Ansprüche. Das ist allgemein der Fall, wenn der Staat sich dem Zivilrecht unterstellt, es trifft weiter zu bei dem öffentlichen Eigentum. Die von Schelcher-Hawelka (s. o.) behauptete theoretische Unmöglichkeit dieses Begriffes bildet also kein ernstliches Hindernis gegen seine Anerkennung. Schliesslich sei noch darauf verwiesen, dass die Abstufung des Umfanges der Rechtsverhältnisse, d. h. die Zusammenfassung der Rechtsansprüche und Rechtspflichten in grosse Komplexe oder ihre Zergliederung in individualisierte Beziehungen nur ein technischer Behelf, ein Mittel zum Zweck ist, das nach dem jeweiligen Bedarf gehandhabt werden kann und soll. Wie man die einzelnen rechtlichen Ansprüche des Staates gegebenenfalls auf die einheitliche Herrschergewalt zurückführen kann und sie dann wieder in ihrer Isolierung betrachtet, so operiert Fleiner selbst auf der anderen Seite mit einem einheitlichen Gesetzvollziehungsanspruch des Untertans, welchem er die Forderungen auf abgegrenzte staatliche Leistungen gegenüberstellt (S. 145 und passim).

Ausserordentlich engherzig verfährt Fleiner gegenüber dem Institut der materiellen Rechtskraft. Indem er diese Folgeerscheinung einerseits mit O. Mayer den gewöhnlichen Verwaltungsakten abstreitet, weil sie eine Zweckmässigkeitserschöpfung des Prozessrechts sei (S. 164), kehrt er andererseits dasselbe Argument auch gegen Mayer in Bezug auf die Judikate der Verwaltungsgerichte (S. 224 ff.). Um die ganze Frage dreht sich bekanntlich in der Literatur ein ausserordentlich heftiger Streit, der infolge einer gewissen Animosität der Parteien zum Teil ziemlich unfruchtbar ist, da eine Kette gegenseitiger Missverständnisse den Weg zu einer Klärung der Anschauungen verlegt. Vorbehaltlich einer späteren eingehenden Erörterung der Frage, will ich hier nur in aller Kürze bemerken, dass man durch eine positivistische Auffassung wohl am ehesten

zum Ziel kommt. Wo die Rechtsordnung einem bestimmten Verfahren in erkennbarer Weise den Zweck der Schaffung von Rechtssicherheit anvertraut hat, dort muss man füglich auch die dazu führende materielle Rechtskraft als gegeben erachten. Mit dieser Modifikation halte ich Bernatziks Hinweis auf das Gesetz der Kausalität (Rechtsprechung S. 114, Gutachten für den 26. Juristentag II S. 38) für unbedingt richtig. Eine solche Zweckbestimmung gibt nun Fleiner prinzipiell bei der Justiz zu (besonders S. 7). Er gibt sie auch weiter zu bei Verfügungen, „die von der Behörde nur nach vorausgegangenem umständlichen Einspruchs- oder Ermittlungsverfahren erlassen werden dürfen“ (S. 168). Konsequenterweise sollte er sie auch mit O. Mayer bei der Verwaltungsgerichtsbarkeit anerkennen, die er doch selbst treffend als wichtigste Hüterin der Rechtssicherheit auf publizistischem Boden charakterisiert (S. 208).

Vollkommen stimme ich Fleiners Ausführungen über die Stellung der Verwaltungsgerichte zum freien Ermessen und jenen über das freie Ermessen der Behörden überhaupt bei. Was zunächst das letztere betrifft, so wird die von Laun (das freie Ermessen und seine Grenzen) versuchte scharfe Scheidung zwischen gesetzlich gebundenem Ermessen und freiem Ermessen verworfen (besonders S. 215 Anm. 3). Anerkannt wird, dass es neben den äusseren Rechtsschranken des freien Ermessens auch innere gibt, die in dem Ausschluss der Verwendung des Ermessens zugunsten von Momenten bestehen, welche der Gesetzgeber nicht berücksichtigt haben will (S. 120). Die weiteren Unterscheidungen, die Laun in Bezug auf die inneren Ermessensschranken aufstellt, werden nicht akzeptiert. In allen diesen Punkten decken sich Fleiners Ergebnisse durchaus mit meinen Ausführungen in der Allgemeinen österreichischen Gerichtszeitung No 29/30 ex 1911.

Was die Verwaltungsgerichtsbarkeit anlangt, so muss sie nach Fleiner als Rechtssprechungstätigkeit prinzipiell vor dem freien Ermessen der Behörden Halt machen. Dies gilt aber nicht von den äusseren und inneren Grenzen des freien Ermessens, da es sich dabei um Rechtsschranken handelt (S. 214 ff). Die Ausnahmen, die in einzelnen Rechtsgebieten zugunsten der Ueberprüfbarkeit des freien Ermessens gemacht werden (S. 216), lassen sich meines Erachtens vielleicht dahin charakterisieren, dass hier das positive Recht der Behörde überhaupt gar kein „freies“ Ermessen einräumen will. Ich habe a. a. O. darauf hingewiesen, dass das Objekt des freien Ermessens, das öffentliche Interesse, an sich im Einzelfall genau bestimmbar sei, „da die

Lehrsätze der Politik und Verwaltungslehre ebenso objektiv und überprüfbar sind, wie jene der Philologie, der Medizin oder einer technischen Wissenschaft.“ Das Charakteristische liege nur in dem Willen des Gesetzgebers, der dort, wo er freies Ermessen gewähre, eine Ueberprüfung grundsätzlich ausschliessen wolle. Also auch in diesem Punkt erweist sich die richtig behandelte positivistische Methode als allein zielführend.

Es ist selbstverständlich unmöglich, aus der Fülle der in den „Institutionen“ behandelten Probleme mehr wie einzelne Fragen herauszugreifen, die auf ein weiteres Interesse rechnen können. Da Fleiner mit Recht besonderen Wert darauf legt, die Studierenden gerade mit den grundsätzlichen Fragen des Wissenschaftsgebietes vertraut zu machen, gibt es natürlich zahlreiche Punkte, in denen man sich mit den stets fesselnden Ausführungen des Heidelberger Universitätslehrers auseinandersetzen möchte. Wenn schliesslich noch eine Bemerkung gestattet ist, so wäre es das Bedenken, dass dem besonderen Teil vielleicht doch ein zu engbegrenztes Mass an Stoff und Raum zugewiesen worden ist, dass auch die eine oder andere im allgemeinen Teil nebenbei behandelte Spezialfrage eine Erörterung *ex professo* verdient hätte. Wenn dadurch das Buch bei einer zweiten Auflage um einige Seiten dicker würde, so könnte man das gerne in Kauf nehmen.

Wien.

Privatdozent Dr. N a w i a s k y.

b) Besprechungen.

E. I. Bekker. Das Recht als Menschenwerk und seine Grundlagen.

Sitzungsber. der Heidelberger Ak. d. Wissenschaften, phil.-hist. Kl. Heidelberg 1912 bei Karl Winter.

„Der letzte der grossen Heidelberger Pandektisten alten Stils“ bietet uns in der vorliegenden Abhandlung sein rechtsphilosophisches Glaubensbekenntnis. Derselbe Geist, der ihn s. Z. — wie Landsberg bemerkt, — hinderte, einem Thibaut gerecht zu werden, und der aus seiner berühmten Rede „über den Streit der historischen und der philosophischen Rechtsschule“ zu uns spricht, begegnet uns auch in der neuesten Abhandlung des greisen Gelehrten.

Ich gebe den Inhalt im Text, die Kritik in den Anmerkungen.

I. Die Jurisprudenz beginnt wissenschaftlich zu werden; „*veram philosophiam non simulatam affectans*“ nimmt sie, wie andere Disziplinen auch, den Kampf des Wissens wider das Glauben auf. Jedes Wissen geht aus „von

etwas Ungewusstem, Unbeweisbarem, das wir aus guten Gründen als bewiesen gelten lassen“, von Axiomen (S. 7).¹⁾

II. Solcher Axiome gibt es drei:

Das Wissen von der eigenen Existenz (ich bin).

Das Wissen von der Existenz der Umwelt (ich weiss).

Das Wissen von der Existenz unseres Willens (ich will).²⁾

III. Mit dem dritten Axiom „ich will“ wird dem Determinismus der Krieg erklärt, der Zwang des Kausalnexus negiert. Freilich „ist zurzeit das Dasein unseres Willens so wenig zu erweisen, wie das Nichtdasein: also stehen Glauben und Glauben einander gegenüber“ (S. 13 u. 18).³⁾ Das Dasein des Willens ist dem Verfasser identisch mit der Lehre des Indeterminismus, der Determinismus ist ihm identisch mit Leugnung des Willens.⁴⁾ Der Determinismus macht uns nach der Meinung des Verfassers zu Marionetten, verurteilt uns zur Ohnmacht, (S. 15) macht jedes „Soll“ unmöglich (S. 17) ebenso wie jede Schuld. Wir tun nichts, reden nichts, denken nichts, sondern sind nur Werkzeuge der determinierenden Allgewalt. (S. 20, 23).⁵⁾

Es scheint, dass die schöpferische Intelligenz, „die unendliche, unleugbare Allmacht (S. 29) sich so zu sagen aufs Altenteil gesetzt hat (S. 14) und seit dem grossen Prädestinationsakte völlig ohnmächtig ist.⁶⁾ Für alle die Scheusslichkeiten aber, zu deren Begehung sie die Menschen determiniert hat, bleibt nur sie verantwortlich (S. 18).⁷⁾

IV. Das Wissen wird vom Verstand geregelt, der Glauben vom Gemüt. „Alle grossen Erweiterungen des Wissens müssen einstweilen noch zu Kämpfen wider das Glauben führen.“

¹⁾ Unter Axiom ist nicht etwas zu verstehen, was man für bewiesen gelten lässt, sondern etwas, was unbeweisbar ist, weil es unmittelbar als wahr erkennbar ist. S. 9 u. 12 heisst es freilich, ein Kennzeichen der Wahrheit gehe uns ab. Andererseits soll nach S. 24 „ein Wissen niemals als falsch, unwahr erwiesen werden können“. Dass man von einem Wissen ohne Kennzeichen der Wahrheit nicht sprechen kann, übersieht der Autor.

²⁾ In der Evidenz der innern Wahrnehmung liegt das erste und dritte Axiom eingeschlossen; das zweite ist keine unmittelbare Erkenntnis, sondern ein Schluss auf unendlich Wahrscheinliches; dagegen fehlen in der Bekker'schen Erkenntnistheorie alle evidenten Urteile a priori.

³⁾ Das Axiom „ich will“ als Grundlage unseres Wissens kann doch nicht selbst ein blosses „Glauben“ sein; dies hiesse ja das Wissen auf ein Glauben zurückführen. Von einem Kampf des Wissens gegen den blinden Glauben könnte nicht mehr die Rede sein.

⁴⁾ Ich muss dies als verfehlt bezeichnen. Der Determinismus unterordnet den menschlichen Willensakt, ohne seine Realität im mindesten anzuzweifeln, vielmehr eben, weil er ihn für ein reales Weltgeschehen hält, dem Kausalgesetze.

⁵⁾ Diese oft und oft widerlegte Behauptung verkennt, a) dass der Wille, wenn er auch ein gewirkter Akt ist, doch seinerseits Ursache werden kann, und sehr oft, (wenn auch nicht immer) imstande ist, das Gewollte zu verwirklichen, b) dass die Richtigkeit (der dem Soll adaequate Charakter) des Wollens mit seiner Notwendigkeit nicht das Geringste zu tun hat.

⁶⁾ Hier wird übersehen, dass die unverbrüchliche Durchführung des unveränderlichen göttlichen Willens das Gegenteil der Ohnmacht ist, die dann gegeben wäre, wenn Willensakte des Geschöpfes sich seiner Herrschaft entzögen.

⁷⁾ Da die göttlichen Motive andre sind als die des Lust- oder Raubmörders, so wird auch ihre ethische Rechtfertigung nicht in gleicher Weise unmöglich sein.

V. So auch in der Jurisprudenz. Hier sind noch zwei Feinde zu bekämpfen: 1. Der Determinismus. 2. Die naturrechtliche Doktrin. Ueber den Determinismus ist oben gesprochen worden.⁸⁾ Gegen das Naturrecht ist zu sagen, dass alles Recht Menschenwerk ist, „in seinem Erwachsen am besten der Sprache vergleichbar, nicht der Pflanze . . .“ Wie der Austausch der Güter, ist auch der Austausch der Gedanken einem sozialen Bedürfnisse entsprungen. „Die Sprache ermöglicht die Uebertragung der Gedanken, um aber übertragbar, für Sprecher und Hörer gleich fassbar zu sein, muss der Gedanke als ein abgeschlossener auftreten, die Sprache zwingt zur Präzision des Denkens. Beim Recht handelt es sich um Uebertragung von Kraftquanten; sichere Abgrenzung und festen Bestand erhalten auch diese erst, wenn man daran geht, die Uebertragungen und zumal den Austausch Regeln zu unterwerfen.“

Die erste Aufgabe des Staates ist die rechtliche Ordnung; die regelnde Norm heißen wir Recht. Ohne Recht bestünde Krieg Aller gegen Alle.⁹⁾ Charakteristisch für das Recht ist die Zwangsgewalt.¹⁰⁾ Verfehlt ist es, das Recht in eine Reihe von Befehlen aufzulösen, denn diese sind nur die allerletzten Konsequenzen, und nicht die Grundlage.

VI. Ein von Gott geschaffenes Naturrecht gibt es nicht.¹¹⁾ Mag wer will daran glauben, wir glauben nicht daran. Also steht Glauben gegen Glauben.¹²⁾ Das Recht ist nichts Heiliges, es ist Menschenwerk. Es ist aber auch kein geschlossener lückenloser Organismus; das Dogma von der Lückenlosigkeit ist das Produkt exaltierter Spekulation, ein dem naturrechtlichen nahe verwandtes Traumgebilde.¹³⁾ Das fehlende Recht ist aus den „in Kraft stehenden Rechtsquellen“ zu beschaffen.¹⁴⁾ Innerhalb des fehlgehenden Rechtes ist zu distinguieren: beim ius certum ist eine richterliche Entscheidung richtig, wenn sie der Vorschrift entspricht.¹⁵⁾ Beim ius incertum gibt es keine richtige, sondern nur eine bessere oder schlechtere Entscheidung.¹⁶⁾

Dies ist in aller Kürze der Inhalt der Schrift. Der bedeutendste Gedanke ist die in Absatz V geistreich vorgetragene Lehre vom Ursprung des Rechtes. Obwohl ihn Ihering in seiner fragmentarischen „Entwicklungsgeschichte des römischen Rechtes“ bereits ausgesprochen, hat er doch die Analogie mit der Entstehung der Sprache ausdrücklich verworfen. Dagegen haben Franz Brentano, Anton Marty und Karl Menger die Parallelität von Recht, Sprache und Wirtschaft klar erkannt, und ich selbst habe wiederholt darauf verwiesen.

Prag.

Professor Dr. Oskar Kraus.

⁸⁾ Im Absatz III, wo der Indeterminismus als ebenso unerweislich bezeichnet wurde wie der Determinismus. Also kämpft hier nicht Wissen gegen Glauben, sondern, (nach Bekker) Glauben gegen Glauben.

⁹⁾ Ein naturrechtlicher Satz (Hobbes).

¹⁰⁾ Ein oft widerlegter und durch das eben Vorgetragene nicht geforderter naturrechtlicher Gedanke. (Thomasius.)

¹¹⁾ Jeder, der ein „natürliches Recht“ lehrt, lehrt die Unabhängigkeit dessen, was „recht und unrecht“ ist, von Gott. Auch hätte Bekker die Ketzer- und Hexenprozesse nicht mit dem Naturrecht in Zusammenhang bringen sollen.

¹²⁾ Also ist auch der Kampf gegen das Naturrecht nicht ein Kampf des Wissens gegen das Glauben.

¹³⁾ Es ist die radikalste Ausgestaltung des Positivismus und Historismus. (Bergbohm.)

¹⁴⁾ Es kommt alles darauf an, was unter einer „in Kraft stehenden Rechtsquelle“ zu verstehen ist.

¹⁵⁾ Sie geht in Wahrheit dann ebenso fehl, wie das fehlgehende „Recht“.

¹⁶⁾ Die bessere Entscheidung ist die richtige, die schlechtere die fehlgehende.

Der Islam im Lichte der byzantinischen Polemik von Dr. Karl Güterbock, Prof. d. Rechte; I. Guttentag Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., 1912, Preis 1,50 Mk.

Byzanz, das schon aus rein geographischen Gründen sich zuerst mit dem Islamproblem auseinanderzusetzen hatte, war gleichzeitig der Prototyp für die Uneinigkeit im christlichen Lager. Nicht nur als Welthauptstadt dem (damals bereits verschwundenen) Weströmerreich gegenüber empfand es sich, sondern auch als Haupt der einzig wahren Orthodoxie. Kein Wunder, dass theologische Erörterungen einen geeigneten Boden dort fanden, und zwar vor Allem solche, die — eifersüchtig auf die Wahrung der christlichen Vorrangstellung von Byzanz bedacht — sich gegen den lateinischen Westen und dessen „Irrelehre“ wandten.

Das zieht sich bis in die Sterbestunde der KonstantinStadt oder richtiger des Oströmertums hinein. So stand die Masse des Volks dem Islam, der für ein offenes Auge damals — um die Mitte des 15. Jahrhunderts — schon seit langem viel beachtenswerter für Byzanz war als alles Andre, mehr gleichgültig als feindselig gegenüber. „Viel wichtiger als dessen Bekämpfung erschienen den Byzantinern die theologischen Streitigkeiten, die innerhalb der orthodoxen Kirche in leidenschaftlichen Kämpfen ausgefochten wurden.“ — Ja selbst noch während draussen die Sarazenen vor den Toren standen, begierig, den Halbmond für das herabgerissne Kreuz aufzupflanzen, „durchhallten die Strassen von dem Geschrei der Masse: Besser in die Hände der Türken fallen als in die der Franken!“ — (S. 40, Anm.)

Gelehrte und fromme, vielleicht auch nur disputationsfreudige Männer aber hatten rein theologisch (nicht politisch) sich verschiedentlich schon mit der islamitischen Frage befasst, und Güterbock führt in knapper, übersichtlicher Form ein Bild ihrer Werke an uns vorüber: „Stimmen aus dem Osten“, nämlich Johannes von Damaskus, Theodoros Abucara und Bartholomäus von Edessa beginnen schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts den Reigen. Etwa 100 Jahre später setzen die höfischen Streitschriften aus der Zeit der makedonischen Dynastie und der Komnenen ein. (Nikita von Byzanz, Enthymios Zigabenos und Nikita Akominatos.) Das Ende dieser Epoche fixiert der Verfasser ungefähr um 1200. Der nächste Autor ist Ricoldus de Monte Crucis, der, ursprünglich italienischer Mönch, sich später dauernd im Osten niederliess, und so als ein „Italiener im griechischen Gewande“ angesprochen wird. (Gest. 1309?) — Sein scheinbar unbedeutender Nachfolger in dieser Gruppe und Epoche war Demetrios Kydanes. Dann sehn wir — wohl weil sie im Islam das kritische Moment der Zeit endlich erkannten und auch vielleicht in ihrer Eigenschaft als Throninhaber sich eine umfassende Bildung aneignen konnten, vielleicht auch weil sie glaubten, von ihrem Platz aus mit grösserm autoritativen Nachdruck arbeiten zu können — zwei Kaiser von Byzanz sich an der Polemik wider den Islam beteiligen: Johannes Kantakuzenos (gest. 1383) und Manuel II Paläologos (gest. 1423). Auch deren theologische Erörterungen richteten sich, zum Teil in detaillierter Weise, gegen den Islam; und die Schärfe des Tons und der Dialektik bestimmt sich je nach dem Temperament und der Bildung der Verfasser bezw. nach den Zeiten, in denen sie lebten. Allen gemeinsam ist ihre wesentlich höhere Einschätzung des Christentums.

Als zeitgeschichtliche, im Besondern theologische Dokumente haben alle jene Schriften ihren besondern Wert. Und es ist Güterbock Dank zu wissen für die grosse Arbeit, die er bei dem nicht leicht zu sichtenden vorliegenden Material geleistet hat. Durch die neure und neuste Geschichte des Balkans kommt dem Aufsatz ein besondres Interesse zu. Wie denn überhaupt schon vom rein kulturgeschichtlichen Standpunkt aus jeder Versuch einer Aufklärung über den Mohamedanismus und Alles, was mit ihm zusammenhängt, höchst wünschenswert erscheint.

Berlin.

Dr. jur. Edgar D a u s - Hamburg.

Herders Konversations-Lexikon. 3. Aufl. Ergänzungsband. 1499 S. Freiburg i. B. Herdersche Verlagsbuchhandlung. Gbd. 15 Mk. —

Gleich dem Hauptwerk ist auch der Ergänzungsband mit liebevoller Sorgfalt, von kenntnisreichen Autoren und in erschöpfender Darstellung alles Wissenswerten bearbeitet und bis zur Gegenwart ergänzt. Reiches und exaktes Illustrationsmaterial vervollständigt den Text. Die bedeutsamen Fragen der Geisteswissenschaften und der Volkswirtschaft bis herab zu den Bucket shops finden ihre Würdigung in dem zur Orientierung wertvollen Nachschlagewerk.

International Law. A. Treatise. By L. Oppenheim, M. A., LL.D., whewell prof. of International Law in the University of Cambridge. Vol. II. War and Neutrality. second ed. XXXVI + 711 p. London 1912. Longmans, Green and Co.

Der Schlussband des grossangelegten Werks enthält die letzten Partien des Friedensrechts, darunter das Schiedsverfahren überhaupt und nach der Hager Konvention, sowie den Übergang zum Kriegerrecht (Retorsion, Repressalien, Friedensblockade und Intervention).

Den Hauptbestandteil des Bandes aber bildet das Recht des Krieges (II. Teil) und der Neutralität (III. Teil).

An die Untersuchung der charakteristischen Merkmale des Krieges schliesst sich die Prüfung seiner Ursachen, des Ausbruchs, der Arten und Beendigung der Feindseligkeiten sowie die Darstellung der Kriegsgesetze.

Landkrieg und Seekrieg werden in zwei weiteren Kapiteln eingehend behandelt; sodann die nichtfeindlichen Beziehungen der kriegführenden Staaten.

Aus dem Neutralitätsrecht verdienen die Untersuchungen über Blockade und Kontrebande besondere Hervorhebung. Das Schlusskapitel behandelt die internationalen Prisengerichte. Angereicht sind die internationalen Vereinbarungen von der Declaration of Paris of 1856 bis zum Geneva Convention Act, 1911.

Ein ausführliches Register beschliesst das Werk. —

Der zweite Band steht durchweg auf der Höhe des ersten und gibt eine für den Theoretiker wie den Praktiker gleichermassen wertvolle, erschöpfende, genaue und klare Darstellung aller irgendwie wesentlichen Punkte.

Berlin.

Dr. Fritz Berolzheimer.

Unklagbare Ansprüche. Von Hans Reichel, Professor in Zürich. Jena 1911.
Verlag von Gustav Fischer.

Die interessante Arbeit schafft endlich Klarheit in einem Gebiete, in dem bisher mancherlei Verwirrung herrschte. Der schwierige Begriff eines Anspruchs, dem die gerichtliche Geltendmachung durch Klage versagt ist, wurde, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, einerseits durch die römisch-rechtliche Erinnerung an die Naturalobligation, andererseits durch die Vermischung mit überhaupt nicht vorhandenen und darum nicht klagbaren Ansprüchen immer dunkler und problematischer. Es ist Reichels Verdienst, in lichtvoller Darstellung die Lehre neu begründet und von allen ihr anhaftenden Schlacken befreit zu haben.

Die wichtigsten Ergebnisse der kleinen Schrift, die zuerst in Iherings Jahrbüchern für die Dogmatik des bürgerlichen Rechts erschienen ist, sind folgende: Jeder Anspruch muss mit Zwangsbefriedigungsmacht versehen sein. Diese Zwangsbefriedigungsmacht bedeutet sowohl das Recht, den Anspruch gerichtlich geltend zu machen, als auch die Befugnis zwangsweiser Selbstbefriedigung, etwa durch Aufrechnung. In der Regel ist beides vereint. Es gibt aber Ansprüche, denen im übrigen alle Erfordernisse eines Rechtsanspruches innewohnen, denen aber die gerichtliche Durchsetzbarkeit mangelt. Hiernach ist ein unklagbarer Anspruch „das Recht, von einem anderen ein bestimmtes äusseres Verhalten zu verlangen, in sich schliessend die Füglichkeit zwangsweiser Selbstbefriedigung, aber — ungeachtet eines dahinzielenden Bedürfnisses des Berechtigten — nicht ausgerüstet mit der Macht, gerichtlichen Befriedigungszwang in Bewegung zu setzen.“ (S. 16).

Ein unklagbarer Anspruch liegt daher nicht vor, wenn nach Wortlaut und Sinn des Gesetzes überhaupt kein Anspruch gegeben ist, wie bei Spiel, Wette, Differenzgeschäft, Ehemakelei, formlosen Schenkungs-, Bürgschafts-, Grundstücksübertragungsversprechen, bei dem Eheversprechen aus § 1297 BGB. Auch Ansprüche, denen eine Einrede entgegensteht, gehören nicht zu den unklagbaren, insbesondere nicht verjährte Ansprüche.

Die wirklichen unklagbaren Ansprüche sind unklagbar entweder kraft Gesetzes, oder kraft behördlicher Anordnung oder kraft Parteiwillkür.

Fälle gesetzlicher Unklagbarkeit gibt es nur drei: einmal die Vorschrift des § 1394 BGB., wonach die Ansprüche der Frau gegen den Mann aus der Verwaltung und Nutzniessung in der Regel erst nach Beendigung der Verwaltung und Nutzniessung gerichtlich geltend gemacht werden können; sodann der Anspruch des Besitzers gegen den Eigentümer auf Ersatz der Verwendungen, der gemäss § 1001 BGB. nur geltend gemacht werden kann, wenn der Eigentümer die Sache wieder erlangt oder die Verwendungen genehmigt; endlich gehören hierhin die Ansprüche aus gewissen Börsentermingeschäften.

Auf die Unklagbarkeit müsste in den ersten beiden Fällen, da hier kein öffentliches Interesse vorliegt, seitens des Berechtigten wirksam verzichtet werden können. Bei der herrschenden Ansicht von dem zwingenden Charakter der Prozessrechtsnormen, soweit nicht das Gesetz selbst das Gegenteil hervorhebe, verzichtet aber der Verfasser zur Zeit auf die Durchführung dieses Postulates „teleologischer Jurisprudenz“. Er findet hier recht bemerkenswerte Worte von freirechtlicher Färbung: „Mit der Stirn durch die Wand zu rennen, hat

keinen Sinn. Abhilfe und Besserung wird erst erfolgen können, wenn unsere Wissenschaft ihre grundsätzliche Abkehr von der scholastisch-logischen zur teleologischen Methode vollzogen haben. Bis diese Methode sich wird festgestellt und Bahn gebrochen haben, wird noch manches Wasser die Weser hinablaufen. Eine fröhliche Bewegung der Geister ist im Gang. Durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts weht ein frischerer Zug als je vordem. Aber noch überwiegt das Kritisieren und zuweilen das Nörgeln. Das Positive steht noch in den Anfängen. Unter solchen Umständen aber hat es keine Verheissung, einen vereinzelten Punkt, wie eben den der Unklagbarkeit, in hilfloser Verein-samung herauszustellen und für ihn anderes als geltenden Rechts zu prokla-mieren, als was für andere Dinge gleicher Art übereinstimmend gelehrt wird. Sonst entsteht Inkonsequenz und Willkür: ein schlimmerer Feind des Rechts-lebens aber ist nicht denkbar.“

Die Unklagbarkeit kraft behördlicher Anordnung kann nur eine zeit-weilige sein und durch einstweilige Verfügung festgesetzt werden. Sie ist ver-zichtbar. Durch Parteivereinbarung endlich kann die Unklagbarkeit eines Anspruchs bedungen werden und zwar einmal dadurch, dass der Anspruchs-berechtigte auf die Klagbarkeit verzichtet und ferner dadurch, dass der Ver-pflichtete bei der Entstehung des Schuldverhältnisses sich die Unklagbarkeit des Anspruchs vorbehält. Da die unklagbare Schuld durchaus Schuld im Rechts-sinne ist, so ist sie auch Gegenstand einer Schuldübernahme; sie kann die Grund-lage der Verbürgung, Verpfändung, Sicherungsübereignung bilden. Hierbei wird die Frage erörtert, ob die Unklagbarkeit des Hauptanspruchs auch die Unklag-barkeit der Ansprüche aus dem Sicherungsrechte nach sich zieht. Die Frage, die für das Fahrnispfand und die Sicherungsübereignung nur geringe Bedeutung hat, weil hier die Befriedigung in der Regel aussergerichtlich erfolgt, ist für die Hypothek grundsätzlich zu verneinen.

Die Aufrechnung mit einer unklagbaren Forderung ist sowohl ausserhalb wie innerhalb eines Prozesses zulässig.

Was die prozessuale Behandlung unklagbarer Ansprüche betrifft, so ist nicht nur die Leistungs-, sondern auch die Feststellungsklage abzuweisen. Auch ein Zahlungsbefehl im Mahnverfahren, ein Arrestbefehl kann nicht er-wirkt, ein Verfahren zur Sicherung des Beweises nicht anhängig gemacht werden. Die Klage ist wegen Mangels einer Prozessvoraussetzung angebrachter-massen abzuweisen, ohne dass ein Eingehen auf die materielle Sachlage zulässig wäre. Der Mangel ist von Amtswegen zu berücksichtigen. Der Beklagte kann auf die prozessuale Geltendmachung der Unklagbarkeit verzichten, soweit ein Verzicht auf die Unklagbarkeit überhaupt zulässig ist, also in den Fällen der durch einstweilige Verfügung und durch Parteiwillkür verordneten Unklagbar-keit. Der Verzicht kann stillschweigend, durch vorbehaltloses Verhandeln zur Hauptsache erklärt werden.

Den Ergebnissen der klar geschriebenen und mit guten Gründen ver-sehenen Arbeit ist, soweit dies ohne eindringenderes wissenschaftliches Studium des Problems gesagt werden kann, durchweg beizutreten.

Kattowitz O.-S.

Gerichtsassessor W a r s c h a u e r.

c) Bücherschau.

(Besprechung der nachverzeichneten Schriften bleibt vorbehalten.)

I. Rechts- und Staatsphilosophie samt der Allgemeinen Rechtslehre. — Rechtspädagogik.

Berolzheimer, Fritz, *The World's Legal Philosophies*. (Modern Legal Philosophy Series: Vol. II.) Translated by Rachel Szold Jastrow, with an introduction by Sir John Macdonell and by Albert Kocourek. XLIV + 490 p. Boston 1912. The Boston Book Company.

Bonucci, Alessandro, Prof., *Libertà di volere e libertà politica*. (Estratto dalla Rivista di filosofia, anno IV, fasc. II). 17 p., Genova 1912. A. F. Formiggini.

Bonucci, Alessandro, Prof., *L'omissione nel sistema giuridico*, Vol. I. *L'imperativo giuridico d'omissione. L'omissione nel diritto penale*. 97 p. Perugia 1911. Tipografia Guerriero Guerra.

Del Vecchio, Giorgio, Prof., *Bologna, Evolutia ospitalității*. (Extras din „Revista de Studii Sociale“). 12 p. Bucuresti 1911. Tipografia „Vocea poporului“ Alexandru Agapie.

Di Carlo, Eugenio, *Teoria pura e teoria empirica nel diritto*. 46 p. Palermo 1912. Libreria editrice Ant. Trimarchi.

Dresden, Zur Frage der Errichtung einer Universität in —. Von Philacademicus. 28 S. Dresden 1912. H. Burdach. 1,50 Mark.

Grueber, Hofrat Prof. Dr. Erwin, München, *Der Rechtsunterricht und die juristischen Prüfungen. Korreferat*. 9 S. In der Ztschr. f. Hochschulpädagogik, Jgg. III, Heft 3. Leipzig. Juli 1912.

Grueber, Erwin, Juristisches Studium. In der Kritischen Vierteljahrschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, 3. F., Bd. XIV, Heft 1/2. 21 S. München 1912.

Güterbock, Dr. Carl, Professor der Rechte, *Der Islam im Lichte der byzantinischen Polemik*. 72 S. Berlin 1912. J. Guttentag. 1,50 Mark.

Kranenburg, R., *Rechter in de Arrondissements-Rechtsbank te Tiel. Positief Recht en Rechtsbewustzijn*. 88 p. Groningen 1912. P. Noordhoff.

Menzel, Dr. Ad., ord. Professor an der Universität Wien, *Naturrecht und Soziologie*. 60 S. Wien und Leipzig 1912. Carl Fromme.

Pound, Roscoe, *The Scope and Purpose of Sociological Jurisprudence*. Cambridge 1912. The Harvard Law Review Association.

Sforza, W. Cesarini, *Il modernismo giuridico*. Estratto dal periodico Il Filangieri, nn. 5—6. 1912. 9 p. Milano 1912. Società editrice libraria.

Sforza, W. Cesarini, *Sul contenuto scientifico della storiografia giuridica*, Estratto dal periodico Il Filangieri, nn. 5—6. 1912. 13 p. Milano 1912. Società editrice libraria.

II. Sozialphilosophie und Sozialethik.

Přibram, Karl, Privatdozent an der Universität Wien, *Die Entstehung der individualistischen Sozialphilosophie*. 102 S. Leipzig 1912. C. L. Hirschfeld. 2,80 Mark.

Somló, Felix, *Das Wertproblem*. Sonder-Abdr. aus der Ztschr. f. Philosophie und philos. Kritik. Bd. 145 u. 146. 66 S. Leipzig 1912. Joh. Ambr. Barth.

III. Gesetzgebungspolitik samt der Wirtschaftspolitik.

1. Zivilrecht und -Prozess.

Deutsche Juristen-Zeitung. Festnummer zum 31. Deutschen Juristentage in Wien. Doppelnummer. Nr. 16. 117 vom 1. IX. 1912. (S. 937—1144.) XVII. Jgg. Berlin. Otto Liebmann.

Hellwig, Dr. Konrad, Geh. Justizrat, Prof. an der Universität Berlin, System des Deutschen Zivilprozessrechts. Zweiter Teil, Abt. I: Besondere Prozessarten und schiedsrichterliches Verfahren. 136 S. Leipzig 1912. A. Deichert.

Kohler, Josef, Eugen Huber und das Schweizer Zivilgesetzbuch. In der Rheinischen Zeitschrift f. Zivil- und Prozessrecht. 5. Jgg., 1. Heft (Okt. 1912). S. 1—43. Mannheim und Leipzig 1913. J. Bensheimer.

Schweizerischen Zivilgesetzbuch, Kommentar zum, VI. Bd. Anwendungs- und Einführungsbestimmungen, von Dr. Alex Reichel, Bundesrichter in Lausanne. 1. Lief. 112 S. Supplement-Band: Die kantonalen Einführungsgesetze und -verordnungen zum Schweiz. Zivilgesetzbuche. Mit Begleitwort von Dr. Hugo Oser, Bundesrichter. 1. Lief. 128 S. Zürich 1912. Schulthess & Co. Je 3,50 Fr.

2. Staats- und Verwaltungsrecht; Völkerrecht. — Rechtsgeschichte.

Adler, Dr. Sigmund, o. ö. Professor an der Universität Wien, Das adelige Landrecht in Nieder- und Oberösterreich und die Gerichtsreformen des XVIII. Jahrhunderts. 58 S. Wien und Leipzig 1912. Carl Fromme.

Erich, Dr. Rafael, Prof. an der Univ. Helsingfors, Das Staatsrecht des Grossfürstentums Finnland (Suomi). [Das öff. Recht der Gegenwart, XVIII.] XI + 243 S. Tübingen 1912. J. C. B. Mohr (Paul Siebert).

Friedenswarte, Die, für Zwischenstaatl. Organisation. XIV. Jgg., Heft 8. S. 281—320. Hrsg. Alfred H. Fried. Berlin-Wien-Leipzig. August 1912.

Gareis, Geh. Justizrat Dr. Karl, o. ö. Prof. d. R., München, Versicherungsgesetz für Angestellte vom 20. Dezbr. 1911. VIII + 108 S. 3. und 4. Aufl. Giessen 1912. Emil Roth. 1 M. —

Gremler, Fritz, Die Naturaldienste im preussischen Gemeinderecht. (Die Rechtseinheit, hrsg. von Kohler und Stier-Somlo, Heft VII). 74 S. Berlin und Leipzig 1912/13. Dr. Walther Rothschild. 2 M. — In Subskription 1,60 M.

Heilborn, Dr. Paul, a. o. Prof. an der Universität Breslau, Grundbegriffe des Völkerrechts. (Handbuch des Völkerrechts, hrsg. von Stier-Somlo. I. Bd. Grundbegriffe und Geschichte des Völkerrechts. Erste Abteilung.) 110 S. Berlin-Stuttgart-Leipzig 1912. W. Kohlhammer. 4 M. — (Subskr.-Preis 3,50 M.).

Kohler, J. und Ungnad, A., Hundert ausgewählte Rechtsurkunden aus der Spätzeit des Babylonischen Schrifttums von Xerxes bis Mithridates II. 89 p. Leipzig 1911. 5 M. —

Oppenheim, L., M. A., LL. D., International Law. A Treatise. Vol. II. War and Neutrality II. ed. XXXVI + 711 p. London 1912. Longmans, Green and Co. 21 sh.

Rehm, Dr. Hermann, Prof. d. R. zu Strassburg i. E., Deutschlands politische Parteien. Ein Grundriss der Parteienlehre und der Wahlsysteme. 131 S. Jena 1912. Gustav Fischer.

Rolef, Dr. iur. Georg, Die rheinische Landgemeindeverfassung seit der französischen Zeit. (Die Rechtseinheit, hrsg. von Josef Kohler

und Stier-Somlo, Heft VIII.) XVI + 187 S. Berlin und Leipzig 1912/13. Dr. Walther Rothschild. 5 M., in Subskr. 4 M.

Schmitt, J., Wie kann sich jeder die ihm auf Grund der neuen Reichsversicherungs-Ordnung zustehenden Renten selbst berechnen? 30 S. Giessen 1912. Emil Roth. 0,50 M.

Schröder, Prof. Dr. Richard, Deutsche Rechtsgeschichte, I. Bis zum Mittelalter. (Sammlung Götschen 621). 160 S. Berlin und Leipzig 1912. G. J. Götschen 0,80 M.

Silberschmidt, Dr. Wilhelm, Oberlandesgerichtsrat in Zweibrücken, Die deutsche Berggerichtsbarkeit. (Sond.-Abdr. aus d. Rhein. Ztschr. f. Zivil- und Prozessrecht, V, 1). 84 S. Mannheim und Leipzig 1912. J. Bensheimer 1 M.

Wippermann, Otto, Oberbürgermeister a. D., Die Zukunft kommunaler Betriebe. 36 S. Berlin 1912. Julius Springer. 1,20 M.

3. Strafrecht und -Prozess.

Alimena, Bernardino, prof. ord. nella R. Università di Modena, Principii di diritto penale, vol. II, XVI + 857 p. Napoli 1912. Luigi Pierro.

Rhonheimer, Dr. iur. S., Das Verhältnis von Raub und Erpressung, unter Bezugnahme auf den deutschen und besonders auf die schweizerischen Vorentwürfe. VIII + 180 S. Berlin 1912. Puttkammer & Mühlbrecht. 4 M.

Strachan-Davidson, James Leigh, Master of Balliol College, Oxford, and Jowett Fellow, Problems of the Roman Criminal Law. Vol. I. XXI + 245 p. Vol. II. 287 p. Oxford 1912. At the Clarendon Press.

Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich mit Einführungsgesetz. Mit Berücksichtigung der Novelle vom 19. VI. 12. Hrsg. von Geh. Justizrat o. Prof. Dr. Karl Gareis. 4. Aufl. Giessen 1912. Emil Roth. 0,80 M.

4. Wirtschaft.

Bosenick, Alfred, Neudeutsche gemischte Bankwirtschaft. Ein Versuch zur Grundlegung des Bankwesens. I. Bd. Grundlegende Tatsachen: Die entwicklungsgeschichtliche Analyse der grossen Aktienbanken in Berlin. X + 366 S. München und Berlin 1912. J. Schweitzer (Arthur Sellier).

Deutscher Volkswirtschaftlicher Verband, Zehn Jahre. — (Schriften des Deutschen Volkswirtschaftlichen Verbandes, Bd. IV.) IV + 224 S. Berlin-Wien-London 1912. Verlag für Fachliteratur.

Hiller, Dr. Georg, Einwanderung und Kolonisation in Argentinien. Bd. I. Einwanderung und Einwanderungspolitik. XI + 155 S. (Mit 11 Tabellen). Berlin 1912. Dietrich Reimer. (Ernst Vohsen). Gbd. 5 M.

Jorns, Dr. rer. pol. Auguste, Studien über die Sozialpolitik der Quäker. (Volkswirtsch. Abh. der badischen Hochschulen, N. F., Heft 10). XII + 150 S. Karlsruhe 1912. G. Braun. 4 M.

Schönitz, Hans, Doktor der Staatswissenschaften, Der kleingewerbliche Kredit in Deutschland, in systematischer privat- und nationalökonomischer Darstellung. (Freiburger Volkswirtschaftliche Abh., hrsg. von Karl Diehl u. G. v. Schulze-Gävernitz, I, 4. Erg. H.) XV + 542 S. Karlsruhe 1912. G. Braun. 12 M.

5. Sozialrecht.

Blüher, Oberverwaltungsgerichtsrat in Dresden, Der Schutz der Arbeitswilligen. Rechtsgutachten. 112 S. Dresden 1912. F. Emil Boden.

Marburg, Dr. Jessie, Die sozialökonomischen Grundlagen der englischen Armenpolitik im ersten Drittel des XIX. Jahrhunderts. (Volkswirtschaftl.

Abb. der badischen Hochschulen, N. F., Heft 11). 121 S. Karlsruhe 1912. G. Braun. 2,40 M.

Schwittau, G., Privatdozent an der Universität St. Petersburg, Die Formen des wirtschaftlichen Kampfes (Streik, Boykott, Aussperrung u. s. w.). Eine volkswirtschaftliche Untersuchung auf dem Gebiete der gegenwärtigen Arbeitspolitik. XI + 490 S. Berlin 1912. Julius Springer 12 M.

Wirtschaft und Staat, Textbücher zu Studien über —. Hrsg. von Prof. Dr. J. Jastrow. Bd. 2. Arbeiterschutz. VIII + 202 S. Berlin 1912. Georg Reimer.

6. Steuerfragen.

Wiesinger, Karl, K. k. Oberregierungsrat, Reichsbevollmächtigter für Zölle und Steuern in Altona: Die Zölle und Steuern des Deutschen Reiches. Nach dem jetzigen Stande der Gesetzgebung vollständig neu bearbeitet. 6. Aufl. VIII + 441 S. München und Berlin 1912. J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier). Gbd. 10 M.

IV. Verschiedenes.

Elsenhaus, Dr. Theodor, o. Professor für Philosophie und Pädagogik an der Kgl. Technischen Hochschule zu Dresden, Lehrbuch der Psychologie, Mit 19 Abbildungen XXII + 434 S. Tübingen 1912. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 15 M.

Guastella, Cosmo, L'infinito. (Annuario della Biblioteca filosofica. Estratto dal vol. II.). 171 p. Palermo 1912. Libreria internazionale Alberto Reber.

Richter, Mitteilungen der Vereinigung der österreichischen. Festnummer aus Anlass des Richtertages in Wien. 40 S. N. 1, VI. Jgg. vom 1. IX. 1912.

Der dritte Kongress

der

Internationalen Vereinigung für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie

findet zu

Frankfurt a. Main

in der Pfingstwoche 1914 statt.

Die näheren Mitteilungen über die Kongresstage, die Bildung des Ortsausschusses sowie die geselligen Veranstaltungen werden in den nächsten Heften bekannt gegeben.

Provisorisches Arbeitsprogramm:

Es sind folgende Referate und Korreferate zugesagt:

I. Rechts- und Staatsphilosophie. Allgemeine Rechts- und Staatslehre.

1. **Grenzen der Rechtsphilosophie.** Von Geh. Justizrat o. Univ.-Prof. Dr. **Josef Kohler**, Berlin.
2. **Die Bedeutung der Scholastik für die Rechtsphilosophie der Gegenwart.** Von Univ.-Prof. Dr. phil. **Adolf Dyroff**, Bonn und Rechtsanwalt Dr. jur. **Bernhard Brands**, Berlin.
3. **Rechtsstaat und Wohlfahrtsstaat.** Von Geh. Reg.-Rat Univ.-Professor D. Dr. **Adolf Lasson**, Berlin.
4. **Soziologie und Verwaltung.** Von Dr. **Heinz Potthoff**, M. d. R., Düsseldorf.
5. **Psycho-Analytik des Rechts.** Von Landgerichtsrat Dr. **J. R. Julius Friedrich**, a. o. Professor d. R. an der Universität Giessen.

II. Wirtschafts- und Gesetzgebungsfragen.

6. **Ein Reichswohnungsgesetz.** Von Exzellenz Staatssekretär Wirkl. Geh. Rat Dr. **Bernhard Dernburg**, Berlin und Wirkl. Geheimem Oberregierungsrat Dr. theol. Dr. med. Dr. jur. von **Strauss und Torney**, Senatspräsident des Obergerverwaltungsgerichts, Berlin.
 - 6a. **Die kommunalpolitischen Aufgaben für Wohnungsreform.** Von Professor Dr. **Philipp Stein**, Frankfurt a. M.
 7. **Das Hypothekenrecht in seiner wirtschaftlichen Bedeutung.** Von Dr. **Andreas Voigt**, o. Professor an der Akademie in Frankfurt a. M. und Dr. **Ermann**, o. Professor d. R. an der Universität Münster.
 8. **Einige Fragen des internationalen Bank- und Börsenrechts.** Von Handelskammer-Syndikus Dr. **Trumpler**, Frankfurt a. M.; ferner von Dr. **Ludwig Pohle**, o. Professor an der Akademie Frankfurt a. M. und Rechtsanwalt Dr. **Heilbrunn**, Frankfurt a. M. } Definitive Zusage steht noch aus.
 9. **Weltmarkenrecht.** Von Justizrat **Edwin Katz**, Berlin.
 10. **Ist eine Annäherung der europäischen Staaten oder doch einer grösseren Staatengruppe durch Beseitigung oder Minderung der Zollschränken möglich?** Von Geh. Regierungsrat Dr. **Julius Wolf**, o. Professor an der Techn. Hochschule Charlottenburg; Exzellenz Wirkl. Staatsrat von **Dynovsky**, Dirigent der Rechtsabteilung des Finanzministeriums, Ministerialrat im Justizministerium St. Petersburg und Rechtsanwalt Dr. **Leo Vossen**, Aachen.
 11. **Gesetzgeberische Fragen bezüglich der Jugendfürsorge.** Von Dr. **Berthold Freudenthal**, o. Professor an der Akademie in Frankfurt a. M.
 12. **Die Menschenökonomie als neuer Zweig der Wirtschaftswissenschaft.** Von Dr. **Rudolf Goldscheid**, Wien.
-



Mitglieder-Verzeichnis
der
Internationalen Vereinigung
für
Rechts- und Wirtschaftsphilosophie
samt den Gesetzgebungsfragen.

Stand vom 1. März 1913.

*Diese Liste wurde am 1. März 1913 abgeschlossen.
Die weiterhin neu hinzugetretenen Mitglieder werden in die Liste vom
1. Juli 1913 aufgenommen.*

I.

Protektor
der Vereinigung:

Seine Königliche Hoheit

Ernst Ludwig

Grossherzog von Hessen und bei Rhein.

II.

Vorsitzende.

Geheimen Justizrat Dr. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, *Ehrenvorsitzender.*

Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin SW. 61, Belle Alliance-strasse 101 II, *Geschäftsleitender Vorsitzender.*

Carl Fürstenberg, Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Berlin W. 8, Behrenstr. 32/33, *Vorsitzender für die Vermögensangelegenheiten.*

III.

Ehrenrat der ausserdeutschen Kulturstaaten.

Amerika, Vereinigte Staaten: Dr. jur. Charles Henry Huberich, o. Prof. d. R. Stanford University, California, z. Z. Berlin NW. 7, Unter den Linden 39.

Professor Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass).

Argentinien: D. Ernesto Quesada, Universitätsprofessor, Buenos Aires.

Belgien: Professor E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen Institutes, Brüssel.

Brasilien: Dr. Clovis Bevilacqua, Consultor juridico do Ministerio das Relações Exteriores, Rio de Janeiro.

England: Dr. Paul Vinogradoff, Corpus-Professor
d. Rechte, Oxford.

Frankreich: Emile Durkheim, Professeur à l'Uni-
versité de Paris.

Griechenland: Univ.-Professor Dr. von Streit,
Königlich Griechischer Gesandter in Wien,
Kaiser Wilhelm Ring 10.

Holland: Professor Dr. S. J. Fockema Andreae,
Leiden.

Indien: Govindo Dàs, Durgakund, Benares.

Italien: Universitätsprofessor Dr. Giorgio Del
Vecchio, Bologna.

Norwegen: Dr. Bredo Morgenstierne, Prof.
d. Rechte und der Nat.-Ökonomie, Kristiania.

Oesterreich: Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten
Gerichts- und Kassationshofes, Wien.

Russland: Exz. Geh. Rat von Martens(†), St. Peters-
burg.

Exzellenz Dr. P. von Sokolowsky, Universitäts-
professor, Kurator des Südrussischen Lehrbezirks,
Charkow.

Schweden: Dr. Vitalis Norström, Professor an
der Hochschule zu Gothenburg.

Schweiz: Dr. Fr. Meili, o. Prof. d. R. an der Uni-
versität Zürich.

Ungarn: Exzellenz Dr. Eugen von Balogh, Staats-
minister der Justiz, korr. Mitglied der Ungar.
Akademie der Wissenschaften, Budapest I, Menesi
ut. 35.

IV.

Beratender Ausschuss.

Dr. jur. J. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an
der Universität Groningen.

o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII,
Zeltgasse 2.

- Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diretto e. Procedura penale nella R. Università, Modena.
- Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.
- Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. an der Univ. Göttingen.
- Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.
- Se. Exzellenz Dr. E. I. Bekker, Geh. Rat I. Klasse, Univ.-Prof., Heidelberg.
- Dr. Ludwig Bernhard, o. Professor an der Universität Berlin, Fasanenstr. 35.
- Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald.
- Dr. P. Bisoukides, Rechtsanwalt in Pera.
- Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci an d. Univ. Perugia.
- Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.
- Louis Bridel, de Lausanne et Genève, prof. à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio, Koishikawa, Oimatsuchō, 59.
- Geh. Justizrat Universitäts-Prof. Dr. Brie, Breslau.
- S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-A., 86 Ripon-Street, Calcutta.
- John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und der reinen Naturwissenschaften, New-York, Columbia-Universität.
- Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich.
- Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin, Nussbaum-Allee 17.
- Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.
- Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin-Grunewald, Erbacherstrasse 1.
- Deutsch-Chinesische Hochschule, Abtlg. f. Rechts- und Staatswissenschaften, Tsingtau (China).
- Reichsgerichtsrat Dr. Adelbert Düringer, Leipzig, Kaiser-Wilhelmstrasse 51.
- Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.
- Prof. Dr. Chr. Eckert, Studiendirektor der Handels-Hochschule und der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung, Köln, Claudiusstrasse 1.
- Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V, Sprensenbühlstrasse 20.
- Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.

- Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors.
- Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.
- Dr. Wilhelm Exner, Sektionschef, Präsident des K. k. Technischen Versuchsamtes, Herrenhaus-Mitglied, Wien IX/2, Wahsingerstrasse 59.
- Dr. Franz Finkey, o. Professor des Strafprozessrechts an der Universität Kolozsvár, Ungarn.
- Geheimer Justizrat Univ.-Prof. Dr. Otto Fischer, Breslau.
- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Czernowitz, Franzensgasse 56a.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford. All Souls College, Oxford.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Dr. Leopold Karl Goetz, Professor an der Universität Bonn, Kurfürstenstrasse 13.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III, Jacquingasse 45.
- Dr. James Goldschmidt, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Berlin W, Landgrafenstr. 9.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX, Berggasse 22.
- Elie Halévy, Professeur à l'Ecole libre des sciences politiques, Paris.
- Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles.
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Wörthstr. 12.

- Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
 Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. am Polytechnikum Lemberg.
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.
- Se. Exz. Wirkl. Geheimer Rat Prof. Dr. Paul Laband, Strassburg.
- Geh. Regierungsrat Universitätsprof. D. Dr. Adolf Lasson, Berlin-Friedenau.
- Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.
- Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Gabitzstr. 188.
- Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel.
- Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegelheiner Landstrasse 29.
- Dr. E. Liljeqvist, o. Prof. der praktischen Philosophie an der Universität Lund.
- Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, M. d. R. und M. d. L., Charlottenburg, Hardenbergstr.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.
- Dr. Géza v. Magyary, o. ö. Professor an der Universität Budapest, Budapest VIII, Jozsefkörut 37/39.
- Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. d. R. a. d. Universität Lemberg.
- Dr. Georg v. Mayr, Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D., kgl. bayer. Universitätsprofessor, München.
- Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
- Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.
- Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an der Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.
- Geh. Hofrat Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Lessingstr. 1.

- Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor,
Utrecht, Molierstraat 1a.
- Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D.,
o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat
von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.
- Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität.
Cambridge, Mass., U. S. A.
- Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor an d. Universität Kiel.
- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würz-
burg, Sieboldstr. 8.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitätsprofessor, Mitglied der
österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.
- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin,
Adalbertstr. 27.
- Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der Bayerischen
Handelsbank, München.
- Dr. Robert Piloty, o. Professor an der Universität Würzburg.
- Dr. Walter Pollack, Berlin-Charlottenburg, Berlinerstrasse 48.
- Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W 10, Matthäikirchstr. 29.
- Sr. Exzellenz Dr. Peter Pustoroslew, o. Prof. des Strafrechts
a. d. Universität Jurjew (Dorpat), wirkli. Staatsrat.
- Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W., Meinekestrasse 7.
- Dr. Adolfo Ravà, Prof. an der Universität Messina.
- Dr. Herm. Rehm, o. Prof. d. R. an der Universität Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Univer-
sität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.
- Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an
Universität Jena.
- Prof. d. Rechte L. von Savigny †, Mitgl. d. Preuss. Herrenhauses.
- Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner †, Jena.
- Dr. Hans Schreuer, o. Professor der Rechte an der Uni-
versität Bonn, Schumannstr. 38.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm,
o. Prof. d. R. a. d. Universität Wien 19, Cottagegasse 56.
- Geh. Regierungsrat Fr. Schuppe, ord. Professor d. Philosophie,
Breslau, Predigerplatz 1.

- Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor d. Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald, Lucius-Str. 9.
- Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.
- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.
- Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.
- Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med. Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.
- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Geheimer Rat Dr. August Thon †, o. Professor der Rechte. Jena, Fürstengraben 2.
- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines. Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Ferdinand Tönnies, o. Honorar-Professor a. d. Universität Kiel.
- Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, (Washington) z. Z. Paris, 12 rue Vinense.
- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock, Georgstrasse 96.
- Professor Dr. iur et phil. Adolf Weber, Handelshochschule Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstr. 12.
- Dr. Max Weber, o. Honorarprofessor a. d. Universität Heidelberg.
- Dr. Leopold Wenger, o. Professor d. Rechte an der Universität München, Adelheidstrasse 15.
- Exz. Wirkl. Geh.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig, Schwägerichenstrasse 17.
- Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und Professor, Kasan.
- Univ.-Professor Dr. Theobald Ziegler, Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Professor d. R. a. d. Univ. Bonn.

V.

Mitglieder.

Dr. jur. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an der Universität Groningen.

Dr. Paul Abel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I, Rosenbursenstrasse 8.

o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII, Zeltgasse 2.

Justizrat Adlerstein, München, Theatinerstr. 44, 2.

Univ.-Professor Dr. Fritz Affolter, Heidelberg, Anlage 49.

Patentanwalt Dr. B. Alexander-Katz, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 139 II.

Justizrat Professor Dr. Paul Alexander-Katz, Rechtsanwalt, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 52.

Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diritto e procedura penale nella R. Università Modena.

Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.

Privatdozent Dr. iur. Walter Anderssen, Neuchâtel, Quai du Mont Blanc 6 II.

Rechtsanwalt, Dr. H. N. Antoine-Feill, Hamburg, Adolphbrücke 9.

Dr. med. Gustav Aschaffenburg, Prof. f. Psychiatrie a. d. Akademie für prakt. Medizin in Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 30.

Geheimer Justizrat und k. k. Regierungsrat Dr. Adolf Bachrach, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, Rosenbursenstrasse 8.

Badische Anilin- und Soda-Fabrik, Ludwigshafen a. Rh.

Dr. jur. Elemér Balog, Honoraroberfiscal, Berlin, Krausnickstrasse 3 (z. Zt. 13 Bernard Street, Russel Square London W.C.).

Exzellenz Dr. Eugen von Balogh, Staatsminister der Justiz, korr. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest I, Ménesi út. 35.

Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Göttingen.

Dr. jur. E. Barich, Rechtsanwalt, Wädenswil, Schweiz.

- Universitätsprofessor Dr. Paul Barth, Leipzig, Kantstr. 9.
Dr. Alfredo Bartolomei, o. Professor für Rechtsphilosophie an der Universität Neapel.
Universitätsprofessor Dr. Robert Bartsch, Ministerialsekretär im k. k. Justizministerium, Wien IX, Alserbachstrasse 4a.
Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.
Universitätsprofessor Dr. Giulio Q. Battaglini, Perugia, via Morone 3.
Rechtsanwalt Alfred Bauer, München, Odeonsplatz 2.
Farbenfabriken vormals Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.
Dr. Hermann Beck, Berlin W. 50, Spichernstr. 17.
Rittergutsbesitzer Beelitz, Garden b. Greifenhagen.
Exz. Geh. Rat I. Klasse Univ.-Prof. Dr. E. I. Bekker, Heidelberg.
Dr. Ludwig Bendix, Domkapitular und Professor am Seminar Mainz, hintere Präsenzgasse 2 2/10.
Rechtsanwalt (att. at law) Louis Benecke Esq., Brunswick-Missouri, U. S. A.
Amtsgerichtsrat Dr. Beneke, Tarnowitz O./S., Beuthenerstr. 10.
Julius Berlin, Nürnberg, Marienstrasse 8.
Dr. Ludwig Bernhard, o. Professor an der Universität Berlin, Fasanenstr. 35.
Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin, SW. 61, Belle Alliancestr. 101 II.
Dr. Heinrich Betz, Kaiserlicher Konsul, Tsinanfu, China, Deutsches Konsulat.
Dr. Clovis Bevilaqua, Consultor giuridico do Ministerio das Relações Exteriores, Rio de Janeiro (Brasil), Rua Aristides Lobo, 209.
Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald, Wallstrasse 19.
Dr. Biermann, ao. Professor a. d. Univ. Leipzig, Wiesenstr. 3b.
Dr. J. Binder, o. Professor der Rechte, Erlangen, Sieglitzhoferstrasse 38.
Dr. iur. J. van Binsbergen, rechter in de Arondissements-Rechtbank te Amsterdam, Frans van Mieristraat 135.
Dr. iur. Diedrich Bischoff, Versicherungsdirektor, Leipzig, Schützenstrasse 12.
Dr. jur. Perikles Bisoukides, Rechtsanwalt am deutschen und griechischen Konsulargericht zu Konstantinopel, Pera, Sakiz Agatsch 73.

- Dr. Albert Bittinger, Landgerichtsrat, München, Wilhelmstr. 21 II.
- Kommerzienrat Julius Blanck, Paris, 18 rue St. Fiacre.
- Dr. D. van Blom, Professor an der Technischen Hochschule in Delft, Noordeinde 30.
- Dr. iur. Michael von Bochkor junior, Professor an der kgl. Rechtsakademie, Nagyvárad.
- Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci, Perugia.
- Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.
- Alexander Borsenko, Mag. jur., Städtischer Bibliothekbegründer, Odessa, Deribas Strasse 9.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Bernhard Brands, Berlin, Neue Rossstr. 23.
- Kgl. Universitätsbibliothek Breslau.
- Dr. iur. James Breit, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht Dresden, Elisenstrasse 10.
- Louis Bridel, de Lausanne et Genève, professeur à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio, Koishikawa, Oimatsu-chô, 59.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. Brie, Breslau, Auenstrasse 35.
- Dr. Arthur Brückmann, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 27.
- Dr. Viktor Bruns, Professor d. R. an der Universität Berlin, Rankestrasse 22.
- Dr. Joseph Ludwig Brunstein, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, Krugerstrasse 13.
- Patentanwalt Alfred J. Bryn, Kristiania, Leyder Sagens Gate 20.
- Geheimrat Budde, Berlin-Grunewald, Wangenheimstr. 14.
- S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-L. 86 Ripon-Street, Calcutta.
- Rechtspraktikant Fritz Burckhardt, Nürnberg, Camerarius Str. 7, I.
- John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und der reinen Naturwissenschaften, New-York, Columbia-Univ.
- Se. Exzellenz, Dr. A. Bürklin, Karlsruhe.
- Rechtsanwalt Ludwig Cahn, Köln, Hildebaldplatz 21.
- Carl Cahn, Berlin W. 10, Regentenstrasse 18.
- Justizrat Rechtsanwalt Dr. Hugo Cahn (Cahn I), Nürnberg, Hefnersplatz 10.

- Dr. W. van Calker, o. Professor d. R. an der Universität
Giessen, Wilhelmstr. 22.
- Dr. J. Castillejo, o. Prof. d. R., Paloma, 22 Cindad-Real (Spanien).
- V. Cathrein, S. J., Valkenburg (Holland), Ignatius College.
- Advokat Dr. iur. E. Cesana, Zürich, Alfred Escherplatz 15.
- Referendar a. D. Dr. Ernst Cohn, fr. pr. Arzt, Berlin-Schöne-
berg, Martin Lutherstr. 25.
- Rechtsanwalt Sally Cohn, Brandenburg a. H., Potsdamerstr. 53/54.
- Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich II, Carmenstrasse 18.
- Bibliothek der Städtischen Handelshochschule Cöln, Claudius-
strasse 1.
- Continental-Caoutchouc- und Gutta-Percha-Com-
pagnie, Hannover.
- Prof. Francesco Cosentini, de l'Université Nouvelle de
Bruxelles, Modena, Istituto di sociologia.
- Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin,
Nussbaum-Allee 17.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Arthur Curti, Zürich, Bahnhofstrasse 73.
- Professor Dr. Ludwig Darmstaedter, Berlin W. Land-
grafenstrasse 18a.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Alfons David, Düsseldorf, Hebbel-
strasse 17.
- Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.
- Universitätsprofessor Dr. iur. Ernst Delaquis, Charlottenburg-
Westend, Kaiserdamm 32.
- Dr. Giorgio Del Vecchio, o. Professor d. R. a. d. Universität
Bologna, Via Toscana 3.
- Dr. B. Denekamp, advocaat, Rotterdam.
- Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin-
Grunewald, Erbacherstrasse 1.
- Gerichtsassessor Dr. iur. Rob. Deumer, Dozent an der Handels-
hochschule Leipzig, Coburgerstrasse 13.
- Deutsch-Chinesische Hochschule, Abtlg. f. Rechts-
und Staatswissenschaften, Tsingtau (China).
- Vorstand des Deutschen Anwaltvereins, Leipzig,
Schreiberstrasse 3.

- Eugenio Di Carlo, Dottore in Filosofia, Palermo, Via Divisi 99.
- Universitäts- und Forstakademieprofessor Dr. Karl Dickel,
Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 22.
- Dr. Method Dolenc, k. k. Bezirksrichter beim k. k. Oberlandes-
gericht Graz.
- Dr. Hanns Dorn, a. o. Professor der Nationalökonomie a. d. k.
Techn. Hochschule München (wohnt: Grünwald bei München,
Isarthal).
- Rechtsanwalt Dr. Martin Drucker, Leipzig, Ritterstr. 1—3.
- Geheimer Regierungsrat Professor Dr. phil. C. Duisberg, Dr.
ing. et med. h. c., Generaldirektor der Farbenfabriken
vorm. Fried. Bayer & Co., Leverkusen b. Cöln a. Rhein.
- Geh. Regierungsrat W. Dunkhase, Direktor im kais. Reichs-
patentamte, Berlin W 30, Luitpoldstr. 42.
- Dr. Adelbert Düringer, Reichsgerichtsrat, Leipzig, Kaiser
Wilhelmstrasse 51.
- Dr. Emile Durkheim, Professeur à l'Université de Paris.
260, rue Saint-Jacques, Paris.
- Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.
- Exzellenz Staatsminister Dr. Freiherr von Dusch, Karlsruhe
i. B., Jahnstrasse 12.
- Exzellenz Wirklicher Staatsrat von Dynovsky, Dirigent der
Rechtsabteilung des Finanzministeriums, Ministerialrat im
Justizministerium, St. Petersburg.
- Oberbürgermeister Dr. Ebeling, Dessau, Medicusstrasse 4.
- Prof. Dr. Chr. Eckert, Studiendirektor der Handelshochschule
und der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung,
Cöln, Claudiusstrasse 1.
- Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V,
Sprensenbühlstrasse 20.
- Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.
- Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegen-
heiten, Helsingfors.
- Ernest Eisenmann, Avocat, Paris, Cité Rougemont 2.
- Dr. iur. Armand Eisler, Verteidiger in Strafsachen, Wien III,
Sofienbrückengasse 10.

Dr. Leo Elsner, Hofrat am Obersten Gerichtshofe, Wien IX/4, Gürtel 118.

Dr. iur. Alexander Elster, Jena, Paradiesgasse 3.

Referendar Dr. iur. C. August Emge, Hanau a. M., Hainstr. 14.

Freiherr Rudolf v. Engelhard, Rittergutsbesitzer und cand. iur. et. phil., Ehrenritter des Johanniterordens, Alt-Born pr. Kreslawka, in Kurland (Russland).

Oberlandesgerichtsrat Professor Dr. Arthur Engelmann †, Breslau 18, Eichendorffstrasse 63.

Patentanwalt Dr. Julius Ephraim, Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 68.

Kgl. Universitätsbibliothek Erlangen. (Oberbibliothekar Dr. Karl Heiland.)

Landrichter Dr. Fritz Ernst, Essen-Ruhr, Irmgardstrasse 33.

Dr. Ernst, Rechtsanwalt und Handelsadvokat, Zürich, Böcklinstr. 37.

Dr. Wilhelm Esslinger, Rechtsanwalt, München, Promenade-
strasse 15 II.

Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.

Dr. Wilhelm Exner, Sektionschef, Präsident des K. k. Technischen Untersuchungsamtes, Herrenhaus-Mitglied, Wien IX/2, Wahsingerstrasse 59.

Erich Fabarius, Bremen, Baumwoll-Börse 212 C.

Dr. Antonio Falchi, Professor a. d. Univ. Sassari, Largo Cavaletti.

Dipl.-Ing. C. Fehlert, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Belle-
Allianceplatz 17.

Dr. Hans Fehr, o. Professor d. R. an der Universität Jena.

Kammergerichtsreferendar Paul Feick, Südende bei Berlin.
Stephanstr. 34.

Staatsanwalt Dr. Feisenberger, Magdeburg, Kaiser Otto Ring 17.

Dipl.-Ing. Fels, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Belle-Alliance-
Platz 14 I.

Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. A. Finger, Halle a. S.,
Reichardtstrasse 2.

Dr. Franz Finkey, o. Professor des Strafprozessrechts an der
Universität Kolozsvár, Ungarn.

Gerichtsassessor Dr. Oskar Fischbach, Strassburg i. E., Za-
berner Ring 4.

- Geh. Justizrat Dr. Otto Fischer, o. Prof. d. R. an der Universität Breslau, Monhauptstr. 3.
- Rechtsanwalt Dr. Flechtheim, Cöln a. Rh.
- Dr. J. P. Fockema Andreae, Wethouder (Beigeordneter) der Stadt Utrecht, Utrecht, Trans No. 4.
- Prof. Dr. S. J. Fockema Andreae, Leiden.
- Dr. Armin Fodor, Richter am obersten Gerichtshof, Budapest VII, Herminenstrasse 8.
- Dr. T. H. Fokker, Rechtsanwalt, Amsterdam, 252 Amstel.
- Dr. Edgar Franckel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Lobkowitzplatz 3.
- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Justizrat Rechtsanwalt Dr. Heinrich Frankenburger, München, Maximilians-Platz 16/II.
- Rechtsanwalt Dr. Ernst Frankenstein, Berlin W 8, Taubenstr. 8.
- Staatsanwalt E. Frauenfelder, Schaffhausen, Heerenweg 1.
- Geheimer Kommerzienrat Hermann Frenkel, Berlin W. 10, Tiergartenstrasse 18 d.
- Justizrat Friedenthal, Breslau, Neue Schweidnitzer Str. 4.
- Landgerichtsrat Dr. J. K. Julius Friedrich, a. o. Professor d. R. an der Universität Giessen, Johannesstr. 5/I.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.
- Rechtsanwalt Dr. Herbert Fuchs, Berlin W 9, Bellevuestr. 5.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- Justizrat Dr. Ludwig Fuld, Mainz, Heidelbergerfassgasse 11.
- Carl Fürstenberg, Geschäfts-Inhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Berlin.
- Dr. Ludwig Gallia, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Biberstrasse 2.
- Professor Dr. Ganz, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Leipzig, Ferdinand Rhodestrasse 31.
- Eugen L. Garbáty, Berlin-Pankow, Berlinerstr. 127.
- Professor Dr. Heinrich Geffcken, Köln-Marienberg, Lindenallee 62.
- W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford; All Souls College, Oxford.

- Geh. Rat Dr. Georgi, Oberbürgermeister a. D., Leipzig-Möckern.
Gesellschaft für Weltmarkenrecht, Berlin W. 8.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Giner de los Rios, o. Prof. d. R. an der Universität Madrid, Obelisco 8.
- Rechtsanwalt Dr. Fritz Glaser, Dresden-A, Amalienstr. 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Dr. Max Gmür, Prof. d. Rechte an der Universität Bern.
- Dr. Leopold Karl Goetz, Professor an der Universität Bonn, Kurfürstenstrasse 13.
- Geheimer Kommerzienrat Goldberger, Berlin W 56, Markgrafenstrasse 53/54.
- Justizrat Eduard Goldmann, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W, Potsdamerstrasse 22 a.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III/3, Jacquingasse 45.
- Dr. James Goldschmidt, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Berlin W, Landgrafenstrasse 9.
- Th. Goldschmidt, Aktiengesellschaft, Essen-Ruhr.
- Govindo Dàs, in Durgakund, Benares, Indien.
- Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten Gerichts- und Kassationshofes, Wien VIII, Schönbornlg. 10.
- Univ.-Prof. Dr. X. Gretener, Breslau, Lothringerstrasse 19.
- Staatsrat Dr. Wiatscheslaw Gribowski, Universitätsprofessor, Odessa, Franzuskipier 7.
- Justizrat Philipp Grimm, K. Notar a. D., München, Karlsstr. 40.
- Dr. jur. Jos. H. P. M. van der Grinten, Commies-Redacteur ter Gemeente-Secretarie, Nymegen, van Oldenbarneveldtstraat 12.
- Dr. phil. Chr. Grotewold, Geschäftsführer des Zentral-Vereins für deutsche Binnenschifffahrt, Berlin-Steglitz, Peschkestr. 18, II.
- Dr. iur. Erwin Grueber, Kgl. Univ.-Prof. München, Giselastr. 5.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX, Berggasse 22.
- Königl. Senator Dr. Francesco Filomusi Guelfi, Professor der Rechte an der Universität Rom, Via Farini 40.

Dr. Adolf Günther, Privatdozent an der Universität Berlin,
Hilfsreferent im Kaiserl. Statistischen Amt, Berlin SW 68,
Markgrafenstr. 94.

Geheimrat Professor Dr. Güterbock, Königsbergi. Pr., Königstr. 63.

Dr. jur. Harald Guthertz, † Privatdozent der Universität Berlin,
Berlin-Halensee Kurfürstendamm 149.

Universitätsprofessor Dr. K. Haff, Lausanne-Chailly, Villa Blanche 3.

Universitätsprofessor Dr. Ernst Hafter, Kilchberg bei Zürich.

Elie Halévy, Professeur à l'École libre des sciences politiques
Paris.

Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies,
Bruxelles, rue Saint-Josse, 22.

Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg.

Dr. iur. Paul Hámos, Privatdozent a. d. Handelsakademie Budapest.

Dr. Ernst Harmening, Rechtsanwalt am Oberlandesgericht
Jena, Kochstrasse 2.

Dr. C. A. J. Hartzfeld, Rechtsanwalt und stellvertretender
Richter beim Landgericht, Amsterdam, Spui 28.

Universitätsprofessor Dr. Hasbach, Universität Kiel, z. Z.
Dresden A, Johannstädter Ufer 12^{II}.

Dr. Adolf Hasenkamp, Privatdozent an der Universität Kiel
Niemannsweg 115.

Henri Hayern, Privat-docent à l' Université de Genève.
[wohnt:] La Chapelle, près Carouge, canton de Genève (Suisse).

Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of
Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English
Law in the University of Cambridge. Emmanuel College,
Cambridge, England.

Dr. Philipp von Heck, o. Professor d. R. an der Universität
Tübingen, Neckarhalde 68.

Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R.
an der Universität Jena, Wörthstr. 12.

Staatsrat Ludwig Heerwagen, Vizepraeses des Bezirksgerichts
Petrikau (Russisch-Polen), Moskauerstr. 71.

Universitätsprofessor Dr. A. Hegler, Tübingen.

Universitätsprofessor Dr. Heilborn, Breslau II, Tauentzienstr. 42.

Oberlandesgerichtsrat Dr. Hein, Hamm i. Westf., Villa Werner (Osten Allee 84).

Rechtsanwalt und Notar Dr. Heinemann, Essen (Ruhr).

Justizrat Dr. Ernst Heinitz, Berlin W. 9, Königgrätzerstrasse 9.

Amtsrichter Dr. Heinrich, Kattowitz O./S., Karlstrasse 3.

Edmund Helbig, Vorsteher der Schadenabteilung der Schweiz. Unfallversicherungs-Gesellschaft, Berlin-Halensee, Katharinenstr. 3.

Privatdozent Dr. Henle, Bonn, Marienstr. 7.

Dr. Léon Hennebiq, Professeur de philosophie du Droit à l'Université Nouvelle de Bruxelles, Directeur de la Revue Economique internationale, Bruxelles, 26—28 Rue des Minimes.

Justizrat Siegmund Henschel, Breslau V, Schweidnitzer Stadtgraben 10 I.

Jur. Dr. Karl Herrmann Edler von Otavský, o. ö. Professor der Rechte an der k. k. böhmischen Karl-Ferdinands-Universität in Prag, Smichov bei Prag, No. 489.

Amtsrichter Herrnschmidt, Kattowitz O./S., Lessingstr. 9 II.

Geheimer Kommerzienrat Wilhelm Herz, Berlin NW 7, Dorotheenstrasse 2.

Geh. Oberjustizrat Franz von Hessert, Darmstadt, Schiesshausstrasse 128.

Dr. Heinrich Hernád Hesslein, Budapest VII, Rákóczy ut 6.

Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.

Rechtsanwalt Dr. Hirsch, Halle a. S., Händelstrasse 20.

Dr. Franz Hoeniger, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin C 2, Königstrasse 30.

Graf Paul von Hoensbroech, Grosslichterfelde, Drakestr. 79.

Rechtsanwalt Dr. E. E. Hoffmann (Hoffmann II), Darmstadt, Hügelstr. 45.

Oliver Wendel Holmes, Supreme Court of the United States, Washington.

Dr. Max Huber, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich (in Wyden bei Ossingen, Kanton Zürich).

- Dr. jur. Charles Henry Huberich, Counsellor at Law, Berlin NW 7, Unter den Linden 39.
- Geheimer Regierungsrat Karl Hufner, Abteilungsvorsitzender am Kaiserlichen Patentamt, Schöneberg, Berlin W 30, Speyererstr. 19.
- Geh. Kommerzienrat Emil Jacob †, Berlin W, Landgrafenstr. 12.
- Geheimer Justizrat Max Jacobsohn, Berlin W 9, Linkstr. 1.
- Exz. Dr. Eugen von Jagemann, grossh. Bad. Wirkl. Geh. Rat und Gesandter a. D., ord. Hon.-Prof. d. R., Heidelberg, Märzgasse 18.
- Rechtsanwalt und Notar Dr. Richard Jahns, Auerbach i. Vgtl., Königr. Sachsen.
- K. k. Landesgerichtsrat Franz Janisch, Eger (Kreisgericht).
- Dr. Alexander Jastchenko, Professor der Rechte an der Universität Jurjew (Dorpat).
- Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Prof. Dr. D. Josephus Jitta, ord. Univ.-Prof., Amsterdam 808 Keizersgracht.
- Dr. iur. Václav Joachim, Magistrats-Sekretär, Prag VII, Kostelní ul. 952.
- Carl Jörn, Hamburg 24, Lübeckerstrasse 101.
- Rechtsanwalt Dr. A. Joos, Basel.
- Rechtsanwalt Dr. Isay, Berlin S. 61, Belle Allianceplatz 13.
- Justizrat Dr. Jünger, Wiesbaden, Moritzstrasse 7.
- Landgerichtsrat Carl Kade, Vorstand des Preussischen Richtervereins, Waidmannslust bei Berlin, Bondickstr.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
- Dr. Walter Kaskel, Berlin W. 10, Hitzigstrasse 7.
- Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, G. m. b. H., Berlin SW 68, Lindenstr. 35.
- Justizrat Dr. Edwin Katz, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W. 64, Behrenstrasse 17 II.
- Dr. R. Kaulla, Professor, Stuttgart, Mörikestrasse 14.
- Dr. iur. et phil. Stephan Kekule v. Stradonitz, Kammerherr S. H. D. des regierenden Fürsten in Schaumburg-Lippe; Berlin-Gross-Lichterfelde, Marienstr. 16.

- Justizrat Dr. Paul Kent, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M., Taunusstrasse 1.
- Dr. jur. J. C. Kielstra, Beamter im Verwaltungsministerium, Ifikini 26 Weltereder (Batavia).
- Univ.-Professor Dr. Walter Kinkel, Giessen, Plockstr 12.
- Gerichtsassessor Dr. jur. Hugo Kinne, Berlin SW 11, Grossbeerenstrasse 5, II.
- Oberbürgermeister Kirschner †, Berlin NW. 21, Alt-Moabit 90.
- Dr. Géza Kiss, o. Professor a. d. Rechtsakademie Nagyvárad (Grosswardein).
- Staatsanwalt Dr. Karl Klee, Privatdozent an der Universität Berlin, Berlin W. 62, Maassenstr. 31.
- Regierungs-Assessor Dr. Kleefeld, Berlin W., Burggrafenstr. 15.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Dr. G. Kleinfeller, o. Professor d. R., Kiel, Niemannsweg 101.
- Professor Dr. iur. et phil. E. Kloeppel, Elberfeld, Bismarckstrasse 17.
- Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Staatsministerium des Innern Hugo von Knebel-Doeberitz, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38.
- J. K. Kochanowski, associé des Internationalen Institutes für Soziologie in Paris, Mitglied der Warschauer Wissenschaftlichen Gesellschaft, Redacteur der polnischen „Historischen Revue“ in Warschau; Warschau, Koszykowa 57.
- Albert Kocourek, attorney and counselor at law, Chicago, 4 Lake Street.
- Amtsrichter Dr. Arthur Kohler, Berlin W 15, Olivaerplatz 7.
- Geheimer Justizrat Dr. jur. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin W 15, Kurfürstendamm 216.
- Dr. Arthur Köhler, Erster Assistent am Kgl. Sächs. Institut für Kultur- und Universalgeschichte, Leipzig, Georgiring 11.
- Professor Dr. Carl Koehne, Privatdozent an der Technischen Hochschule Berlin, Keithstr. 12.
- Advokat Dr. Jakob Kohn, Budapest V, Vigszuchór u. 5.
- Reichsgerichtsrat Heinrich Könige, Leipzig, Kaiser Wilhelmstrasse 59 II.

- Geheimer Kommerzienrat W. Kopetzky, Berlin NW 7, Unter den Linden 52.
- Prof. Lic. Dr. Koppelman, Privatdozent für Philosophie, Münster i. W., Breul 12.
- Dr. Ignatz Kornfeld, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Zelinkagasse 5.
- Dr. Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. am Polytechnikum Lemberg.
- Dr. iur. R. Kranenburg, Rechter in de Arrondissements-Rechtbank te Tiel (Holland).
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.
- Kgl. Kommerzienrat Max Krause, Steglitz, Kaiser Wilhelmstr. 4.
- Freiherr Krupp von Bohlen und Halbach, Essen (Ruhr.)
- Dr. jur. et phil. Bernhard Kübler, o. Professor d. R. an der Universität Erlangen, Luitpoldstr. 17.
- Rechtsanwalt Dr. Rob. Kück, Dominikanischer Legationssekretär, Hamburg, Ferdinandstrasse 22.
- Dr. jur. Edgar Kuhn, Nürnberg.
- Dr. med. H. Kurella, Sommer: Kudowa, Kr. Glatz; Winter: Bonn a. Rh. und Catania.
- Dr. G. Kuttner, Landrichter a. D., Privatdozent an der Universität Berlin, Grunewald, Höhmannstr. 6.
- Exz. Wirklicher Geheimer Rat Univ.-Prof. Dr. Laband, Strassburg im Elsass, Kaiser Wilhelmstr. 17.
- J. F. Landsberg, Amtsgerichtsrat in Lennep (Rheinl.) Mittelstr. 24.
- Oberlandesgerichtsrat L. Lang, Darmstadt.
- Dr. Josef Langer, k. k. Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Bäckerstrasse 9.
- Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor D. Dr. Adolf Lasson, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 49.
- Dr. Rudolf von Laun, Universitätsprofessor, Wien VII, Wimbergergasse 30.
- Universitätsprofessor Dr. Paul Aug. Leder, Czernowitz, Franzensgasse 45.
- Universitätsbibliothek Leipzig (Dr. Boyser).
- Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.

- Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Gabitzstr. 188.
- Ludwig Leopold, Szekszárd, Ungarn.
- Dr. Alessandro Levi, o. Professor d. R. an der Universität Ferrara, Adresse: Venedig, 3897 Calle Avvocati.
- Dr. jur. I. A. Levy, Amsterdam, Heerengracht 210.
- Bankdirektor Gerhard Ley, München, Gabelsbergerstr. 48.
- Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel, Roonstr. 2 I.
- Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegelhäuser Landstr. 29.
- Dr. E. Liljeqvist, o. Professor der praktischen Philosophie an der Universität Lund.
- Geheimrat Professor Dr. Carl v. Linde, München 44.
- Justizrat Adolf Lindt, Rechtsanwalt, Darmstadt, Kasinostr. 22.
- Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, M. d. R. u. M. d. A., Hardenbergstr. 19, II.
- Dr. Alexander Löffler, Professor des Strafrechts an der Universität Wien, Wien XIX/1, Felix Mottlstr. 10.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.
- Notar Wilhelm Lütkemann, Hannover, Prinzenstr. 2.
- Julian W. Mack, Judge N. S. Commerce Court Washington, D. C.
- Maggi, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, Berlin W 35, Lützowstrasse 102—104.
- Rechtsanwalt Julius Magnus, Berlin, Dorotheenstr. 49.
- Dr. Géza v. Magyary, o. ö. Professor an der Universität Budapest, Budapest VIII, Jozsefkörut 37/39.
- Oberlandesgerichtsrat Mainhard, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 4.
- Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. an der Universität Lemberg, Mochnackigasse 58.
- Justizrat Dr. Mamroth, Breslau, Schweidnitzerstrasse 27.
- Fabrikbesitzer Dr. jur. Otto Hanns Mankiewicz, Gerichts-assessor a. D. (i. F: P. Beiersdorf & Co., Chemische Fabrik Hamburg), Hamburg XXX, Eidelstedterweg 42.
- Rechtsanwalt S. Mankowsky, Berlin NW 7, Friedrichstr. 155.

- Exzellenz Wirkl. Geh. Rat von Martens †, St. Petersburg
 Prof. Dr. Götz Martius, Kiel, Hohenbergstr. 4.
- Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, Nürnberg 24.
 Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. Paul Mauser, Oberndorf a./N.,
 (Württemberg).
- Rechtsanwalt Dr. Ernst Mayer, Budapest, V. Bezirk, Leopold-
 ring 17.
- Prof. Dr. jur. et phil. Max Ernst Mayer, Strassburg i. Els.,
 Orangeriering 19.
- Univ.-Prof. Dr. Ernst Mayer, Würzburg, Randerseckstr. 33.
- Georg v. Mayr, Kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D., kgl.
 bayrischer Universitätsprofessor, München, Georgenstrasse 38.
- Floyd R. Mechem, LL. D., Professor of Law, Chicago.
- Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
- Dr. Fritz Meili, o. Professor d. R. an der Universität
 Zürich, Zürich I, Stadthausquai 7.
- Rechtsanwalt W. Meinhardt, Berlin, Rauchstr. 11.
- Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.
- Dr. S. M. Mélamed, Schriftsteller, 7 Buckingham Mansions,
 Golder's Green, London N. W.
- Dr. Valamir v. Meltz, Universitätsdozent, Kolozsvár (Klausenburg).
- Landgerichtsrat Mende, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 189.
- Franz von Mendelssohn, Grunewald bei Berlin, Herthastr. 5.
- Generalkonsul Robert von Mendelssohn, Berlin W. 56,
 Jägerstrasse 51.
- Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an
 der Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.
- Dr. phil. Wilhelm Merton, Frankfurt a. M., Guiollettstr. 24.
- Landgerichtsrat Dr. Arthur Meszlény, Privatdozent an der
 Universität Kolozsvár (Klausenburg) Budapest.
- Geh. Hofrat Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R.
 an der Universität Würzburg, Lessingstr. 1.
- Rechtsanwalt Dr. Alex Meyer, Bonn, Wilhelmstr. 13.
- Regierungs-Assessor Dr. Meyer-Edward, Darmstadt, Heiden-
 reichstrasse 37.
- Dr. Pl. Meyer von Schauensee, Obergerichtsvizepräsident,
 Luzern, Schweiz.

- Dr. Robert Michels, Prof. an der Universität Turin, Via A. Provana, 1.
- Dr. iur. Wilh. Edmund Milliet, Chef-Direktor der eidg. Alkoholverwaltung und o. Honorarprofessor an der Universität Bern, Länggassstrasse 31.
- Patentanwalt M. Mintz, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 93.
- Dr. Waldemar Mitscherlich, Professor der Staatswissenschaften an der Kgl. Akademie Posen.
- Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor, Utrecht, Molierstraat 1a.
- Regierungs-Assessor Walter Moll, Berlin NW 23, Brückenallee 36.
- Se. Exzellenz Staatsminister v. Möller, Berlin W, von der Heydtsstrasse 12.
- Exzellenz Staatsminister von Moltke, Klein-Bresa bei Markt-Bohrau i. Schl.
- Exzellenz Eduard Graf Montgelas, Kgl. Bayer. Staatsrati. a. o. D. und Gesandter, Dresden, Zinzendorfstr. 13 I.
- Dr. Bredov. Morgenstierne, Prof. d. R. u. d. Nat.-Oek., Christiania, Eilert Sundts Gade 41.
- Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D., o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.
- Dr. med. Max Moszkowski, Berlin-Grunewald, Herthastr. 2a.
- Prof. Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass.).
- Oberlandesgerichtsrat Georg Müller, Naumburg (Saale), Spechtsart 5.
- Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität, Cambridge, Mass, U. S. A. z. Z. Berlin, America-Institut.
- Musée social, Paris, 5 rue Las Cases, Paris VII.
- Franz Nadastiny, Strafanstalts-Oberdirektor, Garsten (Oberösterreich).
- Dr. Johannes Nagler, o. Prof. d. R. an der Universität Basel, Sonnenweg 21.
- Privatdozent Dr. Hans Nawiasky, k. k. Postsekretär im k. k. Handelsministerium, Wien XIII 2, Einwanggasse 23.
- Erich Nehring, Konsistorialrat, Posen, Goethestrasse 16.
- Rechtsanwalt Dr. Oscar Netter, Berlin, Bayrischer Platz 4.

- Universitätsprofessor Dr. Neubecker, Berlin-Charlottenburg, Königsweg 31.
- Dr. Adolf Neumann-Hofer, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Detmold.
- Dr. Johannes Niedner, o. Professor d. R. an der Universität Jena, Humboldtstr. 7.
- Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor d. R. an der Universität Kiel.
- Prof. Baron Boris Nolde, St. Petersburg, Furstadtskaia 20.
- Professor Dr. Nolens, Mitglied der 2ten Kammer, Haag (Holland).
- Norwegisches Nobelinstitut (Institut Nobel Norvégien), Kristiania, Drammensvei 19.
- Justizrat Dr. Hermann Oberneck, Rechtsanwalt am Kammergericht und Notar, Berlin, von der Heydtstr. 8.
- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Sieboldstr. 8.
- L. Oppenheim, M. A. LL. D., Whewell Professor of International Law in the University of Cambridge, Whewell House, Cambridge, England.
- Dr. Franz Oppenheimer, Privatdozent an der Universität Berlin, Steglitz, Zimmermannstr. 12, III.
- Professor Dr. Albert Osterrieth, Berlin W 66, Wilhelmstr. 57/58.
- Geh. Hofrat Dr. Wilh. Ostwald, emer. Professor, Gross-Bothen (Kgr. Sachsen), Landhaus Energie.
- Dr. jur. Carl Herrmann Edler von Otavsky, o. ö. Professor d. R. an der k. k. böhmischen Karl Ferdinands-Universität in Prag, Smichow.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitäts-Professor, Mitglied des österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.
- Dr. jur. Alfred Frhr. v. Overbeck, o. Prof. der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz), Villa Félix.
- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.
- Rechtsanwalt Dr. J. Paechter, Berlin W, Kurfürstenstr. 148.
- Antonio Pagano, Prof. libero di Filosofia del Diritto nella R.^a Università di Roma, Capo Sezione nel Ministero di Grazia e Giustizia (Biblioteca), Roma, Via Nazionale 172.

- Eugen Panofsky, Bankier und Stadtrat, Berlin C. 2, an der Stechbahn 3/4.
- Referendar Dr. Hans Pasquay, Strassburg i. E., Ruprechtsauer Allee 7/I.
- Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der bayrischen Handelsbank, München, Bayrische Handelsbank.
- Dr. iur. A. v. Peretiatkowicz, Heidelberg, Friedrichstr. 13.
- Deputierter Jivoïn Péritch, Professor an der Universität Belgrad.
- P. Heinrich Pesch, S. J. (Adresse: Marienfelde-Berlin, Kloster vom guten Hirten, Lankwitzerstrasse).
- Dr. Igino Petrone, Privatdozent an der Universität Neapel; Napoli, R. Università.
- Dr. Pfahl, Syndikus der Handelskammer Halle a. S.
- Dr. Pfitzner, Berlin-Halensee, Joh. Sigismundstr. 9.
- Dr. Robert Piloty, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Roonstr. 2 I.
- Dr. Karl Polenske, Privatdozent an der Universität Halle, Blumenthalstr. 15.
- Walter Pollack, Berlin-Charlottenburg, Berlinerstr. 48.
- Rechtsanwalt Jllés Pollak, Mitglied des Anwaltsenates der Krone und Kurie, Präsident des ungarischen Landesadvokaten-Bundes, Budapest, V. Nagykorona uter 34.
- Sir Frederick Pollock, 13 Old Square, Lincoln's Inn, London W. C.
- Dr. Stanislaus Posner, Advokat in Warschau, Membre associé de la Société d'études législatives à Paris, Membre de l'Institut du droit comparé à Bruxelles; Paris 7 me 2 rue Perrouet.
- Dr. Roscoe Pound, Professor of Law in the Harvard University, Cambridge (Mass.).
- K. k. Universitätsbibliothek Prag.
- Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W. 10, Matthäikirchstr. 29.
- Se. Exz. Dr. Peter Pustoroslew, ord. Professor des Strafrechts an der Universität zu Jurjew (Dorpat), Wirklicher Staatsrat; Jurjew (Dorpat), Rigaschestrasse 46.

- Universitätsprofessor Dr. Ernesto Quesada, Buenos-Ayres, Plaza Libertad, Calle Libertad 946.
- K. Regierungsdirektor Karl Ritter von Rasp, Generaldirektor der Bayerischen Versicherungsbank, München, Ludwigstr. 12, I.
- Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W, Meinekestrasse 7.
- Dr. jur. Gustav Ratjen, Frankfurt a. M., Westendstrasse 101.
- Dr. Adolfo Ravà, o. Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Messina.
- Dr. Albert Redlich, Industrieller, Wien IX, Garnisongasse 3.
- Dr. Herm. Rehm, o. Professor d. R. an der Universität Strassburg.
- Dr. iur. et phil. Hans Reichel, o. ö. Professor an der Universität Zürich, Sonneggstr. 80.
- Dr. Heinrich Reicher, † Universitäts-Professor, Filzmoos, Post Eben (Salzburg).
- Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.
- Viktor Ring, Senatspräsident am Kammergericht Berlin, Berlin W., Schöneberger Ufer 46.
- Landes- und Gerichtsadvokat Dr. Michael Ringel, Lemberg, Walowastr. 111.
- Dr. Heinz Rogge, Kammergerichtsreferendar, Berlin (gegenwärtig Neustettin).
- Patentanwalt A. Rohrbach, Erfurt, Bahnhofstrasse 6.
- Dr. jur. et phil. Walther Rohrbeck, Cöln a. Rh., Blumenthalstrasse 2.
- Dr. Henri Rolin, Professeur à l'Université de Bruxelles, 10 rue T. B. Meunier, (avenue Brugmann), Oecle près Bruxelles.
- Dr. Wilhelm Rosenberg, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I am Hof 11.
- Rechtsanwalt Dr. Rosenmeyer, Frankfurt a. M., Schillerstr. 25.
- Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an der Universität Jena.
- Landgerichtsdirektor Fritz Rotering, Magdeburg, Breiteweg 253.
- Geh. Oberbauinspektor Richard Roth, Basel.
- Dr. phil. Walther Rothschild, Verlagsbuchhändler, Berlin-Wilmersdorf, Brandenburgische Str. 41.
- Privatdozent Dr. Paul Rumpel, Neuchâtel, 16 Trois Portes.

- Rechtsanw. Dr. S. Rundstein, Warschau, Tlomackiestr. 6/8.
Referendar Fritz Ruppert, Wiesbaden, Sophienstrasse 3.
Siegfried Sachs, Stellv. Handelsrichter beim Kgl. Landgericht I,
Berlin NW. 40, Hindersinstr. 4.
Dr. R. Saleilles †, Professeur à l'Université de Paris, 14 Rue
St. Guillaume Paris.
Universitätsprofessor Dr. Giuseppe Salvioli, Neapel, Via Atri 37.
Prof. d. Rechte L. von Savigny (†), Mitglied des Preuss. Herren-
hauses, Münster i. W.
Dr. Hugo Sawitz, Rechtsanwalt und Notar, Rostock i. M.,
Hopfenmarkt 17.
Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner †, Jena.
Gerichtsassessor Dr. iur. et phil. Carl Ludwig Schimmel-
busch, Düsseldorf, Rubensstr. 4.
Geh. Justizrat Dr. S. Schlossmann †, o. Professor d. R. an
der Universität Kiel.
Rechtsanwalt Dr. Alexander Schmidt, Budapest, VI., Andrassy-
Strasse 10.
Dr. iur. Paul Schmidt, Wien XIII, Lainzer Str. 20.
Landrichter Dr. B. Schmidt-Blanka, Frankfurt a. M., Bocken-
heimerlandstr. 87.
Dr. Otto Schneider, Bankdirektor, Mannheim A, 2, I.
Dr. Schöndorf, Wien IX, Liechtensteinstrasse 45.
Professor Dr. Schott, Breslau, Dahnstrasse 5.
K. Schrader, Mitglied des Reichstags, Eisenbahndirektor a. D.,
Berlin, Steglitzer Strasse 68.
Dr. Hans Schreuer, o. Professor der Rechte an der Universität
Bonn, Schumannstr. 38.
K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm,
o. Professor an der Universität Wien 19, Cottagegasse 56.
Hofrat Dr. J. Schulmann, k. b. freiresignierter Notar, München,
Leopoldstrasse 37.
Assessor Dr. Schultzenstein, Berlin W 57, Pallasstr. 7.
Geh. Reg.-Rat Dr. Schuppe, ord. Professor der Philosophie,
Breslau, Predigerplatz 1.
Dr. phil. Paul von Schwabach, Berlin, Behrenstr. 62.
Justizrat Dr. J. Schwering, Hamm i. Westf., Ost-Str. 60.

- Justizrat Dr. Arnold Seligsohn, Berlin NW 7, Prinz Louis Ferdinandstrasse 1.
- Dr. Emanuele Sella, Professor an der Universität Sassari, Valle Mosso (Biella), Italien.
- Dr. iur. Gregor Semeka, Privatdozent, München, Gundelinenstrasse 5.
- Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald, Lucius-Str. 9.
- Geh. Regierungsrat Dr. ing. Wilh. von Siemens, Berlin SW. 11, Askanischer Platz 3.
- Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Wilhelm Silberschmidt, Zweibrücken, Villenstr. 7.
- Justizrat Dr. Max Silberstein, Berlin W, Margarethenstr. 7.
- Justizrat Dr. Hermann Veit Simon, Rechtsanwalt und Notar, Berlin, Victoriastr. 5.
- Rechtsanwalt Dr. Otto Simon, Mannheim.
- Dr. Soetbeer, Generalsekretär des Deutschen Handelstags, Berlin C2, Neue Friedrichstrasse 53—54.
- Exzellenz Dr. von P. Sokolowsky, Univ. Prof., Kurator des Südrussischen Lehrbezirks, Charkow.
- Se. Exzellenz Gouverneur Dr. Solf, Staatssekretär des Reichskolonialamts, Berlin.
- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg), Fadrusz János-utca 12.
- Amtsrichter Theo Sonnen, Köln-Marienburg, Goltsteinstrasse 199.
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.
- Dr. Ludwig Spiegel, Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Prag II, Tyršgasse 7.
- Rechtsanwalt Eduard Staedel, Darmstadt, Elisabethenstr. 14.
- Rechtsanwalt und Notar Stahl, Syndicus der Grossh. Handelskammer Friedberg in Hessen, Bad Nauheim.
- Professor Dr. Ph. Stein, Frankfurt a. M., Jordanstrasse 19.
- Univ.-Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.

- Privatdozent Dr. Ludwig Stephinger, Tübingen, Christophstr. 30.
 Dr. Theodor Sternberg, Charlottenburg, Schlüterstr. 60.
 Geh. Regierungsrat Paul Stier, Direktor der Mitteldeutschen
 Bodenkredit-Anstalt, Greiz i. V.
 Dr. Stier-Somlo, o. Professor d. öffentl. Rechts an der Hoch-
 schule für kommunale und soziale Verwaltung, Köln a. Rh.,
 Marienburgerstrasse 87.
 Beeidigter Rechtsanwalt Julius Strauss, Moskau, Zwetnai
 Boulevard 24.
 Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med.
 Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident
 des Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.
 Univ.-Professor Dr. Georg von Streit, Königlich Griechischer
 Gesandter in Wien, Kaiser-Wilhelm-Ring 10.
 Dr. Gustav Stresemann, Mitglied des Reichstags, Dresden-A.,
 Ferdinandstrasse 11, I.
 Universitätsprofessor Dr. Leo Strisower, Wien I, Lichtenfelsgasse 5.
 Dr. iur. Karl Strupp, Frankfurt a. M., Reuterweg 40.
 Justizrat Dr. Sturm, Naumburg a. S.
 Advokat Dr. iur. Alfred Stückelberg-v. Breidenbach,
 Mitglied des geschäftsleitenden Ausschusses des Schweize-
 rischen Anwaltsverbands, Basel, Freiestrasse 107.
 Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Uni-
 versität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
 Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines.
 Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
 Dr. iur. Adolf Tecklenburg, Privatdozent an der Universität
 Bern, Länggasstrasse 75.
 Geheimer Rat Dr. August Thon †, o. Professor der Rechte, Jena,
 Fürstengraben 2.
 Dr. iur. Richard Thurnwald, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter
 am Museum für Völkerkunde, Berlin W 50, Nürnbergerstr. 23.
 Dr. Alexander Tille †, Saarbrücken III, Hellwigstrasse 1.
 Dr. Emanuel Tilsch †, o. Prof. d. R. an der böhm. Universität
 Prag.
 Ferdinand Tönnies, ordentl. Honorarprofessor an der Universität
 Kiel; in Eutin, Auguststrasse 8.

- Patentanwalt B. Tolksdorf, Berlin W 9, Potsdamerstr. 127/128.
Oberrichter Dr. iur. Fritz Trüssel, Bern (Schweiz), Beatus-
strasse 32.
Handelskammer-Syndikus Dr. Trumpler, Frankfurt a. M.,
Handelskammer.
K. Universitätsbibliothek Tübingen (Oberbibliothekar Geiger).
Dr. Alexander Turnowsky, Maros-Vásárhely (Ungarn).
Dr. Ginzo Uchida, Professor an der Universität Kyoto,
Yoshida-machi, Kyoto, Japan.
Rechtsanwalt Dr. Josef Ujlaki, Budapest, VI. Terézkörut 46.
Geh. Rat Prof. Dr. E. von Ullmann, München, Ludwigstr. 29.
Vereinigung der Ungarischen Beeideten Patent-
anwälte, Budapest, G. P. O. Post-Box 13.
Bureau international de l'Union de la propriété indu-
strielle, Berne, Helvetiastrasse 7.
Advokat Dr. Ludwig Urbach, Budapest, V. Tükör utcza 2.
Professor Dr. N. af Ursin, ehem. Vicepräsident des Finn-
ländischen Landtags in Turku (Abö) Finnland.
Michelangelo Vaccaro, professore nella R. Università di Roma,
Deputato al Parlamento nazionale.
Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, Washington, z. Zt. Paris,
12 rue Vinense.
Dr. A. Vierkandt, Professor an der Universität Berlin,
Gross-Lichterfelde, Wilhelmstr. 22.
Dr. Paul Vinogradoff, Corpus Professor der Rechte, Oxford,
19 Linton Road, Oxford.
Dr. H. L. A. Visser, Advokat, Amsterdam, Keizersgracht 528.
Exzellenz Staatsminister Graf Vitzthum v. Eckstädt,
Dresden, Seestr. 18.
Akademieprofessor Dr. Andreas Voigt, Frankfurt a. M.-Eschers-
heim, Neumannstrasse 187.
Geheimrat Dr. Johannes Volkelt, o. Universitätsprofessor,
Leipzig, Auenstr. 3 II.
Rechtsanwalt Dr. iur. Karl Vonschott, Bielefeld i. Westf.,
Marktstrasse 4.
Rechtsanwalt Dr. Leo Vossen, Aachen, Heinrichs-Allee 39.

- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock,
Rostock i. M., Georgstrasse 96.
- Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat Dr. Waentig, Dresden A.,
Striesener Platz 16.
- Dr. L. Wappes, Regierungsdirektor der K. Regierung der
Pfalz, Kammer der Forsten, Speyer, Hauptstrasse.
- Max M. Warburg, Hamburg, Ferdinandstrasse 75.
- Gerichtsassessor Erich Warschauer, Kattowitz, Bismarckstr. 11.
- Rechtsanwalt Dr. Martin Wassermann, Hamburg, Neuerwall 34.
- Dr. Rudolf Wassermann, München, Herzog-Heinrichstr. 20.
- Prof. E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen
Instituts, Leopoldspark, Brüssel.
- Professor Dr. jur. et phil. Adolf Weber, Handelshochschule
Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstrasse 12.
- Dr. Weber, M. d. R., Löbau (Sachsen).
- Dr. jur. Werner Wedemeyer, a. o. Prof. der Rechte, Kiel,
Adolfstrasse 52 I.
- Landrichter Dr. Ernst Weigelin, Stuttgart, Johannesstr. 55 I.
- Geh. Justizrat Dr. J. Weismann, o. Prof. d. R. an der Uni-
versität Greifswald.
- Dr. jur. Alexander Welkow, Ministerial-Hilfskonzipist, Buda-
pest IX, Üllör út 3.
- Universitätsprofessor Dr. von Wenckstern, Breslau XVIII,
Kleinburgstrasse 21.
- Dr. Leopold Wenger, o. Prof. d. R. an der Universität München,
Adelheidstrasse 15.
- Dr. Felix Wieland, Rechtsbeistand der K. Deutschen Bot-
schaft in Frankreich, Paris, 49 rue de Trévis.
- Dr. v. Wiese und Kaiserswaldau, Professor der National-
ökonomie an der Akademie für kommunale Verwaltung
und Studiendirektor der akademischen Kurse für allgemeine
Fortbildung und Wirtschaftswissenschaften, Düsseldorf,
Brehmstr. 34.
- Justizrat Dr. R. Wildhagen, Rechtsanwalt beim Reichsgericht,
Leipzig, Ferdinand Rhodestr. 34.
- Gerichtsassessor Dr. Ernst Winckler, Leipzig, Renstädter-
steinweg 4 II.

Dr. R. Wirth, Frankfurt a. M., Taunusstr. 1.

Lycealprofessor Dr. M. Wittmann, Eichstätt.

Paul Wölbling, Magistratsrat in Berlin, Eichwalde, Krs. Teltow.

Staatsanwalt Ernst Wolff, Landsberg a. Warthe.

Rechtsanwalt Dr. Bernhard Wolff, Frankfurt a. M., Bockenheimer Landstr. 2.

Dr. Julius Wolff, Leiter der Zentral-Auskunftsstelle für Auswanderer, Berlin W. 35, Am Karlsbad 9/10, III.

Dr. Martin Wolff, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Halensee, Halberstädterstrasse 2.

Dr. J. Wolterbeek Muller, Advocaat, Haag, van Speykstraat 5.

Kgl. Württ. Zentralstelle für Gewerbe und Handel, Stuttgart.

Rechtsanwalt Dr. Albert Wulff, Hamburg, Admiralitätstr. 81.

Landrichter Dr. Carl Wunderlich, Leipzig, Lampestrasse 1 II.

Exz. Wirkl. Geh.-Rat Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig, Schwägerichenstrasse 17.

Koichi Yamaguchi, Prof. an der Handelshochschule und an der Kaiserlichen Adelsschule zu Tokio. Tokio, Ushigome Wakamatsu Cho 119.

Oberlandesgerichtsrat Dr. A. N. Zacharias, Hamburg, Adolfstrasse 74.

Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und Prof., Kasan, Universitätsplatz, eigenes Haus.

Rechtsanwalt Dr. iur. Heinrich Zeller, Zürich I, Rennweg 10.

Dr. iur. Heinrich Ludwig Zeller, Darmstadt, Hochstr. 66 II.

Univ.-Prof. Dr. Theobald Ziegler, Strassburg i. E., Fischartstrasse 22.

Hugo Zietz, i/Fa. Orientalische Tabak- und Zigarettenfabrik Yenidze, Dresden, Weisseritzstr. 3.

Geheimer Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn.

Rechtsanwalt Dr. Zöphel, Leipzig, Peterssteinweg 19 II.

Dr. Gottfried Zoepfl, Regierungsrat und a. o. Professor der Staatswissenschaften, Berlin, Wilhelmstr. 62.

II.

Rechts- und Staatsphilosophie. Allgemeine Rechts- und Staats- lehre. Rechtspädagogik.

Die staatliche Gemeinschaft als Organismus.

Von

Dr. Bredo Morgenstierne,

Professor der Rechte und der Nationalökonomie an der Universität
Christiania.

(Fortsetzung.)

Nehmen wir jetzt vorläufig Abschied von jenem nicht irdischen, nicht vorher eingenommenen Beobachter. Wir sehen, dass wir bisher nicht viel anderes von ihm haben lernen können, als eine Vorstellung gewinnen, wie die Gemeinschaftsbildung sich überhaupt bei einer äusseren Betrachtung anlässt. Wir sehen erstens, dass in derselben Weise, wie wir Gruppierungen in der Pflanzen- und Tierwelt finden, finden sich auch solche unter den Menschen, und zweitens, dass viele von diesen, die nicht durch äussere Einrichtungen, sondern durch geistige Bande irgend einer Art verbunden sind, bei einer naturgeschichtlichen Betrachtung schwer zu beobachten und zu verstehen sind. Ferner sehen wir, dass es einer unmittelbaren, nicht voreingenommenen Beobachtung unendlich fern liegen würde, diese Gruppierungen als lebendige, beseelte, einheitliche Wesen aufzufassen und sie mit dem individuellen Organismus zu vergleichen. —

Wenn wir in dieser Weise, nachdem wir versucht haben, aus unserm Selbst herauszugehen und die Dinge objektiv zu betrachten, zu uns selbst zurückkehren und die Gemeinschaftsbildungen untersuchen mit den Hilfsquellen, die unser Selbstbewusstsein, unsere Fähigkeit, in unserem eigenen, inneren Seelenleben zu forschen, uns an die Hand gibt, — also von einem naturhistorischen zu einem psychologischen Gesichtspunkt übergehen, — so ist es klar, dass wir

bedeutend weiter im Verständnis dieser Bildungen gelangen. Von uns selbst kennen wir die verschiedenen, körperlichen Bedürfnisse des Menschen, die uns auf vielerlei Weise von den Naturumgebungen abhängig machen, und teils die Menschen zu Vereinigung und gemeinsamer Arbeit zwingen, teils dem Selbsterhaltungstrieb zugrunde liegen, der Konflikte unter den Menschen hervorruft und dadurch wieder, wenn auch indirekt gemeinschaftsbildend wirkt. Wir kennen auch aus unserm Innern die Seelenzustände und Gefühle, welche direkt und indirekt gemeinschaftsbildend wirken, Liebe und Hass, Lust- und Unlustgefühle, Gattungsgefühl, Selbstsucht, Sympathie und Antipathie, Ehrgefühl, Herrschsucht, Bewunderung, Nachahmungstrieb, Furcht usw., und können uns durch eine Betrachtung dieser Seelenzustände und Gefühle einen Begriff davon machen, was die Menschen — ausser der äusseren Naturumgebung — dazu bringt, sich zu vereinen, was sie in Gruppen hält, was sie dazu bewegt, sich Anführern zu unterordnen, sich in immer festeren Formen zu organisieren, was Gemeinschaft und Gemeinschaftsgruppen, Stände und Klassen in einen Konflikt geraten lässt usw.

Wir werden jedoch bald bemerken, dass wir auch auf diesem subjektiven, psychologischen Wege nicht ganz zum Verständnis der Gesellschaftsphänomene gelangen. Nähmen wir z. B. die norwegische Staatsgemeinschaft vor uns und alle Personen, aus denen sie in diesem Augenblick besteht, so ist es leicht einzusehen, dass es ausgeschlossen wäre, so zu rasonnieren: weil alle diese einzelnen Menschen gewisse, ihnen als Menschen angeborene, natürliche Gefühle und Seelenzustände, Sympathieen und Antipathieen etc. haben, darum ist die norwegische Staatsgemeinschaft so eingerichtet, wie es augenblicklich der Fall ist, darum geht die ökonomische Wirksamkeit eben in dieser oder jener Weise vor sich, darum sind Nationalcharakter, Sprache, religiöse Ideen, Sitten und Gebräuche, Rechtsordnung, politische Institutionen, Vermögensverhältnisse, Kunst und Wissenschaft, Sterblichkeit, Häufigkeit der Ehen und Geburten, Anzahl der Verbrecher, Bevölkerungsdichte, Ein- und Auswanderung, andere gesunde oder krankhafte soziale Zustände gerade so, wie sie es augenblicklich sind.

Zunächst würden wir ja bei einem solchen Rechenstück dabei anhalten müssen, dass jene angeborenen, den einzelnen Individuen innewohnenden Seelenzustände sich bei näherer Untersuchung zum ausserordentlich grossen Teil als soziale Entwicklungsprodukte entpuppen würden. Es ist auch, wohl zu merken, durchaus unmöglich, eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen dem, was einem abstrakten menschlichen Wesen als solchem, und was z. B. dem einzelnen Norweger des 20. Jahrhunderts eigen ist. Seine Physik und seine Psycho-

logie ist wesentlich verschieden sowohl von der des Norwegers im 10. Jahrhundert als von der des Australnegers und kann an sich nur erklärt werden aus einem langen, sozialen Entwicklungsprozess und der Kindererziehung, die selbst ein Ergebnis dieses Prozesses ist. Aber selbst wenn wir gänzlich von diesem absehen und den Norweger ansehen, so wie er es heutzutage ist, so ist es ja klar, dass die Gesellschaft, wie sie sich uns im Augenblick zeigt, nicht ein Ergebnis der Seelenzustände, Gefühle, Wünsche und Willensäusserungen dieses Norwegers und seiner Genossen ist. Wenn auch jeder einzige, jetztlebende Norweger damit einverstanden wäre, eine wesentliche, radikale Umbildung der Staatsgemeinschaft, in der sie leben und wirken, nicht nur zu wünschen, sondern sie auch mit aller Energie betreiben würden, so können wir mit Sicherheit behaupten, dass es ihnen nicht gelingen würde. Es bliebe bei den kleinen oberflächlichen Änderungen und den grossen Umbildungen auf dem Papier. Im tiefsten Grunde aber bliebe die Gesellschaft wie vorher. So stark ist die Gesellschaft in dieser ihrer höchsten Form gebunden, nicht nur durch die Naturumgebung und die menschliche Natur, sondern noch mehr durch ihre eigene Vergangenheit, durch die vorhergehenden Zustände, die die nächstliegenden Bedingungen dafür sind, dass die Gesellschaft heute so ist, wie sie es ist, und nicht anders. Kein Volk kann seine Vergangenheit auslöschen und seine Geschichte ungeschrieben machen.

Dazu kommt aber noch, dass eine solche gedachte Gefühls- und Willensübereinstimmung zwischen sämtlichen Individuen einer der grösseren und komplizierteren, menschlichen Gesellschaften eine reine Abstraktion ist, die niemals in der Realität verwirklicht wird. In dem wirklichen Leben steht der Einzelne der menschlichen Gesellschaft als kompakter Masse gegenüber, die er nicht ins Wanken bringen kann. An allen Enden wird er sich gebunden fühlen. Einige, wenige Persönlichkeiten, die die allervorgesprochensten Stellungen in einer Gesellschaft innehaben, werden bis zu einem gewissen Grade fähig sein, bewußt in die Entwicklung einzugreifen, sodass man sogar einen Abschnitt in der Entwicklung eines Volkes mit dem Namen eines einzelnen Mannes bezeichnen können wird. Was in einem solchen Fall Ursache und was Wirkung ist, wie unabhängig oder von Voraussetzungen gebunden ein solches Eingreifen in der Tat ist, darüber herrschen Meinungsverschiedenheiten, über die ich mich in diesem Zusammenhang nicht aussprechen werde. Für alle anderen Mitglieder der Gemeinschaft wird dagegen die Möglichkeit, durch ihre persönlichen Seelenzustände, Gefühle und Wünsche auf die sozialen Verhältnisse einzuwirken, äusserst beschränkt sein. In dem Verhältnis der Wechselwirkung, das zwischen Gesellschaft und

Individuum besteht, ist darum offenbar das Individuum in weit höherem Grade empfangend als gebend. Man kann mit gutem Recht die menschliche Gesellschaft als ein Etwas betrachten, das unabhängig von den Individuen besteht, ein Komplex von Verordnungen, Institutionen, Traditionen und Gewohnheiten, Gefühlen, Tendenzen und Ansichten, die sich entwickeln und ihr eigenes Leben leben, ohne dass das Individuum imstande wäre, im wesentlichen in dieses einzugreifen, und ohne dass es deshalb auch möglich wäre, diese Entwicklung oder dies Leben gänzlich oder hauptsächlich auf Grundlage der Gefühle und Seelenzustände der zu einer bestimmten Zeit lebenden Individuen zu erklären. Vielmehr wird es uns noch klarer als früher, dass die Gesellschaft umgekehrt das Individuum in ihrem Bilde formt, und dass das Individuum sich an allen Ecken und Enden gebunden fühlt durch die vielerlei ökonomischen, rechtlichen und moralischen Schranken, die das Gesellschaftsleben vor ihm errichtet.

So kehren wir auch von dieser Betrachtung noch mehr gestärkt zurück zu der oben erwähnten Notwendigkeit, diese Entwicklung und dieses Leben aus den eigenen Voraussetzungen der Gemeinschaft zu erklären, sowie aus den vorangehenden Zuständen, die für die folgenden bestimmend wirken. Selbst wenn wir diesem historischen Gesichtspunkt unserer Betrachtung der Gesellschaft festhalten, so bleibt nichtsdestoweniger die Frage, wie diese Entwicklung der Gesellschaft und die dadurch bedingte Struktur sowie die Funktionen derselben aufzufassen sind.

Man hat darüber gestritten, inwiefern man in bezug auf diese Entwicklung der Gemeinschaft mit Recht den Ausdruck „Wachstum“ brauchen dürfe, durch den man den Gedanken eines naturnotwendigen, unbewussten, von dem zielbewussten Streben der Menschen unabhängigen Prozesses hineinlege. Dass es solch ein naturnotwendiges und unbewusstes Moment in der Entwicklung zur Gesellschaft gibt, lässt sich nicht leugnen und wird schon aus dem oben Erklärten hervorgehen. Auf einer primitiven Entwicklungsstufe wird dieses Moment sogar das am stärksten hervortretende sein, sodass einzelne Verfasser die erste Gesellschaftsbildung an sich als eine biologische Erscheinung auffassen, die ausserhalb der Soziologie falle. Es ist jedenfalls sicher, dass die ersten Gesellschaftsbildungen vor sich gegangen sind unter diesem starken Druck äusserer Naturumgebungen und der menschlichen Natur, ohne dass irgend ein bewusstes Streben von Seiten des Menschen, diesen Bildungen eine bestimmte Form zu geben, eine grössere Rolle gespielt hat. Dieses setzt sich ziemlich weit in der Entwicklung in derselben Weise fort. Zu der Zeit, da der Gesetz-

geber etwas anderes und bedeutend mehr als ein Aufzeichner schon befestigter Rechtsgewohnheiten wird, da die Menschen sich darüber klar werden, dass sie irgend eine Form der Ehe oder des Staats jeder andern vorziehen, da sie sich dessen bewusst werden, dass ihre Gemeinschaften an bestimmten Mängeln leiden, und darnach streben, dagegen Mittel zu finden usw., — zu der Zeit hat die menschliche Gesellschaft schon eine so feste Struktur und ein so entwickeltes und vielseitiges Leben bekommen, dass sie sich nicht zum Gegenstand einer zielbewussten und umfassenderen Umbildung durch die Mitglieder machen lässt. Es gibt deshalb sichtlich eine Möglichkeit, die Entwicklungsgeschichte der konkreten Volksgemeinschaften zu studieren als hauptsächlich bestimmt durch ihre eigenen, natürlichen Gesetze, also als ein naturbestimmtes Wachstum, wesentlich unabhängig von einem bewussten Eingreifen seitens der Individuen.

Immerhin ist dies nur die eine Seite, denn man kann ja auch nicht dem gegenüber blind sein, dass nach und nach in eben demselben Masse wie das Verständnis der Menschen ihrer selbst und ihrer Umgebungen, darunter auch der sozialen Erscheinungen wächst, wird ein solches zielbewusstes Eingreifen sich immer mehr geltend machen. Die Naturnotwendigkeit weicht immer mehr der Freiheit. Geniale Denker, Forscher und Staatsmänner treten hervor, die allerdings einerseits selbst in höherem oder geringerem Grade dadurch bedingt sind, dass die Entwicklung in einer bestimmten Richtung zur Reife gelangt ist, die aber andererseits neue Anregungen geben, das Gebiet der menschlichen Tätigkeit durch Entdeckungsreisen ausdehnen, Gebiete des sozialen Lebens durch technische Erfindungen umbilden, geistige Heroen, die es vermögen, die Verhältnisse im eigenen und fremden Lande zu überblicken, und sie jedenfalls z. T. durch Gesetzgebung und Verwaltung, durch Kriege, Alliancen, Kolonisationen usw. bewusst zu beeinflussen suchen. Und selbst abgesehen von diesen führenden Geistern, die zur Umformung der Lebensbedingungen und äusseren Formen der Gesellschaft mitwirken, wird das bewusste Streben der Glieder der Gemeinschaft, — jeder in seinem Interessenkreis —, und die Verträge und das bewusste gemeinsame Arbeiten, das dieses Streben erzeugt, immer mehr der zivilisierten menschlichen Gesellschaft ihr Gepräge geben. —

Es macht sich hier also eine doppelte Reihe von Kräften geltend: die unbewussten organischen Kräfte, die das Wachstum und die Entwicklung der Gesellschaft aus den ihr innewohnenden Voraussetzungen und sozialen Gesetzen bedingen, — und das zielbewusste Streben der Individuen, um ihre Interessen zu fördern und die Gesellschaft übereinstimmend mit diesen und mit den Idealen zu formen, die jede Epoche vor dem Leben der Gemeinschaft auf-

stellt. Das Ergebnis wird hervorgehen, dem Gesetz von dem Parallelogramm der Kräfte entsprechend. Dieses wird bei jeder Reformbewegung klar zu Tage treten. Ein jeder sozialer Reformator wird fühlen, dass er allerdings einiges von dem, was er sich als Ziel gesetzt hat, erreichen wird, niemals aber alles. Je tiefer und eingreifender die Reformen sind, desto kräftiger wird auch die Reaktion sein, die in den in der sozialen Entwicklung wirkenden unbewussten Kräften liegt. Auch wird kein Reformator die Wirkung einer sozialen Reform ganz überblicken können. Fast immer wird es sich zeigen, dass die Vorteile, die man einerseits erreicht, andererseits durch Mängel, die die Reform indirekt hervorruft, wenn nicht aufgewogen, so doch gehemmt werden. Keine Erfahrung ist sicherer und gewöhnlicher als diese, dass jede soziale Reform-Arbeit ihren Avers und Revers hat, dass die Übel, die man in einer Richtung zurückzudrängen sucht, sich unerwartet in einer andern in neuen Gestalten zeigen.

Wir sind also zu dem wichtigen Ergebnis gekommen, dass die menschliche Gesellschaft, so wie wir sie sehen, das Resultat des Zusammenwirkens einer doppelten Reihe von Kräften ist: die unbewussten, eigentlich sozialen Kräfte und die bewussten, individuellen Kräfte.

Wo aber Kräfte in Tätigkeit sind, müssen wir unserem Gedanken ein Subjekt dieser Kräfte geben oder wenigstens ein Kraftzentrum, von dem ausgehend sie zu denken sind. Das eine Kraftzentrum ist das Individuum. Gewiss das Individuum, wie es, wie öfter erwähnt, als ein im wesentlichen Grad soziales Produkt hervortritt. Indem wir aber sehr wohl von dieser Entwicklung abstrahieren und das Individuum so fassen können, wie es nun einmal ist, so hindert uns auch nichts daran, dieses als ein Kraftzentrum der bewussten, individuellen Kräfte zu denken, die das Leben, die Form und die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft beeinflussen. Das zweite Kraftzentrum, das der sozialen Kräfte, nennen wir die menschliche Gesellschaft.

Wir halten dann bei der Frage an: Was ist denn das, die „menschliche Gesellschaft“? Ist es eine Realität, oder ein reines Gedankenerzeugnis, ein Begriff? Es scheint mir, dass die Frage zweideutig ist, und dass sie, so gestellt, wie es häufig der Fall ist, damit beantwortet werden muss, dass die menschliche Gesellschaft beides sei.

Gewiss ist die menschliche Gesellschaft eine Realität. Sie gehört der Welt der äusseren Erscheinungen an. Es gibt ein Land Norwegen mit einigen Millionen Norwegern, mit einem Konstitutionsgesetz von Jahre 1814, mit Wegen und Eisenbahnen, mit Volkscharakter, Sitten und Gebräuchen, mit Sprache, Literatur, Kunst,

Gefühlen und Auffassungen usw. Von diesem Komplex von Realitäten gehen, wie gesagt, eine Reihe Kraftwirkungen aus, die in allen Richtungen einen zwingenden Einfluss auf das Individuum ausüben, und die für die weitere Entwicklung dieser Phänomene entscheidend sind. Als ein solches Komplex von Phänomenen und Kraftwirkungen ist die menschliche Gesellschaft eine Realität.

Andererseits ist die menschliche Gesellschaft als bewusstes, wollendes und handelndes, einheitliches Wesen eine Abstraktion. Ich habe oben die Gründe nachgewiesen, dass es unmöglich sei, ohne weiteres jede Gruppenbildung, die den Namen einer menschlichen Gesellschaft verdienen mag, als solch ein bewusstes, einheitliches Wesen aufzufassen. Insofern muss man sicherlich Einwand erheben gegen Lilienfelds Behauptung („Die menschliche Gesellschaft als realer Organismus“), die menschliche Gesellschaft sei ein realer Organismus, ein lebendiges, einheitliches Wesen. Da sich aber, wie gesagt, innerhalb jeglicher derartiger, gesellschaftlicher Gruppenbildungen objektiv wirkende, soziale Kräfte geltend machen, so kann man und muss man ganz entschieden jede Gemeinschaft als ein Kraftzentrum, ein gedachtes Subjekt dieser Kräfte auffassen. Da nun jede Gemeinschaft sich aus lebendigen Individuen zusammensetzt, so kommen die gewöhnlichen Lebensgesetze auch im sozialen Leben und dessen Entwicklung zur Geltung. Darum hat auch namentlich Spencer mit vollem Recht derartige, allgemeine Lebensgesetze nachgewiesen, wie die der steigenden Konzentration, der steigenden Differentiation und der steigenden Formenbestimmtheit, die auch für die Gemeinschaften, deren Struktur, Ordnung, Institutionen, Leben und Funktionen gelten.

Hier wären wir dann bei einem wichtigen Punkt angelangt, auf den ich besonders das Augenmerk richten möchte. Es scheint mir, dass sich in der soziologischen Literatur in ziemlich grosser Ausdehnung eine Zweideutigkeit geltend macht. Wenn es gilt, zu entscheiden, welche Bildungen unter die Kategorie Gesellschaft gehören, ist man, wie erwähnt, in der Regel durchaus darauf aufmerksam, dass diese grosse Kategorie eine grosse Anzahl unter einander äusserst verschiedenartiger Bildungen umfasst, von dem bescheidensten Nähverein, der für die Mission arbeitet, bis zur grossen, nationalen staatlichen Gemeinschaft. Wenn man aber dann die wahre Natur der „Gesellschaft“ erörtert, im besonderen, wenn die Biologen ihre Lehre entwickeln von der Gesellschaft als dem bewussten, lebendigen, einheitlichen Wesen, das erzeugt wird, das wächst, denkt, fühlt, handelt, mit Organen versehen ist, gesund oder krank ist, kränkelt und stirbt wie die Individuen, und wenn die Struktur und die Funktionen dieses sozialen Körpers in allen Einzelheiten

behandelt werden, dann hat man offenbar nur die letzten und höchsten Formen der Gesellschaftsbildung vor Augen, ohne dass es doch, wie wir gesehen haben, möglich wäre, eine bestimmte Grenze zu ziehen, was darunter einbegriffen ist und was nicht. Hieraus ergibt sich eine grosse Unklarheit und eine Menge unnötiger Kontroversen in der soziologischen Literatur.

Das wahre Verhältnis ist, dass sich innerhalb der grossen und bunten Kategorie der Gesellschaften eine Entwicklungsreihe geltend macht mit unmerklichen Übergängen von den niedersten und am wenigsten entwickelten Formen, in denen sich die Gruppe sehr der amorphen Masse oder dem organischen Protoplasma nähert, zu den höchst entwickelten, in denen sich ein organisches, einheitliches Leben stark geltend macht. Auf der niedersten Stufe steht nicht nur die primitive Horde und die auf einer niederen Entwicklungsstufe lose verbundene Familiengruppe. Sondern, wie oben angedeutet, können auch innerhalb der modernen, hoch entwickelten Gesellschaft eine Menge derartiger Gruppierungen nachgewiesen werden, bei denen schon von einem Zusammenwirken, aber nur wenig von einer Organisation die Rede ist, und bei denen sich deshalb nur ein Keim zu einem Wesen findet, das man noch dazu nur mit einem höheren, individuellen Organismus vergleichen dürfte.

Würden wir nun indessen die ganze Stufenreihe von Gesellschaftsbildungen durchgehen, je nachdem sie stärkere Konzentration und Einheit, klarere Abgrenzung, kompliziertere Organisation, grössere Bestimmtheit in ihrem Typus, grössere Verschiedenartigkeit in ihren Organen und Funktionen darbieten, so langen wir am Ende bei der gleich unserem Staat organisierten Nation, im allgemeinen: der staatlichen Gemeinschaft an. Aber auch innerhalb der Reihe dieser staatlichen Gemeinschaften machen sich eine ausserordentliche Verschiedenheit und ein unmerkliches Hinübergleiten von dem weniger zu dem mehr Komplizierten, Einheitlichen, Bestimmten, Abgegrenzten geltend. Zuweilen mag das fehlende, einheitliche Gepräge auf der Art des Territoriums ruhen. Ein Staat mit vielen, über den ganzen Erdball zerstreuten Besitzungen und Kolonien, die zum Mutterstaat in einem mehr oder minder losen Verhältnis stehen, wie z. B. in dem britischen Reich —, lässt sich schwer als einheitliches Wesen auffassen. Umgekehrt kann ein Staat, wie z. B. das Fürstentum Monaco, ein Territorium besitzen, das geographisch naturgemäss einer grösseren, nationalen Einheit angehört, sodass auch ein solcher Staat auf einer niederen Stufe der nationalen Einheit und Abgrenzung stehen wird. Es kann auch vorkommen, dass Nation und Staat nicht zusammenfallen. Entweder umfasst ein Staat wie z. B. der ungarische oder der österreichische

oder der schweizerische mehrere Nationalitäten, oder eine Nationalität gehört mehreren Staaten an (wie z. B. die deutsche, dänische, polnische). Oder mehrere Nationalitäten stehen einander in bezug auf Tradition, Sprache, Charakter, Lebensbedingungen so nahe, dass die Grenzen weniger klar werden. Die staatliche Gemeinschaft kann auch, was die Organisation betrifft, auf einer wenig entwickelten Stufe stehen. Umgekehrt aber kann die Organisation wie in den zusammengesetzten Staaten so kompliziert und die zentrale Behörde so sehr zwischen der übergeordneten und untergeordneten Gemeinschaft geteilt sein, dass es schwer fällt, in dieser komplizierten Bildung die Einheit festzuhalten.

(Schluss folgt.)

Wille und Willenserklärung im Tatbestand des Rechtsgeschäftes.

Von

Dr. Julius Binder,

o. Professor d. R. an der Universität Würzburg.

(Schluss.)

Da mithin diese Stellen nur gegen die Willenstheorie im klassischen Sinne verwertet werden können, wollen wir mit Henle S. 432 ff. die Frage prüfen, wie die Quellen den Irrtum über den Sinn der Erklärung behandeln. Denn wenn irgendwo, so muss sich hier die Richtigkeit der Theorie Henles erweisen. Als Hauptfall dieses Irrtums über den Sinn der Erklärung bezeichnet Henle mit Recht den Verlautbarungsirrtum; ebenso bin ich seiner Ansicht, dass der Identitätsirrtum nicht in diese Kategorie gehört (S. 434, 435). Aber da es sich für uns weniger um die Bildung richtiger Irrtumskategorien, als vielmehr um die Prüfung einer bestimmten Theorie an der Hand der Quellen handelt, wollen wir uns ohne prinzipielle Erörterung auf die Stellen beschränken, die uns der Verfasser vorführt (S. 437 ff.).

Die l. 3 D de reb. dub. 34,5 gibt nach Henle „das Willensdogma mit einer Vollendung wieder, wie sie kaum noch übertroffen werden kann“.

„In ambiguo sermone non utrumque dicimus, sed id dumtaxat, quod volumus: itaque qui aliud dicit, quam vult,

neque id dicit, quod vox significat, quia non vult, neque id, quod vult, quia id non loquitur.“²⁰³⁾

Ich behaupte das Gegenteil. Die Stelle bedeutet: Bei einer zweideutigen Erklärung muss durch Auslegung die Zweideutigkeit beseitigt werden und dann gilt der so ermittelte Sinn; ergibt sich, dass dieser Sinn nicht gewollt war, so ist die Erklärung nichtig und auch der ermittelte Wille kommt nicht zur Geltung. Also ist doch das Sinnbewusstsein erforderlich? Gewiss, nur muss man nach dem oben Gesagten beachten, dass nicht immer, wo in den Quellen wegen Irrtums Nichtigkeit eintritt, der Grund in dem Fehlen eines Tatbestandsmomentes zu liegen braucht.²⁰⁴⁾ Der Verlautbarungsirrtum ist ein Irrtum im Beweggrund, und zwar ein wesentlicher Irrtum; er vernichtet das Rechtsgeschäft, nicht weil es unvollständig ist, sondern obwohl es vollständig ist. Ganz konsequenterweise ist dieser Irrtum heutzutage nur ein Anfechtungsgrund. Dass auch beim nicht bestimmenden Irrtum das Sinnbewusstsein fehlt und trotzdem die Erklärung wirksam ist, gibt Henle (S. 439) selbst zu; ist dies aber richtig, dann handelt es sich nicht mehr, wie Henle meint, um eine „ziemlich selbstverständliche Restriktion“, sondern um ein sehr erhebliches Argument gegen das Willensdogma, denn dadurch wird das Sinnbewusstsein als ein Moment bezeichnet, das ausserhalb des Tatbestandes liegt und nur unter näher zu bestimmenden Voraussetzungen auf dessen Wirksamkeit einwirkt. Henle meint: „Wir stellen das Sinnbewusstsein nicht hin wie einen unantastbaren Boten aus heiliger Höhe“(!); aber das müsste er, wenn er seine Bedeutung richtig erkannt hätte. Nicht darum handelt es sich, ob das Sinnbewusstsein gelegentlich von Bedeutung ist, sondern darum, ob es begrifflich und ausnahmslos von Bedeutung ist; von begrifflichen Erfordernissen gibt es keine Ausnahmen, vor allem keine „banalen Ausnahmen, von denen man abstrahieren kann“. (S. 409). Ein Beispiel: Ein Gast in geschlossenem Kreise entnimmt seine Labung nicht dem in dem reservierten Lokal aufgestelltem Buffet, sondern einem anderen in dem allgemeinen Gastlokal, in das er irrümlicherweise geraten ist. Ist er zur Zahlung verpflichtet oder nicht? Natürlich ist er es, obwohl ihm das Sinnbewusstsein fehlt; dass seine Erklärung anfechtbar ist, ändert an dem prinzipiellen Wert der Entscheidung nichts.²⁰⁵⁾

²⁰³⁾ Literaturangaben bei Henle S. 437 ff.

²⁰⁴⁾ Siehe oben zu Nr. 179 ff.

²⁰⁵⁾ Auf die ausführlichen Erörterungen des Verf. zur lex 3 cit. näher einzugehen, fehlt mir hier leider der Raum.

Die l. 57 D de O et A 44,7 ferner, die Henle S. 445 heranzieht, ist allerdings „willenstheoretisch gefärbt“, in ihrer Ausdrucksweise nämlich, kommt aber für uns gar nicht in Betracht, weil sie ganz einfach vom Dissens handelt. Und dasselbe gilt von den anderen Stellen, die Henle im Zusammenhang mit dieser zitiert. Bei diesem Satze: *errantis nullus consensus* kommt alles darauf an, dass nicht verkannt werde, ein wie viel weiterer Begriff der *error* als der Irrtum ist, da ersterer eben ausser dem „echten“ auch den unechten Irrtum bezeichnet. Nicht immer verhindert der Irrtum den *consensus*, aber wenn es der Fall ist, ist das Geschäft nicht nichtig wegen des *error*, sondern wegen des mangelnden *consensus*. Dasselbe gilt von dem Satze *errantis nulla voluntas* (D 39, 3, 20; C. 1, 18, 8); er bedeutet nicht:²⁰⁶⁾ Wer irrt, hat keinen Willen, sondern die Willenserklärung eines im *error* (Mangel des Handlungswillens) befindlichen ist nichtig; in diesen Fällen liegt überhaupt keine W. E. vor; die in Frage kommende Handlung hat keinen „objektiven Erklärungswert“. Es handelt sich einfach um die Frage, ob eine stillschweigende W. E. vorliegt oder nicht. Dass schliesslich l. 25 § 1 D leg II nicht für die Willenstheorie geltend gemacht werden kann, gibt Henle S. 447 selbst zu; sie gibt ja nichts als eine Direktive für die Auslegung, und dasselbe gilt von l. 69 pr. eod. Was aber die l. 7 § 2 D de suppell. leg. 33,10 betrifft (S. 448), so ist von ihr ganz dasselbe zu behaupten. Es handelt sich ja um die Frage, ob bei der Auslegung eines Vermächtnisses der singuläre Sprachgebrauch des Erblassers berücksichtigt werden kann; dies wird bejaht mit der Begründung *prior atque potentior quam vox mens dicentis*, aber es wird dabei auch verlangt, dass diese *mens* in der *vox* erkennbar zum Ausdruck gelange, wie der ganze hierhergehörende Satz ergibt: „*nam etic prior atque potentior, quam vox, mens dicentis, tamen nemo sine voce dixisse existimatur.*“ Ich meine, das bisherige Ergebnis dieser Quellenrevue spricht für die Erklärungstheorie!

Der Verfasser behandelt noch die vielbesprochene l. 9 D de contr. empt. 18, 1 und den *error in corpore* und *in substantia*. Ich muss mich in Bezug hierauf kurz fassen und kann es auch,

²⁰⁶⁾ In l. 20 D de aqua 39,3 handelt es sich nämlich einfach um die Frage, ob das *pati* als Erteilung zur Erlaubnis aufzufassen ist; in l. 8 C de iur. et facti ign. 1,18 ferner fehlt es an einer objektiven Voraussetzung des Rechtserfolges; die im Irrtum über diese Voraussetzung abgegebene *professio* des Intestaterben, dass die im nichtigen Testament Freigelassenen frei seien, ist nicht als Freilassungserklärung zu interpretieren. Die *voluntas* ist hier also der Sinn der Erklärung.

denn hier werden die Quellen vom Verf. einfach vergewaltigt. (S. 449 ff.) In dem Satze: „sive in ipsa emptione dissentiant, sive in pretio, sive in quo alio, emptio imperfecta est“ soll „in allgemeiner Weise das Willensdogma für den Kauf aufgestellt werden.“ Das ist stark! Es handelt sich natürlich nur um den Dissens der beiden Erklärungen.²⁰⁷⁾ Und wenn in den folgenden §§ der *lex cit.* der *error in substantia* dem *error in corpore* gleichgestellt wird, so bedeutet dies einen „Beweis für das Willensdogma“ (S. 450) nur für den, der jede Berücksichtigung eines bloss subjektiven Motivs eben als Beweis für dieses Dogma betrachtet, oder mit anderen Worten das Problem verkennt. Der *error in substantia* ist nicht ein „Argument ersten Ranges für die Willentheorie“, wie Henle (S. 451) meint, sondern ein Argument dagegen; nämlich *e contrario*. Auch die l. 83 § 1 D de VO 45, 1 hat nur den einfachen Fall des *dissensus* im Auge und mit dem Willensdogma nichts zu schaffen, und dasselbe gilt von l. 137 § 1 *eodem*. Man begreift schlechterdings nicht, wie Henle diese Stellen für seine Theorie heranziehen mag und dann sich in bezug auf einen anderen Schriftsteller zu der Behauptung berechtigt glauben kann, „dass er die klarsten und zweifellosesten Stellen des *Corpus iuris* verzerre und verflache!“ (S. 457.) Von den vom Verf. angeführten Stellen hat ja bei richtiger Würdigung auch nicht eine ergeben, dass nach römischer Auffassung das Sinnbewusstsein zum Tatbestand des Rechtsgeschäfts gehört und dass es beim Fehlen dieses Momentes das Geschäft nichtig sein lässt. Damit ist als unser Ergebnis festzustellen: Die Thesis: „das römische Recht steht auf dem Boden der extremen Willentheorie“ (S. 463); „das Willensdogma ist römisches Recht“ (S. 466) ist nicht bewiesen; vielmehr sprechen die behandelten Quellenstellen für die Annahme, dass schon dem römischen Rechte die Erklärungstheorie entspricht.

B) Ebensowenig lässt sich m. E. mit dem Verf. S. 467 ff. behaupten, dass das BGB. das Willensdogma anerkannt habe. Es ist zwar richtig, dass die auf die W. E. bezüglichen Vorschriften des BGB. von einer Jurisprudenz geschaffen worden sind, die noch ganz wesentlich von willentheoretischen Gesichtspunkten beeinflusst war und es kann ebensowenig verkannt werden, dass die Terminologie des BGB. stark „willentheoretisch

²⁰⁷⁾ In der Tat wird, wie Henle S. 449 zu Nr 154 richtig bemerkt, der Fall durch das *absentem* „in trefflicher Weise klar gestellt“; nur geschieht dies nicht in der von Henle angenommenen Weise. Durch die Abwesenheit des Objekts wird nämlich das Vorliegen des Dissenses begründet und klar gestellt, dass es sich nicht etwa um eine bloss *falsa demonstratio* handelt.

gefärbt ist.“ Aber solch allgemeine Gesichtspunkte können nicht in Betracht kommen, wenn wir fragen, welchen Standpunkt das Recht des BGB. im Theorienstreite einnimmt, oder, um mich korrekt auszudrücken, welche Theorie der W. E. sich aus den Vorschriften dieses Gesetzbuches entwickeln lässt.²⁰⁸⁾ Es handelt sich dabei ausschliesslich um die Frage, ob es den Handlungswillen als solchen genügen lässt, damit eine W. E. im Sinne der §§ 116 ff. zustande kommt, oder ob daneben noch ein anderer psychischer Zustand dafür erforderlich ist. Nicht dagegen kommt für die Lösung des Problems der Umstand in Betracht, dass eine derartige W. E. vielleicht wegen eines besonderen psychischen Momentes anfechtbar ist und noch weniger, dass die Anfechtung möglicherweise zum Ersatz des negativen Interesses verpflichtet.

Natürlich kommt es, wenn wir an die Beantwortung dieser Frage gehen, sehr wesentlich auf die Frage an, welchen Standpunkt das Gb. gegenüber der Mentalreservation einnimmt; nämlich insofern, als, wenn die Beachtlichkeit der Mentalreservation ausgesprochen wäre, damit ein Argument für die Willenstheorie im strengsten Sinne gefunden wäre. Das Gegenteil ist bekanntlich der Fall; daher kann diese Willenstheorie dem Gb. nicht entsprechen, während anderseits die Frage offen bleibt, da der unter dem geheimen Vorbehalt Erklärende ja das Sinnbewusstsein hat, ob wenigstens dieses für den Begriff der W. E. erforderlich ist oder nicht.

So also liegen die Dinge bezüglich der Mentalreservation. Man kann nicht mit Hölder²⁰⁹⁾ sagen: § 116 I BGB. lässt ersehen, dass die Gesetzgeber die Unbeachtlichkeit der Mentalreservation besonders vorschreiben zu müssen glaubten, und insofern spricht § 116 für die Willenstheorie. Denn nicht darauf kann es ankommen, von welchen theoretischen Vorstellungen die Verfasser eines Gesetzes ausgegangen sind, sondern welche Rechtssätze aus welchen theoretischen Vorstellungen immer hervorgegangen sind. Diese Vorstellungen können ein wertvolles Auslegungsmaterial bei der Feststellung der Rechtssätze bilden; der Stoff, aus dem eine wissenschaftliche Theorie gewonnen werden kann, sind ausschliesslich diese Rechtssätze selbst. Daher lässt sich auch nicht umgekehrt für die Erklärungstheorie auf § 118 hinweisen, wie es derselbe Hölder tut, wenn er argumentiert, die Verfasser des BGB. haben die Beachtung des Mangels der

²⁰⁸⁾ Ueber die Literatur zu dieser Frage siehe Henle S. 467 N. 1 u. ff. und Oertmann, Kommentar z. allg. Teil S. 345.

²⁰⁹⁾ Hölder, zur Lehre von der Auslegung S. 8 f.

Ernstlichkeit besonders bestimmen zu müssen geglaubt; also kann für sie die Ernstlichkeit nicht zum Begriff der W. E. gehört haben.²¹⁰⁾ Es ist daher Henle durchaus zuzustimmen, wenn er ein solches Verfahren als unzulässig bezeichnet. — Gehen wir deshalb ohne weitere theoretische Erörterungen²¹¹⁾ ohne weiteres zu den Vorschriften des Gesetzes selbst über!

Henle geht mit Recht davon aus (S. 472), dass die W. E. im Sinne des BGB. mindestens den Handlungswillen erfordert, der vor allem auch im § 117 vorausgesetzt wird. Eine Schwierigkeit findet jedoch der Verfasser (S. 473) im § 117 insofern, als dieser von einer W. E. spricht, „obwohl die Erklärung gar nicht den Sinn einer juristischen W. E. ergibt.“ Das ist falsch. Es handelt sich nämlich um einen Tatbestand, der für den dritten Beurteiler als W. E. erscheint, und der sogar nach der Absicht der Geschäftsparteien als solche erscheinen soll²¹²⁾, ohne freilich für sie selbst, subjektiv, eine W. E. zu sein. Und insofern ist diese Vorschrift für uns besonders wertvoll, weil sie beweist, dass der Begriff der W. E. ausschliesslich objektiv bestimmt werden muss und das subjektive Sinnbewusstsein dafür nicht erforderlich ist. Wenn anderseits im § 117 die W. E. für nichtig erklärt wird, so kann man dies nicht auf den Mangel des Sinnbewusstseins gründen; denn das Bewusstsein von dem objektiven Sinn der W. E. fehlt den Parteien hier gar nicht; sondern nur darauf, dass für den Gesetzgeber der zureichende Grund fehlt, an diese W. E. Folgen zu knüpfen; denn da der Geschäftsgegner weiss, dass die W. E. nur zum Schein abgegeben ist, kann er nicht als objektiv berechtigt betrachtet werden, sie für eine wirkliche W. E. zu halten. Aus diesem Gesichtspunkt ist auch die Stellung der Vorschrift unmittelbar hinter § 116 gerechtfertigt.²¹³⁾

§ 116 betrifft, wie Henle S. 474 richtig bemerkt, nur die eigentliche Mentalreservation und lässt daher die Frage offen, was dann gilt, wenn der Erklärende zwar den Handlungswillen, nicht aber auch den Erfolgswillen gehabt, sich aber nicht insgeheim vorbehalten hat, das Erklärte nicht zu wollen. Diese Frage kann jedenfalls nicht durch ein einfaches *argumentum e contrario* beantwortet werden; denn der Fall der erzwungenen W. E. lässt ersehen, dass auch in derartigen Fällen die W. E. zunächst wirk-

²¹⁰⁾ Hölder a. a. O.; vgl. auch Riezler S. 372 und dagegen Henle S. 469.

²¹¹⁾ Nicht ganz so zutreffend sind die Bemerkungen des Verf. S. 470 ff. gegen Hölder.

²¹²⁾ Ein Argument, das freilich von Henle S. 473 abgelehnt wird.

²¹³⁾ A. A. Henle S. 473 nach N. 27.

sam sein kann; nur lässt sich auch nicht ohne weiteres aus dem Gesetze ersehen, dass sie immer wirksam sein muss. Indessen ergibt sich dies mit einiger Sicherheit aus der Behandlung, die das Gesetz nicht nur dem erzwungenen Rechtsgeschäft, sondern auch der irrtümlich abgegebenen Willenserklärung (§ 119) angedeihen lässt und aus dem gesetzlichen Begriff der W. E., der wie die §§ 116, 117, 119 ersehen lassen, das Sinnbewusstsein nicht voraussetzt.

Ich stimme also für den Fall der uneigentlichen Mentalreservation, um wieder einmal mit dem Verf. zu reden (S. 475), mit ihm im Wesentlichen überein; ich bin auch mit ihm der Ansicht, dass vom prinzipiellen Standpunkte des Gesetzgebers aus § 116 I entbehrlich wäre; nur möchte ich bemerken, dass wir eben schliesslich den Standpunkt des Gesetzgebers aus seinen Normen erkennen müssen und dass es daher gut ist, wenn er denselben in möglichst vielen Einzelnormen ausspricht, vor allem dann, wenn er einen prinzipiellen Leitsatz aufzustellen unterlassen hat. Anderenfalls käme man zu dem Postulat, der Gesetzgeber solle überhaupt nur das *ius contra rationem iuris* fixieren; das Ergebnis wären merkwürdige Gesetzbücher.

Was anderseits den Fall der „durchschauten Mentalreservation“ betrifft (§ 116 II), so liegt die Sache einfach ebenso wie bei § 117 I; es liegt zwar objektiv betrachtet eine W. E. vor; aber da der Erklärungsempfänger den Erklärenden durchschaut, fehlt für den Gesetzgeber die Veranlassung, an diesen Tatbestand eine Rechtsfolge zu knüpfen, und zwar, obwohl der Erklärende nicht nur den Handlungswillen, sondern auch das Sinnbewusstsein hat. Für Henles Theorie spricht § 116 II also auf keinen Fall (Vgl. Henle, S. 476), und noch viel weniger lässt sich behaupten, dass diese Vorschrift nur mit der offenbarungstheoretisch ausgeprägten Willentheorie vereinbar sei (S. 477). Sie ist vielmehr mit der extremen Erklärungstheorie ebenso wohl vereinbar wie mit Henles Theorie vom Sinnbewusstsein: denn es kann ja etwas sehr wohl dem Begriff der W. E. entsprechen und doch wirkungslos sein. Nicht alle Rechtsätze müssen ja, wie schon oben gesagt worden ist, konsequent sein; es gibt auch *ius contra rationem iuris*.²¹⁴⁾

In bezug auf § 118 geht Henle mit Leonhard²¹⁵⁾ davon aus, dass der Mangel der Ernstlichkeit nicht etwa aus der Erklärung selbst hervorgehen darf, da dann gemäss § 133 die

²¹⁴⁾ Vgl. dazu auch Henle selbst S. 481 ff. Auf die weitere bei Henle S. 482 angeführte Literatur bedaure ich hier nicht eingehen zu können.

Erklärung sich selbst aufheben würde (S. 485) und dass daher § 118 nur auf den Fall soll bezogen werden können, dass die Erklärung ihrem Sinne nach ernstlich ist, aber der Erklärende sich dieser Seite des Sinnes nicht bewusst ist (S. 484). Von hier aus hat Henle dann leichtes Spiel; denn offenbar ist es ja dieses Fehlen des Sinnbewusstseins, was die Nichtigkeit des Geschäftes begründet. Aber immerhin lässt sich einiges dagegen sagen. Vorausgesetzt nämlich, dass die genannte Auslegung des § 118 selbst richtig ist, so haben wir eben einen Fall, wo der Mangel des Sinnbewusstseins berücksichtigt wird; aber es ist damit ja nicht gesagt, dass dieser Mangel in allen Fällen und stets in derselben Weise berücksichtigt werden muss. Man wende nicht ein: von diesem Gesichtspunkt aus könnte ja auch § 116I als Ausnahmesatz aufgefasst werden und so der Willens- theorie geradezu zur Stütze dienen; denn einmal wäre § 116I eben nicht eine Ausnahme schlechthin, sondern eine nicht zu begründende Ausnahme, und sodann ist bereits zur Genüge erörtert worden, dass es von Begriffen keine Ausnahmen gibt.

Aber ist denn diese Auslegung des § 118 überhaupt zutreffend? Ist von Henle und Leonhard das Verhältnis dieser Vorschrift zu § 133 überhaupt richtig angegeben? Man wird dies verneinen müssen. Man setzt einen Tatbestand voraus, der prima facie als Willenserklärung erscheint; die Auslegung hat zu ermitteln, nicht nur was den Inhalt der W. E. bildet, sondern auch, ob überhaupt objektiv eine W. E. vorliegt.²¹⁵⁾ Ist diese letztere Frage zu verneinen, dann kann natürlich § 118 überhaupt nicht zur Anwendung kommen; ist sie dagegen zu bejahen, dann kann die weitere Frage gestellt werden, ob die W. E. ernstlich gemeint war oder nicht. So setzt also gerade § 118 im Hinblick auf § 133 voraus, dass eine Willenserklärung nicht nur dann vorliegt, wenn der Erklärende das Sinnbewusstsein hat; und § 118 spricht insofern gegen Henle. Auf der anderen Seite entsteht die Frage, auf welche Weise festzustellen ist, dass die Erklärung gemäss § 118 in der Erwartung abgegeben worden ist, der Mangel der Ernstlichkeit werde nicht verkannt werden? Aus dem Gesetz ergibt sich kein Anhalt für die Annahme, dass es sich dabei um ein inneres psychisches Moment handle. Daher wird die Willensmeinung ebenso wie die Erwartung im Sinne des § 118 durch Auslegung festgestellt werden müssen; gerade so wie der „wirkliche Wille“ des § 133;

²¹⁵⁾ Leonhard, Irrtum I S. 145.

²¹⁶⁾ Vgl. Hölder, der Inhalt der Willenserklärung S. 10 ff.

der Mangel der Ernstlichkeit muss mit anderen Worten ebenso wie die Erwartung, der Gegner werde ihn nicht verkennen, objektiv erkennbar sein. Daher kommt es auf das Sinnbewusstsein im § 118 überhaupt nicht an und beweist insofern § 118 jedenfalls nicht dieses Geschäftserfordernis. Man könnte im Gegenteil sagen: wer an einen anderen eine W. E. richtet in der Erwartung, der Mangel der Ernstlichkeit werde nicht verkannt werden, der muss sich des objektiven Sinnes seiner Erklärung bewusst sein; denn sonst hatte seine Erwartung keinen Sinn. Ein Bankier z. B., der weiss, dass sein Geschäftsfreund im Kurse stark gefallene Papiere hat, die er vergebens loszubringen sucht, schickt ihm, in lustiger Gesellschaft zum Ulk angeregt, ein Kaufangebot zu einem exorbitanten Preise. Aus diesem Preise schon wird der Mangel der Ernstlichkeit und die Erwartung des Erklärenden, dieser Mangel werde nicht verkannt werden, geschlossen werden müssen, da der Erklärende eben ein Bankier ist, dem die Entwertung der Papiere bekannt sein muss. Aber dass sich mit dieser Erwartung das Bewusstsein, dem Sinne nach eine Kaufofferte abgegeben zu haben, wohl verträgt, wird man nicht bestreiten können. Dann aber haben wir einen weiteren Fall, wo eine W. E. trotz Sinnbewusstsein nichtig ist; d. h. § 116 lässt sich für die Theorie Henles nicht heranziehen und ist anderseits mit der Erklärungstheorie immerhin vereinbar. Jedenfalls handelt es sich im § 118 nicht um einen Irrtum des Erklärenden über seine Erklärung, sondern über die Auffassung seines Gegners von der Erklärung.²¹⁷⁾

Eine derartige Argumentation will Henle freilich durchaus nicht gelten lassen.²¹⁸⁾ Er verweist dagegen mit Wedemeyer²¹⁹⁾ auf die „Worte des Gesetzes“ und mit Breit²²⁰⁾ auf die Entstehungsgeschichte.²²¹⁾ Aber das erstgenannte Argument wird eben durch § 133 entkräftet; auch dessen Worte „können“ zunächst auf den inneren Willen bezogen werden und dürfen es doch in Wahrheit nicht. Und was die Entstehungsgeschichte betrifft, so hat zwar EI § 97 hier noch von einem Mangel der Uebereinstimmung zwischen Wille und Erklärung gesprochen,²²²⁾ sodass Henles Auffassung vom Mangel des Sinnbewusstseins vielleicht für den EI berechtigt wäre; dagegen spricht § 93 EII

²¹⁷⁾ Unrichtig Henle S. 485.

²¹⁸⁾ Vgl. dazu auch Isay S. 17; Danz S. 15 ff.

²¹⁹⁾ Wedemeyer, Erfüllungshandlungen S. 63.

²²⁰⁾ Geschäftsfähigkeit S. 149.

²²¹⁾ Henle S. 486 ff.

²²²⁾ Vgl. auch Motive I S. 193.

bereits von dem Mangel der Ernstlichkeit; er hat also den richtigen Gesichtspunkt durchgeführt und aus den Protokollen der II. Kommission²²³⁾ lässt sich nicht das geringste für die Meinung entnehmen, man habe hier einen Irrtumsfall vor Augen gehabt. Wenn schliesslich aber Henle (S. 487) zur Begründung seiner Auffassung noch auf § 122 verweist, der dem Erklärenden nicht Fall des § 118 die Pflicht auferlegt, das negative Interesse zu ersetzen, so ist dies überhaupt nicht zu verstehen. Man kann allerdings darüber streiten, ob diese Schadenersatzpflicht hier am Platze ist oder nicht; aber man kann daraus, dass sie dem Erklärenden auferlegt wird, nicht schliessen, wie es Henle S. 489 tut, dass die Erklärung den Mangel der Ernstlichkeit mit in sich selbst zu tragen haben könne. Es handelt sich dabei um eine Art von Gefährdungshaftung: der Mangel der Ernstlichkeit kann objektiv erkennbar und doch, und zwar ohne sein Verschulden, dem Empfänger unbekannt geblieben sein;²²⁴⁾ aber eine gefährliche Sache sind solche Scherze doch immer, und darin ist für den Gesetzgeber der Grund für die Schadenersatzpflicht zu suchen. „Spiele nicht mit Schiessgewehr; denn es könnt' geladen sein!“ § 118 ergibt mithin für das Erfordernis des Sinnbewusstseins überhaupt kein Argument.

So bleiben uns noch die Irrtumsfälle der §§ 119 ff. zu betrachten. Wir könnten uns hier sehr kurz fassen, da in diesen Fällen die Nichtigkeit der W. E. ja von vornherein nicht in Frage kommt. Aber immerhin lohnt es sich die Argumentation des Verfassers auch auf diesem Gebiete zu verfolgen und auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Der Verf. behauptet S. 495, dass das Gesetz, indem es im § 122 für die Fälle der §§ 118, 119, 120 die Schadenersatzpflicht ausgesprochen habe, „jedenfalls auch die Fälle des völligen Fehlens des Sinnbewusstseins mit in seinen Ring einbezogen habe.“ Aber das wäre ja nur denkbar durch einen Analogieschluss, und der würde voraussetzen, dass auch in diesem Falle das Rechtsgeschäft nichtig oder wenigstens anfechtbar wäre; und das wäre erst zu zeigen; der Verf. bewegt sich also offenbar in einem Zirkel. Liegen die Voraussetzungen des § 118 vor, so tritt die Nichtigkeit ein; im Falle der §§ 119, 120 gilt Anfechtbarkeit; ich meine, per arg. e con-

²²³⁾ Protok. I S. 98. .

²²⁴⁾ Man nehme z. B. an, dass in dem oben gegebenen Beispiele die Aktien ganz plötzlich gefallen sind und der Empfänger des Briefes dies nicht erfahren hat, weil er damals im Fieberdelirium gelegen hat, was der Briefschreiber seinerseits selbst nicht gewusst hat.

trario muss in anderen Fällen das Geschäft weder nichtig noch anfechtbar sein und dann haben wir eben die Erklärungstheorie.

In solchen Fällen, wo dem Erklärenden das Bewusstsein des Sinnes seiner Erklärung — im objektiven Sinne — überhaupt fehlt, liegt es nun allerdings nahe, die Erklärung für anfechtbar nach § 119 I zu erklären, weil nämlich der Erklärende eine W. E. überhaupt nicht abgeben wollte. Dagegen verwahrt sich aber Henle S. 496 unter Berufung auf andere Autoren²²⁵⁾ und die Entstehungsgeschichte des § 119 I. Er weist darauf hin, dass § 119 I ursprünglich nur lauten sollte: „wer bei der Abgabe einer W. E. über deren Inhalt im Irrtum war oder die Erklärung überhaupt nicht abgeben wollte“²²⁶⁾ und behauptet, dass die Aenderung dieses Vorschlags, die die jetzige Fassung zur Folge hatte: „oder eine Erklärung dieses Inhalts überhaupt nicht abgeben wollte“, zum Ausdruck bringen sollte, dass der Erklärende einen anderen juristisch bedeutsamen Inhalt, nicht überhaupt keinen gewollt haben müsse. Indessen ist dies aus den Protokollen der II. Kommission nicht zu entnehmen. Die Redaktionskommission, die diese Fassung angenommen hat, spricht sich über ihre Gründe nicht aus,²²⁷⁾ und bei der früheren Debatte über E I § 94 und die zu ihm gestellten Anträge wird nur geltend gemacht, „dass sich zur Verdeutlichung diese Fassung empfehle.“²²⁸⁾ Nach alledem ist die Auffassung Henles mindestens nicht sicher bewiesen; der Sinn der fraglichen Vorschrift kann auch der sein, dass eine „Willenserklärung“ überhaupt nicht abgegeben werden sollte. Dies wird einigermassen wahrscheinlich gemacht durch die Konstatierung, dass die neue Fassung eben nur eine Verdeutlichung der alten bezweckte und nicht von einer W. E. sondern nur von einer Erklärung spricht; eine „Erklärung dieses Inhalts“ ist eben eine W. E. Es sollte dadurch wohl klargestellt werden, dass § 119 nicht auf das Fehlen des Handlungswillens zu beziehen sei, zu welcher Auffassung man auf Grund der ursprünglichen Fassung leicht hätte gelangen können.

So betrifft also § 119 I zwei Fälle, in denen der Handlungswille vorausgesetzt wird, dagegen das Sinnbewusstsein fehlt, sei es, dass der Erklärende das Bewusstsein, eine W. E. abzugeben,

²²⁵⁾ Breit S. 156, 160 f.; Manigk, Willenserklärung S. 184, Landsberg, Lehrb. I S. 188 N. 3; Oertmann S. 308, 356.

²²⁶⁾ E II a § 94; vgl. dazu Prot. I S. 102 ff., bes. die Anträge I u. 5b; ferner S. 108 ff. u. VI S. 122.

²²⁷⁾ Prot. VI S. 122.

²²⁸⁾ Prot. I S. 109.

überhaupt nicht gehabt hat, sei es, dass er zwar eine W. E. abgeben wollte, aber eine W. E. von anderem als dem objektiv erklärten Inhalt. D. h. das mangelnde Sinnbewusstsein begründet überhaupt nur die Anfechtbarkeit des Rechtsgeschäfts; die Henlesche Theorie kann also nicht richtig sein.

Freilich versucht Henle S. 497 dieses Ergebnis dadurch zu vermeiden, dass er zwischen dem Inhalt und dem Sinn der Erklärung unterscheidet. Er meint, bei dem Inhalt denke man an das Einzelne in der Erklärung enthaltene, bei dem Sinne an die Erklärung im Ganzen; daher falle der Irrtum über den Sinn überhaupt nicht unter § 119. Er sei vielmehr dem § 118 analog zu behandeln und müsse die Nichtigkeit begründen. Aber einerseits passt diese Analogie deshalb nicht, weil § 118, wie wir gesehen haben, gerade das Sinnbewusstsein voraussetzt, und andererseits ist die genannte Unterscheidung von Inhalt und Sinn zwar an sich sehr fein; aber ich bezweifle, dass sie sich aus dem Gesetz oder seinen Materialien begründen lässt. Allerdings haben die Begriffe Sinn und Inhalt der Erklärung sprachlich wohl nicht denselben Ideengehalt; aber dies schliesst nicht aus, dass sie nicht auf denselben Gegenstand bezogen werden können. Liesse sich nicht vielleicht auch in der Weise unterscheiden, dass beim Inhalt der Erklärung die Erklärung objektiv, als das Erklärte gedacht wird, während beim Sinn der Erklärung der Erklärende als denkendes Subjekt in den Vordergrund tritt? Wo also an einen Gegensatz zwischen der Erklärung und dem Erklärenden gedacht ist, würde vom „Inhalt der Erklärung“ die Rede sein; wo beide als übereinstimmend gedacht sind, würde das Gesetz vom „Sinn“ der Erklärung sprechen, ohne dass sachlich damit etwas Verschiedenes bezeichnet werden sollte.²²⁹⁾ Aber dem sei, wie ihm wolle: jedenfalls ist zu behaupten, auch wenn Henle die sprachliche Bedeutung der beiden Ausdrücke richtig bestimmt haben sollte, dass ein Irrtum über den Inhalt immer zugleich ein Irrtum über den Sinn sein muss, d. h. über die Bedeutung, die der Erklärung im Ganzen beigelegt werden muss.²³⁰⁾

Indessen um was streiten wir? Spielt doch der Sinn der Erklärung im BGB. überhaupt keine Rolle; selbst im § 133

²²⁹⁾ Vgl. die §§ 133 (Sinn) mit 119 (Inhalt).

²³⁰⁾ Henle S. 497 N. 111 macht für seine Auffassung noch geltend, man sage zwar: die Erklärung habe den Sinn einer jur. WE; aber nicht den Inhalt einer WE. Ich glaube, man sagt weder das eine noch das andere; wohl aber kann man ebensogut sagen: die Erklärung ist ihrem Sinne nach — wie: die Erklärung ist ihrem Inhalt nach eine jur. Willenserklärung. — Vgl. auch Zitelmann, Rechtsgeschäfte im Entwurf II S. 134 § 136.

ist ja von dem Sinn des Ausdrucks und nicht der Erklärung die Rede. Das Problem reduziert sich also für uns darauf, ob das, was Henle als Mangel des Sinnbewusstseins, Irrtum über den Sinn bezeichnet, unter § 119 (Inhalt der Erklärung) zu subsumieren ist oder nicht.²³¹⁾ Da es sich bei Henles Sinnbewusstsein um eine freie, keine interpretative Begriffsbildung handelt, muss ihm das Recht zuerkannt werden, darunter zu verstehen, was er will; und wir können daher nichts dagegen einwenden, wenn der Verfasser vom Fehlen des Sinnbewusstseins nur dann sprechen will, wo das Bewusstsein, überhaupt eine W. E. abzugeben, fehlt. Wohl aber können wir von ihm den Beweis verlangen, dass dieses Fehlen des Sinnbewusstseins keinen Irrtum im Sinne des § 119 I bildet; dieser Beweis könnte nur durch eine eingehende Interpretation des § 119 geführt werden und dürfte gerade angesichts der Entstehungsgeschichte der Vorschrift schwerlich gelingen. Ich akzeptiere daher die Behauptung Henles S. 498 f.: „In den Fällen des § 119 I kennt der Erklärende den konkreten Sinn der Erklärung als einer juristischen W. E. und irrt nur über den Inhalt;“ aber mit Beschränkung auf die erste Alternative des § 119 I.²³²⁾ Es kann daher nicht mit dem Verfasser S. 500 behauptet werden: Die Fälle, in denen der Erklärende überhaupt nichts davon weiss, dass sein Handeln die Bedeutung einer juristischen W. E. hat, sind nach Analogie von § 118 zu behandeln; vielmehr gilt Anfechtbarkeit nach § 119 I zweite Alternative.

Ob schliesslich der Gesetzgeber den Fall der unrichtigen Uebermittlung einer W. E. mit Recht oder Unrecht der irrtümlichen Abgabe einer W. E. gleich behandelt, ist eine Frage für sich. Man kann kaum zweifeln, dass in bezug auf die dem Adressaten zugegangene Erklärung überhaupt nicht von einer Handlung des Erklärenden, also von seiner W. E. gesprochen werden kann.²³³⁾ Schliesslich könnte man hier ja auch von „Unterbrechung des Kausalzusammenhanges“ reden. Aber das Gesetzbuch findet es am Platze, den unglücklichen Absender an diese ihm fremde Erklärung zu binden und ihm nur die Anfechtung

²³¹⁾ Abgesehen vom Sinne des Gesetzes, der sehr häufig im BGB vorkommt, spielt der „Sinn“ eine Rolle nur in den §§ 87 II (Sinn des Stifters) 133 (Sinn des Ausdrucks), 191 (Sinn einer Zeitbestimmung). Vgl. dagegen z. B. § 659 II: Inhalt der Auslobung.

²³²⁾ Auch in dem Falle, den Henle S. 498 N. 113 konstruiert, wäre zu behaupten, dass die Erklärung anfechtbar sei, wenn der Kellner nicht mit im Komplott wäre. Da dies der Fall ist, liegt überhaupt keine WE vor.

²³³⁾ Vgl. Oertmann, Bem. 2 zu § 120 (S. 370 f.)

gegen Schadenersatz zu gestatten; auch hier kommt offenbar wieder die Gefährlichkeit einer indirekten Erklärung in Betracht.²³⁴⁾ Aber für unser Problem ist § 120 BGB. belanglos. Da nämlich in bezug auf die zugegangene Erklärung der Handlungswille fehlt, so könnte man diese Vorschrift höchstens zur Begründung einer Lehre benutzen, dass nicht einmal eine W.E. erforderlich sei, dass der Schein einer W.E. genüge; nicht aber kann man mit ihr die Willenstheorie stützen wollen. § 120 handelt aber m. E. überhaupt nicht von einer wirklichen W.E., sondern von einem Ersatztatbestand; die Bindung tritt hier ein, obwohl gar keine W.E. vorliegt; und die Anfechtung ist irregulär, ähnlich wie im Fall des § 1956.²³⁵⁾

In dieser Anfechtbarkeit aber kommt, wie andere längst erkannt haben, das Wesen der Erklärungstheorie noch reiner zum Ausdruck als im römischen Recht. Henle S. 505 ff. versucht vergebens, das Argument, das die blosse Anfechtbarkeit der Willenserklärungen nach den §§ 119 ff. der Erklärungstheorie gegen die Willenstheorie bietet, mit allgemeinen Erörterungen zu entkräften. Es ist wahr: „ein Wort des Erklärenden wirft die W.E. wieder um.“ Aber wie, wenn dieses Wort nicht gesprochen wird? Nicht durch die Versäumung der Anfechtung wird das Geschäft wirksam, sondern es bleibt wirksam;²³⁶⁾ denn das anfechtbare Rechtsgeschäft ist zweifellos zunächst wirksam. Und wenn infolge der Anfechtung diese Wirksamkeit wieder vernichtet wird, so war dazu allerdings ein neuer Tatbestand erforderlich; die Nichtigkeit beruht nicht auf dem Fehlen des Sinnbewusstseins usw., sondern auf diesem und der in der richtigen Weise erfolgten Anfechtung.²³⁷⁾

Natürlich handelt es sich in den besprochenen Fällen darum, dem Willen der Geschäftsparteien gegenüber ihren Erklärungen oder dem Schein solcher Erklärungen Geltung zu verschaffen; dies mus für einen vernünftigen Gesetzgeber die oberste Aufgabe und Richtschnur sein. Aber dass dieser Wille gegenüber der Erklärung nicht zur Geltung kommen könne und dürfe, das behauptet auch kein Anhänger der Erklärungstheorie; diese Lehre behauptet vielmehr nur, dass der Wille der Parteien nicht ohne weiteres die Geschäftsfolgen bestimmt, dass er kein

²³⁴⁾ Vgl. Windscheid II § 309 N. 5 u. 6.

²³⁵⁾ Darüber vgl. Manigk, Willenserklärung S. 237 ff., dessen Auffassung von der Bedeutung der Versäumung der Ausschlagungsfrist und ihrer Anfechtung ich mich anschliesse.

²³⁶⁾ Dies gegen Henle S. 508 und die dort Zitierten.

²³⁷⁾ Die Einwände Henles S. 506 f. sind wohl durchaus hinfällig.

Tatbestandsmoment des Rechtsgeschäftes ist. Dass diese Lehre unrichtig sei, hat Henles Darstellung nicht bewiesen. Und daher behaupten wir nach wie vor: das B. G. B. hat die Willentheorie nicht durchgeführt. —

Die vorstehende Darstellung hat den Inhalt des Henle'schen Werkes nur zu einem Teil würdigen können; gar viele seiner Ausführungen, gute wie bedenkliche, sind unter den Tisch gefallen, und vielleicht ist der Eindruck, den diese Besprechung von der Art und dem Werte des Buches erweckt, gerade deshalb, weil sie im wesentlichen nur das hervorgehoben hat, was m. E. zum Widerspruch herausfordern muss, ungünstiger als der, den ich erwecken wollte. Ich würde daher gerne noch zum Abschluss dieser Besprechung einen Punkt zur Erörterung bringen, in dem ich dem Verfasser recht von Herzen zustimmen könnte — und ich hatte mir daher seine Polemik gegen die Manigk'sche Rechtsphilosophie auf den Schluss meiner Besprechung verspart. Aber leider will mir auch hier die Zustimmung nicht recht gelingen; so wenig mich Manigk's rechtsphilosophische Klänge erbaut haben, so wenig bin ich von Henle's Leistungen auf diesem Gebiet begeistert worden.

VIII.

In seinem Beitrag zur Königsberger Kantfestschrift hat Manigk,²³⁸⁾ an ein Wort des Begründers der modernen Philosophie anknüpfend, die Notwendigkeit betont, über der spezialwissenschaftlichen Forschung die Aufgabe der Wissenschaft im allgemeinen nicht aus dem Auge zu verlieren und insbesondere der Jurisprudenz die Forderung gestellt, auf den geeigneten Gebieten „zu einer weitergreifenden und daher allgemeineren Betrachtungsweise hinaufzusteigen.“²³⁹⁾ Er knüpft dabei an den ganz richtigen Satz an, dass auch das positive Recht schliesslich auf allgemeinen Prinzipien ruht, und verlangt als Konsequenz davon, dass die Rechtswissenschaft sich insbesondere die Resultate der Logik und der Psychologie bewusst zu eigen mache.²⁴⁰⁾ Man wird ihm zu diesen Postulaten wenigstens teilweise zustimmen können. Denn wie sehr es zu beklagen ist, dass unserer Wissenschaft noch immer eine bewusste und sichere Methode fehlt, wie sehr ihre Ergebnisse unter dem wissenschaftlichen Dilettantismus ihrer Jünger leiden, dies ist eine Beobachtung, der sich der denkende

²³⁸⁾ Manigk, über Rechtswirkungen und jur. Tatsachen. In veränderter Fassung neu abgedruckt Jherings Jahrb. 49 (1905) S. 459 ff.

²³⁹⁾ Manigk a. a. O. S. 462.

²⁴⁰⁾ S. 463.

Jurist nicht wohl verschliessen kann; und ich habe diese Tatsache zu wiederholten Malen erörtert.²⁴¹⁾ Nicht nur eine sichere Beherrschung der Logik freilich wird diesem Uebel abhelfen können, sondern vor allem eine wachsende Einsicht in das Wesen der Begriffsbildung im allgemeinen und von hier aus ein erst zu versuchendes Eindringen in das Wesen des Rechtsbegriffs und die Gesetze der juristischen Begriffsbildung, eine Aufgabe, zu deren Bewältigung heute — ungeachtet der davon extrem verschiedene Tendenzen verfolgenden Freirechtsschule — bereits nicht unerhebliche Ansätze vorliegen. Ob freilich die von Manigk in einem Atem mit der Logik genannte Psychologie in gleichem Masse wie Logik und Erkenntnislehre den Juristen zu fördern imstande sein wird, ist mir einigermassen fraglich, zumal mir der Einfluss, den dieser Zweig der exakten Naturwissenschaft auf das moderne Strafrecht geäussert hat, keineswegs durchaus erfreulich erscheint; jedenfalls aber dürfte es in einer Gedächtnisschrift für Kant eigentümlich berühren, die Psychologie als eine philosophische Disziplin genannt zu sehen.

Wenn wir jedoch die Postulate Manigks wenigstens zum Teil akzeptieren können, so müssen wir doch die Probe, die er in dem genannten Aufsatz von seiner Auffassung ablegt, wie der Jurist sich nutzbringend mit der Philosophie beschäftigen könne, aufs entschiedenste ablehnen; diese Art und Weise, Rechtsphilosophie zu treiben, könnte, wenn sie Nachahmung fände, für die Jurisprudenz als Wissenschaft leicht verhängnisvoll werden. Wer dies bezweifelt, der sehe sich die philosophischen Erörterungen Henles an; dann wird er begreifen, dass hier ein Wort zur Abwehr dringend vonnöten ist.

Manigk beginnt seine Erörterung²⁴²⁾ schon mit einer merkwürdigen Verkennung des Wesens der Kant'schen Transzendentalphilosophie, die ja nicht auf dem Gegensatz von den Dingen selbst und ihren Begriffen, sondern auf dem von Erfahrung und Nichterfahrung, von Erscheinung und Sein beruht, indem er ausführt, dass die Rechtswirkungen der juristischen Tatbestände sich nicht „draussen in der natürlichen Welt abspielen, sondern nur in unsern Köpfen“; „genau so, wie sich nach Kants Kritik die natürliche Welt darstellt“. Er meint: „In der letzteren ist durch die Kategorien nicht fassbar nur das Ding an sich; alles übrige sehen und greifen wir“.²⁴³⁾ Dabei verkennt der Verfasser offen-

²⁴¹⁾ Vgl. krit. Vierteljahrsschr. 1905 S. 391; Ztschr. f. HR Bd. 59 S. 4; krit. Vierteljahrsschrift 1911 S. 279.

²⁴²⁾ S. 464 ff.

²⁴³⁾ So wörtlich S. 464.

sichtlich, dass dieses Ding an sich für Kant ganz zweifellos in der natürlichen Welt überhaupt nicht existiert; dass es ein Grenzbegriff von rein negativem Inhalt ist, über den sich überhaupt nichts aussagen lässt, und zwar gerade deshalb, weil die kritische Erfassung des Wesens unserer Erkenntnis uns dazu zwingt, die Welt der Dinge in eine Welt von Erscheinungen umzusetzen,²⁴⁴⁾ es ist dies der allgemein bekannte Kern der Kant'schen Lehre, wegen dessen sie eine „idealistische Philosophie“ genannt zu werden pflegt.²⁴⁵⁾ Nur bei einer völligen Verkennung dieser Bedeutung der Kant'schen kritischen Philosophie kann man daher zu der Annahme kommen, die Rechtswirkungen irgend eines Tatbestandes mit dem Ding an sich und den Tatbestand mit der Erscheinung im Sinne Kants in Parallele zu setzen; diese Rechtswirkungen würden vielmehr, wenn Kant sich mit ihnen überhaupt befasst hätte, von ihm ebenso bestimmt in das Gebiet der Erfahrungswelt verwiesen worden sein, wie die juristischen Tatsachen selbst, weil nämlich das Gebiet der Erfahrung, also im Kant'schen Sinne die Wirklichkeit, keineswegs im grob materialistischen Sinne verstanden werden darf, weil es eine Wirklichkeit der psychischen Tatsachen, der Wahrnehmungen und Vorstellungen, ebenso gibt, wie eine Wirklichkeit der Körper und der körperlichen Vorgänge, und weil für die Erkenntnis beider in gleicher Weise Wahrnehmung und begriffliche Verarbeitung erforderlich sind.²⁴⁶⁾ Höchstens für einen candidatus juris, der seine Semester am Kneiptisch verbummelt hat, liessen sich zur Not die „Rechtswirkungen“ und „Rechtbegriffe“ als „Dinge an sich“ bezeichnen, weil sie nämlich seiner Erkenntnis absolut verschlossen sind. Und wenn Manigk weiter

²⁴⁴⁾ Vgl. Kant, Prolegomena § 13 Anm. II (S. 66 f. Schulz) und Kritik der reinen Vernunft I Tl. § 8 (S. 68 ff. Kehrbach).

²⁴⁵⁾ Vgl. dazu etwa Windelband, Lehrb. der Geschichte der Philosophie IV. Aufl. 1907 S. 475 N. 2; Eisler, Wörterbuch der philos. Begr. s. v. Idealismus; Kirchner-Michaelis, Wörterb. des phil. Grundbegr. eod. (6. Aufl. 1911 S. 422 ff.)

²⁴⁶⁾ Es hat daher keinen Sinn, wenn Manigk S. 465 f. deshalb, weil die Rechtswirkungen selbst nicht wahrnehmbar, sondern nur erschliessbar sind, sie mit dem Ding an sich in Beziehung bringt. Denn auch bei diesen wie bei anderen Rechtsbegriffen handelt es sich um die Verbindung von Wahrnehmungen durch Urteile, sodass diese Art von Erkenntnis sich in keiner andern Weise abspielt als irgend eine andere; hier wie dort ist eine Umgestaltung der konkreten Eindrücke, die wir erhalten haben, durch unsere Verstandestätigkeit erforderlich. Vgl. Kants Bemerkung über den Begriff Recht (Kritik der reinen Vernunft S. 67) und seine einleitende Erörterung zur Transcendentallogik (S. 76 ff. eod.): „Anschauung und Begriffe machen also die Momente aller unserer Erkenntnis aus“; vor allem aber die Analytik der Begriffe (S. 87 ff. Kehrbach).

geltend macht, dass die Rechtswirkung nur erschliessbar sei,²⁴⁷⁾ so beruht — wenigstens für Kant — das Wesen des Dings an sich gerade darin, dass es unerschliessbar ist; es hat, wie gesagt, eine rein negative Funktion.²⁴⁸⁾

Wenn nun auch dem Gesagten zufolge das Wesen dieses Kantaufsatzes darin besteht, dass Kant verkannt wird, so sind doch Manigk's Ausführungen, sobald sie auf den eigentlich juristischen Boden zurückkehren, im allgemeinen zutreffend — eine Beobachtung, die meine Bedenken gegen derartige metaphysische Ambitionen von Juristen nur verstärken kann; nur dürfen sie nicht als Konsequenzen seiner unzutreffenden Grundauffassung betrachtet werden. Die Rechtswirkungen sind keine sinnlich wahrnehmbaren Veränderungen der Aussenwelt; es handelt sich nicht um sinnliche, sondern um begriffliche Erfassung, aber, wie Manigk selbst trotz seiner Prämisse nicht erkennt, um eine „Wirklichkeit“.²⁴⁹⁾ Dass diese „Rechtswirkungen“ höchst verschiedenartig sein können²⁵⁰⁾ und dass wir keinerlei Veranlassung haben, diesen Begriff auf die subjektiven Rechte zu beschränken,²⁵¹⁾ ist Manigk unbedingt zuzugeben; vor allem kommen als Rechtswirkungen von Tatbeständen die „Rechtsslagen“ in Betracht, ein Rechtsbegriff, der für unsere moderne Jurisprudenz unentbehrlich ist, mit der als solcher aber Manigk nicht bekannt zu sein scheint.²⁵²⁾ Indessen bedeutet diese Erörterung Manigk's im Grunde nur eine Abschweifung vom Thema; er kehrt alsbald zu seiner metaphysischen Jurisprudenz zurück, indem er das Problem der Willenserklärung in den Vordergrund stellt²⁵³⁾ und behauptet: „In dem problematischen Gegensatz:

²⁴⁷⁾ Manigk S. 465. Das von ihm über die Realität der Rechtswirkung Gesagte ist nur zum Teil richtig. Nicht nur der juristische Tatbestand ist Gegenstand unserer sinnlichen Wahrnehmung, sondern auch der Rechtssatz kann zunächst nur durch unsere Sinne zu uns gelangen, wenn auch zu seiner Auffassung die Sinnlichkeit nicht genügt, sondern die verstandesmäßige Verarbeitung erforderlich ist. Die logischen Operationen, Schlüsse etc., deren wir uns dabei bedienen, gehören aber selbst wieder, insofern sie Objekt unseres Bewusstseins sind, der Erscheinungswelt an; von Dingen an sich ist dabei keine Rede.

²⁴⁸⁾ Windelband a. a. O. S. 257, 258: „überhaupt kein Gegenstand“; „ein blosses Problem“.

²⁴⁹⁾ Manigk S. 467.

²⁵⁰⁾ S. 467.

²⁵¹⁾ S. 471.

²⁵²⁾ Vgl. dazu Binder, Vermögensrecht und Gegenstand, Arch. f. b. Recht XXXIV S. 240 N. 81; krit. Vierteljahrsschr. 1911 S. 278 f. und die an der erstgenannten Stelle Zitierten.

²⁵³⁾ S. 475.

Wille oder Erklärung liegt ein auffallendes Analogon zu der Kantischen Frage: Ding an sich oder Vorstellung, die sich im Munde Schopenhauers sogar so gestaltet: Wille oder Vorstellung²⁵⁴). „Auch in der Philosophie scheint es unmöglich, das eigentliche Wesen der Welt zu erkennen“. „Der Jurist steht hier vor einem ähnlichen Problem. Er hat in der Willenserklärung auch eine Erscheinung vor sich, die als solche Objekt fremder Vorstellungen ist. Es fragt sich, ob diese Erscheinung nur insofern da ist, als sie Vorstellungsobjekt ist, m. a. W. nur insofern rechtlich beachtenswert ist, als ihr Inhalt objektiv bestimmbar ist. Oder ob diese Erscheinung noch einen hinter ihr liegenden Kern hat, der auch rechtlich beachtet wird, obgleich er nicht Vorstellungsobjekt ist und sich der Wahrnehmung entzieht“.

„Analog“ — lehrt Manigk weiter — „scheint auch die Entwicklung der beiden Lehren. Beide gehen begreiflicherweise von der Erscheinung aus und sehen in ihr zugleich alles, was überhaupt in Betracht kommt: Materialismus und absoluter Realismus auf beiden Seiten“. (Sic!) „Allmählich erst steigt man höher hinauf und blickt tiefer. Der Philosoph findet, dass die Welt noch mehr ist als bloße Vorstellung, als blosses Phänomen. Der Jurist sieht, dass die Erklärung nur die Erscheinung einer inneren Tatsache ist, von der sie nicht losgelöst werden darf. Der Kritizismus, der hier nottut, wird den Schlüssel ebenfalls im Wesen der juristischen Erkenntnisweise suchen müssen“.

„In beiden Gebieten sind die Zeiten extremer Auffassungen wohl überwunden. Der philosophische Spiritualismus und Idealismus (sic!) erweist sich ebenso unrichtig, wie die juristische Willens- theorie unbrauchbar und unzweckmässig ist. So wie Kant den Mittelweg zwischen Idealismus und Realismus gefunden, vermutet auch die Jurisprudenz mit Recht das Richtige in der Mitte.“²⁵⁵)

Niemals sind wohl feststehende philosophische Grundbegriffe unrichtiger gebraucht, niemals wohl ist Kants Erkenntnislehre gründlicher missverstanden, niemals sein Begriff des Dings an sich verkehrter angewandt worden als in dieser wörtlich wieder- gegebenen Erörterung Manigks. Es ist zunächst keine Kantische Formulierung eines Problems: Ding an sich oder Vorstellung; und es ist eine prinzipielle Veränderung des Kantischen Begriffs vom Ding an sich, wenn Schopenhauer es als den Willen bezeichnet. Während für Kant nämlich alle Erkenntnis auf der Erfahrung

²⁵⁴) So wörtlich S. 475.

²⁵⁵) S. 476.

beruht²⁵⁶⁾ und infolgedessen das Ding an sich nur sozusagen ein theoretisches Postulat ist, das nicht erkannt, ja dessen Erkenntnis gar nicht in Frage gezogen werden kann,²⁵⁷⁾ gibt es für Schopenhauer noch eine andere, höhere Art von Erkenntnis, die Intuition, die uns jene höchste und absolute Synthese der Welt geben kann, die wir durch Erfahrung niemals erlangen können.²⁵⁸⁾ Auf dem Wege der intuitiven Erkenntnis gelangt so Schopenhauer zu einem ganz anderen Ding an sich, als das Kantische ist; zu einem positiven absoluten, das er als den Willen, den Willen zum Leben, also als eine Art von dämonischer Urkraft bezeichnet.²⁵⁹⁾ Zu diesem Willen als dem an sich Seienden verhält sich die Welt, die wir durch Erfahrung erkennen, als die Erscheinung. Auch Schopenhauers Philosophie ist insofern rein idealistisch, ebenso wie die Lehre Kants; aber das Ding an sich ist nicht mehr eine bloss negative Grösse; es ist kein Grenzbegriff mehr im Sinne Kants, oder vielleicht auch für Schopenhauer im Sinne Kants, der ja die intuitive Erkenntnis leugnet, aber nicht im Sinne Schopenhauers. Weder für den einen noch für den anderen aber handelt es sich irgendwie um Vermittlung zwischen Realismus und Idealismus, oder gar etwa zwischen Materialismus und Spiritualismus — zwei Gegensätze, die Manigk wohl für gleichbedeutend hält — und für Kant speziell bedeutet das Ergebnis seiner Kritik auch nicht „die Lösung“ des Weltproblems, sondern die wissenschaftliche Begründung der Unmöglichkeit dieser Lösung und damit den Verzicht auf eine Metaphysik im eigentlichen Sinne. Sollte daher die „Analogie“ Manigks zwischen dem Willensproblem bei der Willenserklärung und dem Ding an sich im Sinne Kants überhaupt einen Sinn haben, so könnte sie nur zu der Behauptung führen, dieser Wille könne nicht Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung sein; er sei seinem Wesen nach transzendent.²⁶⁰⁾ Darin zeigt sich sofort das Unsinnige dieser Parallele; denn dass der Wille

²⁵⁶⁾ Natürlich nicht in Erfahrung besteht. Vgl. die Einleitung zur Transcendentallogik I S. 767 a.

²⁵⁷⁾ Insofern es nämlich, ausser der Anschauung, nach Kant keine andere Art zu erkennen gibt, als durch Begriffe und infolgedessen die Erkenntnis des menschlichen Verstandes eine Erkenntnis durch Begriffe ist und nicht intuitiv sein kann (Kritik der reinen Vernunft S. 88). Darin liegt der prinzipielle Gegensatz zu Schopenhauer ausgesprochen. Vgl. auch die Prolegomena § 34 (S. 97 f.).

²⁵⁸⁾ Vgl. Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung II § 17 a. E. §§ 18—20 (S. 150 ff. Grisebach).

²⁵⁹⁾ Welt als Wille u. Vorst. II §§ 54 ff. (S. 359).

²⁶⁰⁾ Dann kämen wir also erst recht auf die Erklärungstheorie hinaus

als psychisches Phänomen Gegenstand der Erfahrung und damit der wissenschaftlichen Erkenntnis sein kann,²⁶¹⁾ ist geradezu eine psychologische Selbstverständlichkeit; hierauf beruht ja die Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Nicht ganz so sinnlos ist freilich die Parallele mit der Schopenhauerschen Transzendentalphilosophie, sofern man sich nur bewusst bleibt, dass es sich um nicht mehr als eine Parallele, einen recht oberflächlichen Vergleich handelt. Denn man kann vielleicht in gewissem Sinne sagen: In der Tat tritt der Wille in die Erscheinung und beides sind nur zwei Seiten eines und desselben Vorganges. Aber, muss man sofort hinzufügen, der Wille, für den dieser Vergleich passt, ist gar nicht der Wille, um den es sich bei dem juristischen Willensproblem handelt. Der Wille, der in der Willenserklärung zur Tat wird, ist nämlich der sog. Handlungswille, der Wille, die Erklärung abzugeben; dass dieser zum Tatbestand des Rechtsgeschäftes gehört, wird allgemein anerkannt. Von der Erfolgsabsicht, um wieder einmal mit Zitelmann zu reden, aber lässt sich nicht behaupten, dass sie zu der Erklärung als sinnfälliger Erscheinung in diesem Verhältnis steht; denn sie bleibt immer in der Psyche des Menschen begraben. Sie ist für den Tatwillen das eliciens, das Motiv, die psychologische causa; und gerade dann zeigt sich das Unzutreffende der Parallele mit dem Schopenhauerschen Willen: denn immer und immer wieder betont dieser Denker, das Verhältnis zwischen Welt und Wille dürfe nicht als auf Kausalität beruhend gedacht werden,²⁶²⁾ sondern stelle zwei Seiten derselben Sache dar, Wesen und Erscheinung, Sein und Spiegelbild,²⁶³⁾ sodass die fragliche Parallele selbst als bloße Analogie, als ein mattes Spiegelbild der Schopenhauerschen Lehre unmöglich erscheint.²⁶⁴⁾

²⁶¹⁾ Dass der Wille, den Schopenhauer als das Ding an sich bezeichnet — vgl. oben N. 258 — mit dem empirischen Willen im Sinne der Psychologie nicht das geringste zu tun hat, ergibt sich schon daraus, dass er eben nur durch Intuition und nicht durch Erfahrung unserer Erkenntnis zugeführt werden kann; dies ist überdies von Schopenhauer an unzähligen Stellen deutlich genug gesagt. Vgl. nur z. B. das IV. Buch §§ 53 ff., wo das Individuum — also als psychophysisches Wesen — als Erscheinung des Willens aufgefasst wird; vor allem S. 368 („wiewohl die einzelne Erscheinung des Willens zeitlich anfängt und zeitlich endet“.)

²⁶²⁾ Vgl. z. B. IV § 54 (S. 365 f. Grisebach) § 55 S. 374 ff. Vgl. auch Windelband a. a. O. S. 494.

²⁶³⁾ Welt als Wille u. Vorst. III S. 359, 364 f.

²⁶⁴⁾ Auf andere Irrtümer Manigks, vor allem S. 276 u. 277, z. B. in bezug auf die angebliche Entwicklung vom Realismus zum Idealismus, soll hier nicht eingegangen werden.

Es ist aber auch — und dies muss für den Juristen schwerer ins Gewicht fallen, als eine wenn auch noch so bedenkliche philosophische Entgleisung — gar nicht einzusehen, was mit der genannten Parallele erreicht werden soll. Denn wenn das juristische Willensproblem darin besteht, ob der Erfolgswille erforderlich ist oder nicht, so ist doch wohl von vorn herein klar, dass die Lösung dieses Problems von den Juristen weder nach Analogie von Kant kritisch behandelt, d. h. aufgegeben, noch nach Analogie von Schopenhauer durch Intuition gefunden werden kann, sondern durch eine exakte Untersuchung, deren Objekt die Normen irgend einer gegebenen Rechtsordnung sind und das daher vollständig innerhalb der Welt der Erfahrung liegt, zu gewinnen ist.

Es ist durchaus richtig, was Manigk lehrt, wenn es auch nichts Neues ist.

„Das Recht hat zweifellos die Macht, Rechtswirkungen auch an innere Tatsachen anzuknüpfen. Ein Blick auf das positive Recht lehrt, dass von dieser Macht reichlich Gebrauch gemacht wird.“²⁶⁵⁾

Aber mit dem von ihm vorher zu Ehren Kants Vorgetragenen steht diese Wahrheit auch in gar keinem Zusammenhang.

Noch schlimmer aber als diese philosophische Erörterung Manigks scheint mir die Kritik, die Henle²⁶⁶⁾ an ihr übt oder verübt und die ich mir aus seiner Einleitung für den Schluss meiner Erörterung aufgespart habe.

Henle wendet gegen die Parallele Manigks ein, es bedürfe keines besonderen Bemühens, um zu entdecken, dass die Erklärung nicht minder ein Ding an sich sei, als der hinter ihr stehende Wille, nämlich als Objekt „fremder Vorstellungen“. Schon dies ist ein verfehelter Gedanke; beide sind vielmehr als Objekte fremder wie eigener Vorstellungen ins Gebiet der Erscheinungen zu verweisen, wie alles, was Objekt unserer Wahrnehmungen und Vorstellungen ist, mag es nun an anderen oder an uns oder in uns selbst wahrgenommen werden. Es handelt sich bei dieser Behauptung Henles um eine ganz grobe Verwechslung des erkenntnistheoretischen mit dem empirischen Problem und um die vollkommene Unfähigkeit, den Gegensatz zwischen dem erkennenden Subjekt und dem erkannt werdenden Objekt im Sinne Kants zu begreifen. Denn zu dem erkennenden

²⁶⁵⁾ S. 479.

²⁶⁶⁾ S. 12 ff.

Subjekt im Sinne Kants gelangen wir nur dadurch, dass wir an diesem selbst von allem, was an ihm durch sinnliche Wahrnehmung oder unmittelbare psychologische Erfahrung erkannt werden kann, abstrahieren, sodass all das zu der objektiven Welt gerechnet werden muss, und folglich auch der von ihm selbst in sich selbst unmittelbar erkannte Wille als Erscheinung zu bezeichnen und Objekt der Erfahrung ist. Dass der Erkennende einem Dritten gegenübersteht, darauf kommt also durchaus nichts an. Ebenso wenig aber kann es irgend eine Rolle spielen, „dass die Erklärung dem Empfänger näher liegt als der Wille“,²⁶⁷⁾ insofern sich „der seelische Eindruck des Empfängers in unmittelbarer Weise auf die Erklärung als auf den Willen bezieht“; denn es fehlt für die Durchführung der Parallele gottlob durchaus an einem tertium comparationis. Eine sachgemässe Kritik hätte daher die Parallele Manigks ablehnen und nicht versuchen müssen, sie zu berichtigen. Das unternimmt Henle und er gelangt dabei zu den merkwürdigsten Ergebnissen. Er verwechselt dabei²⁶⁸⁾ philosophische Begriffe, die sorgfältig geschieden werden müssen, wie Vorstellung und Erscheinung, behauptet, der erkenntnistheoretische Idealismus sei die Lehre, „dass es Dinge an sich nicht gebe“ — was weder Kant noch Schopenhauer behauptet hat — und dass „eine Realität ausserhalb der vorstellenden Wesen nichts als leere Einbildung des naiv tappenden menschlichen Erkennens sei.“²⁶⁹⁾ So kommt er im Gegensatz zu Manigk dazu, die Erklärungstheorie bezüglich des Tatbestandes der W. E. entspreche nicht, wie Manigk gemeint hat, dem naiven Realismus, sondern diesem Idealismus! Man muss sich wirklich fragen, ob man träumt, wenn solche Zerrbilder vor uns auf- und niedersteigen. Welch eine Vorstellung von der idealistischen Philosophie und welch eine unsinnige Parallele. „Ein unnatürlicher Bund fürwahr“ können wir mit Henle selbst ausrufen; aber nicht deshalb, weil, wie er meint,²⁷⁰⁾ der Standpunkt der Erklärungstheorie den primitivsten Zuständen des Rechtes entspricht, was auf einer groben Verkennung des Wesens dieser Theorie beruht, und anderseits der Idealismus erst das Ergebnis grübelndster Selbstbesinnung des Menschengesistes darstellt — ich bemerke dazu, dass der Idealismus Henles als naiver Realismus zu be-

²⁶⁷⁾ Henle S. 14.

²⁶⁸⁾ S. 13, 14.

²⁶⁹⁾ S. 14.

²⁷⁰⁾ Henle S. 14. Ebenso im wesentlichen Manigk, Willenserklärung und Willensgeschäft S. 151 ff.; vgl. auch Lenel, Jherings Jahrb. XIX S. 155 ff.

zeichnen wäre — sondern weil es sich dabei um Dinge handelt, die sich wegen ihrer völligen Verschiedenheit durchaus nicht vergleichen lassen, so wenig wie etwa ein Stiefelknecht mit einem Chopinschen Adagio. Und wenn Manigk die Entwicklung zur Willenstheorie mit der vom Realismus zum Idealismus vergleicht, so lässt sich nicht mit Henle einwenden, die richtige Parallele wäre die Entwicklung vom Idealismus zum Kritizismus; sondern es ist zunächst die erstgenannte Entwicklung überhaupt als den Tatsachen der Rechtsgeschichte nicht entsprechend und auf einer schiefen Vorstellung beruhend abzulehnen, da es sich bei einer Theorie nur um eine dogmengeschichtliche Entwicklung handeln könnte und diese, von Savigny bis Hölder, vom Willensdogma bis zur extremen Erklärungstheorie geführt hat und nicht umgekehrt. Uebrigens ist auch die Vorstellung, die Henle von der Entwicklung Kants bis zu seinem Kritizismus hat und in seinem Werke niederlegt, kaum zutreffend; denn der angebliche Realismus Humes ist gar kein Realismus, da für ihn die Wirklichkeit genau so aus Vorstellungen besteht wie für Berkeley,²⁷¹⁾ und der Gegensatz zwischen diesem und Kant dürfte im wesentlichen darin bestehen, dass für den ersteren die psychischen Vorgänge die einzigen wirklichen Realitäten sind, während für Kant die Dinge der Aussenwelt genau dieselbe Realität haben wie die psychischen Vorgänge, nämlich als der Erfahrung zugängliche Phänomene, wodurch natürlich das Erkenntnisproblem auf eine ganz andere Stufe gehoben wird.²⁷²⁾ Es liesse sich daher Kants Kritizismus als ein potenziierter Idealismus im Vergleich mit Berkeley bezeichnen; um das „Finden der Mitte“ zwischen Idealismus und Realismus, wie Manigk und Henle²⁷³⁾ glauben, handelt es sich für Kant wahrlich nicht. Auch insofern ist also die Parallele Manigks verfehlt; aber sie hat, was Henle²⁷⁴⁾ erkennt, doch für Manigk einen gewissen Sinn, weil Manigk selbst für das Problem der Willenserklärung die rechte Mitte zwischen Willens- und Erklärungstheorie sucht²⁷⁵⁾ und sich dafür gar zu gerne auf die Analogie eines anderen, grösseren Königsbergers berufen möchte, eine Analogie, die natürlich für das juristische Problem ganz und gar bedeutungslos ist. Auch von der

²⁷¹⁾ Siehe Windelband a. a. O. S. 375, 379, 393 ff.

²⁷²⁾ Hensel.

²⁷³⁾ Henle S. 16. Manigk S. 475. Vgl. auch Manigk, Willenserklärung etc. S. 21 N. 38.

²⁷⁴⁾ S. 16 f.

²⁷⁵⁾ Manigk a. a. O. S. 476, 479 ff.; ders. Willenserklärung und Willensgeschäft S. 150 ff.

Metaphysik Schopenhauers hat Henle²⁷⁶⁾ eine durchaus unzutreffende Vorstellung. Denn man darf sich die Welt als Vorstellung nicht, wie Henle meint, als aus dem Willen erst entsprossen denken, sodass „alles im Grunde nur Streben ist“; sondern Wille und Vorstellung sind zwei Seiten desselben Wesens, von dem uns nur die eine, äussere Seite zugänglich ist. Natürlich hat Henle recht, wenn er meint, dass mit der Anführung Schopenhauers für Manigk nichts gewonnen sei; aber leider verkennt er dabei den Sinn, den die analoge Verwendung seiner Lehre, wie wir oben gesehen haben, immerhin für Manigk hat. Ebenso wie für Schopenhauer die Welt der Vorstellung die untere Realität ist, der Schein, hinter dem sich die höhere Realität, der Wille verbirgt, so behauptet ja die Willentheorie, dass die höhere Realität beim Rechtsgeschäft der Wille sei, der in der Erklärung nur in die Erscheinung trete. Nur hätte für Manigk — und wenn für ihn nicht, dann wenigstens für seinen Kritiker Henle — aus dem Versuch dieser Parallele die Aufgabe erwachsen müssen, sie als eine blosser Parallele zu erfassen und damit fallen zu lassen. Denn wenn auch zweifellos die Erklärung beim Tatbestand des Rechtsgeschäftes in die Welt der Erscheinung gehört, so ist doch ohne jeden Zweifel dasselbe vom Erfolgswillen zu behaupten: dieser wie der Handlungswille ist im Schopenhauer'schen Sinne immer Erscheinung, niemals Ding an sich; und so läuft diese ganze Parallele auf eine kaum verzeihliche Verwechslung des erkenntnistheoretischen mit dem empirischen Problem hinaus.

Wir erkennen hieraus — wenn es uns nicht von vornherein klar gewesen sein sollte — dass es keinerlei Berührungspunkte zwischen Metaphysik und positiver Jurisprudenz geben kann und dass, selbst wenn man unsere Philosophen wirklich gelesen und richtig verstanden hätte, daraus kein unmittelbarer Gewinn für die juristische Dogmatik zu erhoffen wäre. Und damit kehre ich zum Ausgangspunkt meiner Untersuchung zurück. Weder von der Philosophie, noch von der Psychologie kann die Jurisprudenz sich Hilfe für die Lösung des Problems der Willenserklärung erwarten: denn dieses ist ausschliesslich ein Problem der positiven Rechtswissenschaft, dessen Lösung nur durch eine vorurteilslose, exakte Analyse der Normen des Rechtes gefunden werden kann.²⁷⁷⁾

²⁷⁶⁾ S. 15 N. 9.

²⁷⁷⁾ Vgl. Bekker, Pand. II § 92 Beil. I u. II (S. 56 ff.)

Der Fortschritt im Recht.

Von

Dr. Giorgio Del Vecchio,
ord. Prof. an der Universität zu Bologna.

Deutsch von Th. Sternberg.

Es ist die Eigentümlichkeit jeder empirischen Entwicklung, dass sie das nur stufenweise darstellt, was den Grund ihres Wesens ausmacht und virtuell in ihrem Prinzip enthalten ist. Was zeitlich zuerst hervortritt, ist in Hinsicht auf die Natur des Gegenstandes, teleologisch angesehen, das letzte; während deren voll adäquate Erscheinung erst zuletzt in der Reihe der Versuchsformen gegeben ist, als die Erfüllung eines Werdens. Das gilt für das Naturrecht wie für die Natur des Menschen selbst, aus der dasselbe entspringt. Die konstitutiven und charakteristischen Eigenschaften der Person ergeben sich erst im Wege einer bestimmten Entwicklung — „col più e più spiegarsi la mente umana sopra la sua vera natura“ — mit Vico zu reden; und über dieselben Stufen hin entfalten sich die ewigen Keime des Gerechten, gleichsam eingesenkt in das Menschengeschlecht, vom Kindheitsstadium der Menschen an, bis zu rationell erwiesenen Maximen der Gerechtigkeit (vgl. Vico, *Scienza Nuova*).

Wir müssen die Geschichte in ihrem organischen Charakter betrachten, als Explikation eines implizite in ihr belegenden Zweckmoments; und in diesem Sinne erscheint uns die Reihe der verschiedenen partikulären positiven Rechte zur Einheit gebracht durch die Tendenz zur Verwirklichung des Naturrechts. Dieses, das der Geist a priori entdeckt, als eine absolute und universale Forderung, über und vor jeder konkreten Anwendung im Bereich der Erfahrung, entfaltet sich in ihr, in der Geschichte wirksam als das Erzeugnis einer langen und mühevollen historischen Tatenreihe. Dies darf nicht dahin verstanden werden, dass das Naturrecht wahres Recht oder überhaupt Recht in dem Masse werde, als es anerkannt und getätigt werde: das Eintreffen seiner positiven Anerkennung erzeugt nicht etwa seinen Wert noch seine Wahrheit und wahren Rechtscharakter, sondern ist im besten Fall deren Folge- oder Begleitererscheinung. Die Beobachtung oder Nichtbeobachtung als empirische Tatsachen berühren die innerliche Bedeutung des Prinzips nicht, das, seinem Wesen nach transzendental, in seiner Sphäre bestehen bleibt, auch wenn es tatsächlich ignoriert oder verletzt wird. Dass die Tatsachen sich mit dem Recht in Widerspruch setzen können, ist die stillschweigende Voraussetzung jeder Rechtslehre; und so ist auch innerhalb der Beziehungen zwischen Naturrecht und positivem Recht stets die Möglichkeit eines Widerstreits in Rechnung zu ziehen, in welchem auf dem Boden der Erfahrung das erstere unterliegt. Das trifft in der Tat in verschiedenem Masse im Laufe der Geschichte ein; und nur der blindeste Dogmatismus könnte einen hindern, zu sehen, was an Unrecht in der Geschichte des Rechtslebens der Menschheit zusammenkommt. Was wir von der Geschichte erwarten können und sie in der Tat uns zu erkennen gibt, wenngleich über viele Verirrungen und Abschweifungen hin, ist, dass das Naturrecht allmählich sich hervorringt und am Ende triumphiert.

Das Postulat des endlichen Triumphs der Gerechtigkeit stellte sich oft im Bilde einer Rückkehr zu einem Urzustande dar, in dem die Gerechtigkeit ungetrübt geherrscht haben würde: in dem Masse wie überhaupt das Aufsteigen des Geistes zu den allgemeingültigen Ideen sich als eine Erinnerung an frühestes Wissen ausdeutete. Eliminiert man, mittels der gereiften kritischen Überlegung, was an Illusorischem und Unrichtigem, oder besser gesagt,

naiv und unbewusst Symbolischem in dergleichen Auffassungen sein Wesen treibt, so bleibt doch das in ihnen verdunkelt begriffene Faktum wahr, dass nämlich der Mensch in sich bereits das Endziel vorbestimmt trägt, auf das er in seiner Entwicklung hinstreben muss; und dass in der Erfahrung ein Prozess, ein Fortschreiten stattfinden muss, mittels dessen der Mensch sein eigenes Wesen, seine eigene Natur erreicht, und diese feierlich begehrt, um es in der Sprache Vicos zu sagen — oder das sichtbarlich wird, was er in sich selbst schon ist. Der platonische *ἔρως*, die *vis veri Vicos* bezeichnen ungefähr diese Potenz, diesen inneren Beruf des Subjekts, daraus es das Bewusstsein eines von ihm zu erfüllenden Sollens und gleichsam das Gefühl einer von ihm zu wirkenden höheren Wirklichkeit entnimmt. Die Uranlage macht sich geltend durch die Zufälligkeiten hindurch, sie schreitet auch über die besonderen Absichten der Individuen hinaus; und bringt auf natürlichen Wegen das hervor, was die metaphysische Bedeutung der Geschichte auszumachen scheint: die schrittweise Verwirklichung des Ideals in der Folge, im Reiche der Erscheinungen, die fortschreitende Annäherung und Anpassung des Seins an das Seinsollen.

Auch in Hinsicht auf das Recht bestätigt und beweist die Erfahrungswirklichkeit in ihrer Art und sozusagen in umgekehrter Folge der deduktiven Reihe die Postulate der Vernunft. Der Empirismus selbst hat nunmehr die Tatsache zugeben müssen, dass viele der juristischen Forderungen und Wünsche, die vordem von der reinen Spekulation ausgesprochen und von den Empiristen der Zeit mit dem Vorwurf, Metaphysik zu sein, zurückgewiesen wurden, sich historisch verwirklicht haben und noch verwirklichen: so könnte man dann, in gewissem Sinne, die Empiristen Metaphysiker *en retard* und die Metaphysik Antizipation der Empirie nennen.

Sicher ist, dass der absolute Wert der Persönlichkeit, die gleiche Freiheit aller Menschen, das Recht jedes Gliedes der Gesellschaft, aktiv und nicht nur passiv an den Gesetzen der sozialen Ordnung Teil zu haben und ganz allgemein die Prinzipien, in denen sich, wenn auch über gelegentliche Verirrungen hin, die wahre und tiefere Substanz der klassischen Rechtsphilosophie (*iuris naturalis scientia*) zusammenschliesst, schon nicht unbedeutende Sanktionen in den positiven Rechtsordnungen erlangt haben und andere, grössere, unfehlbar ihrer harren. Das Ideal, welches die Synthese der ewigen Wahrheit des Rechts darstellt, bezeichnet auch das Ziel seiner geschichtlichen Entwicklung.

In der Tat sehen wir, dass diese Entwicklung zu immer vollerer Anerkennung der Autonomie des menschlichen Wesens führt und zu einer entsprechenden Umgestaltung der sozialen Ordnungen, auf die das besagte Prinzip in Anwendung zu bringen ist, bleibt es gleich in sich unerschöpflich. Die von der empirischen Forschung vermerkten Übergänge vom Status-System bis zum Kontrakt-System, von der Gemeinschaft (*aggregazione*) zur Gesellschaft (*associazione*) und andere analoge, die den Fortschritt des Rechts bezeichnen, sind nichts anderes als teilweise Expressionen oder Aspekte dieses grundlegendsten Faktum, das in seiner Universalität aufgefasst werden will, als Erfüllung einer höchsten Forderung der Vernunft.

Zur Seite dieses Prozesses und entsprechend dieser Forderung strebt ein Weltrecht der Menschheit (*ius cosmopoliticum*, Weltbürgerrecht) nach positiver Geltung, eine Gesamtrechtsordnung des ganzen Menschengeschlechts, wie schon die Stoiker sie im Sinne hatten; ersichtlich aus dem schrittweisen Verlassen der Grenzen, in denen ursprünglich die Anerkennung der Personenqualität stattfindet, aus der fortschreitenden Ausdehnung der sozialen Gruppen und ihrer Beziehungen unter einander, aus der wachsenden Homogenität und Universalität der Gesichtspunkte, nach denen auch infolgedessen das gesetzgeberische Denken und die Gewohnheiten und Sitten der verschiedenen

Völker sich richten. Die grundlegende Einheitlichkeit (identità fondamentale) der menschlichen Natur hebt ihr Haupt aus dem Gemenge der partikulären Rechte der Nationen hervor und lenkt notwendig ihre Entwicklungen einem gemeinsamen Ziele zu: d. h. eben zu jenem Universalrecht, dessen Prinzipien schon in der Natur selbst vorbestimmt und enthalten sind; dies so, dass die Vernunft sie a priori deduziert und aufrecht hält, bis sie sich a posteriori verwirklichen, in bestimmter Tatsächlichkeit ausgeprägt und befolgt.

Heraklit und die Vedantalehre.

Von
Josef Kohler.

Heraklit¹⁾ ist sicher einer der geistreichsten Aphoristen, die je gelebt haben, und einer derjenigen, die es gerade darauf absahen, den Leser durch scheinbare Paradoxen zu verblüffen und die landläufigen Anschauungen durch kühne Streiche tödlich zu treffen. Er kann in dieser Beziehung einigermassen mit Laotse verglichen werden, mit dem er in der Einsamkeit, der Weltverachtung und der heftigen Prophezie gegen die Mitwelt Berührung hat. Allerdings sind die Persönlichkeiten sehr verschieden. Bei Laotse mehr der liebenswürdige Schalk, der feine geistreiche Ironiker, welcher gern seiner Mitwelt die Schellenkappe anhängt; bei Heraklit aber ein mitleidloser Satyriker mit einer ungezähmten Heftigkeit gegen die blühende Gesellschaft, die ihn umgibt, und die er wie ein Schaar unvernünftiger Bestien behandelt, Homer und Hesiod nicht verschonend. Was aber den Inhalt betrifft, so findet sich bei Laotse als echtem Chinesen neben aller Spekulation und philosophischen Vertiefung eine ständige Beziehung zu praktischen Lebenszielen: mit Vorliebe folgt er seinen Reflexionen über die zweckmässige Art der Regierung, dabei wie Konfutsch mit starker Hinneigung an alte Zustände, gegenüber denen die neuere Zeit als Verderben erscheint. Anders Heraklit: er ist Philosoph und will nur Philosoph sein.

Doch dies sind persönliche Sentiments, die dem Leser und Beobachter sofort aufstossen: eine Beziehung zwischen beiden

¹⁾ Im Folgenden wird Heraklit zitiert nach Diels, Herakleitos von Ephesos (2. Aufl. 1909), das Vedanta nach der Cariraka Mimansa des Badarayana (mit dem Kommentar des Sankara), wovon es eine deutsche Uebersetzung gibt von Paul Deussen (1887) und eine englische von Thibaut in den Sacred Books XXXIV und XXXVIII. Die Zitate aus Heraklit werden mit B 1, B 2 und f., die Zitate aus dem Vedanta einfach mit Angabe von Buch, Kapitel und Abschnitt (II 3, 36 usw.) gegeben.

ist ebenso wenig denkbar, als eine Beziehung zu Montaigne und Nietzsche; es sind Aphoristiker verschiedener Anlage, verschiedenen Geistes und vor allem verschiedenen Temperaments.

Der Inhalt der grandiosen Metaphysik Heraklits aber hat so merkwürdige Aehnlichkeit mit dem indischen Vedantasystem, dass ich des Näheren darauf eingehen muss. Vieles in Heraklit klingt dunkel und rätselhaft: die Rätsel sind teils die Folge der aphoristischen Art überhaupt, teils beruhen sie auf der Persönlichkeit des Heraklit; denn jeder Hasser der Welt liebt es, sich in das Geheimnis zu hüllen und der Menschheit gewisser Massen triumphierend seine unverständenen Sprüche ins Gesicht zu schleudern.

Ihre Erläuterung können derartige Genieschöpfungen nur gewinnen aus den Systematikern der Philosophie; denn wo im System alle Fragen, Zweifel und Rätsel Schritt für Schritt behandelt werden, wo man versucht, überall die Bedenken zu beseitigen und die Probleme zu lösen, da wird die aphoristische Schärfe zerfließen; man wird die Aerolithen, welche erbarmungslos auf uns herabgeschleudert wurden, auf ihren Ursprung prüfen und wird erkennen, dass es Gesteine sind, dem Bergwerkmineral gleich, welches die Forschung mühsam, aber in Mengen ans Licht zu fördern pflegt. Wie nur der Kenner Hegels Nietzsche völlig versteht, so gewinnt Heraklit der Dunkle seine Erklärung aus der indischen Philosophie, vor allem aus dem Vedanta.

Die Vedantalehre mit ihrem absoluten Idealismus war längst vor der Zeit Heraklits auf einem Höhepunkt angelangt; die Sankhya Philosophie mit ihrer Urmaterie hatte sich gegen sie aufgelehnt, Kapila hatte sich erhoben, und aus seiner Schule war Buddha hervorgegangen, der die philosophische Forschung einem bisher unbekannten Moralismus opferte. Ueberall war eine lebhafte Diskussion der tiefsten philosophischen Probleme im Gange, und auch der Atomismus war erwacht, die Yoga-Lehre hatte die Geister ergriffen; und so war das Milieu gegeben, aus dem die heraklitische Logoslehre und der Platonismus hervorgehen konnte.

Ich möchte dabei nicht unerwähnt lassen, dass die heutige Vedantadoktrin, wie sie Badarayana ausgearbeitet und sodann sein grosser Kommentator Sankara durchgeführt hat, natürlich den späteren Jahrhunderten angehört, ebenso wie die Scholastik eines Thomas oder eines Abälard; allein es ist kein Zweifel, dass alle diese Bildungen auf dem ursprünglichen Vedantasystem beruhen, das aus den Upanishads hervorging und diese zu

erklären und zu erläutern versuchte. Die Upanishads mit ihrem geheimnisdüsteren Inhalt bergen die ganze Vedantalehre im Keime.

Wegen des Zeitalters möchte ich noch folgendes beifügen: So schwierig auch die indische Chronologie ist, so ist doch so viel sicher, dass die Sankhyalehre, die Bruderlehre und in gewissem Sinne die Antipodin des Vedanta schon zu Buddhas Zeiten bestanden hat, da Buddha das Wesentliche seiner Lehre dem Sankhya System entnahm: Buddha war ein Religionsstifter ersten Ranges, aber keineswegs ein spekulativer Kopf, und seine Philosophie ist mit der einer Kapila oder Badarayana nicht in Vergleich zu stellen. Zu Zeiten Buddhas aber müssen die Probleme des Sankhya im Gegensatz zum reinen Vedanta sehr stark zur Diskussion gelangt sein; die Lehre von dem Samsara, dem ewigen Wechsel und Wandel der Erscheinung, vom Feuer, das die ganze Entwicklung durchglüht und sich in den menschlichen Leidenschaften konzentriert, und die Lehre von der Erlösung bilden ja das Hauptgefüge der buddhistischen Dogmatik. Nehmen wir nun an, dass etwa um das Jahr 550 die Probleme des Vedanta und Sankhya in Indien lebhaft erörtert wurden, so ist es begreiflich, dass Funken dieser Lehre bis nach Kleinasien gelangen konnten, und die Vergleichung von Vedanta und Heraklit erweckt in uns die Ueberzeugung, dass seine Philosophie dem Kreise der indischen Denker entnommen oder mindestens stark von ihnen beeinflusst worden ist.

Im übrigen müssen bei dem heutigen Stande der Forschung die geschichtlichen Verbindungsstränge zwischen Indien und Jonien dahingestellt bleiben. Wir lassen einfach die philosophischen Ergebnisse sprechen, und diese zeigen klärlich, dass die heraklitischen Aphorismen nichts anderes als gewaltsame Eruptionen sind, hervorgegangen aus der Feueresse jener Philosophen, welche in jahrhunderte langem Ringen des Geistes die Wunderwelt der Upanishads und den hehren Pantheismus des Vedanta geschaffen haben.

Der Logos Heraklits²⁾ ist nichts anderes als das Brahman oder Atman des Vedanta, das niemals Entstandene, das rein Seiende, das unendlich und ewig Waltende, das Unsichtbare, Ungreifbare, Namenlose, Alldurchdringende, Allgegenwärtige, Unvergängliche, der Mutterschoss aller Wesen. Man vergleiche dazu das Vedanta I 2,21, II 3,9 und die übrigen in diesem Archiv V S. 1f angeführten Stellen. So spricht auch Heraklit

²⁾ Ueber den Logos des Heraklit vgl. auch Deussen, Geschichte der Philosophie II 1, S. 104 f.

von dem ewigen Logos B. 1, von dem Logos, das allen Lebenden gemeinsam ist B. 2; und wer das Logos erfasst, der weiss ἐν πάντα εἶναι, B. 50. Der Logos ist das ganze und Nichtganze, Eintracht und Zwietracht, Einklang und Missklang, ἐκ πάντων ἐν καὶ ἐξ ἐνὸς πάντα, B. 10; der Logos ist der Namenlose, der kaum mit dem Namen des Zeus benannt werden kann, B. 32; er ist der Allgott, von dem es B. 67 heisst, dass er Winter, Sommer, Leid, Freud, Tag, Nacht, Ueberfluss und Hunger darstellt, und von dem B. 102 jenen rätselhaften Ausspruch tut, dass bei ihm alles gut und gerecht ist.

Es ist fast ein Gleichklang des Ausdrucks, wenn es im Vedanta heisst: Brahman ist das Ganze, Atman ist das Weltall; wenn es heisst, dass eine ausserhalb des Brahman bestehende Wirkung garnicht vorhanden ist, so II 1,14. Und wie die Inder sagen, dass dieses Atman eigentlich nicht zu beweisen ist, aber auch wegen seiner axiomatischen Natur eines Beweises nicht bedarf, so II 3,7, vgl. auch II 3,39: ganz ähnlich spricht auch Heraklit davon, dass das Verständnis des Logos dem sinnenden Menschen von selber zukommt, während die Unverständigen ihrer törichten Einsicht d. h. ihrem kurzsichtigen Menschenverstande folgen, so B. 1 und B. 2. Und dass dem Brahman, diesem Wesen, das alle Dinge umfasst, nichts verborgen sein kann II 1,30, das spricht auch Heraklit aus in B. 16, wenn er sagt: vor dem, was nimmer untergeht, kann nichts verborgen bleiben; natürlich: was nimmer untergeht, das umfasst eben das im Ewigen spielende Weltall von selbst.

Aus dem Logos entwickelt sich nach Heraklit der Kosmos, und zwar nicht etwa kraft eines Schöpfungsaktes, sondern kraft ständiger Emanation, so B. 30: weder Mensch noch Gott hat diesen Kosmos geschaffen; er wird immer sein als ein Feuer, das glimmt und wieder erlischt — ein Bild, das auch in Buddhas Bergpredigt wiederkehrt. Dieser Kosmos des Heraklit aber ist nichts anderes als das Samsara des Vedanta, über dessen Verhältnis zum Brahman die indischen Philosophen die tiefstinnigsten Erörterungen pflegen. Besteht eine vom Atman verschiedene Urmaterie, wie die Sankhya Philosophie meint? Oder ist alles versenkt in das vergeistigte Atman? Ist die vorhandene Welt aus dem Geistigen durch Schöpfungsakt hervorgegangen? oder ist sie die ständige Emanation des Vergeistigten, ebenso wie die Sonnenstrahlen die Ausstrahlung der Sonne? Dies hängt wieder zusammen mit der grossen erkenntnistheoretischen Frage von der realen oder nicht realen Existenz des Samsara. Ist dieses nur der Spuk unseres

Innern, oder ist es etwas wirkliches? Hier suchen die Philosophen den Ausweg, dass sie eine doppelte Existenz annehmen, eine Existenz für den Vollendeten, der durch das ganze Sein zu schauen vermag, und eine Existenz für denjenigen, welcher, durch den Schleier der Maya verhüllt, den Schein für die Wahrheit oder die Erscheinung für die Wirklichkeit hält. Die Erörterungen des Vedanta auf diesem Gebiete gehören zu dem tiefsinnigsten, was die philosophische Spekulation aller Zeiten hervorgebracht hat; ich kann hierfür auf dieses Archiv V S. 2f verweisen. Dort ist zu gleicher Zeit ausgeführt, wie das Vedanta gegen die Sankhyameinung polemisiert, wonach der Raum etwas ursprüngliches sei, und wie es die reale Kausalität abstreitet mit dem Hinweis, dass ein Zusammenhang zwischen einem vergangenen und künftigen Geschehen nicht bestehen könne, weil hier die reale Verbindung fehle: diese Verbindung könne nur eine metaphysische sein, sie beruhe auf der ideellen Einheit des Vergangenen und Künftigen, vgl. II 1,7: da die Wirkung nur durch die Ursache besteht, so sei zwischen ihrer Zeit und der Zeit ihres Ursprunges kein Unterschied, so II 1,9. So wird also die Kausalität zum Rätsel, das nur in der metaphysischen Einheit der Dinge seine Lösung findet. Das Samsara selbst zerfließt, es wird zu einem Blendwerk und Traumgesicht: es ist als Wirkung des Atman mit dem Atman identisch, so II 1,20: das Atman selbst ist es, das in der Welt lebt, und dieses Ureine kennt substantiell kein Entstehen und Vergehen, so II 2,20. Daher der Satz: das Gute und Böse besteht nur in der Erscheinung, nicht im Atman; für das Atman ist nichts gut oder schlecht, denn das Atman ist das ewig Freie, so II 1,22; die Leiden und Gebrechen der Welt wohnen nicht im Atman selber, sondern nur in der Erscheinung, und darum ist die wahre Erkenntnis über das Leiden erhaben; das Leiden beruht auf der falschen Anschauung, als ob das Einzelne real wäre; wer die vollkommene Erkenntnis besitzt und die Einheit der Welt durchschaut, den berührt das Leiden der Welt nicht, und darum wird Gott von den Leiden nicht im geringsten betroffen: für Gott gibt es nichts Böses noch Gutes; so die grossartige Stelle I 2,8. Das Vedanta wird nicht müde zu erklären, dass der Schmerz ein falscher Wahn ist, der nur durch die Erscheinung und durch die in der Erscheinung liegende Spaltung entsteht; während die Seele den Schmerz der Samsara empfindet, so empfindet ihn nicht auch der höchste Gott; so II 3,46.

Nur ein Widerschein dieser Lehre, deren spekulative Gewalt nicht ihres gleichen hat, ist es, wenn Heraklit sich mit einer

gewissen Wollust in solchen Aphorismen bewegt, wie: Tag und Nacht sind dasselbe, B. 57; wenn er sich über Hesiod belustigt, der Nacht und Tag als Verschiedenheiten behandelt; wenn er sagt: Gerade und krumm ist dasselbe, B. 59; wenn er über die Aerzte spottet: Ihr Tun hätte gar keinen Sinn; ist doch gut und schlecht, krank und gesund ein und dasselbe, — und da möchten die Herren Aerzte noch für ihre überflüssigen Bemühungen ihren Lohn haben, B. 58! Man kann sich denken, wie die griechische Gesellschaft von damals sich skandalisierte und diese Paradoxien als überspannten Aberwitz eines Verrückten behandelte — waren sie doch auch ganz aus dem Zusammenhang der Erörterung gerissen, in dem sie die höchste Weisheit bilden. Daher auch der bereits oben erwähnte Satz, B. 102; ganz den Worten des Vedanta entsprechend heisst es hier: Bei Gott ist alles schön und gut und gerecht, und nur die Menschen halten einiges für gerecht, anderes für ungerecht; und: Eine Tat ist wie die andere, B. 106. Und wenn B. 111 sagt, dass die Krankheit die Gesundheit und das Uebel das Gute angenehmer macht, so ist damit nur gesagt, dass in der menschlichen Seele die Scheinwelt des Guten und Schlechten, des Kranken und Gesunden Empfindungsgegensätze bildet, die in der Realität nicht bestehen; und in B. 49a finden wir selbst den tiefsinnigen Ausspruch: In dieselben Fluten steigen wir und steigen wir nicht, wir sind und wir sind nicht, εἰμὲν τε καὶ οὐκ εἰμὲν — dies klingt wie wenn es direkt aus dem Vedanta stammte.

In dieser grossen Einheit des Seins spielt die ständige Fata Morgana des Samsara. Häufig vergleichen die Inder dieses Samsara mit den Spiegelungen der Wüste, und ein Lieblingsbild ist es, das Atman als den Mond darzustellen und die schwankende Welt als den Widerschein, der in den unruhigen Wellen hin- und herspielt, ein Vergleich, der auch in der Mahayanalehre des Buddhismus wiederkehrt, vgl. Archiv. V S. 8. Was anderes ist der Ausspruch des Heraklit B. 6, dass die Sonne jeden Tag neu ist, dass dem, der in die Fluten hinab steigt, stets ein anderes Wasser zuströmt, B. 12! Oder der Satz, dass alles Zeitliche nur ein Kinderspiel sei, bei dem die Knaben das Regiment führen, B. 52, B. 70: erst die Vereinigung des Auseinanderliegenden bringt Sinn und Harmonie hervor, B. 8. Der s. g. gesunde Menschenverstand der Menge allerdings ist nicht in der Lage, diese Einheit zu erfassen, er versteht nicht, dass die Teile zum Ganzen zusammenfliessen, wie die verschiedenen Stücke des Bogens und der Leier, die auch nur in ihrem Zusammensein etwas taugen, so B. 51. Wer denkt hier nicht an das Beispiel

vom Wagen, das im Buddhismus eine so grosse Rolle spielt:³⁾ Was ist der Wagen? Etwa die Deichsel, die Achse, die Räder, der Wagenkasten? Der Wagen ist ja nur eine Abstraktion, die aus den einzelnen Teilen gewonnen wird!

Und wenn B. 126 sagt, dass das kalte warm, das warme kalt, das nasse trocken, das trockene nass werde usw., so soll damit nicht die triviale Tatsache ausgesprochen werden, die ein jedes Höckerweib kennt, sondern die grosse Wahrheit, dass in dem ständigen Wechsel des Samsara die ewige Einheit des Brahman waltet; ist doch diese Umwandlung nur ein blosser Name, Vedanta I 4,23 und Chandogya Upanishad VI 1,4 und VI 3,3. Und die Beispiele Heraklits hängen zudem mit der Lehre von den Elementen Feuer, Wasser und Erde zusammen, durch deren Mischung die Dinge unterschiedlich entstehen, Chandogya Upanishad VI 3,3.

Dieses ganze Spiel des Samsara ist keine Belustigung; es ist ein grausiges Spiel: es ist ein Krieg mit dem Zufallsregiment des Krieges, der die einen zu Göttern, die andern zu freien Menschen, die dritten zu Sklaven macht, und in diesem Zusammenhang spricht Heraklit den bekannten Satz aus, dass der Krieg der Vater aller Dinge und aller Dinge König sei, — ein Ausspruch, der unendlich viel missverstanden worden ist; er enthält nicht etwa eine Verherrlichung des Krieges, sondern eine Darlegung der Unvollkommenheit alles Erscheinungslebens, das auf solche Weise dem Zufall und der Gewalt preisgegeben ist, so B. 53 und B. 80. Durch Streit kommt alles zum Leben d. h. dadurch entwickelt sich das Scheinleben des Samsara, und das ganze Samsara ist ein Wirken von Streit zu Streit: unser Leben ist der Tod anderer, und unser Tod das Leben anderer B. 77. Erst in der Auflösung des Streites kann der Weise in das Atman eingehen und damit die Harmonie erreichen.

Das Verhältnis der Seele zum Brahman ist das ständige Studium der Inder gewesen. Während die Leiblichkeit dem Samsara angehört, so ist die Seele das in den Körper eingeschlossene Atman. Die Seele ist nicht etwa ein aus dem Atman hervorgegangenes neues Erscheinungselement; sie ist mit dem Atman selbst identisch. Allerdings durch die Einschliessung in den Buddhi erfährt sie gewisse Beschränkungen; es sind die Beschränkungen, welche die Inder auf das Upadhi zurückführen: in der Erscheinungswelt fällt das Göttliche in eine Menge von

³⁾ Vgl. auch Fischel, Buddha S. 71.

individuellen Dingen auseinander, und das Trennungsprinzip ist das Prinzip des Upadhi. Wie das Licht, das auf 5 Finger fällt, fünffach erscheint, so bewirkt das Prinzip des Upadhi, dass das Atman im einzelnen Menschen vom allgemeinen Sein getrennt wird und zum individuellen Sein erwacht, vgl. Archiv V S. 4. Grossartig wird dies namentlich ausgesprochen in II 3,18, II 3,29 und II 3,30: Nur so lange die Verbindung der Seele mit dem Upadhi des Körpers dauert, besteht ihre Individualität und ihre Wanderung. Im Sinne der höchsten Auffassung allerdings hat auch die individuelle Seele keinen Bestand, — ist sie doch nichts anderes als das Atman selber, das eben in die Scheinwelt des Upadhi gelegt ist: besteht doch alle Upadhitrennung nur für den, der nicht die höchste Weisheit erfasst hat; für den Weisen dagegen tritt das Atman so hervor, dass die Wesenstrennung zur Illusion wird, II 1,14. Immer und immer wieder wird dies von den Indern hervorgehoben: die Upadhis sind wie ein über die Seele geworfenes Gewand, so II 3,40, die individuelle Seele ist nur das Scheinbild des höchsten Geistes II 3,50. Daher führt die Erlösung zu einem Aufgehen des individuellen Seelenlebens in der Allseele, und daher ist der Tod nur das Eingehen in sich selbst, und ebenso des Todes Bruder, der Schlaf, so I 1,9: wenn der Mensch schläft, so ist er eingegangen in das Seiende;⁴⁾ das Leben ist der Tod, d. h. die Verbannung des Atman zu einem geringfügigen Dasein, IV 4,16; der Tod aber ist das Leben d. h. die Rückkehr der Seele in das ewige Wesen, wo sie ihre wahre Natur wiederfindet und aus dem Stande der nichtigen Vereinzelung zum höchsten Sein zurückkehrt, gleich dem Tropfen im Meer, IV 4,5. Diese Lehre hat der Buddhismus weiter gebildet: die menschliche Entwicklung des Karma erscheint im Buddhismus als Parinamana, als das ständige Opfer der Weltseele zum Zwecke der Erlösung!

Alle diese Vorstellungen sind die Lieblingsideen Heraklits, und seine Sprüche in dieser Richtung sind die schönsten: Tod ist, was wir im Wachen sehen, Leben was im Schlaf, B. 21 (hier ist am Schluss statt ὕπνος zu lesen ξωή wie schon andere vermutet haben); sind wir gestorben, so leben wir, im Wachen schlafen wir, B. 26; die Weltseele ermattet im Gehäuse des Individuums: sie ist müde, demselben Individuum zu dienen, B. 84; der Phalluskult des Dionysos greift in das Totenreich: Dionysos und Hades sind eins, B. 15. Dem entspricht der weitere Satz B. 88: der Lebende und Tote, der Wachende und

⁴⁾ Vergl. auch Chandogya Upanishad VI 8,1.

Schlafende, der Junge und Alte ist eins, es ist nur ein ständiger Umschlag; und so sein schönster Ausspruch B. 62: Unsterbliche sind sterblich, Sterbliche sind unsterblich, wer lebt, der lebt seinen Tod, wer stirbt, der stirbt sein Leben — ein Spruch von einer metaphysischen Tiefe, wie er nicht überboten werden kann; enthält er doch die Quintessenz des Vedanta. Der Ausspruch gewinnt noch eine sehr originelle Fassung in B. 75, wonach der schlafende Mensch Mitarbeiter an den Weltereignissen sei. Auch dies stimmt vollkommen mit dem Vedanta, namentlich mit II 3,18: auch der Schlafende ist sehend, denn er ist wie ein Licht, das immer glänzt und auch in den leeren Raum hineinleuchtet; für den Erkenner gibt es keine Unterbrechung des Erkennens, so schon Brihadaranyaka Upanishad 4, 3,30.

Auch das Vedantische Prinzip von der Identität der individuellen Seele mit dem Atman, von dem sie nur zeitweise durch Einschliessung in den Kerker des Körpers relativ getrennt ist, eine Anschauung, die später auch im Platonismus eine grosse Rolle spielte und bis auf Averroes reicht, ist von Heraklit ausgesprochen worden; eine Reihe von Aphorismen ist nur auf diese Weise zu verstehen, namentlich B. 113 und 114. Gemeinsam ist allen das Denken: $\xi\upsilon\nu\acute{o}\nu\ \acute{\epsilon}\sigma\tau\iota\ \pi\acute{\alpha}\sigma\iota\ \tau\acute{o}\ \phi\rho\nu\acute{o}\sigma\epsilon\iota\nu$. Alle menschlichen Gesetze erklären sich aus dem einen göttlichen; die menschlichen Gesetze sind hier im Sinne von Gesetzen des Denkens zu verstehen: diese sind vom Göttlichen abhängig, und es ist der göttliche Gedanke, der alles lenkt und leitet, wie er will. Noch deutlicher ist dies in B. 115 ausgesprochen, dass das Logos die Einzelseelen in sich fasst, so auch B. 78, wonach nur der göttliche Sinn die Einsicht hat, nicht der menschliche; denn was an der Seele menschlich ist, das ist eben die Upadhibeschränkung auf das individuelle Sein. Vielleicht, dass in diesem Zusammenhange auch die $\acute{\alpha}\gamma\chi\iota\beta\alpha\sigma\acute{\iota}\eta$, das Nahesein vorkam, von welchem Wort wir durch Suidas Kunde haben, B. 122.

Mehrfach erwähnt auch Heraklit, dass eine besondere Art des philosophischen Denkens dazu gehört, um das Höchste zu erkennen, so B. 86 und B. 108: die Weisheit ist etwas besonderes, was ausserhalb der gewöhnlichen Kenntniss steht, und es gehört dazu ein glaubensvolles Bestreben: $\sigma\omicron\phi\acute{o}\nu\ \acute{\epsilon}\sigma\tau\iota\ \pi\acute{\alpha}\nu\tau\omega\nu\ \kappa\epsilon\chi\omega\rho\iota\sigma\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\nu$.

Für jeden Kenner der indischen Welt ist sofort klar, dass hiermit die eigene Art des philosophischen Denkens, das Sichversenken in das Allwesen gemeint ist, die Abstraktion von aller Sinnenwelt, die pratibhâ, von welcher die Yogalehre des näheren spricht, vgl. Vedanta II 3,38 und III 4,1f. Daher auch der Ausspruch bei Heraklit B. 18: wer es nicht hofft, wird es nicht

finden — „wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“; denn unerforschlich und unzugänglich ist es (für den gewöhnlichen Sinn): ἐὰν μὴ ἔλπηται ἀνέλπιστον οὐκ ἐξευρήσει, ἀνεξερεύνητον ἐὼν καὶ ἄπορον.

Das Vedanta sollte eigentlich keine Kosmologie enthalten; denn eine Weltentstehung liegt der Lehre fern, welche nicht an eine Schöpfung und nicht an einen Schöpfer glaubt, einer Lehre, welcher die Welt nichts anderes ist als die Spiegelung des Weltwesens und das Glitzern seiner Strahlenwelt. Und doch hat die Vedantalehre eine Art von Kosmologie angenommen; allein diese soll nach der durchgereiften Lehre der Vedantisten nicht erklären, wie die Dinge geworden sind: sie soll nur zeigen, aus welchen Elementen sie bestehen und wie die Elemente sich zu einander verhalten. So heisst es, dass zuerst der Raum entstanden sei, aus dem Raum der Wind, aus dem Winde das Feuer, aus dem Feuer das Wasser und aus dem Wasser die Erde, so II 3,1—12. Wie wenig uns damit eine eigentliche Schöpfung angesonnen wird, zeigt II 3,13; denn danach sind diese Elemente nicht selbständig tätig, sondern es ist der höchste Gott, welcher, in dieser oder jener Wesenheit verweilend, die kosmologische Umwandlung herbeiführt; die Elemente bewegen sich nur dadurch, dass sie einen geistigen Vorsteher in sich tragen. Natürlich hat das Vedanta eine solche Entstehung der Elemente im alten Glauben vorgefunden, sie wurde in der Schule der Vedas gelehrt, und man musste sich mit ihr abfinden; und in gleicher Weise wie das Entstehen musste man auch ein Vergehen annehmen, natürlich in umgekehrter Reihenfolge, so II 3,14 — dem vergleichbar, wenn man eine Treppe auf und absteigt: die Erde geht in das Wasser, das Wasser in das Feuer zurück usw.

In auffallendster Uebereinstimmung hiermit ist Heraklits Kosmologie in B. 31. Diese ist nicht das bedeutendste, was Heraklit gelehrt hat, sie gehört zu den Bestandteilen mythologischen, nicht spekulativen Charakters, ebenso wie sie im Vedanta nur ein etwas fremdartiges Accidens ist; aber umso auffälliger ist die Uebereinstimmung, so dass kaum an Zufall gedacht werden kann. Heraklit lehrt: das Feuer wird zu Wasser, das Wasser wird zur Erde; und umgekehrt ist der Untergang, denn der Weg auf und ab ist ein und derselbe, B. 60, vollkommen das Bild des Vedanta. Daher besteht ein ständiger Wechsel und Wandel vom Feuer gegen das All und vom All gegen das Feuer, B. 90, und die Erinyen haben dafür zu sorgen, dass

einstweilen die Sonne ihre Kreise nicht überschreitet und das Feuer nicht zur Weltzerstörung führt, B. 94. Vgl. auch B. 64.

— — — — —
 Noch sollen einige merkwürdige Einzelheiten hervorgehoben werden. Bis jetzt war B. 63 ziemlich unverständlich, wo es heisst: vor einem, der dort ist, stehen sie auf und werden die Wächter der Lebenden und Toten wach, — ein Ausspruch, den man in späteren Zeiten auf eine Auferstehung des Fleisches gedeutet hat. In der Tat ist der Ausspruch nichts anderes als die Wiedergabe des Chandogya Upanishad VIII 2,1, in Verbindung mit Vedanta IV 4,10. Es ist hier von dem Erlösten die Rede und wird gesagt: wenn der Erlöste zur Welt der Väter will, dann erheben sich die Väter und empfangen ihn, und indem er die Welt der Väter erlangt hat, ist er glücklich. Ebenso wenn er zur Welt der Mütter will, zur Welt der Brüder, zur Welt der Schwestern, zur Welt der Freunde, zur Welt der Blumen und Wohlgerüche, zur Welt der Nahrung, zur Welt des Sanges, zur Welt der Frauen, — alles was er will, das kommt zu ihm, er erlangt es und ist glücklich. Es soll damit ausgesprochen werden, dass der Erlöste in das Stadium der Gottähnlichkeit gelangt, wo ihm alles zuteil wird, und das Vedanta schliesst aus dieser Stelle, dass auch der Erlöste noch einige Wünsche haben müsse; was sich aber dahin verstehen lasse, dass dies noch nicht das letzte, sondern erst das vorletzte Stadium der Erlösung bedeute. Es wird im Vedanta weiter entwickelt, dass die Gottähnlichkeit des Erlösten sich so weit erstreckt, dass er zum Gott wird mit Ausnahme der Weltenführung IV 4,17 und IV 4,18. Dass diese Art der Eschatologie, welche auf den alten Glauben zurückgeht, für den Vedantadenker etwas Externes ist, bedarf kaum der Hervorhebung; um so auffallender ist auch hier die Uebereinstimmung.

Ein anderer Ausspruch, dass der Gerstentrank sich zersetzt, wenn man ihn nicht umrührt, B. 125, ist bis jetzt ebenfalls unerklärlich geblieben; wenigstens wusste man seine philosophische Pointe nicht zu finden. Die Erklärung ergibt sich von selbst aus dem Vedanta, insbesondere aus II 1, 18. Zu dem wichtigsten Problem der Inder gehört nämlich die Entstehung des Körperlichen aus dem Geistigen. Solche Entstehung hat die Sankhya-Philosophie als unmöglich erklärt, sie nahm deswegen eine Urmaterie an, und gelangte so zu einem Dualismus, den das Vedanta bekämpfte. Ein Haupteinwand gegen das Vedanta war nun, dass das Brahman als das rein Geistige keine Organe und keine Teile habe; es sei daher auch bei ihm keine Bewegung denkbar, aus der eine solche gewaltige Umänderung ab-

zuleiten sei.⁵⁾ Um alles dieses zu widerlegen, bedient sich das Vedanta namentlich des Beispiels, dass die Milch von selber ohne weitere Einwirkung sauer werde und dass sie, obgleich in der Erscheinung verschieden, doch substanzuell das gleiche bleibe: auf diese Weise wird der Einwand, dass eine automatische Aenderung und Verwandlung in ein Ding mit anderen Eigenschaften unmöglich sei, widerlegt. Dasselbe will wohl Heraklit mit dem Gerstesaft besagen, der sich ohne Bewegung und ohne Einwirkung von aussen zersetzt. So gewinnt sein Ausspruch eine philosophische Bezeichnung.

Ein weiterer Spruch besagt, das alles was kriecht, mit Gewalt zur Weide getrieben wird B. 11: πᾶν ἐρπετὸν πληγῇ νέμεται. Der Sinn dieses Satzes ist für uns ebenfalls völlig klar. Es ist das im Samsara liegende Lebensbedürfnis, das die ganze Welt erfasst, insbesondere auch, wenn es sich um Hunger und Durst handelt. Die Inder sprechen unzählige Male davon, auch das Vedanta; noch mehr ist allerdings dieser Gedanke im Buddhismus zum Ausdruck gekommen: denn gerade die Lehre von der Leidenschaft, welche alles Unglück bringt, und von dem Erlöschen der Leidenschaft als dem Ziele des menschlichen Wirkens ist der Kern des Buddhismus. Ich führe hierbei nur einen Spruch aus einem Buddhistischen Werk an:⁶⁾

Die Wünsche sind dein erstes Heer,
das zweite heisst Unzufriedenheit,
dein drittes ist Hunger und Durst,
das vierte wird Verlangen genannt.

Als besonders auffallend ist endlich der Ausspruch erschienen, dass auch die schönste Weltordnung nur wie eine auf gradewohl hingeschütteter Kerichthaufen sei B. 124. Das ist nichts anderes als ein Ausfluss des Vedantagedankens von der Unreinheit und Materialität der Erde im Gegensatz zur Reinheit des geistigen Brahman, so II 1, 6, II 1, 7, II 1, 8, II 2, 16, und hier findet sich auch das berühmte Beispiel vom Mist und vom Mistkäfer.

Schon andere haben die Uebereinstimmung mit der indischen Lehre bemerkt.

Garbe, der gerade in der Klarstellung dieser Zusammenhänge vortreffliches geleistet hat, sucht Beziehungen zwischen Heraklit und der Sankhyalehre.⁷⁾

⁵⁾ Die Sankhyalehre nahm die 3 gunas als Bewegungsfaktoren an.

⁶⁾ Windisch, Mara und Buddha S. 11.

⁷⁾ Garbe, Die Sankhyaphilosophie, S. 86.

Ich glaube nun, dass diese Sankhya-Philosophie mit der Lehre von der Urmaterie und ihrer ständigen Umformung durch die 3 Gunas, deren verschiedener Sättigungsgrad die Entwicklung beeinflusst, und mit dem Ahamkara, dem Ich schaffenden Element, welches das Individuum aus der Allseele heraushebt und zur Persönlichkeit macht, wohl mit anderen griechischen Systemen Verwandtschaft hat; ebenso wie der Atomismus, dessen Hauptvertreter Kanada war, gleichfalls in Griechenland seine Vertreter fand. Heraklits Lehre aber, soweit sie aus den Fragmenten zu entnehmen ist, ist ein Vedantischer Monismus: ihr bleibt der Dualismus zwischen Weltseele und Materie fremd; und die tiefe Kluft, welche die ganze Welt nach der dualistischen Anschauung durchzieht, kehrt in der Lehre Heraklits nicht wieder. Die Einheit von Welt und Weltseele ist überall in seinen Aphorismen zu erkennen, und die an sich reizvollen Probleme des Dualismus, die bei einem Anhänger des Sankhya unabweisbar wären, finden sich bei ihm nicht. Er glaubt nicht an eine Mehrheit substantiell verschiedener Seelen, sondern an eine Weltseele, welche die durch das Upadhi getrennten Einzelseelen in sich fasst.

Auf Aehnlichkeiten mit der indischen Philosophie, und insbesondere mit dem Vedanta hat auch Gomperz, Lebensauffassung griechischer Philosophen S. 49 hingewiesen; allerdings der Fall, den er anführt, trifft nicht zu. Bei jener bekannten Stelle des Heraklit, dass die Geschichte nur als Kinderspiel zu betrachten sei, verweist Gomperz auf die Ausführungen im Vedanta II 1,32 und 33. Allein die Verweisung passt nicht: hier ist davon die Rede, dass, wenn man eine Weltschöpfung durch Gott annehmen wolle, man für diese Weltschöpfung einen Grund suchen müsse, da Gott doch nicht motivlos gehandelt haben könne. Wo bleibt aber das Motiv bei dem wunschlosen Gotte? Hier sagen die Inder: Auch die Fürsten und Grossen, die sonst alles haben, was sie begehren, möchten doch mitunter Spiele veranstalten, die sie ergötzen, und so könnte man annehmen, dass auch die Welt nichts anderes als ein Spiel der Gottheit sei und darum einer weiteren Motivierung nicht bedürfe. Dem Einwurf, dass es sich bei der Weltschöpfung doch um etwas ungeheures handelte, beseitigen die Philosophen mit der Erklärung, dass, was uns als etwas furchtbar schwieriges erscheint, dem höchsten Gott nur ein blosses Spiel sei. Ich glaube nicht, dass die Stelle Heraklits von dem Kinderspiel eine Analogie zu diesem Ausspruch aufweist, und nehme vielmehr an, dass bei Heraklit das Wesenlose und Unbedeutende des ganzen Samsara dargelegt werden

soll im Gegensatz zu dem Brahman, dem grossen Erhabenen, dessen spielender, lichter Widerschein das ganze Weltgeschehen ist. Die Motive der Welterschöpfung erörtert Heraklit nicht; sein Kinderspiel ist fern von jenem erhabenen Spiel der Gottheit, welches die indischen Denker zur Erklärung eines etwaigen Schöpfungsvorgangs heranziehen.

Dass im 4. Jahrhundert v. Ch. die philosophische Bewegung in Indien fortdauernd eine sehr rege war und dass hier insbesondere auch der Atomismus und der Materialismus stark zur Geltung kam, wissen wir aus dem Rechtsbuche des Kautilya, über das ich Arch. V S. 606 berichtet habe. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, dass das 6. bis zu dem 3. Jahrhundert v. Chr. auch in Indien eine philosophisch besonders fruchtbare Zeit war, wenn es auch sicher ist, dass bei diesem philosophisch begabtesten aller Völker weder vor- noch nachher die philosophische Spekulation jemals erlahmte.

Einen starken Einbruch erlitt allerdings das Vedanta durch die Herrschaft des Buddhismus; allein seine Herrschaft war nur eine zeitweilige: er wurde im 2. Jahrhundert v. Chr. verdrängt, und das Wahrzeichen der künftigen Zeit war das Gesetzbuch, das wir alle kennen, das ums Jahr 150 v. Chr. entstandene Rechtsbuch Manu; und damit war auch für die Rechtswissenschaft ein neuer Tag angebrochen.

Psychologie und Juristenvorbildung.

Unter dem Titel: „Die Psychologie und die Vorbildung der Juristen“ wird soeben vom Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung in der Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung (Bd. VII, Heft 1) eine Mitteilung herausgegeben. Prof. W. Stern, Breslau, stellt hierin alle Forderungen und Vorschläge zusammen, die bei Gelegenheit des Wiener Juristentages über obigen Gegenstand gemacht worden sind. Die Mitteilung zerfällt in die 3 Abschnitte: I. Welche Bedeutung hat die Psychologie für Rechtswissenschaft und Rechtspflege? II. Welche Wege sind gangbar zur psychologischen Vorbildung des Juristen? III. Die Beteiligung des Psychologen.

Sonderabdrücke der Mitteilung werden vom Institut an Interessenten, so weit der Vorrat reicht, unberechnet abgegeben.

III.

Sozial- und Wirtschaftsphilosophie.

Die Stellung der Soziographie in der Reihe der Geisteswissenschaften.

Von

Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam.

Immer aufs Neue trennt sich eine Wissenschaft von ihrem Mutterstamme. Die bekannte Erscheinung hat ihren Grund nicht bloss in der Anhäufung des Stoffes, die irgend eine Arbeitsteilung erwünscht macht, sondern eben so sehr in der Erfahrung, dass bestimmte Tatsachen in einem gewissen Zusammenhange besser als in einem anderen erforscht werden, nicht am wenigsten, weil das zugleich durch anders Vorbereitete und anders Orientierte geschieht. Die Einteilung der Wissenschaften und die Verteilung der Erscheinungskomplexe unter dieselben ist wahrlich keine müssige Spielerei, denn sie bildet die Grundlage der Organisation des ganzen wissenschaftlichen Betriebs, von welcher, wie in jedem Betriebe, die gesamte Produktion abhängig ist. Die nachteiligen Folgen einer verkehrten Einteilung sind dementsprechend recht erheblich.

Bekanntlich ist der Einteilungsprozess innerhalb der Geistes- resp. der Sozialwissenschaften zum vorläufigen Abschlusse noch keineswegs gekommen. Über Umfang und Aufgabe ganzer Disziplinen herrscht hier noch tiefgehende Meinungsverschiedenheit; das ihnen überhaupt zugehörige Gebiet wurde noch nicht einmal ganz besiedelt, höchstens von abenteuerlichen Pionieren durchstreift. Unzweifelhaft wird das spontane Wachstum der Wissenschaft hier schon Wandel schaffen und Trennungen sowie Verbindungen im Forschungsbetriebe herbeiführen. Doch ist es gewiss erwünscht, sich von dem, was hier im Werke ist, Rechenschaft zu geben und vom allgemeinen methodischen Standpunkte eine gewisse Kontrolle auszuüben.

Zu den Wissenschaften, die noch nicht so recht zur Erkennung und Gebietsabgrenzung gelangt sind, gehört auch die Soziographie. Die fruchtbarste, die kongeniale Umgebung hat auch sie bis jetzt

noch nicht gefunden. Ich möchte auf diesen Seiten versuchen, ihr die rechte Stellung ausfindig zu machen. Sie kann füglich als die Beschreibung mit allen Mitteln von allen Verhältnissen und Zuständen eines Volkes zu einer bestimmten Zeit angedeutet werden. Sie hat also für die höheren Völker genau dieselbe Aufgabe zu erfüllen wie die Ethnographie für die sogenannten Naturvölker, n. l. die eine vollständige Beschreibung des ganzen Volkslebens mit allen seinen Tendenzen und Kräften, seinen Höhen und Tiefen zu liefern. Die Statistik bildet eins ihrer mächtigsten Hilfsmittel, aber keineswegs das einzige. Wie die Geschichte das Werden, so schildert die Soziographie das Sein aller Völker nach allen Richtungen ihres Lebens. Die beiden zusammen liefern der theoretischen Sozialwissenschaft, der Soziologie im weitesten Sinne oder wie man sie sonst nennen will, das Tatsachenmaterial. Aber diese indirekte Leistung bildet wahrlich nicht ihr einziges Verdienst. Auch direkt befriedigt die Soziographie ein intellektuelles Bedürfnis. So gut wie die physische, wollen wir und müssen wir die menschliche sowie die soziale und kulturelle Umwelt kennen lernen. Aber auch praktisch sind wir hierzu genötigt, weil wir, im Zeitalter der Weltwirtschaft und der Weltpolitik, fortwährend mit ihr in Berührung kommen. Ganz ohne Recht verlangt Ostwald für jede Wissenschaft eine praktische Anwendung; der Astrophysik, der Urgeschichte, der Linguistik dürfte diese ja doch fehlen, aber nicht der Soziographie, der vertieften Kenntnis aller Völker. Jede kommerzielle, finanzielle und politische Unternehmung, die über das eigene Land hinausgreift, fusst auf ihr. Warum sollte der Politiker sich allein durch ihr intuitives Surrogat bei seinen Zwecksetzungen und Mittelberechnungen leiten lassen? Die Kolonialpolitik, die nicht sehr genau Rechnung hält mit ihren Resultaten, wird zu den grössten Verlusten und den heftigsten Kollisionen führen. Jeder Diplomat, jeder Minister des Auswärtigen, aber auch jeder grosszügige Unternehmer muss über ausgedehnte und parate Kenntnisse in der Soziographie verfügen.

Die Soziographie kann also ihre Berechtigung als Wissenschaft durch die Befriedigung von drei Bedürfnissen beweisen: einem intellektuellen, einem indirekt wissenschaftlichen und einem praktischen.

Glücklicherweise handelt es sich hier nicht um eine von uns entworfene, eine noch zu bildende Zukunftswissenschaft, sondern um eine bereits längst bestehende Disziplin. Es gibt sogar eine riesige, immer mehr anschwellende ihr zugehörige Literatur! Allein die dem japanischen Volke gewidmeten Beschreibungen dürften eine Bibliothek füllen, auch wenn wir die der Globetrotter beiseite lassen und uns auf die z. B. von Chamberlain gerühmten beschränken, bilden sie

eine beträchtliche Masse; für die Literatur über Volk, Staat, Wirtschaft und Kultur von Russland, den Vereinigten Staaten, Australien wären vielleicht noch grössere Räume notwendig. Ebenfalls massenhaft werden die Schriften über Argentinien, und es sind nicht alle Gelegenheitsschriften und Verlegerspekulationen. Die riesige Arbeit von Werner fasst die Literatur über China nicht einmal befriedigend zusammen, das neue China hat bereits eine grosse Büchermenge zu Tage gefördert. Und noch schweige ich über die zahllosen Beschreibungen, allgemeine und detaillierte, welche den europäischen Kulturvölkern gewidmet werden.¹⁾

Alle diese Schriften haben sehr verschiedene Leute zu ihren Verfassern. Chemische Bücher werden nur durch Chemiker vom Fach geschrieben, aber soziographische durchaus nicht allein durch Berufssoziographen, ja durch diese eigentlich merkwürdigerweise gar nicht, und zwar weiles solche noch immer nicht gibt. Ich glaube, wir können füglich drei Arten von Forschern und Schriftstellern auf diesem Gebiete unterscheiden. An erster Stelle stehen die Spezialisten, welche direkt im Dienste einer besonderen sozialen Wissenschaft spezielle Seiten eines gewissen Volkslebens studieren und beschreiben: Oekonomen vor allem, Sozialpolitiker, Moralisten, Theologen, Pädagogen usw. Die soziale und die Arbeiterfrage haben Unmengen von Untersuchungen über das Volksleben zu Tage gefördert. Die parlamentarischen Enquêtes enthalten ein kolossales Material und ebenso die Privat-enquêtes, wie die vielen über Wohnungsfragen, Sittlichkeit auf dem Lande, Alkoholismus usw. Die statistischen Beschreibungen bilden vollständige Volksbeschreibungen, d. h. so weit die Statistik und ihre Methode nun einmal gehen. Wenn wir uns auf sie beschränkten, wüssten wir von dem Zustande eines Volkes noch gar wenig, viel weniger als überhaupt möglich und sehr viel weniger als erwünscht. Aber natürlich ohne Statistik kommen wir erst recht nicht aus.

Die zweite Kategorie unserer Mitarbeiter sind ganz andere Leute! Es sind dies die Reisenden, welche nicht nur über von West-Europa weit entfernte Völker ihr Licht entzünden, sondern immer wieder Altes und Neues über die längstbekannten Kulturländer zu berichten haben. So wie die reisenden Ethnographen nur ausnahmsweise Ethnologen sind, so gehören die Soziographen im Felde allen möglichen Berufen an, aber Berufssoziographen sind sie sehr selten. Es hat dies glücklicherweise nicht bloss Nachteile. Sie sehen sich die Sachen vom Standpunkte ihrer Spezialität an, dauernde Einseitigkeit wird in der Weise ausgeschlossen, leider meist auch die Gründlichkeit

¹⁾ Sonderbarerweise gibt es aber eigentlich nur eine ausschliesslich der Entwicklung der Völker gewidmete Zeitschrift, und zwar eine amerikanische, „The Journal of Race Development“ published by Clark University.

und was eben so schlimm, der Wahrnehmer kennt die Lakünen seiner Vorgänger nicht und nicht die Desiderata der Wissenschaft, daher ewige Wiederholungen und immer dieselben offenen Stellen. Es besteht kein regelmässiger Fortschritt in diesen Beschreibungen und sie ergänzen einander nicht absichtlich; manchmal nehmen sie sogar nicht einmal Bezug auf einander.

Literarische Zusammenfassungen der Literatur über einzelne Völker sowie über ganze Reihen derselben werden eigentlich nur durch Geographen geschrieben, und auch nur in den Handbüchern der Geographie finden wir als regelmässigen Bestandteil die angeblich vollständige Beschreibung aller Völker und Staaten, wie in den bekannten Werken von Reclus, Sievers, Hettner und anderer. Die Geographie betrachtet die Staatenbeschreibung als einen Teil ihrer Aufgabe. Hierin ist sie die Nachfolgerin der alten Statistik geworden, welche die „Staatsmerkwürdigkeiten“ zusammenstellte und als Staatenkunde und deutsche Universitätsstatistik bekannt wurde²⁾. Meiner Ansicht nach ist das für die Soziographie kaum ein Fortschritt gewesen!

Die eigentliche wissenschaftliche, monographische Zusammenfassung des soziographischen Materials geschieht jetzt also durch Geographen, das heisst, wie die Sache nun einmal liegt, durch physische Geographen. Die Fehler der gegenwärtigen Staatenbeschreibungen lassen sich alle hierauf zurückführen, wie wir sehen werden.

Eigentlich alle Volksbeschreibungen sündigen durch Oberflächlichkeit und Einseitigkeit. Was sie geben und nur geben, sind die offiziellen statistischen Tabellen, meist sehr seichte Beschreibungen von den alltäglichen Äusserlichkeiten und die gewöhnlichen, allbekannten Notizen; von Versuchen tiefer einzubohren, die Grundlagen der Verhältnisse aufzudecken, findet sich fast nie eine Spur. Die Verfasser geben sich nicht Mühe zu offenbaren „ce qu'on ne voit pas“, das überlassen sie seelenruhig, soweit es überhaupt geschieht, den Forschern aus den theoretischen oder den praktischen Disziplinen. Wie sich die Tatsachen im betreffenden Lande in bezug auf die grossen Probleme, die Arbeiterfrage, die ethnische Zusammenstellung, die Eugenese, den Charakter der Unternehmungen und der Unternehmer, die Begabung des Volkes, die wirkliche Moralität und Religiosität, die intimere und eigentliche Stellung der Frau usw. verhalten, darüber verbreiten sie sich nicht, oder mit einigen Phrasen machen sie sich von der Sache ab. Einem Versuche gerade in solchen Fragen neues Tatsachenmaterial zu bringen, anderes und mehr als die anderen und die Vorgänger zu sehen, begegnen wir bei ihnen fast nie.

²⁾ Vergl. V. Jahr. „Geschichte der Statistik“ 1884, I, S. 52—139.

Wer war je erstaunt über die methodischen Finessen, über die originalen Entdeckungen dieser Volksbeschreiber? Frische, wertvolle Beobachtungen finden sich eigentlich nur bei denen, welche nie daran dachten, Soziographie zu treiben, sondern nur ihre eigenen Erlebnisse oder Erfahrungen niederschreiben wollten. Wir können uns darauf verlassen, dass die Geographen vom Fach solche Quellen vernachlässigen werden.

Die geographischen Volksbeschreibungen berücksichtigen fast nur die volkswirtschaftlichen Verhältnisse, aber auch diese nur einseitig und oberflächlich! Das Leben eines Volkes erschöpft sich wahrlich nicht in materieller Produktion, wie es diese praktischen Marxisten zu meinen scheinen, und die Produktion wird wahrlich nicht allein durch die statistischen Zahlen über ihre Ergebnisse charakterisiert! Für die Zukunft Chinas, d. i. eines Viertels der Menschheit, also auch für die der übrigen Menschheit, ist es von der grössten Bedeutung, ob die gelbe Rasse die inventiven und die direktiven Talente höheren und niederen Grades, welche für die selbständige Produktion ebenso notwendig, ja weit notwendiger als die exekutiven Arbeiter, enthalte. Die Realität der gelben Gefahr ist auf die Dauer nur hiervon abhängig. Wie furchtbar wenig, das hierauf Licht verbreiten könnte, finden wir nun aber in der ganzen zahlreichen Literatur über China und die Chinesen. Für Japan gilt eigentlich dasselbe. Und doch gibt es kaum wichtigere Probleme für die ganze Zukunft der Kultur und der Menschheit als diese! Man geht stumpfsinnig dran vorüber. Die Soziographen, welche die Aufmerksamkeit zwingend hierauf hinlenken sollten, denken nicht daran, viel weniger natürlich daran, solchen Fragen mal auf neuen Wegen und möglichst eingehend näher zu kommen.

Wie oberflächlich sind auch die besten Veröffentlichungen über die Verhältnisse und den sozialen Wert der Neger in Amerika oder der Mestizen in Zentral- und Südamerika, dennoch hängt ein gutes Stück Zukunft auch hiervon ab.

Merkwürdigerweise sind die Monographien auf diesem Gebiete, welche bekannte Fachmänner zu ihren Verfassern haben, nicht besser als die anderen. Leroy Beaulieus grosses Buch über Russland wurde noch nicht durch ein neueres ersetzt, gewiss nicht durch das Werk Hettners oder v. Krassnows; das erstere legt sogar nirgendwo Zeugnis ab von tieferen soziographischen Kenntnissen oder Studien und der Verfasser bekennt, nicht einmal Russisch zu kennen. Ich hebe diesen Fall gerade deshalb als bezeichnend hervor, weil der rühmlichst bekannte Autor persönlich hier kaum verantwortlich zu stellen ist. Der eigentliche Fehler ist von allgemeiner Natur.

Wenn und solange unsere Soziographen nicht gründlich auf der Höhe der theoretischen Sozialwissenschaften sind und ihre Unter-

suchungen und Beschreibungen nicht an die Probleme und Bedürfnisse derselben anpassen, so lange werden alle Soziographien inhaltlich und methodisch rückständig bleiben und die Leser enttäuschen. Es sollten diese Sätze eigentlich selbstverständlich sein! In jeder anderen Wissenschaft wäre das gewiss der Fall. Man denke sich doch einen zoologischen Beschreiber, der von der Zoologie nur oberflächliche Kenntnisse hätte! Wie kann man von einem solchen Dilettanten erwarten, dass seine Beschreibung und erst recht seine Entdeckung von Tatsachen den Bedürfnissen der Theorie entgegen kämen, oder dass sie den neuesten Anforderungen in bezug auf Genauigkeit oder Ausführlichkeit entsprächen?

Das unbedingt nötige intime Verhältnis zwischen dem Soziographen und den theoretischen Sozialwissenschaften kann aber nur in der Weise hergestellt werden, dass der erstere den letzteren als Fachmann zugehöre, also nicht nur gründlich in ihnen ausgebildet wurde, sondern auch selbständig in ihnen gearbeitet habe. Und dieses ist unbedingt nötig sowohl für den Detailarbeiter auf diesem Gebiete und für den Reisenden, wie für den zusammenfassenden Schriftsteller, also für unsere drei Kategorien von Soziographen.

Die jetzige enge Verbindung zwischen der Soziographie und der physischen Geographie oder der Geologie ist nicht bloss wertlos für die erstere, sondern geradezu verhängnisvoll! Methoden, Probleme, Interessen sind in beiden Wissenschaften nun einmal prinzipiell andere, die angeborene und erworbene „*tourneur d'esprit*“ der beiderseitigen Forscher ist ebenfalls eine durchaus verschiedene, ja entgegengesetzte! Der physische Geograph soll, will er kein Dilettant bleiben, tüchtig bewandert, geübt und interessiert sein in Mineralogie, Geologie und Klimatologie, um von der grundlegenden Mathematik, Physik und Chemie zu schweigen. Der Soziograph auf der anderen Seite soll in den Staatswissenschaften, der Volkswirtschaftslehre und der Soziologie ein Fachmann sein, und tüchtig vorbereitet in Anthropologie, spezieller oder konkreter Psychologie und Ethnographie, wenn er seinerseits kein Stümper bleiben will. Mit einem Worte: der eine beschreibt die Natur und kann dies nur richtig tun, wenn er Naturwissenschaftler ist, der andere untersucht und beschreibt Menschen, Staaten und Gesellschaften und muss deshalb den Wissenschaften vom Menschen, d. h. den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften durch Anlage, Neigung, Vorbereitung und Uebung angehören. Nur wer sich mit Dilettantismus auf der einen oder der anderen Seite begnügen will, kann hier anderer Meinung sein.

Von ganz anderer Seite droht der Soziographie als selbständiger, beschreibender Wissenschaft ebenfalls Gefahr! Man fragt, ob es nicht möglich sei, mit der ganzen Volksbeschreibung als einheitlicher Dis-

ziplin aufzuräumen und statt ihrer die beschreibende Arbeit den besonderen theoretischen Wissenschaften, einer jeden für den sie interessierenden Teil der Tatsachen zu überlassen? Der Volkswirtschaftler würde die ökonomischen, der Theologe die kirchlichen, der Politiker die politischen, der Moralist die moralischen Erscheinungen in einem bestimmten Volksleben aufdecken, beschreiben und seiner Spezialwissenschaft zuführen. Keiner würde sich mit dem Ganzen befassen. Dieser schönen und bequemen Arbeitsteilung können aber zwei wuchtige Einwürfe gemacht werden. Erstens interessieren wir uns nun einmal tatsächlich für das ganze, ungetrennte Leben eines Volkes, aller Völker als einheitlicher Gebilde, mit einem Teile wären wir nicht zufrieden. Das Bedürfnis nach einer einheitlichen, ungetrennten Soziographie liegt also als Tatsache vor. Warum sollte es nicht wie jedes andere wissenschaftliche Bedürfnis befriedigt werden? Und zweitens sind die Völker und Staaten tatsächlich Einheiten, deren Teile einzig und allein im Zusammenhange verstanden werden können. Alle soziale Erscheinungen ohne Ausnahme hängen aufs engste zusammen. Jede Trennung darf nur zum Zwecke der Analyse stattfinden und ist auch dann nur auf Zeit und mit höchster Vorsicht vorzunehmen. Wer könnte sich unterstellen, die russischen ökonomischen Verhältnisse getrennt von den politischen oder diese ohne die ersteren begreifen zu wollen? Aber zum rechten Verständnis der traurigen russischen Rückständigkeit sind die religiösen, die moralischen, die ethnographischen, die volkpsychologischen Zustände doch ebenfalls unentbehrlich! Wie lässt sich die russische Volksseele leichter kennen als aus der russischen Kunst? und wer umgekehrt Dostojewski wirklich tiefer ergründen will, der fühlt doch instinktiv, dass er das ganze Volksleben nach allen seinen Seiten kennen lernen muss. Dasselbe gilt aber für jede Teilerscheinung eines jeden Volkslebens oder Staates. Nur aus dem Ganzen heraus sind die Teile verständlich zu machen.

Also weil wir uns für die Völker und Staaten als lebendige, ungetrennte Einheiten interessieren, und weil die Teile gesondert tot und unbegreiflich sind, muss die Beschreibung eines jeden Volkes ein ungetrenntes Ganzes bleiben. Eine definitive und prinzipielle Spaltung wäre ebenso unnatürlich als schädlich für die Kenntnis und das Verständnis des Volkslebens und seiner Äusserungen.

Ist es nun aber im Interesse der Wissenschaft vielleicht erwünscht, dass es nicht nur Japannologen und Sinologen, Türkologen und Kenner Frankreichs oder Deutschlands gibt, sondern auch solche Gelehrte, welche von der Kenntnis aller dieser Völker ihren Lebenszweck machen? Das ist eine neue Frage. Tatsächlich haben wir hier bis jetzt nur Spezialisten, soweit die Schwierigkeit der betreffenden

Sprache solches verlangt, und insofern als die besondere Beschäftigung mit einem Volke manchmal ein Ausfluss der Lebensverhältnisse des jeweiligen Forschers ist. Das Letztere ist wieder eine Folge davon, dass so oft die Volksbeschreibung eine dilettantische Nebenbeschäftigung bildet. Fachmännisch betrieben liegt gar kein Grund vor, weshalb einer, der sich mit Bulgarien beschäftigt hat, das nächste Mal sein Interesse nicht Portugal widmen würde. Die sprachlichen Erfordernisse könnten höchstens eine Beschränkung auf bestimmte sprachlich mehr oder weniger geeinte Völkergruppen erwünscht machen. Und auch das brauchte nicht für das ganze Leben des Forschers zu gelten. Manchmal kann auch eine sehr eingehende und reelle Kenntnis eines Volkes ohne Kenntnis seiner Sprache erlangt werden, obwohl direkte Wahrnehmungen dann in den meisten Fällen, nicht einmal in allen, ausgeschlossen sind.

Selbstverständlich sind für zusammenfassende Arbeiten keine speziellen Sprachkenntnisse erforderlich oder auch denkbar; mit guter Bewandtheit im Deutschen, Englischen, Französischen, Italienischen, Spanischen und vielleicht noch Russischen kann man es auf diesem Gebiete schon weit bringen.

Durch die Natur der Arbeit braucht unsere Disziplin also gar nicht in Spezialitäten, wie Japannologen, Sinologen, Russologen usw. auseinanderzufallen. Das Bedürfnis der Wissenschaft erfordert aus verschiedenen Gründen im Gegenteil gebietend ihre Einheit. Erstens ist das Interesse der ihr zugewandten Forscher doch keinesfalls auf ein einziges Volk beschränkt, sondern, wenn nicht auf alle, so doch auf viele gerichtet. Sie wollen sich nun einmal nicht spezialisieren und auf ein Teilgebiet einschwören lassen. Besonders ist das der Fall und muss es notwendig sein bei den vielen, welche ihr Interesse nicht so sehr einem speziellen Volke, sondern irgend einer volklichen Erscheinung zuwenden, sagen wir z. B. der Negerfrage oder dem Islam oder dem Gegensatze der Rassen und der Frage der Rassenbegabung oder der Beherrschung der Tropen oder sonst einem Probleme, das nicht in einem bestimmten Lande lokalisiert werden kann.

Methodisch ist es im höchsten Grade erwünscht, dass der Volksforscher die Schärfe seiner Wahrnehmung nicht durch einseitige Beschäftigung gefährdet; Vergleichung dürfte hier das einzige Mittel abgeben, eine ungetrübte Sehkraft zu erhalten. Man vergesse doch nie, dass die Statistik auf diesem Gebiete nie die persönliche Wahrnehmung mit allen ihren Fehlerquellen ersetzen kann. Das Urteil des Wahrnehmers ist manchmal der einzig mögliche Massstab. Deshalb bleibt es unbedingt nötig, den Forscher selbst zum möglich

feinsten Instrumente auszubilden, und wie kann das anders als durch immerwährende Vergleichung geschehen?

Die überwiegend philologisch-spezialistische Orientierung liegt gar nicht im Interesse unserer Wissenschaft, im Gegenteile verlangen wir wie gesagt die engste unausgesetzte Berührung mit den theoretischen Sozialwissenschaften und volle Aufmerksamkeit für die aktuellen Ereignisse. Unsere Wissenschaft ist auf die lebendige Wirklichkeit gerichtet.

Aus der Kenntnis der Tatsachen des Volkslebens in den verschiedensten Ländern ist schon längst auch das mehr theoretische Studium derselben erwachsen. Zwar hat sich dasselbe hauptsächlich denjenigen Erscheinungen zugewandt, welche die Völker der Jetztzeit miteinander gemein haben, wie z. B. dem internationalen Verkehre und ähnlichen. Es ist das Verdienst der Geographen, obwohl auf sehr beschränktem Gebiete, die Tatsache der Verschiedenheit, des Andersseins der Völker, zum Problem gemacht zu haben. Leider beachteten sie fast nur das ökonomische Leben und auch dieses nur ganz äusserlich. Ihren Voraussetzungen und ihren Vorstudien gemäss beschränkten sie sich in der Erklärung dieser Verschiedenheit auf die physischen Faktoren, was geradezu albern war. Es ist wohl ohne weiteres klar, dass Geologe und Klimatologe nicht die rechten Leute zum Wahrnehmen wie zum Erklären sozialer Erscheinungen sind. Weiter als zum Dilettantismus bringen sie es hierin nie. Aber, wie gesagt, es bleibt ihr Verdienst, die Aufgabe gestellt zu haben. Sie muss jetzt durch ganz anders interessierte und vorgebildete Forscher übernommen werden. Die differentielle Soziologie kann allein die Schöpfung der Soziologen werden!

Die differentielle Soziologie (oder ungetrennte Sozialwissenschaft, — notwendig ungetrennt, weil die sozialen Tatsachen nun einmal aufs engste zusammenhängen, die Trennung also nie mehr als eine Abstraktion, ein Laboratoriumshilfsmittel sein kann —), hat im Gegensatze zur allgemeinen Soziologie das Studium der Differenzen der Völker und Gesellschaften zur Aufgabe. Sie fragt nicht nach dem Werte und der Funktion des Unternehmertums in der Produktion im allgemeinen, sondern nach den besonderen Charakterzügen desselben bei den verschiedenen Völkern, soweit sie bloss beschreibend verfährt, und sie erklärt diese Besonderheiten aus den weiteren Eigentümlichkeiten, welche diese Volkseinheiten differenzieren.

Die folgenreichen Verschiebungen der Rassen und Völker, welche nie erwartet werden und doch immer wieder stattfinden, bilden ein Hauptthema für die Erörterungen dieser differentiellen Soziologie. Man sieht schon, ihr Gebiet ist weder beschränkt noch arm! Eine

andere Wissenschaft beherrscht es vorläufig nicht, ihr bleibt es vorbehalten.

Es ist klar, dass die Erforscher der diesem Gebiete zugehörigen Erscheinungen, ob sie dieselben direkt wahrnehmen und beschreiben wollen oder die Arbeiten anderer zusammenfassen, oder aber sie theoretisch verarbeiten, logisch durchleuchten wollen, es ist klar, dass sie nicht als Geologen, überhaupt nicht als Naturwissenschaftler im engeren Sinne erzogen werden müssen, sondern dass sie ihre Vorbildung in den Geistes- und Sozialwissenschaften erhalten müssen. Nur in dieser Weise wird ihr Blick für die Wahrnehmung der betreffenden Erscheinungen geschärft, nur in dieser Umgebung ihr Scharfsinn für die Erklärung geübt.

In der Verbindung mit der physischen Geographie wurde die Soziographie nie um ihrer selbst willen geübt, ihr Gebiet unnötig und zum Schaden der Forschung beschränkt, ihre Probleme nie adequat erörtert, eigentlich auf das eine der Anthropogeographie zurückgeführt. Sogar dieses würde als Geosozioologie in viel ergiebigerem Zusammenhange studiert werden können. Die Vereinigung und besonders die Personalunion mit der Geologie hat sich als unfruchtbar und verhängnisvoll erwiesen. Erst in kongenialer Umgebung wird diese Wissenschaft ihre Aufgabe vollständig lösen können. Es dürfte selbstverständlich sein, dass diese Umgebung, wie für jede beschreibende Wissenschaft, keine andere als die zugehörige theoretische Disziplin sein kann.

Was ist „Arbeiterschutz“?

Von

Prof. Dr. J. Jastrow, Charlottenburg-Berlin.

(Schluss.)

4.

Dass die Materie des Vertragsschutzes literarisch nicht gedeiht, hat seinen Grund in dem Platze, der im System der Gesetzgebung und der Jurisprudenz dem Vertragsrechte angewiesen wird. Es ist hergebrachtermassen dem Privatrecht zugeteilt, und daher werden solche Bestandteile des Vertragsrechtes, die der Gesetzgeber dem privaten Willen entrückt, wie Einbrüche in das Gebiet des Privatrechts angesehen. Nun ist an der Selbstverständlichkeit, mit der man das Vertragsrecht im Privatrecht unterbringt, sehr viel berechtigt: wenn man das gesamte Gebiet des Rechts in öffentliches und privates

einteilt, so kann man das Vertragsrecht schwerlich anders als im privaten unterbringen. Aber eine Materie wie der Vertragsschutz und in specie der Arbeiterschutz erinnern daran, dass es noch niemals gelungen ist, eine wirkliche Definition dessen zu geben, was öffentliches, was privates Recht ist. Es gibt viele Juristen, die in dieser Beziehung so anspruchslos sind, dass sie sogar das '*Publici iuris est, quod pactis privatorum mutari nequit*' für eine Definition halten.

Der Mangel einer brauchbaren Definition hat seinen Grund. Das private Recht kann sich zum öffentlichen Recht nie anders verhalten, wie das Leben des Einzelnen zum Leben der Gesamtheit. Nun kann es zwar Lebensäusserungen, -betätigungen, -interessen, -kräfte, -anschauungen geben, die man dem Leben des Einzelnen, andere, die man dem Leben der Gesamtheit zuteilt. Aber Zeitabschnitte, in denen der Einzelne als Individuum, und andere, in denen er als Glied der Gesamtheit lebt, kann es nicht geben. Auch wenn der Mensch als Abgeordneter im Parlament sitzt und seine ganze Denkkraft darauf konzentriert, einer Rede seines Kollegen zuzuhören, so atmet, sieht und verdaut er in derselben Zeit. Und wenn er nachher in seiner Studierstube sich so sehr auf sich selbst zurückzieht, dass er nichts tut, als über sein eigenes Ich philosophisch nachzudenken, so ist er doch in seinem ganzen Habitus, in Tracht und Haarschnitt, in Körperhaltung, unwillkürlichem Gesichtsausdruck, vor allem in der Sprache, in der er denkt, ein Kind seiner Zeit und ein Glied seines Volkes. Niemand wird bestreiten wollen, dass die Lehre von der Verdauung in die Physiologie des Einzelwesens gehört, die Lehre von Sprach-, Denk- und Kulturgemeinschaft in die Soziologie. Wie aber die Gesundheitspflege ein Gebiet ist, dessen Verständnis man sich unmöglich macht, wenn man nicht auf Schritt und Tritt bedenkt, dass der Mensch zugleich Einzelwesen und Gemeinschaftswesen ist; wie man Verdauungskrankheiten von einem Individuum nicht dadurch fern halten kann, dass man seinen Darmkanal in Obhut nimmt, sondern nur dadurch, dass man gleichzeitig alle anderen Individuen ebenfalls vor Infektionsgefahr schützt; wie Virchow schon im Jahre 1848 als Mittel zur Bekämpfung des oberschlesischen Typhus eine verbesserte Schulorganisation verlangte; wie wir heute wissen, dass die Reichen massenweise an der Cholera gestorben sind, bloss weil sie für die Armen zu sorgen unterlassen hatten; wie also die Gesundheitspflege durch und durch, bis in alle ihre Poren, Individual- und Sozialfürsorge ist: so gibt es eben auch Rechtsmaterien, deren Verständnis man sich verschränkt, wenn man sich von ihrer Einkapselung in das private oder in das öffentliche Recht abhängig macht, statt in der Freiheit von diesen Grenzlinien den Zusammenhang ihres Wesens zu erblicken. Um dieses Wesen zu erkennen, muss man versuchen

jene Einteilung — wenigstens für Augenblicke — zu vergessen. Ein solches Gebiet ist zwar der Vertragsschutz an sich. Unter allen heute bestehenden Materien des Vertragsschutzes aber gibt es kaum eine, für die nach Umfang und Entstehung diese Charakterisierung so wichtig ist, wie der Arbeiterschutz.

Der heutigen Juristengeneration soll daraus kein Vorwurf gemacht werden, dass sie an jener Einteilung festhält. Denn eine Einteilung des Rechtsstoffes muss die Jurisprudenz haben; und so lange es keine andere gibt, die mit Aussicht auf gemeinsame Verständigung vorgeschlagen werden könnte, so hat in einer solchen Verfassung eine Wissenschaft keine andere Wahl, als das historisch Gegebene zu behalten. Nur ist freilich zu verlangen, dass die Kümmerlichkeit dieses Zustandes empfunden und diese Einteilung nicht etwa mit Genugtuung und Stolz gehandhabt werde.

Dass statt dessen die Energie in der Aufrechterhaltung dieser Scheidung in den letzten Jahrzehnten bei uns sogar noch zugenommen hat, hat zu einem erheblichen Teil seinen Grund in der Abschliessung der öffentlichen Verwaltung gegen die Kontrolle durch die ordentlichen Gerichte, seitdem die Verwaltung in sich selbst eine Verwaltungsjurisdiktion ausgebildet hat. Seit damals begegnet man in der Verwaltung vielfach der Anschauung, dass die Exzeption von den Gerichten gewissermassen ein Kriterium öffentlich-rechtlicher Ansprüche darstelle. Abgesehen von der einzigen umfangreichen Ausnahme des Strafrechts, die man allerdings nicht anzutasten wagt, scheint hier als normale Vorstellung zu herrschen: *Publici iuris est, quod actis iudiciorum putari nequit*.

Dieser Ideenkreis, in sich merkwürdig gefestigt und abgesteift, hat für unser Thema eine so grosse Bedeutung, dass wir ihn mit einiger Ausführlichkeit charakterisieren müssen, selbst auf die Gefahr hin, dass die Beispiele, die wir zu diesem Zwecke heranziehen, von unserm Thema abzulenken scheinen.

Ein solches Beispiel, ganz wie wir es für unsere Charakterisierung brauchen, bieten nämlich gerade jetzt die soeben abgeschlossenen Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhauses über ein Gesetz, das in der Öffentlichkeit nicht entfernt die Beachtung gefunden hat, die ihm unter prinzipiellen Gesichtspunkten zukommt: das sogenannte Arbeitsscheuengesetz. Das Gesetz will die Armenverwaltungen in den Stand setzen, Väter, Ehemänner etc., die sich ihren Ernährerpflichten entziehen, ohne Urteil und Recht ins Arbeitshaus zu sperren. Zwar hat die preussische Regierung selbst in früherer Zeit anerkannt, dass nach der Regelung der Materie durch das Reichsstrafgesetzbuch (§ 361⁵) die Landesgesetzgebung inkompetent geworden sei, und hat daher eine einschlägige ältere preussische Bestimmung aufgehoben.

Nachdem sich aber herausgestellt hat, dass in anderen deutschen Staaten derartige Landesgesetze bestehen, hat die preussische Regierung ihren Standpunkt geändert und die Änderung damit begründet, dass sie das Arbeitshaus nicht „als Strafe“ sondern nur als Zwangsmittel zur Beitreibung einer öffentlich-rechtlichen Schuld benutzen wolle. Zwar ist allgemein bekannt, dass ein Arbeitshaus für den Häftling dasselbe bedeutet, wie ein Zuchthaus, und dass ein solches Gesetz inhaltlich darauf hinausläuft, Zuchthaus im Verwaltungswege zu verhängen; auch kann man es nicht als ein Mittel bezeichnen, einen Ehemann zur Rückkehr in seine Familie zu zwingen, wenn man ihm durch Einsperrung in das Arbeitshaus die Rückkehr sogar unmöglich macht. In den Kommissionsverhandlungen des Abgeordnetenhauses wurde ausserdem darauf aufmerksam gemacht, dass der Anspruch, den das Kind an den Vater, die Ehefrau an den Ehemann hat, nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch der Rechtsprechung durch die Gerichte unterliege; und man könne doch, abweichend von der reichsgesetzlichen Vollstreckung nach der Zivilprozessordnung nicht landesgesetzlich eine andere Vollstreckung desselben Anspruchs vorschreiben. In den Kommissionsverhandlungen blieben gleichwohl die Regierungskommissare konsequent dabei, dass es sich nicht um den privatrechtlichen Anspruch, sondern um denselben Anspruch in seinen öffentlich-rechtlichen Wirkungen handle; die Landesgesetzgebung sei völlig unbeschränkt darin, welches Zwangsmittel sie für die Vollstreckung dieses öffentlich-rechtlichen Anspruchs anordnen wolle; dieser bedürfe keinerlei richterlicher Feststellung, und, wenn sie trotzdem erfolgt sei, könne die Verwaltung den öffentlich-rechtlichen Anspruch auf ihre Art zwangsweise verwirklichen, ohne Rücksicht darauf, dass damit zugleich allerdings auch der privatrechtliche von selbst seine Verwirklichung finde: „öffentlich-rechtliche Ansprüche machten eben nicht den Weg über die richterliche Feststellung“. — Nun ereignete sich aber ein höchst merkwürdiger Zwischenfall. Der Bund für Mutterschutz hatte die Gelegenheit benutzt, um zu beantragen, dass dem Gesetze auch die Väter unehelicher Kinder unterstellt werden sollen. Jetzt befand sich die Regierung in einer Zwickmühle. Alle Gründe, die sie angeführt hatte, trafen auf die Ansprüche der Armenverwaltungen an die Alimentationspflicht des unehelichen Vaters ganz ebenso zu. Andererseits aber schien den Verteidigern des Gesetzentwurfs bei dem Gedanken etwas unbehaglich zu werden, dass jedes männliche Wesen von dem ersten besten Armenverbande im deutschen Reiche beschuldigt werden könne, Vater eines dort vorgefundenen unehelichen Kindes zu sein, und nicht einmal Anspruch auf richterliche Entscheidung haben sollte. Als nun aus der Mitte

der Kommission ein Antrag einlief, den unehelichen Vater dem Gesetz zu unterstellen, wenn Anerkenntnis nach § 1718 BGB. oder Feststellung in einem „vollstreckbaren Titel“ vorliege, billigte der Regierungskommissar diesen Antrag in der Tat mit den beiden einander ausschliessenden Gründen: auf der einen Seite blieb er dabei, auch hier handle es sich lediglich um die Vollstreckung des öffentlich-rechtlichen Anspruches, der gerichtlich nicht festgestellt zu werden brauche; und gleichzeitig betonte er, dass man sie ja nur verlange für den Fall, dass der Anspruch bereits privatrechtlich klagbar oder vollstreckbar festgestellt sei. Obgleich nun mit dieser letzteren, den ganzen Aufbau der früheren Argumentation widersprechenden Annahme der noch verzweifeltere Zustand geschaffen wurde, dass man einen privatrechtlich vollstreckbaren Titel verlangte, um die privatrechtliche Vollstreckbarkeit zur Seite zu schieben; obgleich die Verteidiger der Position genötigt waren, mit immer neuen Ausnahmen das Ungeheuerliche der „öffentlich-rechtlichen Vollstreckung“ von seinen schlimmsten Unmöglichkeiten (z. B. den Vater seinen ehelichen Kindern durch Verschleppung in das Arbeitshaus zu entziehen!) zu befreien, so hielt doch der Regierungskommissar seine Konstruktion nicht bloss aufrecht, sondern leistete sogar die Erklärung: „diese Konstruktion sei auch durchaus ungezwungen“.

Diese Ungezwungenheit steht in unserem öffentlichen Leben nicht ganz ohne Seitenstück da. Die vorschriftsmässige Haltung des Soldaten ist: Hacken aneinander, Kniee durchgedrückt, kleinen Finger an der Hosennaht, Ellbogen nach vorn genommen. Wenn der Unteroffizier einem schlapp dastehenden Füsilier diese Haltung anbefehlen will, so sagt er wohlwollend: „Stellen Sie sich doch hin, wie der natürliche Mensch steht!“

Der Grund, weswegen jene geschraubte Gedankenfolge festgehalten wird, ist die Absicht, hier für Massregeln, die die Mehrheit des Reichstags missbilligt, die Mehrheit des Landtages zu benutzen. Und damit ist auch der Grund gegeben, weswegen in Deutschland die angebliche Geschiedenheit von öffentlichem und privatem Recht eine so viel grössere Rolle spielt, als in anderen Ländern. Die Unterscheidung hält sich aber nur dadurch, dass man ihre letzten Konsequenzen nicht auszudenken wagt. Bei Einführung des BGB. musste in Preussen der grösste Teil der Vorschriften des Allgemeinen Landrechts aufgehoben werden; es geschah im Ausführungsgesetz mit dem Zusatz, „soweit sie sich nicht auf öffentliches Recht beziehen“. Also z. B. die Titel II bis VII des ersten Teiles

„Von Sachen und deren Rechten überhaupt.“

„Von Handlungen und den daraus entstehenden Rechten.“

„Von Willenserklärungen.“

„Von Verträgen.“

„Von den Pflichten und Rechten, die aus unerlaubten Handlungen entstehen.“

„Vom Gewahrsam und Besitz.“

Alles Materien, die im BGB. ihre erschöpfende Regelung gefunden haben; sie sind aufgehoben, aber nur „soweit sie sich nicht auf öffentliches Recht beziehen“. Ebenso eine grosse Anzahl von andern Titeln oder Abschnitten, die man als privatrechtlich zu bezeichnen allgemein gewöhnt ist. Wie man sich das vorstellt, dass diese aufgehobenen Bestimmungen gleichwohl angewandt werden sollen, wenn sie sich „auf öffentliches Recht beziehen“, weiss wohl niemand zu sagen. Wenn z. B. die Übertragung einer Wegebauast wegen Ungiltigkeit der Willenserklärung angefochten wird, soll dann wirklich die Willenserklärung privatrechtlich nach dem BGB., ausserdem aber öffentlich-rechtlich nach dem ALR. nachgeprüft werden? Und soll das wirklich nach 20, 30 Jahren noch geschehen, wenn es Juristen, die diese Teile des ALR. kennen, gar nicht mehr geben wird? Es kann als sicher gelten, dass sich niemand diese Konsequenz klar gemacht hat. Denn jeder Jurist betrachtet das Privatrecht unwillkürlich als *sedes materiae* für eine grosse Reihe von allgemeinen Rechtsgrundsätzen, d. h. der Zusammenhang unseres Rechtslebens beruht darauf, dass dieselben Juristen, die die schroffe Scheidung auf das entschiedenste betonen, sie in diesen Dingen tagtäglich ignorieren. Denn dass die Inkonsequenz den Menschen erst erträglich macht, ist ein Satz, der nicht einmal am Juristen seine Grenze findet. Kreis- und Bezirksausschüsse, Einkommensteuer- und Gewerbe-steuerkommissionen, vor allem das Oberverwaltungsgericht wenden unaufhörlich Sätze aus dem allgemeinen Teil des BGB. an, ohne zu der Frage Stellung zu nehmen, worauf es sich gründet, dass diese Bestimmungen auch im öffentlichen Recht gelten. Dazu aber kommt, dass das BGB. im Familienrecht zahlreiche Bestandteile enthält, die so sicher die Grundlage des öffentlichen Rechts bilden, wie die Familie die Grundlage des Staates ist. Wollte man von dem ersten und vierten Buch des BGB. eine Ausgabe veranstalten, in der alle Paragraphen gestrichen wären, die unter keinen Umständen eine öffentlich-rechtliche Anwendung beanspruchen, die Ausgabe würde gar sehr dünn ausfallen.

Das also ist die Unterscheidung, der zuliebe auf eine Erkenntnis des Vertragsschutzes nach seinem inneren Wesen verzichtet werden soll! Denn einen solchen Verzicht würde es bedeuten, wenn man den Vertragsschutz und insbesondere den Arbeiterschutz, der in jedem seiner Bestandteile einheitlich ist, jener Unterscheidung zuliebe zerreißen wollte. Für die wissenschaftliche Weiterentwicklung der

Lehre vom Arbeiterschutz wäre zunächst einmal ein allgemeines Werk über den Vertragsschutz erforderlich, das sich zum strengen Gesetz machte, die Wörter öffentlichrechtlich und privatrechtlich, sowie solche, die nur zu deren Ersatz bestimmt sind, nicht zu gebrauchen. Diese Forderung mag auf den ersten Blick übertrieben erscheinen. Aber wie im alten Hellas die Kämpfer, die den Preis erringen wollten, mit schwereren Waffen übten, als im Wettkampf angelegt wurden, so ist auch als Vorbereitung für Denkaufgaben unter Umständen eine geistige Gymnastik unter schwereren Bedingungen erforderlich. Im vorliegenden Falle um so mehr, weil es sich um den schwersten Kampf handelt, den es gibt: den Kampf gegen eine schlechte Angewohnheit.

Es ist kein Zufall, dass im BGB. (wie auch im HGB.) Bestimmungen vorkommen, deren Wortlaut nicht zweifelsfrei erkennen lässt, ob sie zwingenden Rechtes sind oder durch Vertrag der Parteien ausser Kraft gesetzt werden können, d. h. ob sie Vertragsschutz (im strengen Sinne) sind oder nicht. Auch in den Arbeiterschutz sind dadurch einige ärgerliche Kontroversen hineingekommen. Die Kreise, aus denen das BGB. hervorgegangen ist, suchen es dann damit zu verteidigen, dass man für die Entscheidung dieser Frage der Rechtsprechung in gewissem Umfange habe freie Hand lassen wollen. Diese Verteidigung ist schlimmer, als die Anklage. Jede Art von Unbestimmtheit mag einem Gesetzgeber durchgehen, nur über einen Punkt darf er keine Unklarheit lassen: darüber, ob sein Gesetz gelten solle, oder nicht. Ein berufsmässiger Wechselfälscher betreibt ein harmloses Gewerbe im Vergleich zu einem Gesetzgeber, der seine Worte absichtlich so wählt, dass man sie für oder gegen unbedingte Geltung des Gesetzes auslegen kann. Es ist auch gänzlich ausgeschlossen, dass die ehrenwerten Männer, die dieses Gesetzbuch zustande gebracht haben, sich einer solchen Pfiffigkeit schuldig gemacht haben sollten. Um eine Nachlässigkeit nicht einzugestehen, beschuldigt man sich lieber einer Schlechtigkeit!

Den Gesetzgebern steht in diesem Punkte eine andere Entschuldigung zur Seite. Das BGB. ist 1900 in Kraft getreten, nachdem es drei Jahre vorher verkündet war. Da der erste Entwurf aus ästhetischen Gründen allgemein abgelehnt worden war, und man die Kommission, die ihn verfasst hatte, im Jahre 1890 der öffentlichen Entrüstung hatte opfern müssen; da man dem zweiten Entwurf nur damit eine einigermaßen freundliche Aufnahme hatte verschaffen können, dass man ihn als ein gänzlich anderes Werk hinstellte: so hat man heute vergessen, dass dieser zweite Entwurf in allem Wesentlichen nur eine Umarbeitung des ersten war, an dem die ursprüngliche Kommission im Dunkel strengster Geheimhaltung von 1874 bis

1888 gearbeitet hatte. Ihr Mandat beruhte auf der Verfassungsänderung von 1873. Vergegenwärtigen wir uns nun aus unserem obigen historischen Überblick (S. 136), dass dies gerade die Jahre waren, in denen ein schroffer Widerspruch gegen Ausbildung des Arbeiterschutzes Bestandteil der leitenden Politik Deutschlands war, so wird uns schon erklärlich, dass in der Regelung des Vertragsrechts diese Gesichtspunkte ursprünglich keine erhebliche Rolle spielen, sondern allenfalls nur als eine nebenbei genommene Rücksicht hier und da nachträglich eingeschoben werden konnten. Aber mehr als das. Von allen Einzelheiten, Überzeugungen, Ansichten abgesehen, ist ein Gesetzgebungswerk immer in erster Linie von der Abgrenzung abhängig, die ihm gegeben wird. Diese Abgrenzung war festgelegt, als durch die Verfassungsänderung von 1873 das „gesamte bürgerliche Recht“ als Gegenstand festgelegt wurde. Man erblickte darin die notwendige Erweiterung des gemeinsamen Obligationenrechts, das man vom Reiche erwartete. Die Heraushebung dieses Rechtsstoffes und die Anschauung, dass er ein in sich einheitliches Ganze sei, entsprach den Ansichten des damals herrschenden Liberalismus, der in dem Gebiete des Vertrags-, Familien- und Erbrechts die Domäne des Individuums sah. Die 12 Jahre liberaler Gesetzgebung, die von 1866 bis 1878 dem Reiche die Grundlagen schufen, auf denen es noch heute beruht, haben um unsere Entwicklung so viele Verdienste, dass man ihrem Andenken nicht zu nahe tritt, wenn man auch die Einseitigkeiten hervorhebt, die ihrem Wirken anhafteten, ja dieses vielleicht erst ermöglichten. Weder vorher noch nachher hat es in der deutschen Geschichte 12 Jahre gegeben, in denen man aus der Freude an der Freiheit des Individuums heraus so sehr davon durchdrungen war, dass alle Regelung des Eigentums, des Vertragsrechts etc. Gesetzgebung zur Wahrung der Individualrechte sei. Dadurch, dass man den Gedanken fasste, aus diesen Rechtsmaterien ein selbständiges Gesetzbuch zu machen, war den Verfassern bereits gesagt, dass hier individualistische Gesetzgebung zu machen sei. Und nun traf es sich, dass gerade als das Gesetzgebungswerk fertig war, die Periode des Arbeiterschutzes begonnen hatte, die heute, nach einer Entwicklung von mehr als zwei Jahrzehnten und getragen von einer international übereinstimmenden Tendenz, unsere Ansichten über die Bedeutung des Vertragsschutzes überhaupt umgewandelt hat. Während die Gesetzgeber arbeiteten, war die Beschränkung des Vertragsrechtes, wenn sie sich ihnen hier und da als notwendig aufzwang, eine für die Gesamtaufgabe unbedeutende Ausnahme; heute steht die Frage, inwieweit das Vertragsrecht Individualsache, inwieweit es vom Staate zu regeln sei, im Mittelpunkte des Interesses.

Die Vorwürfe die man heute den Urhebern des BGB. macht, kann man fast alle in einen zusammenfassen: dass sie an ihrem Werke zu lange gearbeitet haben. Ich will nicht gerade an die berühmten 4 Monate erinnern, mit denen die berühmten 4 Männer des Code civil ausgekommen sind. Aber wenn man das Fertigwerden so sehr vergisst, dass man beim Abschluss des Werkes beinahe nicht mehr zu derselben Generation spricht, die es gewünscht hatte, so spielt schliesslich der Gesetzgeber die Rolle des Pedanten in der Komödie, der noch weint, wenn die andern schon lachen. Die Materie des Arbeiterschutzes, wie des Vertragsschutzes überhaupt, zeigt, dass schon die Themastellung für dieses Gesetzgebungswerk zur Zeit seines Erscheinens veraltet war. Wenn das BGB. nicht bereits existierte, heute würde für das Thema in dieser Begrenzung der Schwung nicht aufzubringen sein, der für eine Verfassungsänderung erforderlich ist, weil die Ungleichheiten, zu deren Beseitigung es gemacht werden sollte, gar nicht die Punkte treffen, an denen uns heute der Schuh drückt. Und wenn man trotzdem auch in vielen Nöten der heutigen Zeit es mit Dank anerkennen muss, dass wir dieses Stück Rechtseinheit haben, so z. T. gerade deswegen, weil die Voraussetzung, von der seine Urheber ausgingen, es sei dies ein für sich stehendes, vom öffentlichen Leben losgelöstes Rechtsgebiet, so gründlich falsch ist, dass in den verschiedensten Teilen des öffentlichen Rechts unaufhörlich Berufungen auf dieses Gesetzbuch vorkommen.

Seit den Tagen, in denen aus der schroffen Scheidung zwischen Staat und Individuum der Gedanke eines Privatrechts-Gesetzbuchs entspringen konnte, hat sich der Begriff des Staates oder zum mindesten seiner Eigenart erheblich geändert. Wenn man sich schon früher von der Vorstellung losmachte, dass Souveränität ein notwendiges Merkmal des Staates sei, so führt jetzt vom souveränen zum nicht-souveränen Staat, von diesem zum grösseren Selbstverwaltungskörper und zur Ortsgemeinde, zur Zwangsgenossenschaft, dann weiter zu dem — staatlich oder kommunal unterstützten — beauftragten Vereine, sowie schliesslich zu dem freien Vereine, der aus eigenem Antrieb Funktionen erfüllt, die sonst als staatlich angesehen werden, eine so lange Reihe unmerklicher Übergänge, dass man heute anfängt, mit der Möglichkeit zu rechnen, das Suchen nach untrüglichen Merkmalen dafür, ob ein Gebilde Staat sei oder nicht, sei vielleicht deswegen vergebens, weil es solche unbedingt und für alle Kulturverhältnisse geltenden Merkmale nicht gibt. So wird uns der Staat aus seiner Isoliertheit entrückt; und je mehr er anderen Gebilden wesensgleich oder wesensähnlich wird, desto weniger wird es möglich, sein Recht allem andern Recht in schroffer Scheidung entgegenzustellen.

Dieser Wandel hat auch bereits auf die öffentlich-rechtliche Literatur einen gewissen Einfluss geübt. Dass er noch nicht durchschlagend geworden ist, hat einen leicht erkennbaren Grund. Die ältere Anschauung, die in dem Staat ein *ens per se* sieht, hat einen bedeutsamen Rückhalt an den älteren Verteidigern des extremen Absolutismus in langer Reihe; sie lehnt sich noch heute unwillkürlich nicht bloss an Stahl, sondern an alle seine Vorgänger rückwärts bis zu Hobbes hin an. Während es ihr zu gute kommt, dass hinter ihr ein Extrem steht, das sie verwerfen und doch als Rückenstärkung benutzen kann, so scheinen alle die andern Theorien des gegenteiligen Extrems zu ermangeln, das doch vorhanden sein muss, wenn ein Gleichgewicht erzielt werden soll. Aber dieses Extrem der andern Seite ist in der Literatur bereits vorhanden. Es kann selbstverständlich nur das Extrem des äussersten, durch keine historische Rücksicht gebändigten Individualismus sein. Und ein solcher liegt heute vor in der Literatur des Anarchismus. Von dieser durch die breite Aussenmauer der Staatswissenschaften noch getrennt, hat die Jurisprudenz zwar ein gewisses dumpfes Rollen vernommen; sie hört aber noch nicht, dass diese Literatur schon mit kräftigen Schlägen an die Pforten pocht und um Einlass begehrt. Heute ist keine Staatstheorie mehr möglich, die sich nicht mit diesen Theorien auseinandersetzt. Falls die nächste Zeit in der wissenschaftlichen Literatur Einflüsse des Anarchismus bringt, so werden sie sich schwerlich in der Art äussern, wie seine Vertreter es glauben — dass die Menschheit, was sie Jahrtausende gedacht hat, in einer Generation in sein Gegenteil verkehren wird —, sondern diese Literatur wird dazu dienen, uns gewisse neue Arten der Betrachtung zu lehren und dadurch neue Themata zu geben. In der Soziologie, die als junge Wissenschaft neuen Einflüssen leichter zugänglich ist, kann man dieses schon in leisen Anfängen erkennen. Im Vordergrund der soziologischen Untersuchungen standen früher die organischen Gebilde: Staat, Kirche, Familie, Partei, Verein etc.; in diesen erblickte man die zusammenfassenden Kräfte für die Individuen. Jetzt wendet sich das Interesse mehr den Beziehungen der Individuen zu, und als Gegenstände der Soziologie erscheinen: Zusammenarbeiten, Kämpfen, Unterhalten, Spielen, Einanderbegegnen usw., aus denen dann erst durch Häufigkeit und Intensität jene festeren organischen Gebilde entstehen mögen. Eine Art Individualismus scheint ihren Einzug in die Soziologie zu halten. Nehmen wir an, diese Entwicklung ginge weiter und erstreckte sich über die Staats- und schliesslich über die Rechtswissenschaft, so würde in dieser die Lehre von der Gemeinschaft der Menschen aus den Beziehungen der Individuen herauswachsen, und unter diesen Gemeinschaften würde die staatliche nur einen Spezialfall darstellen. Dass

eine solche Staatstheorie ohne Verleugnung der historischen Zusammenhänge möglich wäre, zeigt sich sofort, wenn man das Werk nennt, dessen gewaltige Stoffansammlung und Stoffdurchdenkung in einer also veränderten literarischen Konstellation den Mittelpunkt einnahm: der fast vor einem halben Jahrhundert erschienene erste Band von Gierkes Genossenschaftsrecht!

Warum ich diese weitergehenden Ausführungen hier noch anfüge, die doch weit eher gegen als für die oben entwickelte Theorie vom Arbeiterschutz sich geltend machen liessen? Eben deswegen. Die obigen Darlegungen bedürfen in der Tat einer Korrektur nach dieser Seite hin. Wenn der Vertragsschutz zu definieren war als die rechtliche Beschränkung eines freien Vertragsrechtes, so war dies im Sinne einer vom Staate gesetzten rechtlichen Beschränkung gemeint: der Staat setzt den Rahmen fest; die Individuen entscheiden, ob sie daraufhin einen Vertrag schliessen wollen oder nicht. Das Wesen dieses Vorganges und sein eigentlicher Einfluss auf die Individualverträge liegt aber nicht in seiner positiven Seite, dass nämlich der Staat den Rahmen festsetzt, sondern in der negativen, dass nicht die beiden Parteien ihn festsetzen. Dass es andere derartige Instanzen gibt, die geeignet und bereit sind, an Stelle des Staates diese Festsetzung zu übernehmen, das gibt der hier ausgesprochenen Korrektur eine grosse praktische Bedeutung: es sind die Organisationen. Jedesmal wo zwischen der Arbeitgeber- und der Arbeiterorganisation ein „Tarifvertrag“, „kollektiver Arbeitsvertrag“, „Arbeitsnormenvertrag“ zustande gekommen ist, besteht für den Abschluss des individuellen Arbeitsvertrages derselbe Zustand, wie wenn ein gesetzlicher Arbeiterschutz die Bedingungen festgelegt hätte: alle jene Abkommen sind, wie wir sagen können, Rahmenverträge, zu denen die Individuen ganz ebenso stehen, wie zu einem gesetzlich festgelegten Vertragsrahmen. Ja der Zustand kann unter Umständen schon daraus entstehen, dass die eine Partei den Rahmen festlegt. Man braucht dabei nicht einmal an eine terroristische Gewerkschaft zu denken. Es gibt bei uns bereits einen derartigen Fall, wo die einseitige Festsetzung ruhig ertragen wird, weil die zweiseitige unmöglich ist. Gegen die Ausnutzung von Preisausschreiben zur billigen Beschaffung von Bauentwürfen haben sich die Architekten auf die „Hamburger Normen“ geeinigt und haben sie selbst in Vollzug gesetzt, da hier die andere Partei unauffindbar war. In Berlin haben die zu einem Ringe zusammengeschlossenen Brauereien sich gegenseitig die Verpflichtung auferlegt, Arbeiter nur aus ihrem Arbeitsnachweis zu beziehen, und aus dieser Einrichtung ist durch eine weitere Vereinbarung mit der Arbeiterorganisation der „paritätische Arbeitsnachweis der Ringbrauereien“ hervorgegangen. Wenn im rheinisch-westfälischen

Industriegebiete der Arbeitsnachweis der Zechen, in Hamburg der der Reedereien auf einseitigen Festsetzungen beruht, so können sie möglicherweise eine ähnliche Entwicklung nehmen. Schon jetzt aber bringen alle solche Vorkommnisse zum deutlichen Ausdruck, dass die Redewendung, der Unternehmer müsse Herr im Hause bleiben, gegenüber dem Prinzip des Vertragsschutzes in nichts zerfällt; denn der Unternehmer, dem von seinem Syndikat Preise, von seinem Arbeitgeberverband die Bedingungen des Arbeitsvertrages vorgeschrieben werden, hat ohnedies längst aufgehört, Herr im Hause zu sein. Dieser der Vergangenheit angehörenden Parole steht nicht bloss der staatliche Vertragsrahmen, sondern jeder Vertragsrahmen gegenüber. Das unterschiedslose Ineinanderwachsen staatlicher und privater Arbeiterschutzmassregeln hat in den letzten 20 Jahren bei unseren Antipoden eine mächtige Ausbildung erfahren. In Neu-seeland und in den australischen Kolonien ist die Festsetzung von Vertragsrahmen für den Arbeitsvertrag durch eine grosse Anzahl von Gesetzen in einer Weise geregelt, dass die freie Tätigkeit von Organisationen, ihre staatliche Anerkennung, ihre staatliche Benutzung, aber auch ihre Ersetzung durch reine Staatsakte nebenher und durcheinander gehen.

Ist also der wesentliche Einfluss, den der Arbeiterschutz auf den einzelnen Betrieb ausübt, nicht in dem staatlichen Charakter des Eingriffs begründet, sondern nur negativ darin, dass der Rahmen des Arbeitsvertrages nicht von den vertragschliessenden Individuen selbst entworfen wird, so liegt hierin ein Ergebnis, das gerade gegenwärtig für uns von grosser Wichtigkeit sein kann. Die Zahl der Arbeiterschutzgesetze und -verordnungen hat bei uns in Deutschland in den letzten 20 Jahren derartig zugenommen, dass selbst der, der jede einzelne Massregel billigt (wenn ein solcher existiert), allen Anlass hat, die Frage noch in Erwägung zu ziehen, ob es nicht auch für gute staatliche Bestimmungen ein Quantum gibt, das über das Mass des Erträglichen hinausgeht. Und doch werden diese Bestimmungen noch immer in einem Tempo vermehrt, das man nicht mehr als besonnen und der Wichtigkeit der Sache entsprechend anerkennen kann. Wenn man in einem Polizeigesetz verlangen würde, die Polizei müsse das Recht haben, nicht etwa im Wege der Verordnung, sondern sogar im Wege einfacher Polizeiverfügung einem Bürger vorzuschreiben, wie lange er täglich arbeiten dürfe, — welches reaktionäre Parlament würde so reaktionär sein, dass es eine Polizeigewalt, die dem einen verbieten kann, was sie dem andern erlaubt, in dieser Allgemeinheit zugeben oder auch nur in Erwägung ziehen würde? Wenn aber dieselbe Bestimmung in einem Arbeiterschutzgesetz enthalten ist, so nimmt sie sogar ein Parlament an, das stolz darauf ist,

eine reaktionäre Mehrheit soeben beseitigt zu haben. Und es gibt zurzeit in Deutschland wohl nur wenige Leute, die wissen, dass dies seit der Novelle v. 27. Dezember 1911 bei uns in der Tat rechtens ist.

Die Einleitung eines gesetzlichen Arbeiterschutzes in den Jahren 1889/91 war ein bedeutungsvoller Vorgang der deutschen Geschichte. Es gibt auf der Erde sicher Staaten, die ein höheres Mass von bürgerlicher Freiheit ausgebildet haben, als das deutsche Reich. Aber es gibt keinen Staat, der mit dem vorhandenen Masse bürgerlicher Freiheit in allen Fasern seines Entstehens so eng verwachsen war, wie dieses Reich. Aus dem Deutschen Zollverein hervorgegangen, ruhte dieses Staatsgebilde durchweg auf den Ideen des Freihandels, und es war in der Gesetzgebung, durch die es seine Existenz zu rechtfertigen hatte, im Zeitalter seiner Begründung ein Befreier und Erlöser des Individuums von Fesseln, die nicht weniger drückend wirkten, weil sie alt und rostzerfressen waren. Dass von dieser durch und durch individualistisch gesinnten Generation ein Teil die Selbstüberwindung besass, für neue Probleme sich mit neuen Mitteln einverstanden zu erklären, und dass die anderen wenigstens nachträglich sich mit der Anwendung von Prinzipien befreundeten, die nicht nur den Idealen ihrer Jugend, sondern auch ihren glücklichsten Leistungen entgegengesetzt zu sein schienen, ist ein ehrenvoller Vorgang der deutschen Geschichte. Aber jetzt — nach beinahe einem Vierteljahrhundert — ist es Zeit geworden, daran zu erinnern, dass für die Zwecke, die der Arbeiterschutz verfolgt, auch noch andere Mittel zur Verfügung stehen, als der staatliche Zwang. Der Arbeiterschutz ist nicht das letzte Wort der Weltgeschichte.*)

*) Bei Abschluss dieser Arbeit erscheint das Buch von Potthoff, „Probleme des Arbeitsrechts. Rechtspolitische Betrachtungen eines Volkswirtes“. (Jena, Diederichs. 1912.) Das Werk ist zwar, wie aus dem Titel hervorgeht, nicht das oben, S. 507, als notwendig bezeichnete Buch über Vertragsschutz. Es erfüllt aber auf gänzlich anderem und eigenartigem Wege gleichwohl die dort erhobene Forderung zu einem sehr erheblichen Teile. Der Verfasser folgt der herrschenden Terminologie in der Unterscheidung zwischen öffentlichem und privatem Recht. Aber die erfrischende Rücksichtslosigkeit, mit der er dieser Unterscheidung jeden Einfluss auf die Umgrenzung seines Themas verwehrt, hat ihm ermöglicht, dieses in sachgemässer Weise so zu gestalten, dass er auch über den Arbeitsvertrag hinaus das Recht der Arbeit überallhin, z. B. auch in das Beamtenrecht hinein, verfolgen und einheitlich behandeln kann. Es gibt zurzeit kein Buch, welches über die hier liegenden Probleme so ausgezeichnet (und dabei so kurz und übersichtlich) orientiert, wie dieses.

IV.

Gesetzgebungsfragen.

Der neue deutsch-schweizerische Niederlassungsvertrag.*)

Von

Dr. Alfred Freiherrn von Overbeck,

ord. Professor der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz).

Glücklicherweise tritt im Rechtsverkehr — und zwar sowohl im privaten und internen wie im öffentlichen und internationalen — nicht bei jedem rechtlich bedeutsamen Akte auch gleich die akute Notwendigkeit hervor, starre Rechtsregeln ausdrücklich zu betonen und bewusst anzuwenden. Und wie im Privatverkehr nicht jeder Rechtsanspruch prozessuale Geltendmachung, nicht jedes Rechtsverhältnis offizielle Klärung beansprucht, weil die Anmut flüssiger Lebensform mit ihren Schönheiten und Leichtigkeiten manchen Kampf ums Recht erspart, so sorgen auch in den internationalen Beziehungen die *comitas gentium* und nicht zuletzt das wohlverstandene Eigeninteresse der Beteiligten dafür, dass Entstehung, Abwicklung und Endigung der Rechtsverhältnisse sich gleichsam unvermerkt der sie beherrschenden Rechtsvorschrift anschmiegen, ohne dass es immer einer besonderen Aufhellung der die verschiedenen Rechtssphären von einander scheidenden Grenzlinien bedürfte.

Das Prinzip z. B., wonach jeder Staat die Angehörigen der übrigen — zum mindesten der auf gleicher Kulturstufe stehenden, zur Völkerrechtsgemeinschaft gehörenden — Staaten in vielen Beziehungen den eigenen Angehörigen assimilieren, sie nicht grundlos oder willkürlich zurückweisen oder vertreiben soll, dieses Prinzip bewährt sich als wirksam, sobald ein Angehöriger eines Kulturstaates ein fremdes Gebiet — sei es auch nur ganz vorübergehend, etwa gelegentlich einer Vergnügungsreise — betritt; um so mehr also, wenn dauernder Aufenthalt oder Niederlassung, z. B. zur Ausübung einer

*) Nach einem Vortrage.

beruflichen Tätigkeit in Frage kommt. Und doch gehört es schliesslich zu den Seltenheiten, dass jenes völkerrechtliche Prinzip samt seiner Adoption durch die Gesetzgebung des Aufenthaltsstaates bewusst und ausdrücklich angerufen, auf den konkreten Fall angewandt und auf seine Grenzen hin näher untersucht werden muss. Wir stehen im Gegenteil vor der Tatsache einer überaus lebhaften, im grossen und ganzen form- und zwangsfreien internationalen Zirkulation von Land zu Land, von Meer zu Meer, über die ganze bewohnte Erde hin.

Trotz dieser Erwägungen bleibt es aber für den Forscher wie für den Praktiker wichtig und wertvoll, sich auf die Normen zu besinnen, aus denen sich für unser Verhalten und für das Handeln und Lassen der Staaten Rechtfertigung und Beschränkung ergeben. Ja, man möchte fast sagen, das Bestehen einer Rechtsnorm samt der Erkenntnis von ihrer Geltung und Bewährung prämiiert sich nicht selten schon durch die aus friedlichen Zuständen fliessende Freude an ihrer scheinbaren Entbehrlichkeit!

Diese Gesichtspunkte sind auch für die Betrachtung der sogenannten Niederlassungsverträge nicht bedeutungslos. Solche Verträge sind dazu bestimmt, die Stellung der Angehörigen eines jeden der beiden Vertragsstaaten im Gebiete des Gegenkontrahenten ein für allemal zu regeln. Es werden dabei teils neue völkerrechtliche Berechtigungen und Verpflichtungen geschaffen, teils begnügt man sich mit der Sanktionierung solcher gegenseitigen Rechte und Pflichten, die sich auch ohne Vertrag aus der bestehenden Völkerrechtsordnung, wie sie uns namentlich in gewohnheitsrechtlichem Gewande entgegentritt, von selbst ergeben würden. Auch diese bescheidenere und streng genommen mehr deklaratorische Rolle der Staatsverträge ist in ihrer sichernden Funktion nicht zu unterschätzen.

Gerade die Schweiz hat nun mit zahlreichen Staaten Niederlassungsverträge abgeschlossen, unter denen die mit den Nachbarstaaten eingegangenen im Hinblick auf den naturgemäss lebhafteren Verkehr von Gebiet zu Gebiet besonderes Interesse beanspruchen dürfen. So sei denn diese Studie der neuesten Umgestaltung der einschlägigen Vertragsbeziehungen der Eidgenossenschaft zum Deutschen Reiche gewidmet.¹⁾

¹⁾ Vgl. zum folgenden: v. Overbeck, Niederlassungsfreiheit und Ausweisungsrecht, dargestellt auf der Grundlage des deutsch-schweizerischen

Der erste Niederlassungsvertrag zwischen den beiden benachbarten Bundesstaaten kam unterm 27. April 1876 zustande, nachdem schon vor der Reichsgründung ähnliche Verträge der Schweiz mit Württemberg und Baden gegolten hatten. Der Vertrag von 1876 wurde am 31. Mai 1890 durch einen anderen²⁾ ersetzt, nachdem jener infolge des an die Verhaftung und Ausweisung des deutschen Polizeinspektors Wohlgemuth anknüpfenden diplomatischen Konflikts gekündigt worden war. Auch der zweite Vertrag ist nun neuerdings einer Revision unterzogen und gleichzeitig in zwei formell getrennte Verträge, den Niederlassungsvertrag vom 13. November 1909 und den Rechtsschutzvertrag vom 31. Oktober 1910 gespalten worden.³⁾ Man ging bei dieser Revision vielfach auf das Vorbild des deutsch-niederländischen Niederlassungsvertrages vom 17. Dezember 1904 zurück.

Wenn es gilt, die fremdenrechtlichen Beziehungen zweier Staaten zu prüfen oder zu ordnen, so taucht vor allem die Frage auf, inwieweit jeder der beiden Staaten sich verpflichtet, die Angehörigen des andern in seinem Gebiete aufzunehmen und zu dulden, und inwieweit er umgekehrt an seinem — völkerrechtlich an sich unbestrittenen — Rechte festhält, einzelne Fremde fernzuhalten oder zu entfernen. Es gilt zwischen der Pflicht der Staaten, den Fremden eine gewisse „Niederlassungsfreiheit“ zu gewähren, einerseits und dem Aus-

Vertrages vom 31. Mai 1890, Karlsruhe 1907; denselben im Archiv für öffentliches Recht, Bd. XXII, 1908, S. 123 ff., in der Allgemeinen Zeitung vom 28. März 1908 und in der Deutschen Juristen-Zeitung Bd. XVI, 1911, S. 638 ff.; Affolter, Archiv für öffentliches Recht, Bd. VI, 1891, S. 378 ff.; Strupp, Archiv des öffentlichen Rechts, Bd. XXVIII, 1911, S. 412 ff. Ferner u. a. v. Ullmann, Völkerrecht, Tübingen 1908, S. 363 ff.; v. Liszt, Das Völkerrecht, 6. Aufl., Berlin 1910, S. 184; v. Frisch, Das Fremdenrecht, Berlin 1910, bes. S. 129 ff.; Neumeyer, Internationales Verwaltungsrecht, München und Berlin 1910, S. 2 ff.; Laband, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches, 5. Aufl., Bd. I, Tübingen 1911, S. 154, Note 1.

²⁾ Die genannten Verträge sind abgedruckt bei v. Overbeck, Niederlassungsfreiheit, S. 117 ff.; der Vertrag von 1890 (Reichsgesetzblatt, S. 131 ff.) ferner u. a. bei Stoerk-Martens, Nouveau Recueil, 2^{ième} Série XVI, 1891, S. 439; Fleischmann, Völkerrechtsquellen, Halle a. S. 1905, S. 224 ff.; v. Rohland, Völkerrechtsquellen, 2. Aufl., Freiburg i. Br. 1908, S. 34 ff.; Heinrichs, Deutsche Niederlassungsverträge und Uebnahmeabkommen, Berlin 1908, S. 4, 62 ff.

³⁾ Die neuen Verträge sind abgedruckt bei Strupp, Urkunden zur Geschichte des Völkerrechts, Gotha 1911, Bd. II, S. 287 ff. Materialien in den Drucksachen des Reichstags, 12. Legislaturperiode, II. Session 1909/11 No. 779, und im Schweizerischen Bundesblatt 1911, Bd. I, S. 263 ff. Artikelziffern ohne Zusatz verweisen auf den Niederlassungsvertrag vom 13. November 1909.

weisungsrechte andererseits richtig zu vermitteln. Denn ohne die Möglichkeit, das fremde Gebiet zu betreten, zu bewohnen und zu bereisen, wäre den einzelnen fremdenrechtlichen Verhältnissen eine Hauptvoraussetzung entzogen; mit jener Möglichkeit hingegen ist nach heutiger Kulturanschauung meist schon die Grundlage für eine weitgehende Gleichbehandlung mit den Einheimischen da. So ist die Grenzziehung zwischen der zu bietenden Niederlassungsfreiheit und dem zu wahrenenden Ausweisungsrecht für alles übrige präjudiziell.

Der Niederlassungsvertrag vom Jahre 1890 ging nun bei Regelung der den gegenseitigen Staatsangehörigen zu gewährenden Stellung — insbesondere was die Niederlassungsverhältnisse anlangt — von dem Prinzip der sog. formellen Reziprozität aus. Dieses Prinzip besagt, dass in den stipulierten Beziehungen die Ausländer den Inländern gleichzustellen sind. Es wird also der Umkreis der dem Ausländer zu gewährenden Befugnisse nicht materiell, inhaltlich festgelegt, sondern eine Angleichung seiner Stellung an diejenige des Inländers gefordert. In der Tat kann der Aufenthaltsstaat dem Heimatsstaate nicht weiter entgegenkommen, als indem er den Angehörigen des letzteren möglichst die gleiche Stellung einräumt wie den eigenen. Für das Verhältnis zwischen dem Deutschen Reiche und der Schweizerischen Eidgenossenschaft ergibt sich aber eine weitere Komplikation im Hinblick auf die bundesstaatliche Verfassungsform der beiden Vertragsstaaten. Denn ihre Bürger stehen schon in der Heimat in einem doppelten Subjektionsverhältnis; sie erscheinen sowohl als Angehörige des betreffenden Gliedstaates bzw. Kantons, wie auch des Reiches bzw. Bundes als solchen. Wird nun die Stellung der Fremden derjenigen der Einheimischen assimiliert, so erhebt sich die Frage, ob und wie jenes doppelte Subjektionsverhältnis hier einwirkt. Wollte man die formelle Reziprozität dahin verstehen, dass in jedem Gliedstaat bzw. Kanton die Fremden ebenso wie die Angehörigen dieser engeren Heimat zu behandeln wären, so stünden wir vor der theoretischen Möglichkeit einer Bevorzugung von Fremden vor Einheimischen. Praktisch wiegt freilich dieses Bedenken nicht allzu schwer, weil das in Deutschland wie in der Schweiz bestehende Bundesindigenat erhebliche Unterschiede zwischen der Stellung der Angehörigen eines Bundesgliedes und der Angehörigen anderer Teile des Bundesganzen überhaupt nicht aufkommen lässt.

Der Vertrag von 1890 nahm gleichwohl auf die Eigentümlichkeiten der bundesstaatlichen Verfassungsform Rücksicht. Er schrieb nämlich vor, dass die Deutschen in jedem Kanton der Eidgenossenschaft auf die nämliche Weise aufgenommen und behandelt werden sollten wie die Angehörigen der anderen Kantone. Das Entsprechende musste von den nach einem deutschen Staat kommenden Schweizern im Vergleich zu den Deutschen anderer Staaten gelten.

An die allgemeine Reziprozitätsformel schloss sich als besonders wichtig die exemplifikative Hervorhebung der den gegenseitigen Angehörigen zustehenden Befugnisse, im Gebiete des anderen Teils ab- und zuzugehen und sich daselbst dauernd oder zeitweilig aufzuhalten.

Die Ausübung dieser Befugnisse wurde nun aber von bestimmten Voraussetzungen abhängig gemacht. Zunächst von der allgemeinen, dass die gegenseitigen Staatsangehörigen den Gesetzen und Verordnungen des Aufenthaltsstaates nachlebten. Dazu kam eine formelle Voraussetzung; die nach der Schweiz kommenden Deutschen konnten nämlich auf den Genuss jener Befugnisse nur Anspruch machen, wenn sie mit einem sog. Immatrikulationsschein, d. h. mit einem Zeugnis der deutschen oder der bayrischen Gesandtschaft versehen waren, durch das dem Inhaber die Reichsangehörigkeit und ein unbescholtener Leumund bestätigt wurden. Für die nach Deutschland kommenden Schweizer sollte dagegen bis zu entsprechender Aenderung der schweizerischen Gesetzgebung der Heimatschein als Legitimation ausreichen.

Das System der Immatrikulationsscheine war durch den Niederlassungsvertrag von 1890 neu eingeführt worden. Der Vertrag von 1876 hatte nur einen Heimatschein der zuständigen Behörde nebst Leumundszeugnis gekannt. Gerade um den die Legitimation betreffenden Artikel drehte sich der Streit des Jahres 1889. Die deutsche Regierung vertrat in der Absicht, dem Eindringen und Verweilen politisch gefährlicher Elemente in der Schweiz zu begegnen, den Standpunkt, die Eidgenossenschaft sei nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, mangels der vorgesehenen Legitimation zur Ausweisung Deutscher zu schreiten. Von schweizerischer Seite wurde dagegen auf das aus der Souveränität fließende und der Tradition entsprechende Asylrecht abgestellt. Gegenüber der zweifelhaften Fassung des Vertrages von 1876 brachte dann der im Jahre 1890 vereinbarte Text unzweideutig zum Ausdruck, dass

in jedem Falle den Vertragsstaaten nur ein Ausweisungsrecht, keine Ausweisungspflicht erwachsen sollte.

Der neue Niederlassungsvertrag vom Jahre 1909 bringt nun abermals gewisse Modifikationen des bisherigen Rechtszustandes. Zunächst ist nicht mehr das Prinzip der formellen, sondern das der materiellen Reziprozität für die Umschreibung der den gegenseitigen Angehörigen zu gewährenden Befugnisse verwertet; die Anpassung der Vertragsbestimmung an die bundesstaatliche Form wird damit entbehrlich; die „Niederlassungsfreiheit“ (im weiteren Sinne) wird nicht mehr bloss exemplifikativ, sondern ausschliesslich berücksichtigt, während im übrigen das Fremdenrecht dem äusserlich selbständigen Rechtsschutzvertrage von 1910 unterfällt. Der Niederlassungsvertrag bestimmt nicht mehr, dass die Angehörigen jedes Vertragsstaates den Inländern gleichzustellen sind, sondern formuliert inhaltlich, ohne Anlehnung an die Rechtsstellung des Inländers ihre Befugnisse in Art. 1, Abs. 1 folgendermassen:

„Die Angehörigen jedes vertragschliessenden Teiles sollen berechtigt sein, sich in dem Gebiete des anderen Teiles ständig niederzulassen oder dauernd oder zeitweilig aufzuhalten, wenn und solange sie die dortigen Gesetze und Polizeiverordnungen befolgen.“

An der genannten materiellen Voraussetzung für den Genuss dieser „Rechte“ — Befolgung der inländischen Gesetze und Verordnungen — hält also der neue Vertrag sachlich fest.^{a)} Dagegen bringt er eine nicht unwesentliche Neuerung bezüglich der zu fordernden Legitimation; ein gültiger Heimatschein — ausgestellt von der zuständigen Heimatbehörde — soll künftig als Ausweis genügen. Für ein Versehen bei Ausstellung des Heimatscheines haftet der Staat, dessen Behörde ihn ausgestellt hat, d. h. die Rückübernahme des Trägers darf nicht eines solchen Versehens wegen abgelehnt werden. (Art. 9.) Ein Leumundszeugnis wird nicht mehr verlangt.

Dass in dem neuen Vertrage mit dem umständlichen „System der Immatrikulationsscheine“ gebrochen werden sollte, stand von vornherein fest. Die Beseitigung des Leumundszeugnisses aber beruhte auf der Erwägung, dass ein solches Erfordernis angesichts der heutigen Bestrebungen, die auf möglichste Freiheit des Verkehrs abzielen, nicht mehr aufrecht

^{a)} Natürlich genügt als Ausweisungsgrund nicht jede noch so geringfügige Verletzung einer Polizeivorschrift. Vgl. v. Overbeck, Niederlassungsfreiheit, S. 53. S. auch stenogr. Berichte des Reichstags, 12. Legisl.-Periode, II. Session 1909/11, S. 7106. (183. Sitzung, 24. Mai 1911.)

erhalten werden könne, und die Schweiz gegenüber den Einwanderern aus den drei anderen Nachbarstaaten das Postulat eines Leumundszeugnisses nicht aufstelle. Dazu kommt, dass der die Niederlassung gewährende Staat ohnehin kein Mittel der Kontrolle hat, ob der unbescholtene Leumund im Hinblick auf das Vorleben des Bewerbers besteht, und die Würdigung der in Betracht kommenden Verhältnisse in das Ermessen der das Leumundszeugnis verabfolgenden Behörde gestellt ist. Doch haben sich die beiderseitigen Regierungen durch Notenaustausch über ein Informationsverfahren verständigt in dem Sinne, dass die Polizeibehörden des Aufenthaltsstaates bei denjenigen des Heimatstaates über das Vorleben der zugezogenen Personen auf dem Wege des direkten Geschäftsverkehrs Auskunft einholen können.⁴⁾

Fehlt es an einer positiven Voraussetzung der zwischenstaatlichen Freizügigkeit — also an der Befolgung der inländischen Normen oder dem Legitimationspapier —, so ist der Aufenthaltsstaat befugt, zur Ausweisung zu schreiten. Daneben kannte der bisherige und kennt der neue Niederlassungsvertrag aber auch eine Reihe von positiven Gründen, die jeden Vertragsstaat berechtigen, Angehörige des andern aus seinem Gebiete zu verweisen. In diesem Rechte ist natürlich auch das Abweisungsrecht enthalten, das schon aktuell wird, ehe der Fremde das Staatsgebiet wirklich betreten hat. Andererseits kann sich der Aufenthaltsstaat a fortiori auch mit einer Versagung der eigentlichen Niederlassung i. e. S. begnügen.

Unter den positiven Ausweisungsgründen ist nun v. a. zu unterscheiden zwischen solchen strafrechtlich gefärbten und solchen rein administrativen Charakters. Der Aufenthalt kann zunächst nach Art. 2 des jetzigen (vgl. Art. 4 des bisherigen) Vertrages versagt werden, wenn ein Strafurteil die Ausweisung als Strafe — meist wird es sich um eine Nebenstrafe handeln — oder als sichernde Massnahme anordnet oder auch nur die Polizeibehörde zur Ausweisung autorisiert. In den bekannten Reichsverweisungsfällen des deutschen Strafgesetzbuches liegt eine Ausweisungsbefugnis gegenüber Ausländern vor, die der Polizeibehörde durch das verurteilende Erkenntnis verliehen wird, und zwar entweder unmittelbar⁵⁾ oder durch das Medium der Polizeiaufsicht⁶⁾ oder der Ueberweisung an die Landes-

⁴⁾ Schweizerisches Bundesblatt 1911, Bd. I, S. 265 ff. (Botschaft des Bundesrats an die Bundesversammlung.)

⁵⁾ § 284 St. G. B. (gewerbsmässiges Glücksspiel).

⁶⁾ § 39 Ziff. 2 St. G. B.

polizeibehörde.⁷⁾ In der schweizerischen Strafgesetzgebung finden wir ebenfalls die Landesverweisung in verschiedener Ausprägung — meist als Nebenstrafe — verwertet.

Der Niederlassungsvertrag hat aber auch die rein administrative Ausweisung in einer Reihe von Fällen vorgesehen. Zu den wichtigsten gehört die Gefährdung der inneren oder äusseren Staatssicherheit. Die sog. politische Fremdenausweisung setzt keinen verbrecherischen Tatbestand voraus, wenn auch ein solcher nicht ganz selten gegeben sein wird. Es genügt, dass die Anwesenheit einer Person die Staatssicherheit nach innen oder nach aussen (objektiv) gefährdet. Der einschlägigen Vertragsbestimmung selbst entsprechen in beiden Ländern staatsrechtliche Vorschriften gleichen Inhalts. Für Deutschland sind dabei die Verfassungen und ergänzenden Gesetze der Einzelstaaten,⁸⁾ für die Schweiz ist Art. 70 der Bundesverfassung massgebend. Damit ist schon der wichtige Unterschied angedeutet, dass im Deutschen Reiche diese Ausweisungsart formell nur mit Wirkung für das Gebiet eines Gliedstaates in Betracht kommt, in der Schweiz aber der Bundesrat staatsgefährliche Elemente aus der gesamten Eidgenossenschaft verweisen kann. Diese Ausweisungsbefugnis wird namentlich anarchistischen Elementen gegenüber aktuell und erweist sich als geeignet, das traditionell hochgehaltene Asylrecht zu behüten, indem sie seinen Missbrauch verhütet.

Ein Ausweisungsgrund war ferner nach dem bisherigen Vertrage und ist gemäss Art. 3 des neuen Vertrages gegeben, wenn jemand früher dem Staate, in dem er sich aufhält, angehört, die Staatsangehörigkeit aber vor Erfüllung der militärischen Pflichten mit der Nationalität des anderen Staates vertauscht hat. Diese Ausweisung soll jedoch unterbleiben, wenn „sich bei der Prüfung der Verhältnisse ergibt, dass der Wechsel der Staatsangehörigkeit in gutem Glauben und nicht zur Umgehung der militärischen Pflichten herbeigeführt ist.“

Die übrigen administrativen Ausweisungsgründe wurden durch den bisherigen Vertrag als Gründe der Armen- und Sittenpolizei zusammengefasst. Der neue Vertrag (Art. 2) spricht — etwas allgemeiner — von „sonstigen polizeilichen Gründen“, und hebt die Gründe der Gesundheits-, Sitten- und Armenpolizei als Hauptbeispiele hervor. Eine sachliche

⁷⁾ § 362 Abs. 4 St. G. B.

⁸⁾ v. Overbeck, Niederlassungsfreiheit, S. 74 ff.

Neuerung bedeutet hierbei die Einführung der gesundheitspolizeilichen Erwägung.

Dem Ausweisungsrechte eines jeden der beiden Staaten steht die Repatriierungspflicht des andern gegenüber; jeder, der aus einem vertragsmässigen Grunde ausgewiesen worden ist, muss von seiner heimatlichen Regierung auf Verlangen der ausweisenden wieder übernommen werden. Dem trägt Art. 7 des neuen (vgl. Art. 8 des bisherigen) Vertrages Rechnung. Die Rückübernahmepflicht erstreckt sich danach auch auf die Familie des Ausgewiesenen, und zwar, soweit die Ehefrau und die in häuslicher Gemeinschaft lebenden minderjährigen Kinder in Betracht kommen, auch dann, wenn diese dem Heimatstaate des Ausgewiesenen nicht mehr angehören, ohne doch Angehörige des andern oder eines dritten Staates geworden zu sein. Diese Bestimmung wurde im Interesse der Wahrung der Familienbande getroffen.⁹⁾ Aber auch wenn der Ausgewiesene selbst nur ein früherer Angehöriger des anderen Staates ist, muss er repatriiert werden, es sei denn, dass er inzwischen in den Verband des ausweisenden oder eines dritten Staates getreten ist.

Aus Rücksichten der Humanität wurde dem neuen Vertrag sogar eine Bestimmung eingefügt, die sich interessanterweise auf solche Personen bezieht, die keinem der beiden Vertragsstaaten angehören oder angehört haben. Es handelt sich um solche, beiden Staaten fremde Personen, die wegen jugendlichen Alters, Gebrechlichkeit oder Krankheit hilflos sind, infolge dieses ihres Zustandes in einer Anstalt verwahrt werden mussten, und während der Verwahrung nach dem Gebiete des anderen Teiles entwichen sind. Solche Personen sollen nach Art. 18 von dem Staate, in dem sich die Anstalt befindet, wieder übernommen werden.

Die Repatriierungs- oder Rückübernahmepflicht wird namentlich praktisch in den Fällen der armenpolizeilichen Ausweisung, die auch sonst einen eigenartigen Charakter trägt. Der Grund für diese Ausweisungsbefugnis ist zunächst darin zu suchen, dass eine finanzielle Belastung durch die Anwesenheit subsistenzloser Fremden dem Aufenthaltsstaate und den ihm untergeordneten Verbänden nicht zugemutet werden kann. Insofern spricht natürlich auch hier das Staatsinteresse mit. Andererseits spielt aber — einem Gebote der Humanität entsprechend — in diesem Ausweisungsfalle

⁹⁾ Drucks. des Reichstags, 12. Legislaturperiode, II. Session 1909/11 No. 779, S. 9 (Denkschrift des Reichskanzlers).

auch das Interesse des Auszuweisenden selbst eine erhebliche Rolle. Soll doch der Bedürftige, nach Gewährung der dringendsten vorläufigen Hilfe, der zu seiner endgiltigen Unterstützung berufenen und verpflichteten Stelle zugeführt werden. So nähert sich die armenpolizeiliche Ausweisung mehr als jede andere dem Charakter einer Zuweisung und steht mit der internationalen Wohlfahrts-, bez. Armenpflege in engstem Zusammenhang.¹⁰⁾

Ueber die hier einschlagenden Fragen enthielt schon der bisherige Vertrag nebst seinem Zusatzprotokoll Bestimmungen. So verpflichtet denn auch Art. 6 des neuen Vertrages jeden Kontrahenten, „dafür zu sorgen, dass in seinem Gebiete den hilfsbedürftigen Angehörigen des anderen die erforderliche Verpflegung und Krankenfürsorge nach den am Aufenthaltsorte für die eigenen Angehörigen geltenden Grundsätzen zuteil werde, bis ihre Rückkehr in die Heimat ohne Nachteil für ihre und anderer Gesundheit geschehen kann“. Abs. 2 und 3 des gleichen Artikels (dazu Art. 16) handeln von dem Kostenersatz.

Wertvolle Bestimmungen des neuen Niederlassungsvertrages betreffen die Vereinfachung und Beschleunigung des Verfahrens in Rückübernahmefällen. Für den Regelfall soll ein unmittelbarer Schriftwechsel zwischen den beiderseitigen Behörden — ohne diplomatische Vermittlung — genügen, was übrigens bereits einem Zusatzprotokoll zu dem Niederlassungsvertrage von 1876,¹¹⁾ sowie der bisher schon geübten deutsch-schweizerischen Praxis entspricht. Nur in zweifelhaften und komplizierteren Fällen ist diplomatische Vermittlung erforderlich, insbesondere wenn der Schriftwechsel nicht zur Klärung der Rückübernahmefrage führt, oder sprachliche Schwierigkeiten sich der Verständigung entgegenstellen. (Art. 13.) Im übrigen bildet die Regel der direkte Schriftwechsel zwischen der die Ausweisung (Heimschaffung) anordnenden Behörde und der zur Anerkennung der Staatsangehörigkeit zuständigen Heimatbehörde.

Es bedarf jedoch selbst eines solchen Schriftwechsels nicht, wenn die Staatsangehörigkeit unzweifelhaft feststeht (Art. 12 Abs. 1). Hier genügt ein formloses (mündliches) Verfahren. Eine Ausnahme von dieser Ausnahme gilt nur

¹⁰⁾ Vgl. v. Overbeck, Niederlassungsfreiheit, S. 88.

¹¹⁾ Auch unter der Herrschaft des Vertrages von 1890 in Geltung verblieben, vgl. v. Overbeck, Niederlassungsfreiheit, S. 129.

dann, wenn es sich um die Uebernahme einer wegen jugendlichen Alters, Gebrechlichkeit oder Krankheit hilflosen Person oder um die Uebernahme einzelstehender Frauen mit Kindern handelt. Dann behält es bei dem regelmässigen Schriftwechsel sein Bewenden (Art. 12 Abs. 2).

In Art. 15 wird das Beschleunigungsinteresse bei Erledigung von Rückübernahmefällen besonders betont. Der Beschleunigung dient auch die Bestimmung des Art. 17, wonach jeder Vertragsstaat Angehörige des andern, auf die ein Ausweisungsgrund zutrifft, oder auch Personen, die keinem der beiden Vertragsstaaten angehören, ohne ein eigentliches Uebernahmeverfahren unverzüglich in das Gebiet des andern Teiles zurückschaffen darf, wenn sie aus diesem Gebiet mit der Eisenbahn oder einer Schiffslinie unmittelbar in sein Gebiet gelangt sind und auf der ersten Haltestation sofort nach ihrem Eintreffen angehalten werden.

— Soweit ein Ausweisungsgrund nicht gegeben ist, oder von einem etwa vorhandenen kein Gebrauch gemacht wird, gilt als allgemeine Regel die Behandlung der gegenseitigen Angehörigen auf dem Fusse der Gleichheit mit den Inländern. Die meisten der hierauf bezüglichen Bestimmungen des bisherigen Niederlassungsvertrages bilden jetzt den Gegenstand eines besonderen Vertrags vom 31. Oktober 1910, „betreffend Regelung von Rechtsverhältnissen der beiderseitigen Staatsangehörigen im Gebiete des anderen vertragschliessenden Teiles“. Art. 1 dieses Vertrages sichert den gegenseitigen Staatsangehörigen im Gebiete des anderen Teiles in Ansehung ihrer Person und ihres Eigentums den gleichen Rechtsschutz wie den Inländern. Die Gleichbehandlung in bezug auf die Ausübung von Gewerbe und Handel und auf die Bewirtschaftung landwirtschaftlichen Grundbesitzes wird besonders betont. Art. 2 behält die Bestimmungen des Zoll- und Handelsvertrages (betr. den Hausierhandel) vor. Hinsichtlich der Ansprüche auf Entschädigung im Falle eines Krieges oder einer Enteignung zum öffentlichen Nutzen gilt ebenfalls die Assimilierung; die einschlägige Bestimmung ist aber nach wie vor im Niederlassungsvertrage (Art. 5) aufgenommen. In allen diesen Beziehungen ist also auch jetzt noch an dem Prinzip der formellen Reziprozität festgehalten, von einer besonderen Berücksichtigung der bundesstaatlichen Form der Vertragsstaaten jedoch abgesehen.

Eine selbstverständliche Schranke muss der Gleichbehandlung stets da gezogen sein, wo die politisch-militärische

Sphäre beginnt. Dies zeigt sich namentlich in zwei Richtungen: der Ausländer ist von der Teilnahme an der Bildung des Volkswillens ausgeschlossen, kann also namentlich an den politischen Wahlrechten des Inländers nicht partizipieren, und er ist von der Militärpflicht im Aufenthaltsstaate, sowie von Ersatzleistungen für diese befreit. Die ausdrückliche Festlegung des letzteren, ohnehin allgemein unbezweifelten Satzes ist auch in den neuen Niederlassungsvertrag herübergenommen worden. (Art. 4).

Ausser den hier besprochenen und den sonstigen zwischen Deutschland und der Schweiz bestehenden Einzelverträgen kommen für die Stellung der gegenseitigen Untertanen auch noch andere völkerrechtliche Quellen in Betracht, die vielfach für einzelne Rechtsgebiete das Prinzip der formellen Reziprozität festlegen. So für das Urheberrecht die Berner Konventionen, für Privatrecht und Zivilprozess die Haager Abkommen, Kollektivverträge, zu deren Signataren eben auch unsere beiden Bundesstaaten gehören. Ob jemals die fortschreitende Tendenz kollektiver Regelung auch auf das Fremdenrecht überhaupt, insbesondere auf das Niederlassungswesen übergreifen wird, und ob eine so weitgehende Internationalisierung (ein „Weltniederlassungsvertrag“?) noch in den Bereich des Möglichen und Erwünschten fällt, diese Frage sei ohne voreiligen Lösungsversuch hier nur registriert.

Der beste gesetzliche Güterstand

von

Louis Bridel,

de Lausanne et Genève, prof. à la Faculté de droit, Université impériale de
Tokio.

I. Einleitung.

Güterrecht heisst derjenige Teil des Eherechts, welcher die Regelung der Vermögens-Angelegenheiten von Mann und Frau unter sich und Dritten gegenüber anbetrifft. **Güterstand** ist das Ergebnis der Normierung, das System dem die Ehegatten, in pekuniärer Hinsicht, unterworfen sind, sei es durch Vertrag oder vom Gesetz bestimmt.

Mit zwei anderen Kapiteln steht das Güterrecht in engem Zusammenhang: einerseits mit dem persönlichen Ehe-recht (Handlungsfähigkeit der Frau, Stellung beider Gatten

in der ehelichen Gemeinschaft, eines jeden Obliegenheiten in Anbetracht ihres und der Kinder Unterhalts); andererseits mit dem Erbrecht des überlebenden Ehegatten (welchen An-Anteil hat dieser an des Verstorbenen Hinterlassenschaft).

Eine erstaunliche Mannigfaltigkeit hat es von jeher im Gebiet der Güterstände gegeben. So war es namentlich in Frankreich, in Deutschland und in der Schweiz vor den einheitlichen Gesetzbüchern von 1804, 1896 und 1907. So war es überall.

Heutzutage noch gilt Güterrecht nicht zu den einfachsten Teilen des Familienrechts, mit einer Menge von Einrichtungen und Bestimmungen. Besonders weitschweifig und verwickelt zeichnen sich aus der französische Code civil (Art. 1387—1581) und das deutsche bürgerliche Gesetzbuch (1363—1563). Kürzer und bedeutend klarer ist das neue schweizerische Zivilgesetzbuch (178—251), ein ausgezeichnetes Werk, das seine beiden grossen Vorgänger durchgehends weit übertrifft.

Wie dem auch sei, nimmt man alle güterrechtlichen Systeme in Betracht, die es überhaupt gibt, gegeben hat, oder geben kann, so lassen sie sich — geschichtlich und theoretisch — in sechs oder sieben „Haupt-Güterstände“ verteilen.

Ehe wir aber zur Klassifikation übergehen, muss der Titel dieser Abhandlung näher ins Auge gefasst werden. Der beste gesetzliche Güterstand, — kann es so etwas geben? Sind denn Recht und Gesetz nicht notwendigerweise von Zeit, Volk und allerlei Umständen abhängig? so dass von einer allgemein besten gesetzlichen Einrichtung gar nicht die Rede sein kann.

Und dennoch, bleiben wir dabei: der beste gesetzliche Güterstand, jetzt und zukünftig, unbedingt und überall: für die Republik China wie für das Kaiserreich Japan, sowie für alle Länder von Europa oder Amerika.

Ein grosser Botaniker hat gesagt: „Mit den Nationalitäten hat die Wissenschaft nichts zu tun. Man kann nicht von einer deutschen und einer englischen Chemie sprechen, von einer französischen und einer italienischen Astronomie . . .“ (Alphonse de Candolle). — Grade so ist es auch mit der Rechtswissenschaft. Nicht soll von einer französischen, einer deutschen, einer italienischen Rechtswissenschaft gesprochen werden: eine Rechtswissenschaft gibt es. Nationalismus hat mit der Wissenschaft nichts zu tun!

Ein allgemeines Gut der Menschheit ist das Recht und eine Wahrheit gibt es in diesem wissenschaftlichen

Gebiete wie in jedem anderen. Zu dem richtigen Rechte gelangen die verschiedenen Gesetzgebungen nur allmählich und nicht gleichzeitig. Nichtsdestoweniger existiert das richtige Recht; es muss aber errungen werden. Sache der Wissenschaft ist es, die Rechtswahrheit zu erkennen und klarzustellen.

Die Handhabung der auf diesem Wege erworbenen Wahrheit hat sodann eine jede Gesetzgebung den gegebenen Zuständen und Umständen des Landes so gut als möglich anzupassen. Das ist Sache der Politik, nicht der Rechtswissenschaft.

Nach und nach bildet sich das Recht, das sein soll, das menschliche Recht.

Ein treffliches Beispiel vom Werden dieses Weltrechts haben wir in den neueren Gesetzen und Bestimmungen über den Arbeitserwerb der Ehefrau, wovon weiter die Rede sein wird.

II. Klassifikation.

Um eine sachgemässe Einteilung der Güterstände durchführen zu können, sind drei Elemente hauptsächlich ins Auge zu fassen: was Eigentum, Verwaltung und Nutzung des Vermögens der Ehegatten anbetrifft. Wie es mit diesen Bestandteilen steht, darauf beruht die Klassifikation.

Folgendermassen kann sich nämlich der Tatbestand gestalten.

A. Eigentum. — 1. Das Vermögen der Frau wird, mit dem Vermögen des Mannes „vereinigt“, diesem letzteren als sein Eigentum übergeben. — 2. Es werden Mannes- und Frauen-Vermögen „gemeinschaftlich“ und dieses Gesamtgut wird bei Auflösung der Ehe zwischen den Ehegatten oder deren Erben geteilt. — 3. Eines jeden Ehegatten Vermögen bleibt „getrennt“ sein Eigen.

B. Verwaltung. — 1. Dem Manne kann die Verwaltung des Frauen-Vermögens, mit dem seinigen vereinigt oder verbunden, überlassen sein. — 2. Es kann die Verwaltung „mit gesamter Hand“ geführt werden, d. h. durch beide Gatten zusammen. — 3. Ein jeder Ehegatte kann die Verwaltung seines eigenen Vermögens beibehalten.

C. Nutzung. — 1. Einkünfte und Ertrag des Vermögens beider Gatten kommen dem Manne allein zu gute (ususfructus maritalis). — 2. Einkünfte und Ertrag beider Vermögen sind

ihnen gemeinsam. — 3. Einem jeden Ehegatten bleibt die Nutzung seines Vermögens persönlich.

Nun können wir eine rationelle Einteilung der Güterstände unternehmen, und zwar eine sowohl geschichtlich als theoretisch erschöpfende.

Eine kurze Digression über „Farbenlehre“ sei uns hier zur Klarstellung des Gegenstandes gestattet.

Bekanntlich zählen wir im Westen drei Primär-Farben: rot, gelb und blau. In China rechnet man deren fünf: die drei genannten und überdies noch weiss und schwarz, — die fünffarbige Fahne der neuen Republik . . . Zu diesen drei oder fünf „Grundfarben“ reihen sich an die sekundären oder Komplementär-Farben, sowie allerlei Mischungen und Schattierungen.

Etwas ähnliches finden wir im Güterrecht. Hier hat man es auch mit einer kleinen Anzahl „Grund-Güterstände“ zu tun, denen sich verschiedene Kombinationen oder Zusammensetzungen anreihen lassen, die man als sekundäre Systeme bezeichnen kann. — Im ganzen etwa sechs oder sieben Haupt-Systeme, deren die drei ersten als primäre oder Grund-Systeme anzusehen sind:

1. Gütervereinigung; 2. allgemeine Gütergemeinschaft; 3. Gütertrennung; 4. Totalität; 5. Güterverbindung; 6. beschränkte Gütergemeinschaft.

Es heisst nun die Merkmale eines jeden dieser Systeme hervorzuheben, ihre Charakteristik in bestmöglicher Ordnung zu entwerfen; zuerst die Grund-Güterstände, sodann die anderen.

III. Charakteristik.

1. Gütervereinigung. — Mit dem Namen „Gütervereinigung“ kann man einen Güterstand benennen, der heutzutage nicht mehr existiert, geschichtlich aber von hoher Bedeutung ist und wegen seiner primitiven Gestaltung gleich anfangs zu erwähnen.

Bei Gütervereinigung, wird das Vermögen der Frau mit demjenigen des Mannes „verschmolzen“ und dieser allein hat Eigentum und folglich auch Verwaltung und Nutzung der Gesamtmasse. In pekuniärer Hinsicht ist die juristische Persönlichkeit der Frau in derjenigen des Mannes aufgelöst. Vollständige Einheit herrscht zugunsten des Mannes: was ihr gehört, das gehört ihm.

So war es im altrömischen Rechte (Ehe mit Manus). So scheint es auch im alt-germanischen Rechte gewesen zu sein (Mundium). So war es, Liegenschaften meistens ausgenommen, im alt-englischen Rechte (Coverture) und zwar bis in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

In seiner ursprünglichen Form, ist Gütervereinigung ein abgestorbenes System, wie Latein eine tote Sprache; ein jetzt nicht mehr vorhandener Güterstand, dessen Spuren aber oder dessen Einfluss deutlich hier und da noch zu erkennen sind.

2. Allgemeine Gütergemeinschaft. — Die „Gütergemeinschaft“, deren es drei Hauptarten gibt (die allgemeine, die Errungenschafts- und die Fahrnis-Gemeinschaft), scheint ihren Ursprung bei den Franken gehabt zu haben; wäre also eine germanische (französisch-deutsche) Institution. Ist wahrscheinlich auch, wenn nicht direkt vom kanonischen Rechte abstammend, durch das Christentum begünstigt worden.

Von den drei Sorten von Gütergemeinschaft ist die erste allein ein „primärer“ Güterstand, der hier seinen Platz hat. Die zwei beschränkten Formen können erst später besprochen werden, weil sie teilweise unter den Regeln eines anderen Systemes als die Gemeinschaft stehen; es sind zusammengesetzte Güterstände.

Bei allgemeiner Gütergemeinschaft wird alles Vermögen von Mann und Frau, das zukünftige wie das bestehende mit den Einkünften davon und jederlei Art von Erwerb, Gesamtgut beider Ehegatten zusammen. Eigentum und Nutzung sind gemeinschaftlich. Bei Auflösung der Ehe wird diese Vermögensmasse zwischen den Gatten oder ihren Erben geteilt, ohne Rücksicht auf Ursprung oder Natur der Güter.

Die Verwaltung des Gesamtguts kann beiden zusammen gehören, Verwaltung mit gesamter Hand, und so ist es der Logik des Systems gemäss. — So war es auch im französischen Entwurf von Cambacérès bestimmt (Projet de Code civil de la Convention nationale, 1793); ebenso im Vorentwurf eines Zivilgesetzbuches für Belgien, von Laurent verfasst.

So ist es aber tatsächlich nirgends in den bestehenden Gesetzgebungen, so viel ich wüsste. Ueberall ist dem Manne die Verwaltung des Gesamtguts übergeben, mit einer mehr oder weniger beschränkten Verfügungsbefugnis.

Verwaltung mit gesamter Hand ist eben im praktischen Leben kaum ausführbar, wenn nicht eine reine Unmöglichkeit; sie entspricht aber allein der Idee des Systems.

3. Gütertrennung. — Vom römischen Rechte abstammend, in den modernen Gesetzgebungen weiter gebildet und heutzutage sehr verbreitet, ist die Gütertrennung von allen Systemen das einfachste, — sobald die Frau ihrer juristischen Persönlichkeit nicht einfach beraubt werden soll wie bei Gütervereinigung. An seinem Vermögen behält ein jeder Ehegatte Eigentum, Verwaltung mit freiem Verfügungsrecht und Nutzung.

Wie es trefflich John-Stuart Mill sagt: die Regel ist hier eine sehr einfache; alles was dem Manne oder was der Frau gehören würde, wenn nicht verheiratet, das bleibt einem jeden Ehegatten sein Eigen.

Will die Frau ihres Vermögens Verwaltung dem Manne überlassen, es steht ihr frei; immer hat sie aber das Recht ihr Gut wieder in eigene Hand zu nehmen.

Zur Tragung der eheligen Lasten, eine Obliegenheit des Mannes unter diesem Güterstand wie unter jedem anderen, hat die Frau, je nach Umständen, dem Manne einen Beitrag zu leisten, der durch Einverständnis, Gesetz oder Richterspruch bestimmt wird.

Für die während der Ehe vom Manne, oder von der Frau in Ausübung ihrer Vertretungsbefugnis begründeten Schulden haftet der Mann, so wie für seine vorehelichen Schulden. Für ihre vorehelichen Schulden und für diejenigen, welche ihr persönlich während der Ehe entstanden sind, haftet die Frau.

Hat die Frau volle Handlungsfähigkeit, wie es im neueren Rechte überall der Fall ist, so besitzt sie bei Gütertrennung pekuniäre Unabhängigkeit, wie der Mann seinerseits. Füglich könnte man dieses System als Güterstand der „Selbständigkeit“ bezeichnen.

In vielen heutigen Gesetzgebungen ist eine partielle Gütertrennung unter dem Namen „Sondergut“ oder Vorbehaltsgut eingeführt worden (*biens réservés*), namentlich was den Arbeitserwerb der Ehefrau anbetrifft. — In mehreren Ländern herrscht allgemeine Gütertrennung als gesetzlicher Güterstand, wie sie auch durch Vertrag oder Richterspruch angeordnet werden kann. Gesetzliche, vertragsmässige und richterliche Gütertrennung kann es also geben.

4. Dotalität. — Wie die Gütertrennung, so kommt auch das Dotal-System vom römischen Rechte, dessen normaler Güterstand es mit der Zeit wurde.

Im französischen Code civil als vertragsmässig vorgesehen (1540—1581). Im bürgerlichen Gesetzbuch hingegen nicht anerkannt, wenigstens dem Namen nach. Im deutschen gesetzlichen Güterstande aber ist so vieles vom Dotal-System übernommen worden, dass von einer Abart davon hier die Rede sein kann, wie es sich weiter zeigen wird.

In diesem Güterstande zerfällt regelmässig das Frauenvermögen in zwei Bestandteile: Dos (Mitgift, Ehesteuer, Ausstattung) und Paraphernalien (was nicht dotal ist).

Die Paraphernalien stehen unter den Regeln der Gütertrennung: die Frau behält daran Eigentum, Verwaltung mit Verfügungsrecht und Nutzung. Es ist partielle Gütertrennung.

Was die Dos anbetrifft, so bleibt deren Eigentum regelmässig der Frau, welcher sie schliesslich zurückzugeben ist, oder ihren Erben. Teilweise kann die Dos in des Mannes Eigentum übergehen; muss aber auch dann, bei Auflösung der Ehe, der Frau oder ihren Erben zurückkommen; in diesem Falle, Wiedererstattung dem Werte nach.

Verwaltung und Nutzung der Dos gehören dem Manne; Einkünfte des dotalen Vermögens sind sein ausschliessliches Eigentum.

Was dem System aber sein besonderes Gepräge gibt, was seine spezifische Eigentümlichkeit ausmacht, das ist die „Unveräusserlichkeit“ der dotalen Güter, oder wenigstens der in der Dos sich befindenden Liegenschaften. Ausser dem Handel stehen diese Vermögensstücke, — der Frau durch eine solche Massregel gesichert und auch als eine Art „Zufluchtsort“ bei schlechten Zeiten für die eheliche Gemeinschaft.

Diese Unveräusserlichkeit aber kann wegfallen. In gewissen Fällen, ist sie durch das Gesetz selbst aufgehoben; wenn z. B. den Ehegatten nichts anderes übrig bleibt als dotale Vermögensstücke und sie ohne Veräusserung eines derselben verhungern würden.

Durch Ehevertrag kann auch die Unveräusserlichkeit beseitigt werden: dann aber hat die Dotalität ihren besonderen Charakterzug verloren; dem Namen nach vielleicht noch Dotal-System, aber keine echte Dotalität mehr.

Unveräusserlichkeit kommt sonst im modernen Recht kaum vor; sie steht mit den gewöhnlich anerkannten wirtschaftlichen Prinzipien im Gegensatz. So ist auch die Verwerfung des eigentlichen Dotal-Systems durch das deutsche Gesetzbuch, wie durch das schweizerische, leicht zu begreifen.

Unter einer anderen Form aber ist, im neueren Rechte, die Idee eines unveräusserlichen „Zufluchtsorts für die Familie“ wieder zur Geltung gekommen und zwar durch die dem amerikanischen Rechte entlehnte Institution der „Heimstätten“. (Siehe schweizerisches Zivilgesetzbuch, 349—359.)

5. Güterverbindung. — Das System, von welchem hier die Rede sein soll, heisst „Güterverbindung“ im schweizerischen Zivilgesetzbuch, und ist dessen gesetzlicher Güterstand. (178, 194—214). Wird öfters in Deutschland „Verwaltungsgemeinschaft“ genannt; ein durchaus unpassender Ausdruck, da hier keine Spur von Gemeinschaft vorhanden ist! Ein jeder Ehegatte behält ja seines Vermögens getrenntes Eigentum und was die Verwaltung angeht, so ist sie in den Händen des Mannes allein, dem auch die Nutzung zu Gute kommt.

Das deutsche bürgerliche Gesetzbuch, dessen gesetzlicher Güterstand dieses System auch ist, hat dafür keinen besonderen Namen; es sagt nur „gesetzliches Güterrecht“ (1363—1431).

Im französischen Code civil, ist ein ähnlicher Güterstand als vertragsmässig anerkannt, mit der Benennung „régime sans communauté“ (1530—1535), eine richtige aber bloss negative und dabei unvollständige Bezeichnung.

„Güterverbindung“ ist sicherlich die allerbeste Benennung dieses Güterstandes, welcher eigentlich nichts anderes ist, als „Dotal-System ohne Unveräusserlichkeit“.

Was Eigentum anbelangt, so bleiben Vermögen von Mann und von Frau getrennt. Gemeinschaftliche Güter gibt es nicht. Daher kommt es auch, dass manchmal hier von Gütertrennung gesprochen wird, was aber eine unrichtige Redensart ist, da Gütertrennung etwas ganz anderes bedeutet. — Mit der juristischen Terminologie muss man es genauer nehmen als es oft der Fall ist; eine besonders im ehelichen Güterrechte wichtige Sache.

Verwaltung und Nutzung des Frauenvermögens, mit Ausnahme ihres Sonderguts, sind dem Manne übergeben. Beider Ehegatten Vermögen sind also, in dieser Hinsicht, „verbunden“, aber ohne irgend ein gemeinschaftliches Element.

Die Einkünfte des Frauenvermögens gehören dem Manne; so ist es weder bei Gütergemeinschaft, noch bei Gütertrennung. So ist es aber im Dotal-System was die Dos anbetrifft. Andererseits steht das Sondergut, wie die Paraphernalien, unter den Regeln der Gütertrennung.

Bei Güterverbindung, wie bei Dotal-System, bekommen bei Auflösung der Ehe die Frau oder ihre Erben das eingebrachte Gut zurück. An den etwaigen Errungenschaften hat die Frau keinen Anteil, hätte sie auch durch ihre gute häusliche Wirtschaft dazu am meisten beigetragen. Dem Manne allein gehören Errungenschaften, Ersparnisse, Gewinn.

„Weibergut darf weder wachsen noch schwinden“: auf dem Boden dieses alten Sprüchwortes ist das deutsche bürgerliche Gesetzbuch stehen geblieben. — Nicht so das schweizerische Zivilgesetzbuch, nach welchem ein etwaiger „Vorschlag“ (Gewinn, Benefiz) zwischen beiden Ehegatten oder ihren Erben geteilt wird (214). Ein gemeinschaftliches Element ist, auf diese Weise, hier eingeschaltet worden; dem eigentlichen Güterverbindungs-System ist es aber fremd.

Des Mannes Verfügungsrecht über das Frauengut kann gesetzlich mehr oder weniger beschränkt sein. Auch gibt es besondere Bestimmungen zur Sicherung des Frauenvermögens (siehe schw. Z.G.B. 202, 205).

Eine Abart der Güterverbindung ist die „Gütereinheit“, bei welcher das Frauen-Vermögen in das Eigentum des Mannes übergeht, dieser aber davon Schuldner wird und es, bei Auflösung der Ehe, dem Werte nach zurückzuerstatten hat. Die Frau verliert also ihr Eigentum und wird dagegen Gläubigerin des Mannes: ihr Eigentumsrecht ist Schuldforderung geworden.

Dieser Güterstand (im schw. Z.G.B. 199 vorgesehen) kommt heutzutage selten vor und nur vertragsmässig. Theoretisch interessant als Zwischensystem, eine Mischung von Gütervereinigung und Güterverbindung.

6. Beschränkte Gütergemeinschaft. — Von der „beschränkten“ Gütergemeinschaft, deren es hauptsächlich zwei Arten gibt, — die Errungenschafts- und die Fahrnis-Gemeinschaft, — konnte nicht sofort nach der „allgemeinen“ die Rede sein, weil es hier solche Güter gibt, die nicht gemeinschaftlich und folglich nicht den Regeln der Gütergemeinschaft unterworfen sind, sondern denen eines andern Güterstandes, Gütertrennung oder Güterverbindung. Es mussten also diese Systeme zuerst vorgenommen werden.

Errungenschafts-Gemeinschaft. — Was die Ehegatten durch ihre Tätigkeit erwerben oder als Ertrag ihres Vermögens einziehen und ersparen, das wird gemeinschaftliches Gut. Daran haben beide zusammen Eigentum und Nutzung.

Die Güter des einen und des andern, die nicht gemeinschaftlich sind, bleiben getrenntes Eigentum eines jeden; die Einkünfte davon aber werden gemeinschaftlich.

Die Verwaltung des gemeinsamen Vermögens gehört dem Manne. Was das nicht gemeinschaftliche Vermögen angeht, so kann es unter den Regeln der Gütertrennung oder der Güterverbindung stehen, je nachdem Gesetz oder Vertrag es bestimmt haben.

Fahrnisgemeinschaft. — Ein bequemer weil kurzer Ausdruck um diesen Güterstand zu bezeichnen; faktisch aber nicht ganz passend. Richtiger wäre zu sagen „Fahrnis- und Errungenschaftsgemeinschaft“; denn nicht nur fahrende Habe, sondern auch errungene Liegenschaften werden hier gemeinsam.

Bei diesem Güterstande sind Eigentum und Nutzung des Vermögens beider Ehegatten gemeinschaftlich, mit Ausnahme derjenigen Liegenschaften die der eine oder der andre bei Beginn der Ehe besitzt, oder während derselben unentgeltlich erwirbt. Eine während der Ehe eingekaufte Liegenschaft ist Errungenschaft und als solche gemeinschaftlich.

Haben die Ehegatten keine Liegenschaften, oder nur solche, die während der Ehe eingekauft worden sind, so ist dieser Güterstand von der allgemeinen Gütergemeinschaft in keiner Weise verschieden: in diesem Falle ist ja alles Vermögen gemeinsam.

Verwaltung des gemeinschaftlichen Vermögens gehört dem Manne.

Die nicht gemeinschaftlichen Vermögensstücke bleiben getrenntes Eigentum eines jeden. — Was deren Verwaltung anbetrifft, so kann sie nach den Regeln der Güterverbindung oder auch der Gütertrennung, durch Gesetz oder Vertrag, geordnet sein.

Dieses System ist der gesetzliche Güterstand des französischen Code civil, und zwar mit Verwaltungsrecht des Mannes sowohl in Anbetriff des persönlichen Vermögens der Frau (1428) als des gemeinschaftlichen (1421, 1422). Was letzteres anbelangt, ist des Mannes Verwaltungs- und Verfügungsrecht fast dasjenige eines Eigentümers und nicht eines blossen Miteigentümers und Verwalters, wie es sein sollte.

7. Geographischer Ueberblick. — Welcher ist der gesetzliche Güterstand in den verschiedenen Ländern von Europa?

Gütervereinigung kann man beiseitelegen, weil ein abgestorbenes System. Totalität können wir auch unberücksichtigt lassen, weil in seiner eigentlichen Form (mit Unveräusserlichkeit) veraltet und weil ausserdem ein Ehevertrag hier notwendig ist um die Dos zu bestimmen; als gesetzlicher Güterstand also nicht recht denkbar. Die drei Sorten von Gütergemeinschaft sind, als ein System mit besonderen Arten, zusammenzufassen.

Als gesetzliche Hauptgüterstände der modernen Gesetzgebungen bleiben schliesslich: Gütergemeinschaft, Güterverbindung und Gütertrennung. — Wie verteilen sich nun die Länder Europas unter diese drei Güterstände?

A. Gütergemeinschaft der einen oder der anderen Art, — meistens heutzutage mit einer partiellen Gütertrennung verbunden, insbesondere in Angelegenheit des Arbeitserwerbs der Frau, — herrscht in folgenden Ländern: Frankreich, Belgien, Niederlande und Luxemburg; Spanien und Portugal; Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland; früher auch in einem grossen Teil von Deutschland. — Diese Länder befinden sich alle im Westen und im Norden von Europa: „atlantische Staaten“ wenn man so sagen kann.

B. Güterverbindung, mehr oder weniger mit Gütertrennung gemischt, finden wir in Oesterreich; Polen und Baltische Provinzen; Deutschland, seit dem bürgerlichen Gesetzbuch; Schweiz, seit dem Zivilgesetzbuch, — hier aber mit einer Vorschlags-Teilung verbunden (214). Güterverbindung ist also in Zentral-Europa vorherrschend.

C. Gütertrennung ist gesetzlicher Güterstand in Italien (aber ohne volle Handlungsfähigkeit der Frau); in Russland, mit Ausnahme von Finnland, Polen und Baltische Provinzen, (ausserdem ist zu bemerken, dass Gewohnheitsrechte noch für die Mehrzahl der Bevölkerung zur Geltung kommen sollen, wie es scheint); in Gross-Britannien, seit der Gesetzgebung von 1882 (die 1870 ihren Anfang genommen hat). — Ausser Europa: in den meisten Staaten von Nord-Amerika, Canada, Australien. — Gütertrennung herrscht also in sehr verschiedenen und auseinanderliegenden Ländern.

D. Mir ungenügend bekannt: Ungarn, sowie die Länder der Balkan-Halbinsel.

Rechnet man die Gesamtbevölkerung von Europa auf 450 Millionen, so könnte man folgende Statistik aufstellen: A. 100; B. 100; C. 200; D. 50. — Es haben aber diese Zahlen keinen grossen Wert, insbesondere wegen der in Russland jetzt noch bestehenden Sachlage (die Gewohnheitsrechte).

IV. Kritik.

Fragen wir uns nun, worin „Vorteile und Nachteile“ der drei grossen Güterstände hauptsächlich bestehen und welcher von ihnen als der beste, bei Ermangelung eines Ehevertrags, anzuerkennen ist.

A. Gütergemeinschaft. — Es wird oft behauptet, und sehr natürlich scheint es zuerst, Gütergemeinschaft sei der normale Güterstand, weil zwischen den Ehegatten alles gemeinsam sein soll, in pekuniärer Hinsicht wie im übrigen: „Solidarität“, im ethischen Sinne des Wortes.

Zu bemerken ist aber gleich, dass die Vertreter dieses Standpunktes sich heutzutage meistens für die Errungenschaftsgemeinschaft aussprechen, was vieles für sich haben mag, was aber obiger Idee nicht entspricht; die allgemeine Gütergemeinschaft sollte erfordert sein und nichts anderes.

Und wahrlich! wäre die Verwaltung mit gesamter Hand eine Möglichkeit im täglichen Leben, so hätte man vielleicht der allgemeinen Gütergemeinschaft die Krone aufzusetzen, als dem System, welches der Idee der Ehe am besten entspricht: Gemeinsames Eigentum an allem, Verwaltung mit gesamter Hand, Verfügungsrecht beider Ehegatten zusammen, gemeinsame Nutzung während der Ehe und bei deren Auflösung Teilung der Vermögensmasse.

Verwaltung mit gesamter Hand ist aber praktisch unausführbar. Ist nun die Verwaltung dem Manne übergeben, so wird die Gütergemeinschaft und insbesondere die allgemeine, ein für das Frauenvermögen gefährliches System. — Und warum sollte denn die Frau ihr Verwaltungsrecht einbüssen?

Bei beschränkter Gütergemeinschaft ist ausserdem die Abrechnung (Liquidation) eine oft sehr verwickelte Sache.

Der Hauptforderung aber der Gütergemeinschaft — eine Teilung — muss man gerecht werden. Es kann auf einem anderen Wege, als dem des Güterstandes erlangt werden, nämlich durch ein gutes Erbrecht des überlebenden Ehegatten. Ausserdem kann die Vorschlagsteilung im Güterrecht selbst, unter einem anderen System als Gütergemeinschaft, angeordnet sein.

B. Güterverbindung. — Den Anhängern der Gütergemeinschaft stehen gegenüber diejenigen der Güterverbindung, für welche folgendes geltend gemacht werden kann.

Getrenntes Eigentum eines jeden Ehegatten-Vermögens, mit gewissen Bestimmungen zur Bewahrung der Interessen der Frau und der Erhaltung ihres Vermögens, begründet für diese eine Sicherheit, die ihr meistens bei Gütergemeinschaft fehlt. — Mag sein, ist aber der Güterverbindung nicht eigen.

Die Verwaltung der verbundenen Habe beider Ehegatten in der Hand des Mannes gibt diesem, als Haupt der Ehe, Kraft und Macht für das Gedeihen der ehelichen Gemeinschaft; einheitliche Leitung des Hauses wird dadurch befördert. — Das ist allerdings richtig, wenn der Mann ein guter pater familias ist. Wenn aber nicht? oder wenn die Frau sich besser daran versteht als er? . . .

Wie dem auch sei, bei diesem System bleibt immerhin die Frau eine mehr oder weniger untergeordnete Persönlichkeit, die zu ihrem vollen Rechte nicht kommt, auch wenn sie Handlungsfähigkeit besitzt und dabei noch Sondergut hat.

Was aber ganz besonders gegen Güterbindung auftritt, was diesem System einen Makel aufprägt, das ist die Nutzung des Frauenvermögens zugunsten des Mannes. Ihm allein gehören Einkünfte, Ersparnisse und Gewinn, wenn auch dieses der fleissigen Wirtschaft der Frau zu verdanken ist, was ja öfters vorkommt. Ernährung und Bereicherung des Mannes durch das Vermögen und die Haus-Arbeit der Frau, — das ist „unschön“, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, und im höchsten Grade „ungerecht“!

So steht es mit dem gesetzlichen Güterstand vom deutschen bürgerlichen Gesetzbuch. Anders freilich im schweizerischen Zivilgesetzbuch, wo ein eventueller Vorschlag zwischen den Ehegatten zur Teilung kommt (214). Das gehört aber dem Wesen der Güterverbindung nicht an; ein Bruchstück von Gütergemeinschaft ist es.

C. Gütertrennung. — Vor einem Menschenalter wurde der Streit über den besten Güterstand hauptsächlich zwischen Gütergemeinschaft und Güterverbindung (oder auch Totalität) geführt. In neuerer Zeit steht beiden gegenüber die Gütertrennung, das System der Selbständigkeit.

Zwei Tatsachen, im Gebiete der allgemeinen Gesetzgebung, sind gleich anfangs hier zu erwähnen, — Tatsachen, deren Bedeutung ein jeder anerkennen wird.

1. Gütertrennung ist gesetzlicher Güterstand in drei Ländern von Europa, — Italien, Russland, Gross-Britannien, — die von einander, in allerlei Beziehungen, so verschieden als möglich stehen: in geschichtlicher Hinsicht, Bildung, Sprache, Religion und was die Entwicklung des Rechts im allgemeinen anbelangt.

2. In vielen Staaten, deren gesetzlicher Güterstand Gütergemeinschaft oder Güterverbindung ist, herrscht heutzutage eine partielle Gütertrennung in Anbetriff des persönlichen Arbeitserwerbs der Ehefrau. Es ist dieses eine grosse und interessante Bewegung gewesen, besonders von Bedeutung für Haus und Familie in den „arbeitenden Volksklassen“.

Diese gesetzliche Reform, deren wir den gebührenden Platz hier nicht einräumen können, scheint in einem Gesetz von New-York (1840) ihren Ursprung gehabt zu haben.

In Europa wurde der Arbeitserwerb als persönliches Eigentum der Ehefrau zuerst in England anerkannt (Gesetz von 1870, durch die Einführung der allgemeinen Gütertrennung als gesetzlicher Güterstand 1882 vervollständigt); sodann in Schweden (1874); Dänemark (1880); Norwegen (1888); Finnland (1889); Kanton Genf (1894); Deutschland (bürgerliches Gesetzbuch 1367); Frankreich (Gesetz vom 13. 7. 1907); Schweiz (Zivilgesetzbuch, 191). Aehnliche Bestimmungen finden sich auch, seit ein paar Jahren, in Belgien und in den Niederlanden; so auch im Entwurf eines Zivilgesetzbuchs für Ungarn. — Wo allgemeine Gütertrennung herrscht, ist die Sachlage selbstverständlich dieselbe.

Hier ein treffendes Beispiel der Allgemeinheit des Rechts und der Gesetzesentwicklung: nicht eine bloss nationale Angelegenheit; eine Sache der Menschheit ist es, mit nach und nach gleichem Rechte überall.

Sehen wir nun, was gegen Gütertrennung eingewendet werden kann. Wie man es sehen wird, sind es mehr scheinbare als wirklich vorhandene Nachteile.

1. „Gütertrennung“, das klingt nicht schön. In der Ehe soll nicht Trennung herrschen, sondern das Gegenteil. Ganz richtig! Auch wäre es viel besser und viel anpassender, von „Güterselbstständigkeit“ zu sprechen. Es ist ja gar nichts anderes. Das ist aber lediglich ein Wortstreit und auf eine Benennung kommt es nicht an.

2. Behauptet man, es könne die Gütertrennung eine Gefahr für die Frau mit sich bringen, wenn sie die Verwaltung

ihres Vermögens dem Manne überlässt, wie es natürlicherweise öfters vorkommt, so kann ja das Gesetz, für diesen Fall, gewisse Sicherheitsmassregeln eintreten lassen, wie es das schweizerische Zivilgesetzbuch bei Güterverbindung angeordnet hat (205).

. Frägt man wo in diesem Güterstand das Element der einheitlichen Führung in den ehelichen Angelegenheiten zu finden sei, eine für Hausstand und Hausgenossenschaft wichtige Sache, so ist folgendes zu bemerken. Der Mann behält hier, wie unter jedem Güterstand, seine Stellung als verantwortliches Haupt der Ehe; ihm hat die Frau nötigenfalls einen Beitrag zu leisten, nicht er an sie. Einheit in der Leitung des Hauses bleibt also bestehen, aber mit Freiheit verbunden und nicht mit Unterwerfung der Frau.

4. Wird anderseits gefragt, wo das in pekuniärer Hinsicht gemeinschaftliche Element hier vorkomme, was in der Ehe doch naturgemäss ist, wird die Antwort lauten: So wie bei Güterverbindung das schweizerische Zivilgesetzbuch eine „Vorschlagsteilung“ angeordnet hat (214), kann eine solche auch mit Gütertrennung angeknüpft werden.

5. Ausserdem, muss die Gütertrennung mit einem richtigen Erbrecht des überlebenden Ehegatten verbunden sein. Bei Tod des einen, Mann oder Frau, ist der andre als „erster Erbe“ einzusetzen; ist er ja Ursprung der Familie, Grundstein der Ehe. Vor allen anderen soll er angestellt sein; das ist sein richtiger Platz.

Die englische Gesetzgebung, dessen eheliches Güterrecht heutzutage so fortschrittlich geregelt ist, steht bezüglich des Erbrechts des überlebenden Ehegatten noch weit zurück. Am besten zeigen sich hier die Gesetzbücher von Deutschland und von der Schweiz; einen Schritt weiter in der guten Richtung haben aber beide noch zu tun.

Was man auch gegen die Gütertrennung einwenden kann, sie ist und bleibt von allen Güterständen der klarste und einfachste, für jederman leicht zu verstehen. Aber noch mehr: für die Frau ist die Gütertrennung das einzig gerechte System und für beide Ehegatten das menschenwürdigste.

Für das Recht der Frau, in und ausserhalb der Ehe, hat die heutige Gesetzgebung zu wirken. Je nach den Ländern bleibt mehr oder weniger zu tun; in gewissen Ländern sehr viel, in allen etwas, und nichts kann wirkliche Zivilisation mehr befördern als volle Anerkennung der Frauenrechte.

V. Nachwort.

In allen Kulturländern gehört heutzutage die Frauenfrage zur Tagesordnung, eine Frage, welche in den verschiedensten Richtungen des sozialen Lebens mächtig eingreift und alle Seiten der menschlichen Existenz berührt; nicht bloss eine Rechtsfrage, in hohem Grade aber doch eine Rechtsfrage.

Anfang der „Frauenbewegung“, zur Zeit der französischen Revolution. Als Vorläufer sind besonders zu erwähnen: Olympe de Gouges („Déclaration des droits de la femme“); der Mathematiker, Philosoph und Politiker Condorcet („Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain“); Mary Wollstonekraft („A vindication of the right of the women“); T. G. von Hippel („Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber“.)

Ihre volle Gestaltung aber hat diese Bewegung erst später angenommen. Als besonders einflussreich sind zu nennen: John-Stuart Mill „The subjection of women“ (1869); die wundervolle internationale Tätigkeit von Josephine E. Butler gegen organisierte Prostitution und Frauenentwürdigung (auch 1869 begonnen); die Schriften des Juristen Emile Accolas, sowie der Publizisten und Literaten Léon Richer, Alexandre Dumas fils, Ernest Legouvé und andere mehr; August Bebel „Die Frau und der Sozialismus.“

Nach und nach haben sich die Reformbestrebungen überall verbreitet, in jedem Lande mit einem eigentümlichen Gepräge, mit besonderer Betonung dieses oder jenes Teils der Frauenfrage: Erziehung und Bildung, Wirtschaft und Erwerb, Sitten und Sittlichkeit, Politik und Staatsleben, Recht und Gesetzgebung. — In gewissen Ländern, wo die Umwandlung am allernötigsten ist, wie namentlich in Japan und in China, hat die Gärung kaum angefangen. Es beginnt.

Was bedeutet aber eigentlich der Ausdruck Frauenbewegung? Wie ist die Sache einheitlich zu verstehen? Was ist Mittelpunkt und Endzweck der ganzen Bestrebung?

Ein Kampf ist es für Befreiung der Frau und Neubildung in Familie und Staat. Nicht für die Frau allein von Bedeutung, sondern für das Wohl jeder Person und der Menschheit im allgemeinen.

Allzulang hat die Knechtung des weiblichen Geschlechts gedauert! Mit der Sklaverei zu vergleichen: auch eine uralte Institution, endlich doch überwunden, und wenn noch nicht vollständig ausgerottet, doch innerlich gebrochen, und ihr Keim ist zu Tode getroffen.

Eine Art „Frauensklaverei“ existiert aber noch in vielen Ländern in Angelegenheit der Prostitution. In dieser speziellen Frage hier einzugehen ist nicht möglich. Folgende Grundsätze seien nur aufgestellt:

Nie darf ein Mensch als einfaches „Mittel für andere“ behandelt werden; nicht darf die Frau den Leidenenschaften oder Gelüsten des Mannes geopfert werden. — Wenn zwei Personen an einer Handlung zusammen teilnehmen, so sind entweder beide schuldig, Täter und Mittäter, oder keiner von beiden; ein Recht gibt es oder soll es geben für Frau und Mann, sowie eine Moral. — An und für sich, ist Unsittlichkeit kein Verbrechen; eine Sünde kann es sein, das Gesetz aber geht es nicht an. In dem Maasse, wo der Staat hier einzuschreiten hätte, darf er es nur mit gleichem Gewicht.

Eine edlere und glücklichere Menschheit soll es geben. Bessere Gesetze können dazu beitragen. — Für die Feststellung des Frauenrechts, in und ausserhalb der Ehe, durch die Vorbereitung der bestmöglichen Gesetzgebung: das ist der Juristen Pflicht, das sei unsere Ehre!

Büro für Jugendschutz. Am 8. Januar d. J. gründete sich in Elberfeld eine Vermittlungsstelle für Rheinisch-Westfälischen Jugendschutz. Die Leitung dieses Büros hat vorläufig unser Mitarbeiter, Amtsgerichtsrat Landsberg aus Lennep übernommen.

Die Aufgaben dieses Büros sind u. a. folgende:

1. Auskünfte zu erteilen über:
 - a) Rechtsfragen aus dem Gebiet der Jugendfürsorge.
 - b) Vorhandensein, Arbeitsgebiet und Leistungsfähigkeit vorhandener Jugendfürsorgeorganisationen.
 - c) Alle anderen Fragen, praktischer Natur aus dem Gebiet der Jugendfürsorge und Jugendpflege.
 2. Ein Verzeichnis der zu ermittelnden, zur Jugendhilfe geeigneten Stellen, Rheinlands und Westfalens zu verfassen, drucken zu lassen und den Behörden und Vereinen [gegen mässigen Preis] auf Verlangen zur Verfügung zu stellen.
 3. Abkommen und Kartelle mit auswärtigen, auch ausländischen Jugendgerichtshilfen und Jugendschutzvereinen anzubahnen, so dass die Jugendschutzfürsorge und die eigenartigen Ermittlungen der Jugendgerichte auch auswärtigen und fremden Jugendlichen zuteil werden können.
 4. Propaganda des Schutzes für die gefährdete Jugend in Wort und Schrift, besonders innerhalb Rheinlands und Westfalens, um auch in den kleinsten Verwaltungseinheiten geeignete Jugendhilfe zur Verfügung zu haben.
-

V. Literatur.

Besprechungen.

J. Kohler, Eugen Huber und das Schweizer Zivilgesetzbuch. Rhein. Zeitschrift für Zivil- und Prozessrecht V, 1 ff.

Für uns Schweizer ist die grosse Beachtung, die man dem ZGB. im Ausland schenkt, ebenso erfreulich wie vorteilhaft. Allerdings, nicht alles, was zu dessen Lob oder Tadel gesagt wird, trifft ins Schwarze, denn die Vielgestaltigkeit und Kompliziertheit der schweizerischen Verhältnisse überall richtig zu würdigen, ist einem Ausländer kaum möglich, selbst dann nicht, wenn er einige Zeit in einer grösseren Schweizerstadt gelebt hat; besteht doch ein gewaltiger Unterschied in der Rechtsauffassung des Berners gegenüber der des Zürchers, oder in den wirtschaftlichen Verhältnissen Basels gegenüber denjenigen der Urschweiz. Hinwiederum sieht der Ausländer manches unbefangener und mit schärferen Augen an, als wir selbst, insbesondere da, wo er sich auf die Behandlung der grossen Richtlinien und Hauptpunkte des Gesetzes beschränkt.

Dies tut denn auch Kohler in seinem Aufsatz in gewohnter Meisterschaft. Mit Recht stellt er den Namen des Gesetzesschöpfers voran. In ihm hat sich die Maxime, einem einzigen, hochqualifizierten Manne die Hauptarbeit und Führung bei einer Kodifikation zu übertragen, glänzend bewährt. Zutreffend wird auch von Kohler hervorgehoben, dass da, wo er Mängel und Rückständigkeiten zu sehen glaubt, sie mit Rücksicht auf die eingewurzelten Zustände und das Referendum ihren Platz behauptet haben. Wer die Entwürfe mit dem Gesetz vergleicht, wird ihnen regelmässig die Palme zuerkennen müssen, und auf einer spätern Stufe wird man wohl auf sie zurückgreifen.

Die eminenten Vorzüge, die das ZGB. gegenüber dem BGB. in bezug auf die äussere Gestaltung aufweist, werden in geistvoller Weise klargelegt. In materieller Beziehung spendet Kohler insbesondere unserem Personenrecht und sodann dem Sachenrecht hohes Lob. Im Familienrecht ist er vom Scheidungsrecht, wo wir wenig am bisherigen Bundesrecht geändert haben, wenig erbaut. Im Familiengüterrecht würde er die Gütertrennung statuiert haben, alles andere scheint ihm altväterisch und von Uebel zu sein. Zugegeben, dass die Gütertrennung als einziges System viel einfacher wäre, als die Zulassung verschiedener, zum Teil ziemlich komplizierter Systeme, aber unser Volk hätte die Neuerung nicht so gutwillig geschluckt, wie die Engländer; wie sehr man in der Schweiz in solchen Dingen konservativ ist, zeigt der Kanton Bern, wo die Mehrzahl der Eheleute vorderhand noch nichts vom neuen Güterrecht und Erbrecht wissen wollte, sondern für die Beibehaltung der ganz altgermanisch anmutenden Gütereinheit in der Hand des Mannes, verbunden mit dem Erbrecht der Witwe ins ganze Ehevermögen unter Verfangenschaftsrecht

der Kinder optierte. Interessant ist uns auch, dass sich der Autor für die Zulassung der Familienfideikomisse ausspricht, und gegen den Erbvertrag gewichtige Bedenken geltend macht.

Wenn Kohler am Schlusse seiner Betrachtung das Schweizer ZGB. als das bedeutendste Werk, welches die Gesetzgebung des bürgerlichen Rechtes seit dem Code Napoleon hervorgebracht hat, bezeichnet, so ist uns dies Urteil aus einem solchen Mund sehr wertvoll. Dass bei einer Revision des BGB. das schw. ZGB. nicht tel quel übernommen werden kann, leuchtet ein; dass es aber in bedeutendem Masse als Vorbild dienen wird, ist wohl gewiss.

Bern.

Prof. Dr. Max Gmür.

Pound, Roscoe, The Scope and Purpose of Sociological jurisprudence, (Reprinted from the Harvard Law Review, Vol. XXIV, No. 8, and Vol. XXV, Nos. 2 and 6). III and 86 pp. Cambridge, The Harvard Law Review Association, 1912.

Pound (to employ a familiar German form of expression) does not put his pen on paper without saying something. It may be stated readily and correctly that this essay is the most important contribution of the English language in its special juristic field, but that would be saying much too little, because there has been practically no competition. Writers on ethics, economics, and sociology, in America, at least, have seen the inadequacy of the Anglo-American common law in its present-day applications to meet the necessities of materially changed conditions of social life. The law is traditionally a laggard, but it is now rapidly falling so far behind the internal movements of society that a crisis must inevitably result unless a reconstruction is brought about. What the sociologist has clearly seen in the situation has not even been anticipated by professional lawyers as a class, and it must be counted a great fortune for our future legal life to find an accomplished legal scholar such as Pound battling effectively and sanely for a program of juridical readjustment. To those who read beyond cases, Prof. Pound in a variety of essays which have appeared in the leading law journals for several years past, has made the name „Sociological Jurisprudence“ an idea which no longer creaks on its hinges. The present monograph is perhaps an elaboration of his „A New School of Jurists“ published in 1904 (University Studies, Lincoln, Neb. Vol. IV, No. 3), an essay which at once attracted attention as a virtually pioneer effort in a field hitherto almost untrodden in our literature.

The first part of the present essay deals with „Schools of Jurists and Methods of Jurisprudence“ treating successively „Analytical Jurisprudence“, „Historical Jurisprudence“, „Philosophical Jurisprudence“, and „The Social Philosophical School“. For purposes of differentiation, I still prefer the enumeration which I ventured as a note in Gareis's „Introduction to the Science of Law“ (p. 12); but if the stress is on schools of jurisprudence, as such, as distinguished from schools of legal philosophy in the broad sense, Prof. Pound's classification seems to be satisfactory. This particular division of Prof. Pound's essay seems to me to be the least convincing part of it especially in so far as it deals with the Philosophical School. While it is stated that „a new generation has shown that it is possible to have a philosophy of law that is“, yet the impression is gotten that the philosophical jurist is „more apt to consider the

ideal future of law than its past or present". This defect of statement, if it is a defect, is corrected in later divisions of the essay, and perhaps no misunderstanding will arise.

The second paper continues the discussion of the Social Philosophical School and takes up in turn the Social Utilitarians (Jhering); the Neo Kantians (Stammler); the Neo Hegelians (Kohler and Berolzheimer); the Revival of Natural Law in France (Saleilles, Charmont, and Demogue); and the Economic Interpretation (Marx, Croce, Seligman, etc.). The last paper deals with the Sociological Jurisprudence tracing it through three stages of development and into a last stage as follows: (1) The Positivists- the Mechanical Stage (Comte); (2) The Biological Stage (Spencer, Vaccaro, Menger, etc.); (3) The Psychological Stage (Gierke, Ward, and Tarde); (4) Stage of Unification. The essay closes with a statement of the problems and program of sociological jurisprudence. On account of the importance of these problems as furnishing a key to the whole sociological position they may be here summarized, as follows: (1) Study of the actual social effects of legal institutions and legal doctrines (statistics); (2) Sociological study in connection with legal study in preparation for legislation — knowledge of the social operation of law being held more important than mere comparison of laws; (3) study of the means of making legal rules effective; (4) Study of what social effects the doctrines of the law have produced in the past and how they have produced them, — not merely of how doctrines have evolved and developed; (5) equitable application of law — reasonable and just solutions of individual cases; (6) more efficacious effort in achieving the purposes of law.

The distinctive value of this essay is its elucidation of the social factor in all of the present-day schools of legal thought, and in its statement of a concrete and realizable platform of legal progression which may be accepted by any school without departing from any favored philosophical premise. In his acute, and sympathetic review of the schools of jurisprudence and of legal philosophy, based as it is upon an industrious acquaintance with substantially everything of importance in the whole range of Continental juristic thought, and a wealth of striking illustrative materials taken from case-law, Continental codes, and Roman law, the learned author has hidden, or almost hidden, his own philosophical preferences. There is a bare suggestion at the end of alignment with pragmatism, and it would not be strange to find at a seat of learning where the genial influence of the illustrious James still lives, that radical empiricism may become a factor for the future to reckon with in philosophy of law. While Neo Kantians and Neo Hegelians may and probably will accept the program of action above set out, yet both will charge, and justly, that these are principles belonging to a *Rechtspolitik* and not to a philosophy of law. The truth of this claim will not lessen the importance of the principles stated, but will make it necessary to look further than sociological jurisprudence for a measure or test of values. Sociological jurisprudence without a philosophy of law is a structure built on a floating foundation. In conclusion it may be stated that this essay will be found valuable in complementing such a work as Berolzheimer's „*Kulturstufen der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie*."

Albert Kocourek,

Lecturer on Jurisprudence in Northwestern University, Chicago.

Wilhelm Silberschmidt. Die deutsche Berggerichtsbarkeit (Sonderabdruck aus der Rhein. Zeitschrift für Zivil- u. Prozessrecht V. S. 45—84). Mannheim u. Leipzig 1912.

Es ist erfreulich, dass ein Praktiker von so gründlicher rechtshistorischer Bildung wie der Verfasser, dem wir eine vortreffliche Untersuchung über „die Entstehung des deutschen Handelsgerichts“ (Leipzig 1894) verdanken, der namentlich unter dem Gesichtspunkte der Heranziehung der Laien viel erörterten Frage der Sondergerichtsbarkeit weiterhin sein wissenschaftliches Interesse gewahrt hat. Silberschmidt, der selbst längere Zeit Vorsitzender einer Kammer für Handelssachen (am kgl. bayerischen Landgericht zu Aschaffenburg) gewesen, war deshalb vor Allen legitimiert „Die deutsche Sondergerichtsbarkeit in Handels- u. Gewerbesachen insbes. seit der französischen Revolution (Beilageheft zur „Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht. 55. Bd. Stuttgart 1904) in einer gediegenen Monographie zu behandeln und damit einen wertvollen Beitrag zur Frage der Sondergerichte zu liefern.

Der Verfasser kann das grosse Verdienst beanspruchen, in diesem Kampfe um das mit Laien besetzte Sondergericht gegenüber der Meinung, die in diesen Laiengerichten mehr oder minder willkürliche Erfindungen der Gegenwart erblickt, den Nachweis erbracht zu haben, dass diese Sondergerichte (Handels-, Gewerbe-, Kaufmannsgerichte usw.) meist unter ausländischem Einflusse, „der aber auch wieder auf gleichartige Strömungen in Deutschland traf, zur schleunigen, fach- und sachgemässen Entscheidung von Streitigkeiten in gewissen engeren, durch den Beruf, den Stand, den Wohnort zusammengehaltenen Kreisen entstanden sind.“

Unter diesem Gesichtspunkte behandelt der Verfasser, der eben erst einen Aufsatz über die Entwicklung der Gewerkschaft (Zeitschrift für Handelsrecht 1912) veröffentlicht hat, in vorliegender Schrift die deutsche Berggerichtsbarkeit in ihrer geschichtlichen Entwicklung, für die bisher eine einheitliche Darstellung fehlt. Die Berggerichte der Grundherrschaft werden als eine besondere Art der Hofgerichtsbarkeit geschildert. Der grundherrliche Bergmeister mit den Schöffen verschwindet. Der fortlebende Name deckt einen anderen Rechtsinhalt. Der Bergmeister wird jetzt nicht mehr der Vertreter des Eigentümers, sondern der des Landesherrn, er ist Bergrichter und zugleich Verwalter des Landesherrlichen Bergregals.

Der Verfasser gibt eine anschauliche Schilderung des landesherrlichen Gerichts, des Bergrichters und der Schöffen. Die Berggeschworenen erscheinen als verwaltungsrechtliche und richterliche Gehilfen des Richters. Wie bei allen Sondergerichten tritt auch bei den Berggerichten das Bestreben hervor, den langsamen Gang des ordentlichen Prozesses zu ersetzen durch eine rasche und fachliche Entscheidung. Die Hauptaufgabe des Bergrichters blieb aber die Verwaltungstätigkeit, die obrigkeitliche Aufsicht wurde nach den verschiedensten Richtungen durch ihn gehandhabt.

Immer mehr schwindet, worauf schon Sch m o l l e r hingewiesen hat, im Bergwesen die Bedeutung der Korporation, um dem Beamtentum Platz zu machen. Die Beisitzer des Berggerichts erscheinen im 18. Jahrhundert nicht mehr als Vertreter der Berggemeinde, sondern als Beamte. Das Berggericht verwandelt sich in ein Beamtengericht. Im 19. Jahrhundert werden endlich die Bergsachen den ordentlichen Gerichten überwiesen. Mit einem Kapitel

über die Berggewerbegerichte endet die Darstellung. In kurzen Zügen hat der Verfasser ein ansprechendes Bild von der Entwicklung der Berggerichtsbarkeit in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart entworfen. Seine knappe Darstellung fusst auf der Beherrschung eines reichen Quellenmaterials; sie hebt das Wesentliche scharf hervor, so dass man mit Genuss sich der Führung dieses hervorragenden Spezialisten auf dem Gebiete der Sondergerichtsbarkeit anvertraut. Ich kann die Lektüre auf das Wärmste empfehlen.

Jena.

Geh. Justizrat Prof. Dr. Eduard Rosenthal.

Hofrat Dr. Arthur Skedl: Zur Zivilprozessreform. Manz-Verlag, Wien 1912. 77 S.

Mit dem Bekenntnisse zu Anfang der angezeigten Arbeit, dass Oesterreichs Zivilprozessrecht seine beste legislatorische Institution sei, stimmt Verfassers Wunsch am Schlusse der Arbeit, lieber keine, wenn nicht eine grosszügige Reform, vollauf überein. Gewissermassen unter diesem Vorbehalt prüft Skedl die angeregten Reformvorschläge. An den grundlegenden Prinzipien des Zivilprozessrechtes lässt er nicht rütteln. Daher lehnt er die volle Berufung entschieden ab. Nur eine Tatsacheninstanz darf es geben, diese sei naturgemäss das erste Gericht, zumal wenn eine tüchtige Advokatur der ersten Instanz als Helfer zur Seite steht und eine allseits erschöpfende Erörterung schon dort gewährleistet. Ganz im Gegenteile wünscht Skedl bei einer Teilreform die Prägung solcher Bestimmungen, die jeden Zweifel ausschliessen, als ob die österreichische ZPO. beim Postulate nach einmaliger Tatsacheninstanz irgendwie geschwankt hätte, und begehrt in diesem Sinne eine genaue Aufzählung der Berufungsgründe.

Auf die Vorschläge des jüngsten Entwurfes eines Gerichtsentlastungsgesetzes (Nr. 537 der Beil. zu den sten. Prot. des Abg.-H., XXI. Sess.) eingehend, begrüsst er zwar dessen Bestrebungen, durch Reform des Kanzleipersonals und -wesens und durch eine passende Aufteilung der Geschäfte zwischen Gericht und Kanzlei der Gerichtsüberbürdung abzuhelpen, nur erwartet er von diesen Mitteln allein noch keine Verwirklichung des gesetzten Zieles. Im Prinzipie wäre Verfasser nach wie vor — er vertrat diese Ansicht schon 1892 — für durchgängige Einzelgerichtsbarkeit in I. Instanz, er hält es aber nicht für angezeigt, dieser Massnahme im gegebenen Zeitpunkte das Wort zu reden, befürwortet vielmehr eine Reihe von Aenderungen, die gleicher Tendenz entspringen. Erhöhung der Kompetenzgrenze der Bezirksgerichte auf 2000 K, Zuweisung der Wechselstreitigkeiten an die Bezirksgerichte oder, damit der jähe Sprung aus der alten, „prähistorischen“ Gewohnheit nicht kopscheu machen würde, Zuweisung der Zahlungs- und Sicherstellungsaufträge an die Bezirksgerichte bei Normierung, dass die Sache über erhobene Einwendungen dem Gerichtshofe zur Prozessentscheidung vorzulegen sei; Erweiterung des Anwendungsgebietes des Mahnverfahrens auf jeden Anspruch, der die Zahlung einer bestimmten Geldsumme oder die Leistung einer bestimmten Menge anderer vertretbarer Sachen oder Wertpapiere zum Gegenstande hat, erscheinen ihm als geeignete Reformmittel. Sie würden eine Ausdehnung des Anwaltszwanges für alle diese Sachen erheischen, soferne der Streitgegenstand die Kompetenzsumme der Bezirksgerichte übersteigt, was weiter eine wohlthuende Ausgleichung der Anzahl der Advokaturkanzleien zwischen Stadt und flachem Lande bewirken müsste. Verfasser spricht sich für drei- und nicht fünfgliedrige Berufungsenate bei den Oberlandesgerichten aus und wäre prinzipiell für die gleiche Einführung auch beim Obersten Gerichtshofe; nur mit Rücksicht auf die sprachlichen Verhältnisse möchte er es bei den dermaligen fünfgliedrigen Senaten der Revisionsinstanz bewenden lassen.

Den weiteren, in dem Gerichtsentlastungsgesetze unterzubringenden Reformvorschlägen betreffend die Einschränkung des vorbereitenden Verfahrens stimmt S k e d l vollauf zu und verweist auf die Tatsache, dass die umsichtige Praxis ohnehin schon dermalen das vorbereitende Verfahren auf Rechnungs- und Vermögensauseinandersetzungsprozesse einzudämmen geneigt ist. Die Reformbedürftigkeit der Kontumazialbestimmungen wird vom Verfasser sowohl im Hinblick auf die notwendige Gerichtsentlastung als auch in materiell prozessualer Hinsicht anerkannt; die Vorschläge des Entwurfes billigt S k e d l — bis auf die in Aussicht genommene Neufassung des § 398 ZPO., der die Versäumnisfolgen wegen nichtzeitgerechter Einbringung der Klagebeantwortung regelt. Die Ausführungen zu dieser Frage nehmen den breitesten Raum ein. Diese Gesetzstelle sei verunglückt; sie durchbreche den Grundsatz der Erforschung der materiellen Wahrheit, unterbinde das Recht des Beklagten, eine Entscheidung durch Urteil zu heischen. Die Regierungsvorlage will von der Scheinverhandlung des § 398 ZPO. Umgang nehmen und lässt nach fruchtlosem Ablaufe der Klagebeantwortungsfrist einen Antrag des Klägers auf schriftliche Urteilsverfassung zu. Das sei unzulänglich; im Falle der Versäumnis der Einbringung der Klagebeantwortung wäre eine Klagebeantwortungstagsatzung anzuordnen, zu welcher Kläger erscheinen kann, aber nicht muss. Erscheint der Kläger, der Beklagte aber nicht, so wird auf Antrag des Klägers das Urteil gefällt, u. zw. unter Zugrundelegung der vom Beklagten bei der I. Tagsatzung vorgebrachten, sowie von amtswegen zu berücksichtigenden prozesshindernden Einreden. Erscheint der Kläger nicht, wohl aber der Beklagte, so tritt nicht Ruhen des Verfahrens ein, sondern es kann der Beklagte nach der Tagsatzung mit Schriftsatz die Urteilsverfassung beantragen; aber auch hier haben nur die tatsächlichen Angaben der Klage die Urteilsgrundlage zu bilden. Um einer Verschleppung der Sache Einhalt zu tun, wäre der Richter zu verhalten, über die Parteienanträge nach Versäumnis der Klagebeantwortungsfrist innerhalb 8 Tagen zu entsprechen; der Ersatz der Kosten, die durch die Abhaltung der Tagsatzung verursacht wurden, wäre aber unabhängig vom Ausgange des Rechtsstreits dem Beklagten aufzutragen.

Dies nur einige von den Reformvorschlägen, zu denen der Verfasser in seiner bekannt prägnanten, fesselnden Weise Stellung nimmt. Die Fülle der Reformvorschläge und insbesondere deren Gewicht, das bei einer Diskussion sicherlich zu jeder einzelnen Frage ein Pro und Kontra auszulösen vermöchte, rechtfertigt wohl die Schlussbemerkungen des Verfassers, dass, wenn schon eine ganze Prozessnovelle geschaffen werde, dieses Unternehmen einer weitausholenden Mitwirkung aller Beteiligten aus den Kreisen der Praktiker und Theoretiker, vor allem aber auch der Heranziehung des Gesetzesautors Dr. Franz Klein bedarf, dass also der Entwurf eines Gerichtsentlastungsgesetzes, solange diesem Postulate nicht entsprochen wurde, nur auf jene Dinge beschränkt bleiben möge, die den materiellrechtlichen Gehalt des Gesetzes nicht berühren.

G r a z.

Bezirksrichter Dr. M. D o l e n c.

Leopold Wenger: Das juristische Studium an den deutschen Universitäten. Schriften des Vereins Recht und Wirtschaft. Band I, Heft 5. Berlin, Carl Haymann's Verlag 1912. 34 S. 8°.

Der Münchener Lehrer des römischen Rechts spricht sich in sechs Kapiteln über aktuelle Fragen der juristischen Vorbildung aus, nämlich über die Vorlesung, die praktischen Übungen, das Seminar, die Examina, die praktische Vorbildung und den juristischen Privatunterricht. Obwohl er nicht verkennt, dass manches besserungsbedürftig ist, so verwahrt er sich doch dagegen, dass

alle Schäden dem akademischen Unterricht allein angerechnet werden, und will es im grossen und ganzen bei den alten bewährten Einrichtungen belassen. Er will die in Bayern bestehende Zwischenprüfung beseitigen, aber an das Ende der Studienzeit ein Doppelexamen setzen, so dass römisches, deutsches und modernes bürgerliches Recht, Strafrecht und die Prozesse in der einen, Staats-, Völker-, Kirchenrecht und die staatswirtschaftlichen Disziplinen in der andern Prüfung examiniert werden. Den juristischen Privatunterricht will er nicht durch Zwangsmittel beseitigt wissen, sondern durch Verbesserung des akademischen Unterrichts zurückdämmen. In der Heranziehung von Assistenten zu den akademischen Praktika sieht er kein Heil. Darin ist ihm durchaus zuzustimmen. Diese Einrichtung des naturwissenschaftlichen Unterrichts sollte auf den juristischen ebensowenig übertragen werden, wie die Anwendung naturwissenschaftlicher Forschungsmethode auf die Rechtswissenschaft Sinn oder Berechtigung hat. Praktika mit Hunderten von Teilnehmern sind zwecklos. Besserung kann nur durch Beschränkung der Teilnehmerzahl und Vermehrung der Lehrstühle erreicht werden. Dass die Tätigkeit der Assistenten die geeignetste Vorbildung für das akademische Lehramt wäre, muss gleichfalls mit dem Verf. bestritten werden. Auch darin ist ihm beizustimmen, dass die Anforderungen an die Doktordissertationen hoch zu spannen sind und dass die Fakultäten ihr altherwürdiges Recht, den Doktorhut zu verleihen, nicht durch unangebrachte Milde entwerten sollen. Nirgends aber verdient Verf. mehr Beifall, als in dem schönen Kapitel über das Seminar. Da merkt man, wie es ihm warm ums Herz wird. Spricht auch aus jeder Seite der Schrift der Rechtshistoriker, so wird doch auch der Dogmatiker das Büchlein nicht ohne Nutzen lesen, wenn er auch nicht überall so zur Zustimmung geneigt sein wird, wie Referent, der sich dem Verf. für reiche Anregung als dankeschuldig bekennt.

Erlangen.

Prof. Dr. B. K ü b l e r.

Bücherschau.

(Besprechung der nachverzeichneten Bücher bleibt vorbehalten.)

I. Rechtsphilosophie, einschliesslich der allgemeinen Rechts- und Staatslehre. — Rechtspädagogik.

Bartolomei, Professore ord. di filosofia del diritto nella R. Università di Napoli, Le ragioni della giurisprudenza pura, Prolusione. 41 p. Napoli 1912. Lorenzo Alvano. 1 Lira.

Breuer, Isaac, Dr. iur., Der Rechtsbegriff auf Grundlage der Stammlerschen Sozialphilosophie. (Kantstudien, No. 27.) 102 S. Berlin 1912. Reuther & Richard. 3,60 M. Für die Abonnenten der Kantstudien 2,80 M.

Brunetti, Prof. G., Importanza, che il principio della autolimitazione statutale, affermato nella scienza del diritto pubblico, ha per la scienza del diritto privato. 7 p. Società italiana per il progresso della scienze. VI. Riunione. Genova. Ottobre 1912. Sezione XII. Firenze 1912. Tip. Bonducciana di A. Meozzi.

Brunetti, Giovanni, Norme e regole finali nel diritto. XX + 190 p. Torino 1913. Unione Tipografica editrice Torinese. 5 Lire.

Donati, Benvenuto, Il valore della guerra e la filosofia di Eraclito. (Opuscoli di filosofia e di pedagogia, N. 16.) 56 p. Genova 1912. A. F. Formiggini.

Fickel, Max und August **Renner**, Unsere Gesetzessprache. Zwei Preisarbeiten des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 134 S. Berlin 1913. Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (F. Berggold).

Jellinek, Dr. Walter, Regierungsassessor und Privatdozent an der Universität Leipzig, Gesetz, Gesetzesanwendung und Zweckmässigkeitserwägung, zugleich ein System der Ungültigkeits-Gründe von Polizeiverordnungen und -Verfügungen. Eine staats- und verwaltungsrechtliche Untersuchung. XVI + 375 S. Tübingen 1913. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 12 M.

Kohler, Geh. Justizrat Prof. Dr. J., Berlin, Rechtsphilosophie und Universalrechtsgeschichte. 62 S. Sonderabdr. aus Bd. I d. Enzyklopädie der Rechtswissenschaft von v. Holtzendorf-Kohler. 7. Aufl. Berlin 1913.

v. Máday, Dr. Andreas, Prof. an der Universität Neuchâtel, Versuch einer neuen Theorie von den Staatenverbindungen, mit bes. Berücksichtigung der Schweiz und Österreich-Ungarns. 64 S. Bern 1912. Stämpfli & Cie. 1,20 frcs.

Müller-Erbach, Prof. Rud., Die Relativität der Begriffe und ihre Begrenzung durch den Zweck des Gesetzes. Zur Beleuchtung der Begriffsjurisprudenz. Vortrag. 42 S. Jena 1913. Gustav Fischer. 1,20 M.

Pagano, Antonio, Libero Docente nella R. Università di Roma, L'individuo nell'etica e nel diritto. 207 p. Roma 1913. Ermanno Loescher & Co. (W. Regenbergl). 3,50 frcs.

Wichmann, C. G., Beschouwingen over de historische Grondslagen der Tegenwoordige omvorming van het Strafbegrip. XXII + 161 p. Leiden 1912. Buchhandlung vormals E. J. Brill.

II. Wirtschaftsphilosophie. — Sozialphilosophie und Sozialethik.

Kurella, Dr. H., Die Intellektuellen und die Gesellschaft. VI + 125 + V S. Wiesbaden 1913. J. F. Bergmann. 3,60 M.

Spargo, John, Karl Marx. Leben und Werk. Mit vielen Porträts aus der Geschichte des frühen Sozialismus. Autorisierte deutsche Ausgabe. XII + 345 S. Leipzig 1912. Felix Meiner. 9 M., geb. 10 M.

Žizek, Dr. Franz, Privatdozent an der Universität Wien, Soziologie und Statistik. 47 S. München und Leipzig 1912. Duncker & Humblot. 1,50 M.

III. Gesetzgebungspolitik samt der Wirtschaftspolitik.

1. Zivilrecht und -Prozess.

Bürgerliches Gesetzbuch, Handausgabe des —, auf Grund von J. von Staudingers Kommentar bearbeitet von F. Keidel. XXIII + 1229 S. München und Berlin 1912. J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier). 6,50 M.

Comparative Legislation, Journal of the Society of —. Ed. by Sir John Macdonell and Edward Manson. New Series. Vol. XII (1911). Comprising Ns. XXV + XXVI. 160 p. London 1911. John Murray, Albemarle Street, W.

Gareis, Dr. Karl, Moderne Bewegungen in der Wissenschaft des deutschen Privatrechts. Rektoratsrede vom 30. XI. 1912. 34 S. München 1912. D. C. Wolf & Sohn.

Gautschi, Dr. iur. Walter, Stadtschreiber in Aarau, Beweislast und Beweiswürdigung bei freiem rechtlichem Ermessen. XII + 543 S. Zürich 1913. Art. Institut Orell Füssli. 15 Fr. (12 M.)

Kohler, Josef, Die Mutter im Rechte der Völker. Sonderdruck aus „Mutterschaft“, hrsg. von Adele Schreiber. S. 56—67. München 1912. Albert Langen.

Peil, Willy, Landgerichtssekretär, Ersuchen um Rechtshilfe im internationalen Verkehr. Für die preussischen Gerichte bearbeitet. 130 S. München 1913. Eugen Rentsch.

Peritch, Professor Dr., Belgrad, Die serbische Familiengenossenschaft (Zadruga). Sonderabdr. aus den Verh. der Int. Vereinigung f. vgl. Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Heidelberg, S. 155—181. Berlin 1912. Franz Vahlen.

Polenske, Karl, Privatdozent der jur. Fakultät der Universität Halle, Einführung in die Geschichte des römischen Privatrechts. I. Teil. Einleitung und erstes Buch. 80 S. Halle a. S. 1912. Max Niemeyer. 2 M.

Schweizerischen Zivilgesetzbuch, Kommentar zum —, hrsg. von Egger, Escher, Oser, Reichel, Wieland. II. Bd. Das Familienrecht. Hrsg. von Dr. A. Egger, Prof. an der Universität Zürich. 3. Lief. S. 225—336. 4. Lief. S. 337—448. V. Bd. Das Obligationenrecht, hrsg. von Dr. Hugo Oser. Bundesrichter in Lausanne, 4. Lief. S. 337—454. Supplement-Band. Die kantonalen Einführungsgesetze und -verordnungen zum Schweizerischen Zivilgesetzbuche. Mit einem Begleitworte von Dr. Hugo Oser. Zweite Lieferung. S. 129—256. 3. Lieferung. S. 257—384. Zürich 1912. Schulthess & Co. Je 3,60 frs.

Wolff, Dr. iur. Oskar Anton, Das Recht der geschiedenen Mutter nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche. VIII + 74 S. München und Leipzig 1913. Duncker & Humblot. 2 M.

2. Handelsrecht. — Recht des geistigen Eigentums.

Neukamp, Reichsgerichtsrat Dr. Ernst, Die Rechtsstellung der Verfasser von Beiträgen zu Sammelwerken. 36 S. Leipzig 1913. Johannes Wörners Verlag. 1 M.

Patent- und Markenrecht aller Kulturländer, Das —. Band I: Das Patent- und Markenrecht aller Kulturländer. Systematisch bearbeitet von Patentanwalt Dr. Bruno Alexander-Katz in Berlin. X + 452 S. Bd. II: Textausgabe der gesamten deutschen Gesetzgebung und der internationalen und Sonderverträge des deutschen Reiches auf dem Gebiete des Patent-, Muster- und Zeichenwesens und des Urheberrechts. Hrsg. von Patentanwalt Dr. Bruno Alexander-Katz in Berlin. IX + 301 S. Berlin und Leipzig 1912. Dr. Walther Rothschild. 2 Bde., gbd. 12 M.

3. Staats- und Verwaltungsrecht, Völkerrecht. Rechtsgeschichte.

Haag, Das Werk vom —, hrsg. von Walther Schücking, Prof. an der Universität Marburg. I. Band: Der Staatenverband der Haager Konferenzen. XII + 330 S. II. Band: Das Problem eines internationalen Staatengerichtshofes von Dr. Hans Wehberg. XX + 246 S. München und Leipzig 1912. Duncker & Humblot. 8,50 Mk. und 6,50 M.

Janson, Dr. phil. Friedrich, Fichtes Reden an die deutsche Nation. Eine Untersuchung ihres aktuell-politischen Gehaltes. (Abh. zur mittleren und neueren Geschichte, hrsg. von Gg. v. Below, Heinrich Finke, Friedrich Meineke, Heft 33.) 112 S. Berlin und Leipzig 1911. Dr. Walther Rothschild. 3,50 M. Subskr.-Preis 3 M.

Langhard, Dr. iur. J., Das Niederlassungsrecht der Ausländer in der Schweiz. VIII + 328 S. Zürich 1913. Art. Institut Orell Füssli. 6 frs. (5 Mark).

von Mayr, Prof. Dr. Robert, Römische Rechtsgeschichte. II. Buch. Die Zeit des Amts- und Verkehrsrechtes. 1. Hälfte: Das öffentliche Recht. 158 S. (Sammlung Göschen, Nr. 645.) Berlin und Leipzig 1912. G. J. Göschen. 0,80 Mk.

Meyer von Schauensee, Dr. Pl., Obergerichtsvizepräsident, Luzern. Über die rechtliche Natur der am Vierwaldstättersee bestehenden Fischenzen, Sep.-Abdr. aus der Schweiz. Jurist.-Ztg. IX. Jgg., Heft 13 vom 1. Jan. 1913. 10 S. Zürich 1913. Schulthess & Co.

Partelen, Die., Urkunden und Bibliographie der Parteienkunde. Beihefte zur Ztschr. f. Politik. Hrsg. von Rich. Schmidt und Ad. Grabowsky. Bd. I, Heft 2. S. 109—380. Berlin 1912. Carl Heymanns Verlag.

Koehne, Prof. Dr. Carl, Das Recht der Kurtaxe. Ein Beitrag zum Finanz- und zum kommunalen Verwaltungsrecht, vornehmlich Preussens. (Abh. aus d. Staats- und Verwaltungsrecht, hrsg. von Sgfrd. Brie u. Max Fleischmann), 29. Heft. X + 134 S. Breslau 1912. M. & H. Marcus. 4,40 M.

Loria, Achille, Les bases économiques de la justice internationale. (Publications de l'Institut Nobel Norvégien, tome II, fasc. 1.) 96 p. Kristiania 1912. H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard). München und Leipzig. Duncker & Humblot. 3,50 M.

L'Institut Nobel Norvegien, Catalogue de la Bibliothèque de —. I. Littérature pacifiste. 238 p. Kristiania 1912. H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard). München und Leipzig. Duncker & Humblot. 10 M.

Politik, Zeitschrift für —. Hrsg. von Rich. Schmidt und Grabowsky. Bd. V, Heft 4. VII S. und S. 501—640. Berlin 1912. Carl Heymanns Verlag.

Weltfrieden, Der Weg zum — im Jahre 1912. Pazifistische Chronik, zusammengestellt von Alfred H. Fried. 31 S. Berlin. Verlag der Friedenswarte.

Wodtke, Dr. Fritz, Der recours pour excès de pouvoir. (Abh. aus d. Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht, hrsg. von Philipp Zorn und Stier-Somlo, XI, 3.) VIII + 106 S. Tübingen 1912. J. C. B. Mohr. 3 M., im Einzelverkauf 3,80 M.

4. Strafrecht und -Prozess.

Lilienthal, Dr. Karl von, Geh. Hofrat und o. ö. Prof. d. R., d. Zt. Prorektor der Universität Heidelberg, Der Streit um die Strafrechtsreform. Akademische Rede vom 22. November 1912. 25 S. Heidelberg 1912. J. Hörning.

Meyer von Schauensee, Dr. Plazid, Obergerichtsvizepräsident in Luzern, Die Todesstrafe und ihre Bedeutung für die deutsch-schweizerische Rechtsentwicklung. 5 S. Sdr.-Abdr. aus der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, hrsg. von Aschaffenburg. IX. Jgg. Heidelberg 1912. Carl Winter.

5. Wirtschaft.

Moldenhauer, Prof. Dr. iur. Paul, Das Versicherungswesen. II. Die einzelnen Versicherungszweige. (Sammlung Göschen No. 636.) 126 S. Berlin und Leipzig 1912. G. J. Göschen. 0,80 M.

Statistique générale de la France, Bulletin de la —. Tome II, fasc. I. Octobre 1912. 112 p. Paris 1912. Librairie Félix Alcan.

Professor Dr. Emanuel Ullmann †.

Auf dem Hietzinger Friedhofe in Wien haben sie den Münchener Universitätsprofessor zur letzten Ruhe bestattet, ihn, der einer der besten Söhne Oesterreichs war. In Prag, der Hauptstadt seines Heimatlandes, begann er seine akademische Laufbahn, indem er sich dort im Jahre 1868 als Privatdozent habilitierte. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen bewegten sich ursprünglich auf staatsrechtlichem Gebiete und seine Habilitationsschrift „Das richterliche Prüfungsrecht gegenüber Verordnungen“ lässt ihn als scharfsinnigen Denker und Beherrscher des einschlägigen Gesetzesmaterials erkennen. Schon im Jahre 1870 aber erschien eine Schrift U.'s strafrechtlichen Inhaltes „über den Dolus beim Diebstahl“, die ihn auch auf dem Gebiete des Strafrechtes als gediegenen Forscher zeigt. Ullmann wurde im 29. Jahre Professor in Prag und folgte schon zwei Jahre später einem Rufe als ordentlicher Professor nach Innsbruck, wo er eine reiche wissenschaftliche Tätigkeit entfaltete. In jene Zeit fällt sein „oesterreichisches Strafprozessrecht“. Für Oesterreich war das Werk eine Tat. Neben dem nur im I. Bande und einer Lieferung vom II. Bande erschienenen ausführlichen Kommentars zur österr. Strafprozessordnung von Dr. S. Mayer bestand kein systematisches Lehrbuch des österr. Strafprozessrechtes. Von den Studierenden und der Praxis wurde daher das Erscheinen eines solchen Buches dankbar begrüsst. Das Buch zeichnete sich durch Prägnanz und Kürze aus, war elegant in der Sprache, klar im Ausdruck und aufgebaut auf wissenschaftlicher und rechtsvergleichender Grundlage. Der Praxis bot das Buch viel-

Wolfe, F. E., Ph. D., Assistant Prof. of Political Economy in Colby College, Admission to American Trade Unions. (Johns Hopkins University Studies, ser. XXX, No. 3.) 181 p. Baltimore 1912. The Johns Hopkins Press.

6. Sozialrecht.

Bernhard, Ludwig, o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik. 116 S. Berlin 1912. Julius Springer. 1,60 M.

Einigungsamt, Das —. Monatsschrift zur Pflege des gewerblichen Einigungswesens und der Tarifverträge, hrsg. von M. v. Schulz, Magistratsrat in Berlin, Dr. H. Prenner, K. Gewerbegerichts-Direktor in München, A. Rath, Beigeordneter in Essen. 1. Jgg., Heft 1. 31 S. Berlin. 15. I. 1913. Julius Springer.

Haase, Dr. iur. Otto, Gerichtsassessor in Bonn, Das Problem der Wohnungsgesetzgebung. Eine Untersuchung der Institutionen des Wohnungswesens. 160 S. Berlin 1913. Franz Vahlen. 3 M.

7. Steuerfragen.

Möller, Dr. W., Das Reichspetroleummonopol. Betrachtungen über die Voraussetzungen, die Organisationsfragen und die Wirkungen. 68 S. Berlin 1913. Carl Heymanns Verlag. 1 M.

Zölle und indirekte Steuern, Zentralblatt der preussischen Verwaltung der —. 1. Jgg., Nr. 1 und 2. Vom 4. und 11. Januar 1913. 23 + 24 S. Berlin 1913. Trowitsch & Sohn.

V. Verschiedenes.

Herbertz, Dr. Richard, o. ö. Prof. der Philosophie an der Universität Bern, Philosophie und Einzelwissenschaften. 34 S. Bern 1913. A. Francke. 1 M.

Juristen-Kalender, Deutscher, 1913. Otto Liebmann. 3,20 M. (Für Abonnenten der „Deutschen Juristen-Zeitung“ 2,80 M.)

Sciencias e letras. Revista mensal. Sob a direcção de Amelia de Freitas Bevilacqua e Clovis Bevilacqua. Anno I. No. 11. Janeiro de 1913. Rio de Janeiro.

Vie Internationale, La —. Revue mensuelle des idées, des faits et des organismes internationaux. Tome II. 1912. Fasc. 7. p. 201—363. Bruxelles 1912. Office Central des Associations Internationales.

fache Anregung und trug wesentlich dazu bei, das Verständnis für das neue Strafprozessgesetz zu wecken und zu vertiefen.

Aus Innsbruck kam Ullmann nach Wien, wo er rastlos wissenschaftlicher Arbeit oblag und eine ernste Lehrtätigkeit entwickelte und mit dem Titel eines Regierungsrates ausgezeichnet wurde. Eine besondere Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung war aber seine Berufung als Nachfolger v. Holtzendorffs nach München. Aus jener Zeit stammt sein „Lehrbuch des Deutschen Strafprozessrechts“ und das im „Handbuch des öffentlichen Rechts“ (in Neubearbeitung im „Oeffentlichen Recht der Gegenwart“ von Jellinek, Laband und Piloty) erschienene „Völkerrecht“. Wie in allen seinen Schriften und Werken kommt auch in diesem Werke sein scharfer, durchdringender, klarer Geist, die volle Beherrschung des Stoffes und die Uebersichtlichkeit in der Darlegung der leitenden Gedanken zum Ausdruck. Die Vielseitigkeit, welche Ullmann eigen war, weist auf den universellen Geist hin, der auf den verschiedensten Rechtsgebieten Betätigung suchte und fand. Der letzten Zeit gehört seine im Märzheft d. J. der „Deutschen Revue“ abgedruckte Schrift „Die Bekämpfung von Kriegsepidemien und das Völkerrecht“ an, welche durch den Balkankrieg veranlasst wurde.

Wir betrauern in dem Hingang Ullmanns den Verlust eines hervorragenden Rechtsgelehrten, dessen ausgezeichnete wissenschaftliche Leistungen sowohl in seinem Vaterlande, als auch im befreundeten Reiche unvergesslich bleiben werden. Er war eine Zierde seines Vaterlandes, aber zugleich auch ein Pfeiler deutscher Rechtswissenschaft.

Wien.

Hofrat Dr. L. Grabscheid.

Der dritte Kongress
der
**Internationalen Vereinigung für Rechts-
und Wirtschaftsphilosophie**
zu
Frankfurt a. Main
in der Pfingstwoche 1914.

I.

1. Ehrenrat und Beratender Ausschuss haben dem Kongressort und dem gewählten Zeitpunkt zugestimmt.

2. In Frankfurt a. M. hat sich ein

Arbeitsausschuss

gebildet aus den Herren:

Oberbürgermeister **Voigt**, als Vorsitzendem, ferner:

Dr. Freudenthal, o. Professor an der Akademie für Sozial-
und Handelswissenschaften,

Dr. Trumpler, Syndikus der Handelskammer,

Stadtrat **Dr. Woell** (Vertreter: Stadtrat **Dr. Lewin**).

Dr. iur. Strupp.

3. Der Stadtmagistrat Frankfurt a. M. hat beschlossen, unserer Vereinigung einen Begrüssungsabend zu geben, während wir an einem der folgenden Abende Gäste der Handelskammer sein werden.

II.

Zum

Arbeitsprogramm

wurden folgende **Ergänzungen** und **Aenderungen** angezeigt:

Neues Referat 1a: Der Wert des englisch-amerikanischen Privatrechts für die deutsche Rechtswissenschaft. Vom Geh. Justizrat Dr. **Rudolf Leonhard**, o. Professor d. R. an der Universität Breslau.

Neues Referat 6b: Organisation der Grossgemeinden. Von Magistratsrat **Paul Wölbling**, Berlin.

Das Referat 8 lautet: **Die Emission von Wertpapieren**, in rechtsvergleichender und gesetzgebungspolitischer Betrachtung. Von Handelskammer-syndikus Dr. **Trumpler**, Frankfurt a. M.

Herr Professor Pohle wird hierüber nicht referieren. —

Zum Referat 3: **Rechtsstaat und Wohlfahrtsstaat** hat Herr o. Honorarprofessor Dr. **Ferdinand Tönnies** an der Universität Kiel das Korreferat übernommen.



Mitglieder=Verzeichnis

der

Internationalen Vereinigung

für

Rechts= und Wirtschaftsphilosophie

samt den Gesetzgebungsfragen.

Stand vom 1. Juni 1913.

*Diese Liste wurde am 1. Juni 1913 abgeschlossen.
Die weiterhin neu hinzugetretenen Mitglieder werden in die Liste vom
1. Oktober 1913 aufgenommen.*

I.

Protektor
der Vereinigung:

Seine Königliche Hohheit

Ernst Ludwig

Grossherzog von Hessen und bei Rhein.

II.

Vorsitzende.

Geheimen Justizrat Dr. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, *Ehrenvorsitzender.*

Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin SW. 61, Belle Alliance-strasse 101 II, *Geschäftsleitender Vorsitzender.*

Carl Fürstenberg, Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Berlin W. 8, Behrenstr. 32/33, *Vorsitzender für die Vermögensangelegenheiten.*

III.

Ehrenrat der ausserdeutschen Kulturstaaten.

Amerika, Vereinigte Staaten: Dr. jur. Charles Henry Huberich, o. Prof. d. R. Stanford University, California, z. Z. Berlin NW. 7, Unter den Linden 39.

Professor Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass).

Argentinien: D. Ernesto Quesada, Universitätsprofessor, Buenos Aires.

Belgien: Professor E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen Institutes, Brüssel.

Brasilien: Dr. Clovis B'evilaqua, Consulot juridico do Ministerio das Relações Exteriores, Rio de Janeiro.

England: Dr. Paul Vinogradoff, Corpus-Professor
d. Rechte, Oxford.

Frankreich: Emile Durkheim, Professeur à l'Uni-
versité de Paris.

Griechenland: Univ.-Professor Dr. von Streit,
Königlich Griechischer Gesandter in Wien,
Kaiser Wilhelm Ring 10.

Holland: Professor Dr. S. J. Fockema Andreae,
Leiden.

Indien: Govindo Dàs, Durgakund, Benares.

Italien: Universitätsprofessor Dr. Giorgio Del
Vecchio, Bologna.

Norwegen: Dr. Bredo Morgenstierne, Prof.
d. Rechte und der Nat.-Ökonomie, Kristiania.

Oesterreich: Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten
Gerichts- und Kassationshofes, Wien.

Russland: Exz. Geh. Rat von Martens(†), St. Peters-
burg.

Exzellenz Dr. P. von Sokolowsky, Universitäts-
professor, Kurator des Südrussischen Lehrbezirks,
Charkow.

Schweden: Dr. Vitalis Norström, Professor an
der Hochschule zu Gothenburg.

Schweiz: Dr. Fr. Meili, o. Prof. d. R. an der Uni-
versität Zürich.

Ungarn: Exzellenz Dr. Eugen von Balogh, Staats-
minister der Justiz, korr. Mitglied der Ungar.
Akademie der Wissenschaften, Budapest I, Menesi
ut. 35.

IV.

Beratender Ausschuss.

Dr. jur. J. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an
der Universität Groningen.

o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII,
Zeltgasse 2.

- Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diretto e. Procedura penale nella R. Università, Modena.
- Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.
- Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. an der Univ. Göttingen.
- Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.
- Professor Dr. jur. L. Beer, Leipzig, Milchinsel 4.
- Se. Exzellenz Dr. E. I. Bekker, Geh. Rat I. Klasse, Univ.-Prof., Heidelberg.
- Dr. Ludwig Bernhard, o. Professor an der Universität Berlin, Fasanenstr. 35.
- Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald.
- Dr. P. Bisoukides, Rechtsanwalt in Pera.
- Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci an d. Univ. Perugia.
- Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.
- Louis Bridel, de Lausanne et Genève, prof. à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio, Koishikawa, Oimatsuchò, 59.
- Geh. Justizrat Universitäts-Prof. Dr. Brie, Breslau.
- S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-A., 86 Ripon-Street, Calcutta.
- John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und der reinen Naturwissenschaften, New-York, Columbia-Universität.
- Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich.
- Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin, Nussbaum-Allee 17.
- Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.
- Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin-Grunewald, Erbacherstrasse 1.
- Deutsch-Chinesische Hochschule, Abtlg. f. Rechts- und Staatswissenschaften, Tsingtau (China).
- Reichsgerichtsrat Dr. Adelbert Düringer, Leipzig, Kaiser-Wilhelmstrasse 51.
- Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.
- Prof. Dr. Chr. Eckert, Studiendirektor der Handels-Hochschule und der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung, Köln, Claudiusstrasse 1.
- Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V, Sprengbühlstrasse 20.
- Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.

- Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors.
- Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.
- Dr. Wilhelm Exner, Sektionschef, Präsident des K. k. Technischen Versuchsamtes, Herrenhaus-Mitglied, Wien IX/2, Wahsingerstrasse 59.
- Dr. Franz Finkey, o. Professor des Strafprozessrechts an der Universität Kolozsvár, Ungarn.
- Geheimer Justizrat Univ.-Prof. Dr. Otto Fischer, Breslau.
- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Czernowitz, Franzensgasse 56a.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford. All Souls College, Oxford.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Dr. Leopold Karl Goetz, Professor an der Universität Bonn, Kurfürstenstrasse 13.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III, Jacquingasse 45.
- Dr. James Goldschmidt, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Berlin W, Landgrafenstr. 9.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX, Berggasse 22.
- Elie Halévy, Professeur à l'Ecole libre des sciences politiques, Paris.
- Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles.
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Wörthstr. 12.

- Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.
Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek, † o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. am Polytechnikum Lemberg.
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.
- Se. Exz. Wirkl. Geheimer Rat Prof. Dr. Paul Laband, Strassburg.
- Geh. Regierungsrat Universitätsprof. D. Dr. Adolf Lasson, Berlin-Friedenau.
- Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.
- Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Gabitzstr. 188.
- Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel.
- Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegelheiner Landstrasse 29.
- Dr. E. Liljeqvist, o. Prof. der praktischen Philosophie an der Universität Lund.
- Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, M. d. R. und M. d. L., Charlottenburg, Hardenbergstr.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.
- Dr. J. de Louter, Professor des Völkerrechts an der Universität Utrecht.
- Dr. Géza v. Magyary, o. ö. Professor an der Universität Budapest, Budapest VIII, Jozsefkörut 37/39.
- Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. d. R. a. d. Universität Lemberg.
- Dr. Georg v. Mayr, Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D., kgl. bayer. Universitätsprofessor, München.
- Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
- Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.
- Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an der Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.
- Geh. Hofrat Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Lessingstr. 1.

- Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor, Utrecht, Molierstraat 1a.
- Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D., o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.
- Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität, Cambridge, Mass., U. S. A.
- Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor an d. Universität Kiel.
- Ernest Nys, Conseiller à la Cour d'appel, 39 Rue Saint Jean, Bruxelles.
- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Sieboldstr. 8.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitätsprofessor, Mitglied der österr. Herrenhauses, Prag II, Kremengasse 8 neu.
- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.
- Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der Bayerischen Handelsbank, München.
- Dr. Robert Piloty, o. Professor an der Universität Würzburg.
- Dr. Walter Pollack, Berlin-Charlottenburg, Berlinerstrasse 48.
- Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W 10, Matthäikirchstr. 29.
- Sr. Exzellenz Dr. Peter Pustoroslew, o. Prof. des Strafrechts a. d. Universität Jurjew (Dorpat), wirkl. Staatsrat.
- Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W., Meinekestrasse 7.
- Dr. Adolfo Ravà, Prof. an der Universität Messina.
- Dr. Herm. Rehm, o. Prof. d. R. an der Universität Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, W, Lichtenstein-Allee 4.
- Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an Universität Jena.
- Prof. d. Rechte L. von Savigny †, Mitgl. d. Preuss. Herrenhauses.
- Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner †, Jena.
- Dr. Hans Schreuer, o. Professor der Rechte an der Universität Bonn, Schumannstr. 38.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm, o. Prof. d. R. a. d. Universität Wien 19, Cottagegasse 56.
- Geh. Regierungsrat Fr. Schuppe †, ord. Professor d. Philosophie, Greifswald.

- Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor d. Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald, Lucius-Str. 9.
- Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.
- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg).
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.
- Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.
- Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med. Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.
- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Geheimer Rat Dr. August Thon †, o. Professor der Rechte. Jena, Fürstengraben 2.
- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines. Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. Ferdinand Tönnies, o. Honorar-Professor a. d. Universität Kiel.
- Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, (Washington) z. Z. Paris, 12 rue Vinense.
- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock, Georgstrasse 96.
- Professor Dr. iur et phil. Adolf Weber, Handelshochschule Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstr. 12.
- Dr. Max Weber, o. Honorarprofessor a. d. Universität Heidelberg.
- Dr. Leopold Wenger, o. Professor d. Rechte an der Universität München, Adelheidstrasse 15.
- Exz. Wirkl. Geh.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig, Schwägrichenstrasse 17.
- Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und Professor, Kasan.
- Univ.-Professor Dr. Theobald Ziegler, Strassburg.
- Geh. Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Professor d. R. a. d. Univ. Bonn.

V.

Mitglieder.

- Dr. jur. Simon van der Aa, Professor des Strafrechts an der Universität Groningen.
- Dr. Paul Abel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I, Rosenbursenstrasse 8.
- o. ö. Universitätsprofessor Dr. iur. Sigmund Adler, Wien, VIII, Zeltgasse 2.
- Justizrat Adlerstein, München, Theatinerstr. 44, 2.
- Univ.-Professor Dr. Fritz Affolter, Heidelberg, Anlage 49.
- Patentanwalt Dr. B. Alexander-Katz, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 139 II.
- Justizrat Professor Dr. Paul Alexander-Katz, Rechtsanwalt, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 52.
- Dr. Bernardino Alimena, Prof. ord. di diritto e procedura penale nella R. Università Modena.
- Alfred Amschl, k. k. Hofrat und Oberstaatsanwalt, Graz.
- Privatdozent Dr. iur. Walter Anderssen, Neuchâtel, Quai du Mont Blanc 6 II.
- Rechtsanwalt Dr. H. N. Antoine-Feill, Hamburg, Adolphbrücke 9.
- Dr. med. Gustav Aschaffenburg, Prof. f. Psychiatrie a. d. Akademie für Medizin, Cöln, Stadtwaldgürtel 30.
- Geheimer Justizrat und k. k. Regierungsrat Dr. Adolf Bachrach, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, Rosenbursenstrasse 8
- Badische Anilin- und Soda-Fabrik, Ludwigshafen a. Rh.
- Dr. jur. Elemér Balog, Honoraroberfiscal, Berlin, Krausnickstrasse 3 (z. Zt. 13 Bernard Street, Russel Square London W.C.).
- Exzellenz Dr. Eugen von Balogh, Staatsminister der Justiz, korr. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest I, Ménesi út. 35.
- Geh. Justizrat Dr. L. v. Bar, o. Prof. d. R. a. d. Univ. Göttingen.
- Dr. jur. E. Barich, Rechtsanwalt, Wädenswil, Schweiz.

- Universitätsprofessor Dr. Paul Barth, Leipzig, Kantstr. 9.
 Dr. Alfredo Bartolomei, o. Professor für Rechtsphilosophie an
 der Universität Neapel.
 Universitätsprofessor Dr. Robert Bartsch, Ministerialsekretär im
 k. k. Justizministerium, Wien IX, Alserbachstrasse 4a.
 Universitätsbibliothek Basel.
 Advokat Dr. C. Basiliu, Privatdozent, Athen.
 A. Batschari, G. m. b. H., Baden-Baden.
 Universitätsprofessor Dr. Giulio Q. Battaglini, Perugia, via
 Morone 3.
 Rechtsanwalt Alfred Bauer, München, Odeonsplatz 2.
 Farbenfabriken vormals Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.
 Dr. Hermann Beck, Berlin W. 50, Spichernstr. 17.
 Rittergutsbesitzer Beelitz †, Garden b. Greifenhagen.
 Exz. Geh. Rat I. Klasse Univ.-Prof. Dr. E. I. Bekker, Heidelberg.
 Dr. Ludwig Bendix, Domkapitular und Professor am
 Seminar Mainz, hintere Präsenzgasse 2 2/10.
 Rechtsanwalt (att. at law) Louis Benecke Esq., Brunswick-
 Missouri, U. S. A.
 Amtsgerichtsrat Dr. Beneke, Tarnowitz O./S., Benthenerstr. 10.
 Julius Berlin, Nürnberg, Marienstrasse 8.
 Dr. Ludwig Bernhard, o. Professor an der Universität Berlin,
 Fasanenstr. 35.
 Dr. jur. Fritz Berolzheimer, Berlin, SW. 61, Belle Alliancestr. 101 II.
 Dr. Heinrich Betz, Kaiserlicher Konsul, Tsinanfu, China,
 Deutsches Konsulat.
 Dr. Clovis Bevilacqua, Consultor giuridico do Ministerio das Relações
 Exteriores, Rio de Janeiro (Brasil), Rua Aristides Lobo, 209.
 Geh. Justizrat D. Dr. Bierling, Prof. d. R., Greifswald, Wallstrasse 19.
 Dr. Biermann, ao. Professor a. d. Univ. Leipzig, Wiesenstr. 3b.
 Dr. J. Binder, o. Professor der Rechte, Würzburg, Sartorius-
 strasse 1 II.
 Dr. jur. J. van Binsbergen, rechter in de Arondissements-
 Rechtbank te Amsterdam, Frans van Mierstraat 135.
 Dr. iur. Diedrich Bischoff, Versicherungsdirektor, Leipzig,
 Schützenstrasse 12.
 Dr. jur. Perikles Bisoukides, Rechtsanwalt am deutschen
 und griechischen Konsulargericht zu Konstantinopel, Pera,
 Sakiz Agatsch 73.

- Dr. Albert Bittinger, Landgerichtsrat, München, Wilhelmstr. 21 II.
- Kommerzienrat Julius Blanck, Paris, 18 rue St. Fiacre.
- Dr. D. van Blom, Professor an der Technischen Hochschule in Delft, Noordeinde 30.
- Dr. iur. Michael von Bochkor junior, Professor an der kgl. Rechtsakademie, Nagyvárad.
- Ernst Böttger, Rechtsanwalt, Buttstädt i. Thür.
- Prof. Dr. jur. et phil. Alessandro Bonucci, Perugia.
- Dr. Edwin M. Borchard, Law Librarian of Congress, Washington.
- Oberlandesgerichtspräsident Dr. Börngen, Jena.
- Alexander Borsenko, Mag. jur., Städtischer Bibliothekbegründer, Odessa, Deribas Strasse 9.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Bernhard Brands, Berlin, Neue Rosstr. 23.
- Kgl. Universitätsbibliothek Breslau.
- Dr. iur. James Breit, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht Dresden, Elisenstrasse 10.
- Louis Bridel, de Lausanne et Genève, professeur à la Faculté de droit, Université impériale de Tokio, Koishikawa, Oimatsu-chò, 59.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. Brie, Breslau, Auenstrasse 35.
- Dr. Arthur Brückmann, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 27.
- Dr. Viktor Bruns, Professor d. R. an der Universität Berlin, Rankestrasse 22.
- Dr. Joseph Ludwig Brunstein, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, Krugerstrasse 13.
- Patentanwalt Alfred J. Bryn, Kristiania, Leyder Sagens Gate 20.
- Geheimrat Budde, Berlin-Grunewald, Wangenheimstr. 14.
- Rechtsanwalt Karl Buhr, Cöln a. Rh., Klingelpütz 43.
- S. Khuda Bukhsh, M. A., B. L.-L. 86 Ripon-Street, Calcutta.
- Rechtspraktikant Fritz Burckhardt, Nürnberg, Camerarius Str. 7, I.
- John W. Burgess, Professor des Staatsrechts und Dekan der Fakultäten der Philosophie, der Staatswissenschaften und der reinen Naturwissenschaften, New-York, Columbia-Univ.
- Se. Exzellenz, Dr. A. Bürklin, Karlsruhe.
- Rechtsanwalt Ludwig Cahen, Cöln, Hildebaldplatz 21.
- Carl Cahn, Berlin W. 10, Regentenstrasse 18.
- Justizrat Rechtsanwalt Dr. Hugo Cahn (Cahn I), Nürnberg, Hefnersplatz 10.

Dr. W. van Calker, o. Professor d. R., Giessen, Wilhelmstr. 22.
 Dr. J. Castillejo, o. Prof. d. R., Paloma, 22 Cindad-Real (Spanien).
 V. Cathrein, S. J., Valkenburg (Holland), Ignatius College.
 Advokat Dr. iur. E. Cesana, Zürich, Alfred Escherplatz 15.
 Referendar a. D. Dr. Ernst Cohn, fr. pr. Arzt, Berlin-Schöneberg, Martin Lutherstr. 25.

Rechtsanwalt Sally Cohn, Brandenburg a. H., Potsdamerstr. 53/54.
 Universitätsprofessor Dr. Georg Cohn, Zürich II, Carmenstrasse 18.
 Bibliothek der Städt. Handelshochschule Cöln, Claudiusstr. 1.
 Continental-Caoutchouc- und Gutta-Percha-Compagnie, Hannover.

Prof. Francesco Cosentini, de l'Université Nouvelle de Bruxelles, Modena, Istituto di sociologia.

Justizrat Professor Dr. H. Crüger, Charlottenburg-Berlin, Nussbaum-Allee 17.

Rechtsanwalt Dr. iur. Arthur Curti, Zürich, Bahnhofstrasse 73.
 Professor Dr. Ludwig Darmstaedter, Berlin W. Landgrafenstrasse 18a.

Oberlandesgerichtsrat Dr. Alfons David, Düsseldorf, Hebbelstrasse 17.

Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt, Jena.

Rechtsanwalt Adolf Deiler, Augsburg, Bahnhofstr. 8, I.

Universitätsprofessor Dr. iur. Ernst Delaquis, Charlottenburg-Westend, Kaiserdamm 32.

Dr. Giorgio Del Vecchio, o. Professor d. R. a. d. Universität Bologna, Via Toscana 3.

Dr. B. Denekamp, advocaat, Rotterdam.

Se. Exzellenz Dr. B. Dernburg, Wirkl. Geh. Rat, Berlin-Grünwald, Erbacherstrasse 1.

Gerichtsassessor Dr. iur. Rob. Deumer, Dozent an der Handelshochschule Leipzig, Coburgerstrasse 13.

Deutsch-Chinesische Hochschule, Abtlg. f. Rechts- und Staatswissenschaften, Tsingtau (China).

Vorstand des Deutschen Anwaltvereins, Leipzig, Schreiberstrasse 3.

- Eugenio Di Carlo, Dottore in Filosofia, Palermo, Via Divisi 99.
- Universitäts- und Forstakademieprofessor Dr. Karl Dickel, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 22.
- Dr. Method Dolenc, k. k. Bezirksrichter beim k. k. Oberlandesgericht Graz.
- Dr. Hanns Dorn, a. o. Professor der Nationalökonomie a. d. k. Techn. Hochschule München (Grünwald bei München, Isarthal).
- Rechtsanwalt Dr. Martin Drucker, Leipzig, Ritterstr. 1—3.
- Geheimer Regierungsrat Professor Dr. phil. C. Duisberg, Dr. ing. et med. h. c., Generaldirektor der Farbenfabriken vorm. Fried. Bayer & Co., Leverkusen b. Cöln a. Rhein.
- Geh. Regierungsrat W. Dunkhase, Direktor im kais. Reichspatentamte, Berlin W 30, Luitpoldstr. 42.
- Dr. Adelbert Düringer, Reichsgerichtsrat, Leipzig, Kaiser Wilhelmstrasse 51.
- Dr. Emile Durkheim, Professeur à l'Université de Paris. 260, rue Saint-Jacques, Paris.
- Dr. E. Dürr, o. ö. Prof. an der Universität Bern, Seftigenstr. 53.
- Exzellenz Staatsminister Dr. Freiherr von Dusch, Karlsruhe i. B., Jahnstrasse 12.
- Exzellenz Wirklicher Staatsrat von Dynovsky, Dirigent der Rechtsabteilung des Finanzministeriums, Ministerialrat im Justizministerium, St. Petersburg.
- Oberbürgermeister Dr. Ebeling, Dessau, Medicusstrasse 4.
- Prof. Dr. Chr. Eckert, Studiendirektor der Handelshochschule und der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung, Cöln, Claudiusstrasse 1.
- Dr. A. Egger, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich, Zürich V, Sprengbühlstrasse 20.
- Dr. Richard Ehrenberg, o. Professor an der Universität Rostock.
- Dr. Leo Ehrnrooth, Vortragender Rat für Arbeiterangelegenheiten, Helsingfors.
- Ernest Eisenmann, Avocat, Paris, Cité Rougemont 2.
- Dr. iur. Armand Eisler, Verteidiger in Strafsachen, Wien III, Sofienbrückengasse 10.

- Dr. Leo Elsner, Hofrat am Obersten Gerichtshofe, Wien IX/4, Gürtel 118.
- Dr. iur. Alexander Elster, Jena, Paradiesgasse 3.
- Referendar Dr. iur. C. August Emge, Hanau a. M., Hainstr. 14.
- Freiherr Rudolf v. Engelhard, Rittergutsbesitzer und cand. iur. et. phil., Ehrenritter des Johanniterordens, Alt-Born pr. Kreslawka, in Kurland (Russland).
- Patentanwalt Dr. Julius Ephraim, Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 68.
- Kgl. Universitätsbibliothek Erlangen. (Oberbibliothekar Dr. Karl Heiland.)
- Landrichter Dr. Fritz Ernst, Essen-Ruhr, Irmgardstrasse 33.
- Dr. Ernst, Rechtsanwalt und Handelsadvokat, Zürich, Böcklinstr. 37.
- Dr. Wilhelm Esslinger, Rechtsanwalt, München, Promenade-strasse 15 II.
- Geh. Hofrat Dr. Rudolf Eucken, o. Prof. an der Universität Jena.
- Dr. Wilhelm Exner, Sektionschef, Präsident des K. k. Technischen Untersuchungsamtes, Herrenhaus-Mitglied, Wien IX/2, Wahsingerstrasse 59.
- Erich Fabarius, Bremen, Baumwoll-Börse 212 C.
- Dr. Antonio Falchi, Professor a. d. Univ. Sassari, Lorgo Cavaletti.
- Dipl.-Ing. C. Fehlert, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Belle-Allianceplatz 17.
- Dr. Hans Fehr, o. Professor d. R. an der Universität Jena.
- Kammergerichtsreferendar Paul Feick, Südende bei Berlin. Stephanstr. 34.
- Staatsanwalt Dr. Feisenberger, Magdeburg, Kaiser Otto Ring 17.
- Dipl.-Ing. Fels, Patentanwalt, Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Platz 14 I.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. A. Finger, Halle a. S., Reichardtstrasse 2.
- Dr. Franz Finkey, o. Professor des Strafprozessrechts an der Universität Kolozsvár, Ungarn.
- Gerichtsassessor Dr. Oskar Fischbach, Strassburg i. E., Zäbner Ring 4.

- Geh. Justizrat Dr. Otto Fischer, o. Prof. d. R. an der Universität Breslau, Monhauptstr. 3.
- Rechtsanwalt Dr. Flechtheim, Hochschulprofessor, Cöln a. Rh.
- Dr. J. P. Fockema Andreae, Wethouder (Beigeordneter) der Stadt Utrecht, Utrecht, Trans No. 4.
- Prof. Dr. S. J. Fockema Andreae, Leiden.
- Dr. Armin Fodor, Richter am obersten Gerichtshof, Budapest VII, Herminenstrasse 8.
- Dr. T. H. Fokker, Rechtsanwalt, Amsterdam, 252 Amstel.
- Dr. Edgar Franckel, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Lobkowitzplatz 3.
- Dr. Reinhard Frank, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen.
- Justizrat Rechtsanwalt Dr. Heinrich Frankenburger, München, Maximilians-Platz 16/II.
- Rechtsanwalt Dr. Ernst Frankenstein, Berlin W 8, Taubenstr. 8.
- Staatsanwalt E. Frauenfelder, Schaffhausen, Heerenweg 1.
- Geheimer Kommerzienrat Hermann Frenkel, Berlin W. 10, Tiergartenstrasse 18 d.
- Justizrat Friedenthal, Breslau, Neue Schweidnitzer Str. 4.
- Landgerichtsrat Dr. J. K. Julius Friedrich, a. o. Professor d. R. an der Universität Giessen, Johannesstr. 5/I.
- Dr. Hans Ritter v. Frisch, o. Professor d. R., Basel, Nonnenweg 15.
- Rechtsanwalt Dr. Herbert Fuchs, Berlin W 9, Bellevuestr. 5.
- Avvocato Francesco Paolo Fulci, Palermo, Via Esposizione 47.
- Justizrat Dr. Ludwig Fuld, Mainz, Heidelbergerfassgasse 11.
- Carl Fürstenberg, Geschäfts-Inhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Berlin.
- Dr. Ludwig Gallia, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Biberstrasse 2.
- Professor Dr. Ganz, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Leipzig, Ferdinand Rhodestrasse 31.
- Eugen L. Garbáty, Berlin NW. 6, Schiffbauerdamm 26.
- Professor Dr. Heinrich Geffcken, Köln-Marienberg, Lindenallee 62.
- W. M. Geldart, Vinerian Professor of English Law, Oxford; All Souls College, Oxford.
- Dr. jur. Panfilo Gentile, Bologna, Via dell' Osservanza 18.

- Geh. Rat Dr. Georgi, Oberbürgermeister a. D., Leipzig-Möckern.
Gesellschaft für Weltmarkenrecht, Berlin W. 8.
- Geh. Justizrat Dr. Otto von Gierke, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Charlottenburg II, Carmerstrasse 12.
- Dr. jur. Heinrich Giesker-Zeller, Rechtsanwalt, Zürich,
Minervastr. 59.
- Dr. Giner de los Rios, o. Prof. d. R. an der Universität Madrid, Obelisco 8.
- Rechtsanwalt Dr. Fritz Glaser, Dresden-A, Amalienstr. 12.
- Dr. Wenzeslaus Graf Gleispach, o. Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Smichow bei Prag, Inselgasse 13.
- Dr. Max Gmür, Prof. d. Rechte an der Universität Bern.
- Dr. Leopold Karl Goetz, Professor an der Universität Bonn,
Kurfürstenstrasse 13.
- Geheimer Kommerzienrat Goldberger, Berlin W 56, Markgrafenstrasse 53/54.
- Justizrat Eduard Goldmann, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W,
Potsdamerstrasse 22 a.
- Rudolf Goldscheid, Wien, III/3, Jacquingasse 45.
- Dr. James Goldschmidt, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Berlin W, Landgrafenstrasse 9.
- Th. Goldschmidt, Aktiengesellschaft, Essen-Ruhr.
- Govindo Dàs, in Durgakund, Benares, Indien.
- Dr. L. Grabscheid, Hofrat des obersten Gerichts- und Kassationshofes, Wien VIII, Schönborng. 10.
- Univ.-Prof. Dr. X. Gretener, Breslau, Lothringerstrasse 19.
- Dr. jur. W. Greve, Direktor d. Norddtschen. Lloyd, Bremen.
- Staatsrat Dr. Wiatscheslaw Gribowski, Universitätsprofessor,
Odessa, Franzuskipier 7.
- Justizrat Philipp Grimm, K. Notar a. D., München, Karlsstr. 40.
- Dr. jur. Jos. H. P. M. van der Grinten, Commies-Redacteur
ter Gemeente-Secretarie, Nymegen, van Oldenbarneveldt-
straat 12.
- Dr. phil. Chr. Grotewold, Geschäftsführer des Zentral-Vereins für
deutsche Binnenschiffahrt, Berlin-Steglitz, Peschkestr. 18, II.
- Dr. iur. Erwin Grueber, Kgl. Univ.-Prof. München, Giselastr. 5.
- Hofrat Universitätsprofessor Dr. Karl S. Grünhut, Wien IX,
Berggasse 22.

- Königl. Senator Dr. Francesco Filomusi Guelfi, Professor der Rechte an der Universität Rom, Via Farini 40.
- Dr. Adolf Günther, Privatdozent an der Universität Berlin, Hilfsreferent im Kaiserl. Statistischen Amt, Berlin SW 68, Markgrafenstr. 94.
- Geheimrat Professor Dr. Güterbock, Königsbergi. Pr., Königstr. 63.
- Universitätsprofessor Dr. K. Haff, Lausanne-Chailly, Villa Blanche 3.
- Universitätsprofessor Dr. Ernst Hafter, Kilchberg bei Zürich.
- Elie Halévy, Professeur à l'École libre des sciences politiques Paris.
- Dr. M. Halewyck, Directeur au Ministère des Colonies, Bruxelles, rue Saint-Josse, 22.
- Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg.
- Dr. iur. Paul Hámos, Privatdozent a. d. Handelsakademie Budapest.
- Dr. Ernst Harmening, Rechtsanwalt am Oberlandesgericht Jena, Kochstrasse 2.
- Dr. C. A. J. Hartzfeld, Rechtsanwalt und stellvertretender Richter beim Landgericht, Amsterdam, Spui 28.
- Universitätsprofessor Dr. Hasbach, Universität Kiel, z. Z. Dresden A, Johannstädter Ufer 12^{II}.
- Dr. Adolf Hasenkamp, Privatdozent an der Universität Kiel, Niemannsweg 115.
- Henri Hayern, Privat-docent à l' Université de Genève. [wohnt:] La Chapelle, près Carouge, canton de Genève (Suisse).
- Dr. iur. Harold Oexter Hazeltine, Fellow and Law Lecturer of Emmanuel College, Cambridge, and Reader in English Law in the University of Cambridge. Emmanuel College, Cambridge, England.
- Dr. Philipp von Heck, o. Professor d. R. an der Universität Tübingen, Neckarhalde 68.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. J. W. Hedemann, o. Prof. d. R. an der Universität Jena, Wörthstr. 12.
- Staatsrat Ludwig Heerwagen, Vizepraeses des Bezirksgerichts Petrikau (Russisch-Polen), Moskauerstr. 71.
- Universitätsprofessor Dr. A. Hegler, Tübingen.
- Universitätsprofessor Dr. Heilborn, Breslau II, Tauentzienstr. 42.

Oberlandesgerichtsrat Dr. Hein, Hamm i. Westf., Villa Werner (Osten Allee 84).

Rechtsanwalt und Notar Dr. Heinemann, Essen (Ruhr).

Justizrat Dr. Ernst Heinitz, Berlin W. 9, Königgrätzerstrasse 9.

Amtsrichter Dr. Heinrich, Kattowitz O./S., Karlstrasse 3.

Edmund Helbig, Vorsteher der Schadenabteilung der Schweiz. Unfallversicherungs-Gesellschaft, Berlin-Hoppegarten, Eichenallee Ecke Virchowstr.

Privatdozent Dr. Henle, Bonn, Marienstr. 7.

Dr. Léon Hennebiq, Professeur de philosophie du Droit à l'Université Nouvelle de Bruxelles, Directeur de la Revue Economique internationale, Bruxelles, 26—28 Rue des Minimes.

Justizrat Siegmund Henschel, Breslau V, Schweidnitzer Stadtgraben 10 I.

Jur. Dr. Karl Herrmann Edler von Otavský, o. ö. Professor der Rechte an der k. k. böhmischen Karl-Ferdinands-Universität in Prag, Smichov bei Prag, No. 489.

Amtsrichter Herrnstadt, Kattowitz O./S., Lessingstr. 9 II.

Geheimer Kommerzienrat Wilhelm Herz, Berlin NW 7, Dorotheenstrasse 2.

Geh. Oberjustizrat Franz von Hessert, Darmstadt, Schiesshausstrasse 128.

Dr. Heinrich Hernád Hesslein, Budapest VII, Rákóczy ut 6.

Dr. E. Heymann, o. Professor d. R. an der Universität Marburg.

Rechtsanwalt Dr. Hirsch, Halle a. S., Händelstrasse 20.

Dr. Franz Hoeniger, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin C2, Königstrasse 30.

Graf Paul von Hoensbroech, Grosslichterfelde, Drakestr. 79.

Rechtsanwalt Dr. E. E. Hoffmann (Hoffmann II), Darmstadt, Hügelstr. 45.

Oliver Wendel Holmes, Supreme Court of the United States, Washington.

Dr. Max Huber, o. Prof. d. R. an der Universität Zürich (in Wyden bei Ossingen, Kanton Zürich).

- Dr. jur. Charles Henry Huberich, Counsellor at Law, Berlin NW 7, Unter den Linden 39.
- Geheimer Regierungsrat Karl Hüfner, Abteilungsvorsitzender am Kaiserlichen Patentamt, Schöneberg, Berlin W 30, Speyererstr. 19.
- Geh. Kommerzienrat Emil Jacob †, Berlin W, Landgrafenstr. 12.
- Geheimer Justizrat Max Jacobsohn, Berlin W 9, Linkstr. 1.
- Exz. Dr. Eugen von Jagemann, grossh. Bad. Wirkl. Geh. Rat und Gesandter a. D., ord. Hon.-Prof. d. R., Heidelberg, Märzgasse 18.
- Rechtsanwalt und Notar Dr. Richard Jahns, Auerbach i. Vgtl., Königr. Sachsen.
- K. k. Landesgerichtsrat Franz Janisch, Eger (Kreisgericht).
- Dr. Alexander Jastchenko, Professor der Rechte an der Universität Jurjew (Dorpat).
- Geh. Hofrat Dr. Georg Jellinek †, o. Professor d. R. an der Universität Heidelberg.
- Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Jerusalem, Wien XIII, 1, Auhofstr. 88.
- Prof. Dr. D. Josephus Jitta, ord. Univ.-Prof., Amsterdam 808 Keizersgracht.
- Dr. iur. Václav Joachim, Magistrats-Sekretär, Prag VI, Kostelní ul. 952.
- Carl Jörn, Hamburg 24, Lübeckerstrasse 101.
- Rechtsanwalt Dr. A. Joos, Basel.
- Rechtsanwalt Dr. Isay, Berlin S. 61, Belle Allianceplatz 13.
- Justizrat Dr. Jünger, Wiesbaden, Moritzstrasse 7.
- Landgerichtsrat Carl Kade, Vorstand des Preussischen Richtervereins, Waidmannslust bei Berlin, Bondickstr.
- Geh. Justizrat D. Dr. Wilhelm Kahl, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 23.
- Dr. Walter Kaskel, Berlin W. 10, Hitzigstrasse 7.
- Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, Berlin, Lindenstr. 35.
- Justizrat Dr. Edwin Katz, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W. 64, Behrenstrasse 17 II.
- Dr. R. Kaulla, Professor, Stuttgart, Mörikestrasse 14.
- Dr. iur. et phil. Stephan Kekule v. Stradonitz, Kammerherr S. H. D. des regierenden Fürsten in Schaumburg-Lippe; Berlin-Gross-Lichterfelde, Marienstr. 16.

- Justizrat Dr. Paul Kent, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M., Taunusstrasse 1.
- Dr. jur. J. C. Kielstra, Beamter im Verwaltungsministerium, Ifikini 26 Weltereder (Batavia).
- Univ.-Professor Dr. Walter Kinkel, Giessen, Plockstr 12.
- Gerichtsassessor Dr. jur. Hugo Kinne, Berlin SW 11, Grossbeerenstrasse 5, II.
- Oberbürgermeister Kirschner †, Berlin NW. 21, Alt-Moabit 90.
- Dr. Géza Kiss, o. Professor a. d. Rechtsakademie Nagyvárad (Grosswardein).
- Staatsanwalt Dr. Karl Klee, Privatdozent an der Universität Berlin, Berlin W. 62, Maassenstr. 31.
- Regierungs-Assessor Dr. Kleefeld, Berlin W., Burggrafenstr. 15.
- Se. Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Hon.-Professor Dr. iur. Franz Klein, Wien VIII, Lange Gasse 8.
- Privatdozent Dr. iur. Peter Klein, Königsberg i. Pr., Hufen-Allee 60 I.
- Dr. G. Kleinfeller, o. Professor d. R., Kiel, Niemannsweg 101.
- Professor Dr. iur. et phil. E. Kloeppel, Elberfeld, Bismarckstr. 17.
- Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Staatsministerium des Innern Hugo von Knebel-Doeberitz, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38.
- J. K. Kochanowski, associé des Internationales Institutes für Soziologie in Paris, Mitglied der Warschauer Wissenschaftlichen Gesellschaft, Redacteur der polnischen „Historischen Revue“ in Warschau; Warschau, Koszykowa 57.
- Albert Kocourek, attorney and counselor at law, Chicago, 4 Lake Street.
- Amtsrichter Dr. Arthur Kohler, Berlin W 15, Olivaerplatz 7.
- Geheimer Justizrat Dr. jur. Josef Kohler, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, Berlin W 15, Kurfürstendamm 216.
- Dr. Arthur Köhler, Erster Assistent am Kgl. Sächs. Institut für Kultur- und Universalgeschichte, Leipzig, Georgiring 11.
- Professor Dr. Carl Koehne, Privatdozent an der Technischen Hochschule Berlin, Keithstr. 12.
- Advokat Dr. Jakob Kohn, Budapest V, Vigszuchór u. 5.
- Reichsgerichtsrat Heinrich Könige, Leipzig, Kaiser Wilhelmstrasse 59 II.

- Geheimer Kommerzienrat W. Kopetzky, Berlin NW 7, Unter den Linden 52.
- Prof. Lic. Dr. Koppelman, Privatdozent für Philosophie, Münster i. W., Breul 12.
- Dr. Ignatz Kornfeld, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Zelinkagasse 5.
- Dr. Anton von Kostanecki, o. Prof. d. R. am Polytechnikum Lemberg.
- Dr. iur. R. Kranenburg, Rechter in de Arrondissements-Rechtbank te Tiel (Holland).
- Dr. Oskar Kraus, Universitätsprofessor, Prag, Heuwagsplatz 8.
- Kgl. Kommerzienrat Max Krause, Steglitz, Kaiser Wilhelmstr. 4.
- Freiherr Krupp von Bohlen und Halbach, Essen (Ruhr.)
- Dr. jur. et phil. Bernhard Kübler, o. Professor d. R. an der Universität Erlangen, Luitpoldstr. 17.
- Rechtsanwalt Dr. Rob. Kück, Dominikanischer Legationssekretär, Hamburg, Ferdinandstrasse 22.
- Dr. jur. Edgar Kuhn, Nürnberg.
- Dr. med. H. Kurella, Sommer: Kudowa, Kr. Glatz; Winter: Bonn a. Rh. und Catania.
- Dr. G. Kuttner, Landrichter a. D., Privatdozent an der Universität Berlin, Grunewald, Höhmannstr. 6.
- Exz. Wirklicher Geheimer Rat Univ.-Prof. Dr. Laband, Strassburg im Elsass, Kaiser Wilhelmstr. 17.
- J. F. Landsberg, Amtsgerichtsrat in Lennep (Rheinl.) Mittelstr. 24.
- Oberlandesgerichtsrat L. Lang, Darmstadt.
- Dr. Josef Langer, k. k. Hof- und Gerichtsadvokat, Wien I, Bäckerstrasse 9.
- Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor D. Dr. Adolf Lasson, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 49.
- Dr. Rudolf von Laun, Universitätsprofessor, Wien VII, Wimbergergasse 30.
- Universitätsprofessor Dr. Paul Aug. Leder, Czernowitz, Franzensgasse 45.
- Universitätsbibliothek Leipzig (Dr. Boyser).
- Dr. Franz Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Marburg a. L.

- Geh. Justizrat Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor d. R. an der Universität Breslau, Gabitzstr. 188.
- Ludwig Leopold, Szekszárd, Ungarn.
- Dr. Alessandro Levi, o. Professor d. R. an der Universität Ferrara, Adresse: Venedig, 3897 Calle Avvocati.
- Dr. jur. I. A. Levy, Amsterdam, Heerengracht 210.
- Bankdirektor Gerhard Ley, München, Gabelsbergerstr. 48.
- Dr. iur. et phil. M. Liepmann, o. Professor der Rechte, Kiel, Roonstr. 2 I.
- Geh. Hofrat K. v. Lilienthal, Univ.-Professor, Heidelberg, Ziegelhäuser Landstr. 29.
- Dr. E. Liljeqvist, o. Professor der praktischen Philosophie an der Universität Lund.
- Geheimrat Professor Dr. Carl v. Linde, München 44.
- Justizrat Adolf Lindt, Rechtsanwalt, Darmstadt, Kasinostr. 22.
- Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, o. Prof. d. R. an der Universität Berlin, M. d. R. u. M. d. A., Hardenbergstr. 19, II.
- Dr. Alexander Löffler, Professor des Strafrechts an der Universität Wien, Wien XIX/1, Felix Mottlstr. 10.
- Geh. Justizrat Univ.-Professor Dr. E. Loening, Mitglied des Herrenhauses, Halle a. S., Händelstrasse 28.
- Dr. J. de Louter, Professor des Völkerrechts an der Universität Utrecht.
- Dr. Luther, Geschäftsführer des Preuss. Städtetags, Stadtrat a. D., Berlin NW. 23, Flensburgerstr. 10 II.
- Notar Wilhelm Lütkemann, Hannover, Prinzenstr. 2.
- Julian W. Mack, Iudge N. S. Commerce Court Washington, D. C.
- Maggi, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, Berlin W 35, Lützowstrasse 102—104.
- Rechtsanwalt Julius Magnus, Berlin, Dorotheenstr. 49.
- Dr. Géza v. Magyary, o. ö. Professor an der Universität Budapest, Budapest VIII, Jozsefkörut 37/39.
- Oberlandesgerichtsrat Mainhard, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 4.
- Dr. Julius Makarewicz, o. Prof. an der Universität Lemberg, Mochnackigasse 58.
- Justizrat Dr. Mamroth, Breslau, Schweidnitzerstrasse 27.
- Fabrikbesitzer Dr. jur. Otto Hanns Mankiewicz, Gerichts-assessor a. D. (i. F: P. Beiersdorf & Co., Chemische Fabrik Hamburg), Hamburg XXX, Eidelstedterweg 42.

- Rechtsanwalt S. Mankowsky, Berlin NW 7, Friedrichstr. 155.
 Exzellenz Wirkl. Geh. Rat von Martens †, St. Petersburg.
 Prof. Dr. Götz Martius, Kiel, Hohenbergstr. 4.
 Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, Nürnberg 24.
 Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. Paul Mauser, Oberndorf a./N.,
 (Württemberg).
 Rechtsanwalt Dr. Ernst Mayer, Budapest V, Leopoldring 17.
 Prof. Dr. jur. et phil. Max Ernst Mayer, Strassburg i. Els.,
 Orangerie 19.
 Univ.-Prof. Dr. Ernst Mayer, Würzburg, Randerseckstr. 33.
 Georg v. Mayr, Kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D., kgl.
 bayrischer Universitätsprofessor, München, Georgenstrasse 38.
 Floyd R. Mechem, LL. D., Professor of Law, Chicago.
 Dr. Meckenstock, Professeur à l'Université de Neuchâtel.
 Dr. Fritz Meili, o. Professor d. R. an der Universität
 Zürich, Zürich I, Stadthausquai 7.
 Rechtsanwalt W. Meinhardt, Berlin, Rauchstr. 11.
 Universitätsprofessor Dr. A. Meinong, Graz.
 Dr. S. M. Méamed, Schriftsteller, 7 Buckingham Mansions,
 Golder's Green, London N. W.
 Dr. Valamir v. Meltz, Universitätsdozent, Kolozsvár (Klausenburg).
 Landgerichtsrat Mende, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 189.
 Franz von Mendelssohn, Grunewald bei Berlin, Herthastr. 5.
 Generalkonsul Robert von Mendelssohn, Berlin W. 56,
 Jägerstrasse 51.
 Dr. A. Mendelssohn Bartholdy, o. Professor d. R. an
 der Universität Würzburg, Randersackerstrasse 5.
 Dr. phil. Wilhelm Merton, Frankfurt a. M., Guiollettstr. 24.
 Landgerichtsrat Dr. Arthur Meszlény, Privatdozent an der
 Universität Kolozsvár (Klausenburg) Budapest.
 Geh. Hofrat Dr. iur. et phil. Christian Meurer, o. Prof. d. R.
 an der Universität Würzburg, Lessingstr. 1.
 Rechtsanwalt Dr. Alex Meyer, Bonn, Wilhelmstr. 13.
 Assessor Dr. Alex Meyer, Frankfurt a. M., Beethovenstr. 23.
 Regierungs-Assessor Dr. Meyer-Edward, Darmstadt, Heiden-
 reichstrasse 37.
 Dr. Pl. Meyer von Schauensee, Obergerichtsvizepräsident,
 Luzern, Schweiz.

- Dr. Robert Michels, Prof. an der Universität Turin, Via A. Provana, 1.
- Dr. iur. Wilh. Edmund Milliet, Chef-Direktor der eidg. Alkoholverwaltung und o. Honorarprofessor an der Universität Bern, Länggassstrasse 31.
- Patentanwalt M. Mintz, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 93.
- Dr. Waldemar Mitscherlich, Professor der Staatswissenschaften an der Kgl. Akademie Posen.
- Dr. iur. W. L. P. A. Molengraaff, Universitätsprofessor, Utrecht, Molierstraat 1a.
- Regierungs-Assessor Walter Moll, Berlin NW 23, Brückenallee 36.
- Se. Exzellenz Staatsminister v. Möller, Berlin W, von der Heydtstrasse 12.
- Exzellenz Staatsminister von Moltke, Klein-Bresa bei Markt-Bohrau i. Schl.
- Exzellenz Eduard Graf Montgelas, Kgl. Bayer. Staatsrat i. a. o. D. und Gesandter, Dresden, Zinzendorfstr. 13 I.
- Dr. Bredov. Morgenstierne, Prof. d. R. u. d. Nat.-Oek., Christiania, Eilert Sundts Gade 41.
- Geh. Justizrat Dr. A. Mosse, Oberlandesgerichtsrat a. D., o. Honorarprofessor an der Universität Königsberg, Stadtrat von Berlin, Berlin W, Lichtensteinallee 2a.
- Dr. med. Max Moszkowski, Berlin-Grunewald, Herthastr. 2a.
- Prof. Dr. W. B. Munro, Harvard University, Cambridge (Mass.).
- Oberlandesgerichtsrat Georg Müller, Naumburg (Saale), Spechtsart 5.
- Hugo Münsterberg, o. Professor an der Harvard-Universität, Cambridge, Mass, U. S. A. z. Z. Berlin, America-Institut.
- Musée social, Paris, 5 rue Las Cases, Paris VII.
- Franz Nadastiny, Strafanstalts-Oberdirektor, Garsten (Oberösterreich).
- Dr. Johannes Nagler, o. Prof. d. R. an der Universität Basel, Sonnenweg 21.
- Privatdozent Dr. Hans Nawiasky, k. k. Postsekretär im k. k. Handelsministerium, Wien XIII 2, Einwanggasse 23.
- Erich Nehring, Konsistorialrat, Posen, Goethestrasse 16.
- Rechtsanwalt Dr. Oscar Netter, Berlin, Bayrischer Platz 4.

- Universitätsprofessor Dr. Neubecker, Berlin-Charlottenburg, Königsweg 31.
- Dr. Adolf Neumann-Hofer, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Detmold.
- Dr. iuris H. J. Nieboer, Haag, van den Eyndestraat 2.
- Dr. Johannes Niedner, o. Professor d. R. an der Universität Jena, Humboldtstr. 7.
- Dr. Theodor Niemeyer, o. Professor d. R. an der Universität Kiel.
- Ernest Nys, Conseiller à la Cour d'appel, 39 Rue Saint Jean, Bruxelles.
- Prof. Baron Boris Nolde, St. Petersburg, Furstadtskaia 20.
- Professor Dr. Nolens, Mitglied der 2ten Kammer, Haag (Holland).
- Norwegisches Nobelinstitut (Institut Nobel Norvégien), Kristiania, Drammensvei 19.
- Justizrat Dr. Hermann Oberneck, Rechtsanwalt am Kammergericht und Notar, Berlin, von der Heydtsstr. 8.
- Dr. Friedrich Oetker, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Sieboldstr. 8.
- L. Oppenheim, M. A. LL. D., Whewell Professor of International Law in the University of Cambridge, Whewell House, Cambridge, England.
- Dr. Franz Oppenheimer, Privatdozent an der Universität Berlin, Steglitz, Zimmermannstr. 12, III.
- Professor Dr. Albert Osterrieth, Berlin W 66, Wilhelmstr. 57/58.
- Geh. Hofrat Dr. Wilh. Ostwald, emer. Professor, Gross-Bothen (Kgr. Sachsen), Landhaus Energie.
- K. k. Hofrat Dr. Emil Ott, Universitäts-Professor, Mitglied des österr. Herrenhauses, Prag II, Kremnergasse 8 neu.
- Dr. jur. Alfred Frhr. v. Overbeck, o. Prof. der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz), Villa Félix.
- Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Paasche, Schlachtensee-Berlin, Adalbertstr. 27.
- Rechtsanwalt Dr. J. Paechter, Berlin W, Kurfürstenstr. 148.
- Antonio Pagano, Prof. libero di Filosofia del Diritto nella R^a Università di Roma, Capo Sezione nel Ministero di Grazia e Giustizia (Biblioteca), Roma, Via Nazionale 172.

- Eugen Panofsky, Bankier und Stadtrat, Berlin C. 2, an der Stechbahn 3/4.
- Referendar Dr. Hans Pasquay, Strassburg i. E., Ruprechtsauer Allee 7/I.
- Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der bayrischen Handelsbank, München, Bayrische Handelsbank.
- Dr. iur. A. v. Peretiatkowicz, Lemberg, Universität.
- Deputierter Jivoïn Péritch, Professor an der Universität Belgrad.
- P. Heinrich Pesch, S. J. (Adresse: Berlin-Marienfelde, Kloster vom guten Hirten, Lankwitzerstrasse).
- Dr. Igino Petrone, Privatdozent an der Universität Neapel; Napoli, R. Università.
- Dr. Pfahl, Syndikus der Handelskammer Halle a. S.
- Dr. Pfitzner, Berlin-Halensee, Joh. Sigismundstr. 9.
- Dr. Robert Piloty, o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg, Roonstr. 2 I.
- Dr. Karl Polenske, Privatdozent an der Universität Halle, Blumenthalstr. 15.
- Walter Pollack, Berlin-Charlottenburg, Berlinerstr. 48.
- Rechtsanwalt Jllés Pollak, Mitglied des Anwaltsenates der Krone und Kurie, Präsident des ungarischen Landesadvokaten-Bundes, Budapest, V. Nagykorona uter 34.
- Sir Frederick Pollock, 13 Old Square, Lincoln's Inn, London W. C.
- Dr. Stanislaus Posner, Advokat in Warschau, Membre associé de la Société d'études législatives à Paris, Membre de l'Institut du droit comparé à Bruxelles; Paris 7 me 2 rue Perrouet.
- Dr. Roscoe Pound, Professor of Law in the Harvard University, Cambridge (Mass.).
- K. k. Universitätsbibliothek Prag.
- Professor Dr. Hugo Preuss, Berlin W. 10, Matthäikirchstr. 29.
- Se. Exz. Dr. Peter Pustoroslew, ord. Professor des Strafrechts an der Universität zu Jurjew (Dorpat), Wirklicher Staatsrat; Jurjew (Dorpat), Rigaschestrasse 46.

Universitätsprofessor Dr. Ernesto Quesada, Buenos-Ayres, Plaza Libertad, Calle Libertad 946.

K. Regierungsdirektor Karl Ritter von Rasp, Generaldirektor der Bayerischen Versicherungsbank, München, Ludwigstr. 12, I.

Regierungsrat Dr. Rathenau, Berlin W., Meinekestrasse 7.

Dr. jur. Gustav Ratjen, Frankfurt a. M., Westendstrasse 101.

Ministerialrat Rau, Stuttgart, Kgl. Ministerium des Innern.

Dr. Adolfo Ravà, o. Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Messina.

Dr. Albert Redlich, Industrieller, Wien IX, Garnisongasse 3.

Dr. Herm. Rehm, o. Professor d. R. an der Universität Strassburg.

Dr. iur. et phil. Hans Reichel, o. ö. Professor an der Universität Zürich, Sonneggstr. 80.

Dr. Heinrich Reicher, † Universitäts-Professor, Filzmoos, Post Eben (Salzburg).

Geh. Justizrat Dr. Riesser, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin, W., Lichtenstein-Allee 4.

Viktor Ring, Senatspräsident am Kammergericht Berlin, Berlin W., Schöneberger Ufer 46.

Landes- und Gerichtsadvokat Dr. Michael Ringel, Lemberg, Walowastr. 111.

Robolski, Präsident d. Kaiserlichen Patentamts, Berlin SW. 68, Alte Jakobstr. 165.

Dr. Heinz Rogge, Kammergerichtsreferendar, Berlin.

Patentanwalt A. Rohrbach, Erfurt, Bahnhofstrasse 6.

Dr. jur. et phil. Walther Rohrbeck, Cöln a. Rh., Blumenthalstrasse 2.

Dr. Henri Rolin, Professeur à l'Université de Bruxelles, 10 rue T. B. Meunier, (avenue Brugmann), Oecle près Bruxelles.

Dr. Wilhelm Rosenberg, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien I, am Hof 11.

Rechtsanwalt Dr. Rosenmeyer, Frankfurt a. M., Schillerstr. 25.

Geh. Justizrat Dr. Eduard Rosenthal, o. Professor d. R. an der Universität Jena.

Landgerichtsdirektor Fritz Roterling, Magdeburg, Breiteweg 253.

Geh. Oberbauinspektor Richard Roth, Basel.

Dr. phil. Walther Rothschild, Verlagsbuchhändler, Berlin-Wilmersdorf, Brandenburgische Str. 41.

- Privatdozent Dr. Paul Rumpel, Neuchâtel, 16 Trois Portes.
Rechtsanw. Dr. S. Rundstein, Warschau, Tlomackiestr. 6/8.
Referendar Fritz Ruppert, Wiesbaden, Sophienstrasse 3.
Siegfried Sachs, Stellv. Handelsrichter beim Kgl. Landgericht I,
Berlin NW. 40, Hindersinstr. 4.
Dr. R. Saleilles †, Professeur à l'Université de Paris, 14 Rue
St. Guillaume Paris.
Universitätsprofessor Dr. Giuseppe Salvioli, Neapel, Via Atri 37.
Prof. d. Rechte L. von Savigny (†), Mitglied des Preuss. Herren-
hauses, Münster i. W.
Dr. Hugo Sawitz, Rechtsanwalt und Notar, Rostock i. M.,
Hopfenmarkt 17.
Universitätsprofessor Dr. Robert Schachner †, Jena.
Gerichtsassessor Dr. iur. et phil. Carl Ludwig Schimmel-
busch, Düsseldorf, Rubensstr. 4.
Geh. Justizrat Dr. S. Schlossmann †, o. Professor d. R. an
der Universität Kiel.
Rechtsanwalt Dr. Alexander Schmidt, Budapest, VI., Andrassy-
Strasse 10.
Dr. iur. Paul Schmidt, Wien XIII, Lainzer Str. 20.
Landrichter Dr. B. Schmidt-Blanka, Frankfurt a. M., Bocken-
heimerlandstr. 87.
Dr. Otto Schneider, Bankdirektor, Mannheim A, 2, I.
Dr. Schöndorf, Wien IX, Liechtensteinstrasse 45.
Professor Dr. Schott, Breslau, Dahnstrasse 5.
K. Schrader, Mitglied des Reichstags, Eisenbahndirektor a. D.,
Berlin, Steglitzer Strasse 68.
Dr. Hans Schreuer, o. Professor der Rechte an der Universität
Bonn, Schumannstr. 38.
K. k. Hofrat Dr. Emil Schrutka Edler v. Rechtenstamm,
o. Professor an der Universität Wien 19, Cottagegasse 56.
Hofrat Dr. J. Schulmann, k. b. freiresignierter Notar, München,
Leopoldstrasse 37.
Assessor Dr. Schultzenstein, Berlin W 57, Pallasstr. 7.
Geh. Reg.-Rat Dr. Schuppe †, ord. Professor der Philosophie,
Greifswald.
Dr. phil. Paul von Schwabach, Berlin, Behrenstr. 62.

- Justizrat Dr. J. Schwering, Hamm i. Westf., Ost-Str. 60.
- Justizrat Dr. Arnold Seligsohn, Berlin NW 7, Prinz Louis Ferdinandstrasse 1.
- Dr. Emanuele Sella, Professor an der Universität Sassari, Valle Mosso (Biella), Italien.
- Dr. iur. Gregor Semeka, Privatdozent, München, Gundelinenstrasse 5.
- Geh. Regierungsrat Dr. iur. h. c. Max Sering, o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Grunewald. Lucius-Str. 9.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Walther Seyfart, Greiz, Markt 14.
- Geh. Regierungsrat Dr. ing. Wilh. von Siemens, Berlin SW. 11, Askanischer Platz 3.
- Professor Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23.
- Dr. Alfred Silbernagel, Präsident des Zivilgerichts Basel, Leimenstrasse 66.
- Oberlandesgerichtsrat Dr. Wilhelm Silberschmidt, Zweibrücken, Villenstr. 7.
- Justizrat Dr. Max Silberstein, Berlin W, Margarethenstr. 7.
- Justizrat Dr. Hermann Veit Simon, Rechtsanwalt und Notar, Berlin, Victoriastr. 5.
- Rechtsanwalt Dr. Otto Simon, Mannheim.
- Dr. Soetbeer, Generalsekretär des Deutschen Handelstags, Berlin C2, Neue Friedrichstrasse 53—54.
- Exzellenz Dr. von P. Sokolowsky, Univ. Prof., Kurator des Südrussischen Lehrbezirks, Charkow.
- Se. Exzellenz Gouverneur Dr. Solf, Staatssekretär des Reichskolonialamts, Berlin.
- Dr. Felix Somló, o. Prof. d. R. an der Universität Kolozsvár (Klausenburg), Fadrusz János-utca 12.
- Amtsrichter Theo Sonnen, Köln-Marienburg, Goltsteinstrasse 199.
- Universitätsprofessor Dr. Hans Sperl, Wien XIX, Hofzeile 29.
- Dr. Ludwig Spiegel, Prof. d. R. an der deutschen Universität Prag, Prag II, Tyršgasse 7.
- Rechtsanwalt Eduard Staedel, Darmstadt, Elisabethenstr. 14.
- Rechtsanwalt und Notar Stahl, Syndicus der Grossh. Handelskammer Friedberg in Hessen, Bad Nauheim.

- Professor Dr. Ph. Stein, Frankfurt a. M., Jordanstrasse 19.
- Univ.-Prof. Dr. S. R. Steinmetz, Amsterdam, Amstel 65.
- Privatdozent Dr. Ludwig Stephinger, Tübingen, Christophstr. 30.
- Dr. Theodor Sternberg, Charlottenburg, Schlüterstr. 60.
- Geh. Regierungsrat Paul Stier, Direktor der Mitteldeutschen Bodenkredit-Anstalt, Greiz i. V.
- Dr. Stier-Somlo, o. Professor d. öffentl. Rechts an der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung, Köln a. Rh., Marienburgerstrasse 87.
- Beeidigter Rechtsanwalt Julius Strauss, Moskau, Zwetnai Boulevard 24.
- Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Dr. theol. Dr. med. Dr. iur. von Strauss und Torney, Senatspräsident des Oberverwaltungsgerichts, Berlin W 62, Bayreutherstr. 40.
- Univ.-Professor Dr. Georg von Streit, Königlich Griechischer Gesandter in Wien, Kaiser-Wilhelm-Ring 10.
- Dr. Gustav Stresemann, Mitglied des Reichstags, Dresden-A., Ferdinandstrasse 11, I.
- Universitätsprofessor Dr. Leo Strisower, Wien I, Lichtenfelsgasse 5.
- Dr. iur. Karl Strupp, Frankfurt a. M., Reuterweg 40.
- Justizrat Dr. Sturm, Naumburg a. S.
- Advokat Dr. iur. Alfred Stückelberg-v. Breidenbach, Mitglied des geschäftsleitenden Ausschusses des Schweizerischen Anwaltsverbands, Basel, Freiestrasse 107.
- Geh. Justizrat Dr. Ulrich Stutz, o. Professor d. R. an der Universität Bonn; Bonn, Simrockstr. 25.
- Dr. jur. Tso Tchun Tchou, Mitglied der Kaiserl. chines. Studienkommission, Berlin W 15, Kurfürstendamm 218.
- Dr. iur. Adolf Tecklenburg, Privatdozent an der Universität Bern, Länggasstrasse 75.
- Geheimer Rat Dr. August Thon †, o. Professor der Rechte, Jena, Fürstengraben 2.
- Dr. iur. Richard Thurnwald, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Museum für Völkerkunde, Berlin W 50, Nürnbergerstr. 23.
- Dr. Alexander Tille †, Saarbrücken III, Hellwigstrasse 1.
- Dr. Emanuel Tilsch †, o. Prof. d. R. an der böhm. Universität Prag.

- Ferdinand Tönnies, ordentl. Honorarprofessor an der Universität Kiel; in Eutin, Auguststrasse 8.
- Patentanwalt B. Tolksdorf, Berlin W 9, Potsdamerstr. 127/128.
- Oberrichter Dr. iur. Fritz Trüssel, Bern, Beatusstr. 32.
- Handelskammer-Syndikus Dr. Trumpler, Frankfurt a. M.
- K. Universitätsbibliothek Tübingen (Oberbibliothekar Geiger).
- Dr. Alexander Turnowsky, Maros-Vásárhely (Ungarn).
- Dr. Ginzo Uchida, Professor an der Universität Kyoto-Yoshida-machi, Kyoto, Japan.
- Rechtsanwalt Dr. Josef Ujlaki, Budapest, VI. Terézkörút 46.
- Geh. Rat Prof. Dr. E. von Ullmann †, München, Ludwigstr. 29.
- Vereinigung der Ungarischen Beeideten Patentanwälte, Budapest, G. P. O. Post-Box 13.
- Bureau international de l'Union de la propriété industrielle, Berne, Helvetiastrasse 7.
- Advokat Dr. Ludwig Urbach, Budapest, V Tükör utcza 2.
- Professor Dr. N. af Ursin, ehem. Vicepräsident des Finnländischen Landtags in Turku (Åbo) Finnland.
- Michelangelo Vaccaro, professore nella R. Università di Roma, Deputato al Parlamento nazionale.
- Univ.-Prof. Dr. C. W. A. Veditz, Washington, z. Zt. Paris, 12 rue Vinense.
- Dr. A. Vierkandt, Professor an der Universität Berlin, Gross-Lichterfelde, Wilhelmstr. 22.
- Dr. Paul Vinogradoff, Corpus Professor der Rechte, Oxford, 19 Linton Road, Oxford.
- Dr. H. L. A. Visser, Advokat, Amsterdam, Keizersgracht 528.
- Exzellenz Staatsminister Graf Vitzthum v. Eckstädt, Dresden, Seestr. 18.
- Akademieprofessor Dr. Andreas Voigt, Frankfurt a. M.-Eschersheim, Neumannstrasse 187.
- Geheimrat Dr. Johannes Volkelt, o. Universitätsprofessor, Leipzig, Auenstr. 3 II.
- Rechtsanwalt Dr. iur. Karl Vonschott, Bielefeld i. Westf., Marktstrasse 4.
- Rechtsanwalt Dr. Leo Vossen, Aachen, Heinrichs-Allee 39.

- Dr. F. Wachenfeld, o. Prof. d. R. an der Universität Rostock, Rostock i. M., Georgstrasse 96.
- Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat Dr. Waentig, Dresden A., Striesener Platz 16.
- Dr. L. Wappes, Regierungsdirektor der K. Regierung der Pfalz, Kammer der Forsten, Speyer, Hauptstrasse.
- Max M. Warburg, Hamburg, Ferdinandstrasse 75.
- Gerichtsassessor Erich Warschauer, Kattowitz, Bismarckstr. 11.
- Rechtsanwalt Dr. Martin Wassermann, Hamburg, Neuerwall 34.
- Dr. Rudolf Wassermann, München, Herzog-Spitalstr. 23.
- Prof. E. Waxweiler, Direktor des Solvay Soziologischen Instituts, Leopoldspark, Brüssel.
- Professor Dr. jur. et phil. Adolf Weber, Handelshochschule Köln, Köln-Marienburg, Robert Heuserstrasse 12.
- Dr. Weber, M. d. R., Löbau (Sachsen).
- Dr. jur. Werner Wedemeyer, a. o. Prof. der Rechte, Kiel, Adolfstrasse 52 I.
- Landrichter Dr. Ernst Weigelin, Stuttgart, Johannesstr. 55 I.
- Geh. Justizrat Dr. J. Weismann, o. Prof. d. R. an der Universität Greifswald.
- Dr. jur. Alexander Welkow, Ministerial-Hilfskonzipist, Budapest IX, Üllör út 3.
- Universitätsprofessor Dr. von Wenckstern, Breslau XVIII, Kleinburgstrasse 21.
- Dr. Leopold Wenger, o. Prof. d. R. an der Universität München, Adelheidstrasse 15.
- Dr. Felix Wieland, Rechtsbeistand der K. Deutschen Botschaft in Frankreich, Paris, 49 rue de Trévisé.
- Gerichtsassessor Dr. iur. August Erich Wiener, Juristischer Hilfsarbeiter im Kaiserlichen Patentamt, Berlin W 30, Maassenstr. 22.
- Dr. v. Wiese und Kaiserswaldau, Professor der Nationalökonomie an der Akademie für kommunale Verwaltung und Studiendirektor der akademischen Kurse für allgemeine Fortbildung und Wirtschaftswissenschaften, Düsseldorf, Brehmstr. 34.
- Justizrat Dr. R. Wildhagen, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, Leipzig, Ferdinand Rhodestr. 34.
- Gerichtsassessor Dr. Ernst Winckler, Leipzig, Ranstädtersteinweg 4 II.

Dr. R. Wirth, Frankfurt a. M., Taunusstr. 1.

Lycealprofessor Dr. M. Wittmann, Eichstätt.

Paul Wölbling, Magistratsrat in Berlin, Eichwalde, Krs. Teltow.

Staatsanwalt Ernst Wolff, Landsberg a. Warthe.

Rechtsanwalt Dr. Bernhard Wolff, Frankfurt a. M., Bockenhheimer Landstr. 2.

Dr. Julius Wolff, Leiter der Zentral-Auskunftsstelle für Auswanderer, Berlin W. 35, Am Karlsbad 9/10, III.

Dr. Martin Wolff, a. o. Professor d. R. an der Universität Berlin, Halensee, Halberstädterstrasse 2.

Dr. J. Wolterbeek Muller, Advocaat, Haag, van Speykstraat 5.

Kgl. Württ. Zentralstelle für Gewerbe und Handel, Stuttgart.

Rechtsanwalt Dr. Albert Wulff, Hamburg, Admiralitätstr. 81.

Landrichter Dr. Carl Wunderlich, Leipzig, Lampestrasse 1 II.

Exz. Wirkl. Geh.-Rat Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig, Schwägrichenstrasse 17.

Koichi Yamaguchi, Prof. an der Handelshochschule und an der Kaiserlichen Adelsschule zu Tokio. Tokio, Ushigome Wakamatsu Cho 119.

Oberlandesgerichtsrat Dr. A. N. Zacharias, Hamburg, Adolfstrasse 74.

Dr. Wladislaw Francowič Zaleskij, Wirklicher Staatsrat und Prof., Kasan, Universitätsplatz, eigenes Haus.

Rechtsanwalt Dr. iur. Heinrich Zeller, Zürich I, Rennweg 10.

Dr. iur. Heinrich Ludwig Zeller, Darmstadt, Hochstr. 66 II.

Siegmund Ziegler, Direktor, Rossitz b. Bränn.

Univ.-Prof. Dr. Theobald Ziegler, Strassburg i. E., Fischartstrasse 22.

Hugo Zietz, i/Fa. Orientalische Tabak- und Zigarettenfabrik Yenidze, Dresden, Weisseritzstr. 3.

Geheimer Justizrat Dr. Ernst Zitelmann, o. Prof. d. R. an der Universität Bonn.

Rechtsanwalt Dr. Zöphel, Leipzig, Peterssteinweg 19 II.

II.

Rechts- und Staatsphilosophie. Allgemeine Rechts- und Staats- lehre. Rechtspädagogik.

Ueber die Philosophie des Zivilprozesses.

Von

Josef Kohler.

Auch unser heutiger Prozess hat noch seine formellen Beziehungen und Handgriffe, ohne die er sich nicht gestalten kann, wenigstens so lange nicht andere Hilfsmittel der Entwicklung gefunden sind. Wir haben zwar neben dem Parteiverfahren ein Untersuchungsverfahren, betrachten aber immerhin das Parteiverfahren als die regelmässige Weise des Zivilprozesses; wie sehr wir davon durchdrungen sind, zeigt sich darin, dass wir in Fällen, in denen es an einer Partei fehlt, eine künstliche Partei bilden, nur um die Form des Parteiprozesses zu wahren, wie z. B. im Entmündigungsverfahren vor dem Landgericht; und auch wenn wir einen Prozess in bezug auf Rechte an einem Grundstück zu führen haben, das keinen Eigentümer hat, so können wir in keiner anderen Weise vorgehen, als dass wir eine Persönlichkeit hinstellen, gegen die wir den Prozess führen mit der Wirkung, dass die Rechte am Grundstück dadurch prozessualisch geregelt werden.

Ebenso gehen wir immer noch von dem Satze aus, dass es nur zwei Parteien gibt, beim Prozess wie beim Zweikampf; und wenn mehrere Interessen zu gleicher Zeit geregelt werden sollen, so greifen wir zu dem Kunstmittel, dass wir mehrere Prozesse bilden, die zeitlich und örtlich zusammengelegt werden; und wenn etwa der Prozess des A. gegen B. zu gleicher Zeit auch gegen den C. wirken soll, so müssen wir gewisse Umwege wählen, indem wir den C. herbeiziehen, wie wenn er für den B. tätig sein wollte, — auch wenn er es nicht will. Oder wenn

wir sonst bestrebt sind, Rechtsverhältnisse so zu ordnen, dass eine Reihe von Personen dabei gleichmässig betroffen werden, so müssen wir regelmässig in der Art helfen, dass wir die Personen als Parteien oder als Parteigehilfen heranziehen; und was namentlich die Hauptintervention betrifft, so hat man im kanonischen Mittelalter sich die erdenklichste Mühe gegeben, hierfür eine richtige Konstruktion zu finden, ist aber schliesslich zu der Aushilfe gelangt, zwei Prozesse anzunehmen, einen Prozess zwischen den ursprünglichen Parteien A und B und einen Prozess des Intervenienten gegen einen oder beide dieser Parteien, — eine etwas klägliche Aushilfe, der man die Not des Augenblicks ansieht.

Sollen wir nun diese Handgriffe und Werkzeuge des Zivilprozesses, mit denen wir operieren, bei Seite legen, um ohne sie alle diese Interessen zu begleichen?

Gewiss nicht; nichts wäre törichter, als wenn jemand, sobald die Handgriffe nicht ganz nach seinem Sinne sind, sie einfach bei Seite werfe und ohne solche Hilfsmittel schaffen wollte. Hier kann nur die Zeit helfen, die uns allmählich neue Weisen lehrt; denn auch im Zivilprozess gibt es noch Entdeckungen zu machen, und wenn solche gemacht sind, dann wird man über Unvollkommenheiten unseres bisherigen Prozesses hinwegschreiten können. Vor allem ist es der englische Prozess, in welchem die Keime neuer Hilfskräfte schlummern; man denke an den Interpleaderprozess u. a.

Wenn wir auf frühere Zeiten zurückblicken, so finden wir noch ganz andere Beschränkungen, über die man auf indirektem Wege hinauszukommen suchte. Lange Zeit war eine Stellvertretung im Prozess ganz ausgeschlossen, ja sie galt als undenkbar; und wenn man darum mit Hilfe einer Zwischenperson prozessieren wollte, so musste man durch notdürftige Umgehungen den Interessen nachkommen. Man denke sich die Angst und Qual des römischen Prozesses, — wie hier die Formel auf den cognitor gestellt wurde und dann wieder die Folgen des Prozesses künstlich an die Partei zurückgelangen mussten!

Aber andere Rechte waren in gleicher Weise an solche Schranken gebannt; so das deutsche Recht, und auch der Islam hat sich nur schwer zur Stellvertretung im Prozess bekehrt. Sollten im Prozess nicht die Parteien Aug in Aug einander gegenüberstehen! Sollte eine Zwischenperson sich in die intimen Rechtshandel hineinmischen! Sollte da, wo durch Eid und feierliche Erklärung alles erledigt wurde, ein Dritter für die Partei auftreten dürfen! Das waren alles sehr schwierige und in das Innere des gesellschaftlichen Daseins hineingreifende Fragen, und es war

schon ein ungeheurer Triumph des Geschäftslebens, als man sich allmählich über diese Bedenken hinwegsetzte.

So ist auch die Prozessstandschaft ein Schritt gewesen zur Befreiung des Parteibegriffes von dem materiellen Recht; dass jemand Partei sein kann, ohne einen Ausspruch zu behaupten oder ohne dass gegen ihn ein Anspruch behauptet wird, ist eine bedeutungsvolle Errungenschaft des Prozesses und für viele Interessen das unentbehrliche Mittel. Ich glaube aber nicht, dass wir deswegen den Parteibegriff vollkommen von dem materiellen Rechte loslösen sollen. Wer ein Recht behauptet, ist an und für sich Partei; wer aber behauptet, dass ein anderer ein Recht habe, ist als Prozessstandschafter nur in dem beschränkten Masse zuzulassen, in welchem die Interessen der Rechtsordnung ein solches Mittel erheischen, wie namentlich, wenn der Ehemann im gesetzlichen Gütersystem einen Anspruch der Frau gegen Dritte geltend macht.

Wie vorsichtig man in der Prozessneuerung sein muss, beweist folgendes:

Eine der wichtigsten Einrichtungen, die dem Prozess nicht fehlen darf, hat unser Prozess aufgegeben zum grossen Schaden der Prozessbeschleunigung und der sachgemässen Prozessentwicklung. Von altersher bestand der wichtige Abschnitt der Litiskontestation, er spielte im germanischen Recht und im kanonischen eine grosse Rolle. Im germanischen Recht ist es die Unterwerfung unter die künftige Gerichtsentscheidung, die namentlich im fränkischen Rechte bedeutsam war; im kanonischen Rechte ist es die gegenseitige Erklärung über die Grundlagen des eingeleiteten Prozesses, bei welcher zu gleicher Zeit die wichtigen Prozesseide abgelegt wurden. Diese Litiskontestation verblieb im Prozess bis zum jüngsten Reichsabschied vom Jahre 1654, worin man eine besondere Beschleunigung einzuführen glaubte, indem man auf sie verzichtete, um sogleich in die Einzelheiten des Rechtstreites einzutreten. Das hatte zur Folge, dass der ganze Prozess, durcheinandergerührt, der klaren Gliederung entbehrte; es hatte aber auch die praktische Folge, dass eine Menge Zeit und Kraft nutzlos vergeudet wurde, die sich ersparen liess, wenn man sich im Litiskontestations-Termin über die Grundlagen des Prozesses geäussert hätte.

Das französische Recht und das englische behielten die Litiskontestation bei; und die österreichische Zivilprozessordnung hat sie wieder übernommen in der Gestalt der ersten Tagsatzung, und ebenso die ungarische Zivilprozessordnung. Es handelt sich

darum, dass in einem ersten Termin die Parteien aufeinanderprallen und dabei die Grundlagen des Prozesses, namentlich auch die Fragen über die Prozessvoraussetzungen, Zuständigkeit usw. erörtert werden. Dazu kommt, dass hier auch eine Menge von materiellen Fragen sofortige Erledigung findet. Der Beklagte wird vielleicht den Anspruch ganz oder teilweise anerkennen, der Streit wird sich auf einige wenige Punkte zusammendrängen, und auf solche Weise wird eine Menge von unnötigem Ballast sofort beseitigt; während bei uns der Kläger mit der vollen Wucht der Tatsachen in die erste Verhandlung eintreten, der Beklagte auf alles dieses sich haarklein äussern muss und auf solche Weise ein gegenseitiges Kreuzfeuer losbrennt, welches grossentheils unnötig ist, weil sich nachträglich herausstellt, dass der ganze Streit sich auf ein weit geringeres Gebiet erstreckt.

Die früheren Gesetze hatten auch den Grundsatz aufgestellt: die Litiskontestation entscheidet, ob der Prozess ein kontradiktorischer oder ein Versäumnisprozess ist. Ganz wie im fränkischen Rechte der Prozess kontradiktorisch weiterging, wenn der Beklagte das Urteilsgelöbnis geleistet hat, ganz ebenso tritt man im französischen und österreichischen Prozess in das kontradiktorische Verfahren ein, sobald der Beklagte zur Litiskontestation erschienen ist.

Unsere Zivilprozessordnung fand sich in Ermangelung eines solchen Termines ausser Stand, einen Einschnitt zu machen, bei welchem die Frage des kontradiktorischen oder nicht-kontradiktorischen Prozesses ein und für allemal abgeschlossen war. Sie kam auf solche Weise zu dem System, den Beklagten auch dann, wenn er in früheren Terminen anwesend war, sobald er in einem späteren Termin nicht erscheint, für säumig zu erklären, sodass, was er in einem früheren Termin getan, einfach zusammenfällt; ein Verfahren von unbegreiflicher Unnatur, das nur bei dem Gaukelspiel des Einspruchs möglich ist, aber auch so noch die grössten Absonderlichkeiten bietet.

Es war deswegen eine geniale Aenderung des österreichischen wie des ungarischen Zivilprozesses, als man zur ersten Tagsetzung und dadurch zur Litiskontestation zurückkehrte.

*

*

*

Nicht jede Entscheidung des Rechts ist eine direkte Erledigung der Prozesslage, sondern sehr häufig gibt die Rechtsordnung nur einen gewissen Vorläufer, aus dem indirekt die Erledigung der Parteiinteressen hervorgeht. Wenn in Rom die Schranke galt, dass das Urteil nur auf Geld gehen durfte, so

konnte eine Sachexekution nie erzielt werden, man konnte nur in der Art auf den Beklagten drücken, dass man durch strenges Anziehen des Entschädigungsbegriffes ihn zur richtigen Erfüllung nötigte. In England musste man den Equity-Prozess herbeirufen, um eine spezifische Erfüllung erzwingen zu können, weil der ordentliche Prozess nur zur Entschädigung führte, und der Equity-Prozess operierte wieder mit indirekten Hilfsmitteln, mit Androhung und Festnahme. Lange Zeit hat sich auch das französische Recht gesträubt, eine andere Verurteilung als eine Verurteilung auf eine Sachleistung anzuerkennen, und die Klage auf ein *facere* wurde in eine Klage auf eventuelle Entschädigung umgebogen, bis schliesslich die Praxis von sich aus zu einer Rechtsänderung gelangte; diese trat ein, als man den Beklagten in solchem Falle nicht nur auf Entschädigung für vergangenes Tun verurteilte, sondern ihm eine Entschädigung auch für den Fall des künftigen Nichthandelns auferlegte, welche angebliche Entschädigung nichts anderes war als ein Druck, um auf sein künftiges Handeln einzuwirken. Bei uns ist man weiter gegangen, aber auch hier musste man aus sozialen Gründen baldigst halt machen: weder die Klage auf eine künstlerische Aufführung, noch die Klage auf eine Dienstleistung solle durch einen derartigen Zwang zur vollständigen Verwirklichung gebracht werden dürfen, und so gibt es auch bei uns noch eine Reihe von Fällen, in denen man zwar vollständig verurteilen, aber nur beschränkt vollstrecken kann; ein Urteil mit unvollkommener Vollstreckung ist aber nur ein unvollkommenes Urteil. Ich will nicht sprechen von der Klage auf Eheschliessung, denn wenn wir diese beseitigt haben, so liegt der Grund darin, dass wir eine Verpflichtung zur Eheschliessung überhaupt nicht mehr anerkennen. Aber auch was das Verhältnis unter Ehegatten betrifft, so haben wir zwar eine Verurteilung zur Herstellung des ehelichen Lebens, die aber gleichfalls unvollstreckbar ist, und wir sind nicht mehr so naiv wie unsere Vorfahren, wie z. B. das Gericht in Offenburg im Jahre 1586 (Alt-Offeburger 25. 9. 1910):

Freitag nach purificationis Mariae den 7. Februar 1586.

Lorentz Kabis dess schuemachers haussfraw soll ime nochmalen inn crafft durch den geistlichen richter zu Strassburg super cohabitatione ergangnen bscheidts vnd daruff durch m. h. ergangne erkhandtnus innerhalb II tagen ehliche beywhonung leisten, dessen durch den rathsknecht ermanth vnd vff den fahl der verweigerung allsdann eingesetzt werden.

Die Verurteilung zur Herstellung des ehelichen Lebens kann bei uns höchstens als eine deklaratorische Erklärung gelten, dass die Eheverhältnisse so gestaltet sind, dass der Beklagte keinen

begründeten Anlass hat, das Zusammenleben zu verweigern, woraus dann die entsprechenden praktischen Folgerungen zu ziehen sind.

Ich möchte auch noch auf die sogenannten Mockurteile hinweisen, welche zwar eine Verurteilung enthalten, aber eine Verurteilung auf etwas, was so viel wie nichts ist, wie z. B. die Verurteilung auf den Schatten eines Schildes, die man s. Zt. zu Gunsten eines Ehrlosen aussprach, um ihn für eine Ehrverletzung zu entschädigen, und ähnliche absonderliche Dinge, in denen sich nicht nur der Volkswitz betätigte, sondern auch zugleich der rechtliche Gedanke zutage trat, dass zwar eine Prozesserledigung erfolgen müsse, aber eine effektive Verurteilung nicht geschehen dürfe. Ein Mockurteil dieser Art ist das Porzia Urteil, welches dem Shylock gestattet, das Pfund Fleisch zu schneiden, aber ohne Blut zu vergiessen. Das ist eine Verurteilung, welche ihm scheinbar sein Recht gibt, aber mit einer solchen Klausel, dass sein Recht gar nicht zum Vollzug gelangen kann.

Alle diese Fälle zeigen, wie relativ der Zivilprozess ist, und wie die Rechtsordnung durchaus nicht die Machtmittel besitzt, um all und jeden Rechtsanspruch gegen den Schuldigen durchzusetzen, und dass sie sich häufig mit Scheinverurteilungen begnügt, eben um die Anknüpfung an die in anderen Fällen stattfindende effektive Rechtswirkung nicht zu verlieren.

*

*

*

Man spricht manchmal, um eine von allen formellen Handhaben und damit auch von allen sicheren Hilfsmitteln befreite Justiz zu bezeichnen, von Kadijustiz; aber das tun nur diejenigen, die selbst einen Kadi noch niemals haben urteilen sehen. In Algier, wo ich anwohnte, als ein Kadi in einer Moschee nach dem malekitischen Rechte judizierte und ich mich durch die französisch sprechenden Anwälte informieren konnte, vollzog sich der Prozess ganz anders: es wurden die Autoritäten angerufen, vor allem Ehem Acem, und ein Gehilfe des Kadi las verschiedene Präjudizien vor, worauf dann der Kadi judizierte und zwar in der Weise, wie es gerade der Entscheidung des Ehem Acem entsprach. Und in Marokko zeitigt die Kadijustiz noch ganz andere Dinge, denn dort sind es hauptsächlich die Eideshelfer der Parteien, welche für die Entscheidung des Richters die Grundlage bieten. Die Annahme, dass hier vollständige Disziplinlosigkeit herrsche, zeugt von Unkenntnis der Sachlage; die Eigenart der Kadijustiz besteht nicht in rechtlicher Willkür, sondern darin, dass die Parteien mit einer fast abergläubischen Verehrung sich der Entscheidung des Kadi unterwerfen.

Die staatliche Gemeinschaft als Organismus.

Von

Dr. Bredo Morgenstierne,

Professor der Rechte und der Nationalökonomie an der Universität
Christiania.

(Schluss.)

Es gibt keine staatliche Gemeinschaft, in der nicht eines oder mehrere der genannten Momente sich bis zu einem gewissen Grade geltend machen, sodass — wie oben nachgewiesen — eine durchaus scharfe, sozusagen individuelle Begrenzung der Gemeinschaft eine Unmöglichkeit ist. Aber es gibt staatliche Gemeinschaften, in denen diese Momente sich relativ wenig geltend machen, staatliche Gemeinschaften, die so entschieden lokal und national abgegrenzt, so zentralisiert in ihrer Regierung und einheitlich in ihrem Bau und ihren Elementen sind, dass die Auffassung einer solchen Gemeinschaft als Organismus, als eines lebendigen, bewussten, einheitlichen Wesens dem Gedanken nicht unnatürlich fällt.

Ich nenne z. B. die französische Staatsgemeinschaft. Hier sind die Grenzen des Territoriums zum grossen Teil geographisch natürliche, die Kolonien spielen eine relativ weniger hervortretende Rolle. Die staatliche Gemeinschaft ist eine alte Gemeinschaft mit einer langen Geschichte. Wenigstens vom Ende des 12. Jahrhunderts muss man Frankreich als ein in der Masse territoriales, staatsrechtliches, nationales, sprachliches und literarisches konsolidiertes Ganzes ansehen, dass es als eine Gemeinschaftseinheit mit ihrem nationalen Sondergepräge aufgefasst werden kann. Wie diese Gemeinschaft jetzt hervortritt, wirkt sie in besonderem Masse homogen. Der französische Nationaltypus ist ausgeprägt und gleichartig, und verhältnissmässig wenig Franzosen leben unter der Herrschaft eines andern Staats als unter derjenigen Frankreichs. Umgekehrt finden wir — abgesehen von den Kolonien — auch nicht besonders viele Nicht-Franzosen unter französischer Herrschaft. Die französische Sprache unterscheidet sich durchaus von jeder anderen Sprache (wenn sie auch in einigen, nicht-französischen Ländern wie in einem Teile der Schweiz und Belgiens und Deutsch-Lothringens gesprochen wird), und die französische Staatsregierung ist im höchsten Grade zentralisiert und trägt ein stark einheitliches Gepräge.

Hat man nun eine solche, national gesammelte, als Staat organisierte Gemeinschaft vor sich —, und dies gilt ja, wenn auch in

verschiedenem Masse, für jede zivilisierte staatliche Gemeinschaft — so kann man nicht leugnen, dass sie einen so hohen Grad der Begrenzung, Einheit und Bestimmtheit erreicht hat, dass sich reichlich Gelegenheit bietet zu Analogien mit dem höher entwickelten, tierischen Organismus, z. B. dem menschlichen Individuum. Man hat wohl Ursache, von der Entwicklung und dem Wachstum einer solchen Gemeinschaft zu reden, übereinstimmend mit den allgemeinen Lebensgesetzen, was Konzentration, Differentiation, steigende Einheitlichkeit und Bestimmtheit betrifft; man kann reden von dem Fortgang oder Rückgang in bezug auf Gesundheit und Kraft, von den vielerlei Funktionen und dem eigenartig geprägten Leben, von dem bestimmten physischen und psychischen Typus der Gemeinschaft. Man kann ferner sehr gut von einem Willen der Gemeinschaft reden, der durch eine ganze Reihe verschieden gearteter Organe, jedes mit seinen besonderen Funktionen, zur Geltung kommt und sich in Handlung umsetzt. Die Nährtätigkeit, die formenbildende und die sich-behauptende, politische Tätigkeit bieten grosse Ähnlichkeiten mit den verschiedenen Kräften und Tätigkeiten in dem höheren tierischen Organismus. Die Einheitlichkeit der Gemeinschaft tritt klar zu Tage in der Wechselwirkung zwischen ihren Elementen, sodass namentlich gewisse Störungen in der Harmonie (z. B. im Verhältnis der Anzahl zwischen den Geschlechtern) eine ausgleichende Tendenz haben, und krankhafte Zustände in einem Teile des sozialen Körpers ihren Einfluss auf das Wohlergehen und die Lebenskraft der ganzen Gemeinschaft ausüben. Man kann von einem gemeinsamen Nationalbewusstsein reden, genährt durch die historischen Denkmäler, durch die Volkseigentümlichkeiten, und von dem, was man das nationale Selbstgefühl und die nationale Selbstbehauptung nennen könnte, mit dem ganzen Gewebe von praktischen Interessen und antipathischen und sympathischen Gefühlen, die darin einbegriffen sind. In dem wechselseitigen Verhältnis zwischen der Gemeinschaft auf der einen Seite und der Familie oder dem Individuum auf der andern, wird vieles an das Verhältnis zwischen dem Organismus und der Zelle erinnern: Die ganze Gemeinschaft setzt sich zusammen aus, lebt und wirkt durch jene Elemente, die wieder ihrerseits allein als Elemente einer Gemeinschaft des Lebens und Funktionierens fähig sind. Gerade in der am höchsten entwickelten Gemeinschaft, der einheitlichen staatlichen Gemeinschaft, kommt die oben erwähnte Betrachtung am stärksten zur Geltung, indem die Gemeinschaft dem einzelnen Individuum gegenüber hervortritt als eine von ihm unabhängige Realität, eine kompakte Einheit, die es nur in minimalem Masse beeinflussen kann, die aber ihrerseits eine zwingende Gewalt auf es ausübt, es in ihrem Bilde formt und überall

seinem Willen Schranken setzt. Endlich kann man auch nichts einwenden gegen die z. B. von Schäffle und Lilienfeld gezogene Analogie zwischen der Gemeinschaft in diesem Sinne und dem individuellen Organismus, nach der nicht nur die Zelle durch die Mitglieder der Gemeinschaft, sondern auch die Interzellularsubstanz durch die vielerlei Vorräte und äusseren Einrichtungen der Gemeinschaft vertreten ist.

Ist nun alles dieses nur ein Vergleich oder etwas anderes und mehr? Meines Erachtens muss die Antwort lauten, dass im Verhältnis zwischen der Gemeinschaft und dem tierischen Individuum nur von mehr oder weniger treffenden Vergleichen die Rede sein kann, die dazu dienen mögen, den Bau und die Funktionen der Gemeinschaft näher zu beleuchten. Dagegen ist es mehr als ein Vergleich, nämlich eine volle Realität, dass die Gemeinschaft in ihrer hier behandelten, höchsten Form eine Einheit bildet, die im Gegensatz zu dem mechanischen Konglomerat oder der amorphen Masse insofern eine organische Einheit oder ein lebender Organismus genannt werden kann, als der letztere sich aus lebendigen, genau verbundenen und zusammenwirkenden Wesen zusammensetzt, und dass er gegliedert und mit Organen versehen ist, jedes mit seinen bestimmten Funktionen, dass sich durch die ganze Gemeinschaft jene Wechselwirkungen geltend machen, dass er wollend und handelnd auftreten kann und von einem gemeinsamen Gewusstsein durchdrungen ist.

Ich glaube deshalb, dass man mit Recht die am höchsten entwickelte nationale staatliche Gemeinschaft (also nicht eigentlich der Staat im juristisch-technischen Sinne) einen Organismus oder — wenn man es zum Unterschied von dem individuellen Organismus vorzieht — einen Überorganismus¹⁾ nennen darf. Man könnte auch die staatliche Gemeinschaft „eine Organisation“ oder „einen kontraktlichen Organismus“²⁾ nennen, falls man in dieser Bezeichnung das Bewusste hervorzuheben wünscht, das sich in der Entwicklung zur Gemeinschaft geltend macht. Man muss nur darauf aufmerksam sein, dass es infolge des oben Entwickelten keinerlei scharfe, begriffsmässige Grenze gibt für das, was man mit Recht einen solchen Überorganismus, ein einheitliches Wesen nennen kann. Alles ist hier relativ zu fassen. Innerhalb aller gemeinschaftsmässigen Gruppierungen kommt eine mehr oder weniger stark hervortretende Organisation, Einheit, Abgrenzung und ein dementsprechendes Leben zur Geltung. Man darf darum nicht einen solchen Ausdruck gebrauchen, wie dass „die Gesellschaft“ ein Organismus oder Über-

¹⁾ Worms: Organisme et Société.

²⁾ Fouillée: La science sociale contemporaine.

organismus, ein lebendiges, beseeltes, einheitliches Wesen sei; sondern man kann sagen, dass sich unter den vielfachen Gesellschaftsbildungen einige finden, die am höchsten entwickelt sind; diese nähern sich diesem Ziel, und in vielen Hinsichten entwickeln sie sich, leben und wirken sie in einer ähnlichen Weise wie der am höchsten entwickelte individuelle Organismus.

Wir haben hier davon gesprochen, wie man die einzelne konkrete Gesellschaft auffassen kann. Man wird aber darauf achten müssen, dass die Biologen, wenn sie von der Entwicklung der Gesellschaft als von einem organischen Prozess reden, häufig nicht so sehr an die Entwicklung der einzelnen, konkreten Gesellschaft als vielmehr an die gemeinschaftsmässigen Bildungen unter den Menschen im allgemeinen. Man redet davon, wie die Entwicklung von der Horde zum Stamm, Volk, der Nation usw. geht, und man denkt hierbei weniger an die Entwicklung der einzelnen, konkreten Gesellschaft als daran, wie diese Gruppenbildungen überhaupt während der vorwärtsschreitenden Kulturentwicklung einander ablösen, wie die Gemeinschaften sich immer mehr abgrenzen, konzentrieren und vervielfältigen unter der Herrschaft der allgemeinen Entwicklungsgesetze.

Von diesem Gesichtspunkt also sieht man die ganze Menschheit wesentlich als eine Einheit, innerhalb welcher die geschilderte, gemeinschaftsmässige Entwicklung vor sich geht, und ganz natürlich stellt sich dann dem Gedanken als ein Zukunftsziel dieser Entwicklung eine gemeinsame Organisation der ganzen Menschheit dar, bei welcher allerdings die besonderen Nationalitäten und staatlichen Gemeinschaften ihren Charakter als solchen bewahren müssen, in der aber doch die gemeinsamen Aufgaben durch gemeinsame Organe gelöst würden, und in der die Konflikte, die jetzt das Schwert löst, im wesentlichen nach denselben Prinzipien gelöst würden, die augenblicklich für Konflikte innerhalb der einzelnen Staatsgemeinschaften gelten. Darauf werde ich jedoch in diesem Zusammenhang nicht näher eingehen.

*

*

*

Wir wollen uns nun am Ende die Frage stellen, was wir aus der oben gegebenen Darstellung der Natur der menschlichen Gesellschaft lernen können in bezug auf den Platz der Soziologie unter den Wissenschaften und in bezug auf den Umfang der Forschung derselben. Der Nachweis dieses selbständigen Stoffes und damit der Berechtigung der Soziologie als selbständiger Wissenschaft scheint

mir weder von Seiten der Psychologisten noch Biologisten ganz gelungen zu sein. Wenn Giddings³⁾ die Grenze zwischen Psychologie und Soziologie in der Weise zieht, dass die erstere sich mit der Association der Ideen, die letztere mit der der Geister beschäftige, so klingt das gut und scheint auch ganz plausibel. Bei einer genaueren Betrachtung aber bleibt die Unterscheidung doch ziemlich zweifelhaft. Nimmt man überhaupt den Ausgangspunkt im Seelenleben des Menschen, in gewissen Gefühlen, z. B. im Gattungsgefühl des Individuums, so scheint man nicht über die Grenze der psychologischen Phänomene hinwegzukommen. Es ist freilich so, dass der Verkehr mit andern besondere Seelenkräfte des Individuums auslöst, und dass die Seelenzustände und Gefühle, die sich bei diesem Verkehr entwickeln, eine besondere Seite des individuellen Seelenlebens bilden. Es ist ferner auch sicher der Fall, dass sowohl das natürliche Seelenleben des Individuums gemeinschaftsbildende Anregung gibt, und dass umgekehrt dies Seelenleben im Verkehr mit andern selbst umgebildet und entwickelt wird. Ein entscheidender Grund aber, die hierhergehörenden Probleme von der Psychologie abzusondern, scheint dagegen nicht vorhanden zu sein. Hier ist ja überall davon die Rede, wie individuelle Seelenzustände und Gefühle teils die Aussenwelt beeinflussen, teils von ihr beeinflusst werden. Daher scheint man dem dänischen Verfasser Starke⁴⁾ Recht geben zu müssen, wenn er betont, dass ebensowenig wie man Ursache hätte, diejenigen Seelenzustände der Ameisen, die ein Gemeinschaftsleben unter ihnen ermöglichen, von einer allgemeinen Psychologie der Ameisen zu trennen, ebensowenig hätte man Ursache, die Soziologie von der Psychologie zu scheiden, wenn sich die menschliche Gemeinschaft gänzlich aus den seelischen Zuständen der Individuen erklären liesse, so wie diese sich im Verkehr zwischen mehreren Individuen entwickle. Mit andern Worten: Soziale Psychologie ist und bleibt doch immer Psychologie.

Andererseits scheint es von einem streng festgehaltenen biologischen Gesichtspunkt ebenso schwierig, die Soziologie von der Biologie zu trennen. Ist die menschliche Gemeinschaft nichts anders als eine neue Form der Organismen in der langen Reihe von Pflanzen, niederen und höheren Tieren, Menschen und Gemeinschaften, so scheint man mit gutem Grunde behaupten zu dürfen, dass man auch die Soziologie als einen Zweig der allgemeinen Lehre vom Leben und den Lebensphänomenen behandeln müsste.

³⁾ The Principles of Sociology.

⁴⁾ „Quelques questions sur la méthode de la Sociologie“ in Revue internationale de Sociologie, VI.

Soll man deshalb mit voller Sicherheit behaupten können, dass die Soziologie eine Wissenschaft für sich ist, losgetrennt von allen andern Wissenschaften, so muss die menschliche Gesellschaft selbst eine Bildung *sui generis* sein, eine Bildung, die sich einerseits nicht gänzlich aus den Gefühlen und Seelenzuständen der Individuen erklären lässt, und die andererseits wesentlich von den individuellen Organismen, die den Stoff der Biologie ausmachen, abweicht. Dass das wirklich der Fall ist, habe ich oben in dieser Abhandlung nachgewiesen. Wir haben gesehen, dass die menschlichen Gruppenbildungen allerdings ihre ursprüngliche Basis in der psycho-physischen Natur des Menschen und in den Naturumgebungen haben, innerhalb welcher der Mensch gestellt ist, und dass man insofern sagen kann, dass die erste Entstehung der primitivsten menschlichen Gesellschaften teils als biologische, teils als psychologische Phänomene studiert werden können. Wir haben aber auch gesehen, dass die soziale Bewegung, wenn sie einmal in Gang gesetzt ist, ihren eigenen Gesetzen folgt, und dass der spätere soziale Zustand als ein Ergebnis früherer sozialer Zustände aufzufassen ist. Wir haben ferner gesehen, dass die Gesellschaft, wenn sie eine gewisse Entwicklung erreicht, und namentlich wenn sie ihre höchste, bestimmteste, konzentrierteste und allseitigste Form in der zivilisierten, staatlichen Gemeinschaft erreicht hat, so tritt sie als eigenartige Bildung hervor mit einer Reihe ihr eigentümlicher Erscheinungen und Gesetze, objektiv und mit zwingender Gewalt das Individuum beeinflussend, das seinerseits teilweise gegen diesen Einfluss reagiert, teilweise auf die Gemeinschaft selbst zurückwirkt. In diesem gegenseitigen Verhältnis stossen soziale und individuelle Kräfte zusammen. Diese sozialen Kräfte und deren Zentrum, die Gemeinschaft, klarzulegen, darin findet die Soziologie ihre Aufgabe.

Über die Stellung dieser Wissenschaft zu den andern Wissenschaften werden wir einen noch klareren Überblick gewinnen, wenn wir in Kürze über die grossen Hauptgruppen, in die alle Wissenschaften zerfallen, Rechenschaft ablegen.

Diese Gruppen sind die individuellen, deskriptiven Wissenschaften, die generellen oder abstrakten Wissenschaften, und die ideellen Wissenschaften mit den daran geknüpften praktischen Kunstlehren.

Halten wir uns an die Sozial-Wissenschaften, so werden die individuellen Wissenschaften teils geschichtliche, teils die Gemeinschaft statisch beschreibende Fächer umfassen. So die äussere und innere Geschichte der einzelnen Gemeinschaften, worin auch das, was man Kulturgeschichte zu nennen pflegt, einbegriffen ist, d. h. die Schilderung der Entwicklung des geistigen Lebens und dessen Äusserungen innerhalb einer Gemeinschaft, und der Umbildungs-

prozesse in bezug auf Sitten und Gebräuche, soziale Auffassung, Geschmack und Kunstgenuß, die damit zusammenhängen. Wird dieser Studienstoff von einem partiellen auf einen generellen Stoff ausgedehnt, so entsteht eine streng deskriptive, universelle Kulturgeschichte. Diese ist, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird, nicht selbst Soziologie, liefert aber einen ausserordentlich wichtigen, ja eigentlich den Hauptstoff dazu.

Die statisch beschreibenden Gesellschafts-Wissenschaften können die Beschreibung der geographischen, ökonomischen, statistischen, rechtlichen, sprachlichen und der andern speziellen sozialen Verhältnisse der einzelnen Gemeinschaft umfassen, können aber auch wie die Geschichte auf eine Beschreibung der ganzen Erde ausgedehnt werden, wie bei der allgemeinen, universellen Geographie, Staatslehre, Sprachlehre usw. Auch von diesen partiellen und universellen Beschreibungen gilt, dass sie nicht selbst Soziologie sind, dieser Wissenschaft aber wichtigen Stoff liefern.

Die Soziologie gehört nämlich zu der zweiten Gruppe der Wissenschaften, den generellen oder abstrakten Wissenschaften. Deren Ziel ist nicht, die einzelne Erscheinung zu beschreiben, sondern allgemeine Typen und Gesetze aufzustellen, die durch Induktion aus einer Reihe individueller Erscheinungen hergeleitet werden. Diese Typen und Gesetze sucht man aus dem Stoff sowohl in dynamischer als in statischer Richtung herzuleiten. In der einen Richtung sucht man also die allgemeinen, sozialen Entwicklungsgesetze und sozialgeschichtlichen Typen der Gemeinschaft und der Zustände derselben. In der andern Richtung sucht man die bestehenden Gemeinschaften und die Zustände derselben ausser auf diesem geschichtlichen Wege auch sonst zu beleuchten durch die systematische Gruppierung des Stoffs, durch Zusammenstellung derjenigen Gemeinschaften und Phänomene, die einander ähneln, oder die einander durch ihre Gegensätze beleuchten, und so sucht man die typischen Zustände und Bewegungen in den bestehenden Gemeinschaften nachzuweisen.

In dieser doppelten Richtung des Studiums nähert die Soziologie sich so stark der deskriptiven, universellen Kulturgeschichte auf der einen Seite, und einer universellen Sozialbeschreibung auf der andern Seite, dass es schwer fällt, scharfe Grenzen zu ziehen. Das liegt nämlich daran, dass überhaupt keine voll entwickelte Wissenschaft ganz bei dem rein Deskriptiven stehen bleiben kann. Eine ursprünglich nur deskriptive, universelle Kulturgeschichte muss sich unbedingt wenigstens als Zukunftsziel den Nachweis auch des Typischen und Gesetzmässigen in der Kulturentwicklung aufstellen, also in die soziale Dynamik hinübergleiten. Indessen wird

selbst eine derartige generelle, abstrakte Kulturgeschichte — oder wie Barth⁵⁾ sie nennt: Die Philosophie der Geschichte —, nicht die ganze Soziologie decken, sondern gewissermassen an der Schwelle der modernen, menschlichen Gesellschaft anhalten. Denn sicherlich hat Barth darin Recht, dass die Erforschung der bestehenden Zustände nie von der Erforschung ihrer geschichtlichen Entstehung losgerissen werden kann. Andererseits herrscht aber auch kein Zweifel darüber, dass man die sozialen Erscheinungen auch von einem andern Gesichtspunkt als dem geschichtlichen beleuchten kann, nämlich als bestehende Phänomene, die einen gewissen, inneren Zusammenhang, eine gewisse Harmonie in Bau und Bewegung zeigen. Auch eine universelle Sozialbeschreibung würde aber, wenn sie überhaupt mehr als ein Gedankenexperiment werden könnte, in Soziologie hinübergleiten müssen. Es hätte nämlich keinen vernünftigen Zweck, sämtliche verschiedene Seiten und Lebensäusserungen aller bestehenden, menschlichen Gemeinschaften in eine gesammelte Beschreibung zusammenzufassen, wenn nicht gerade, um daraus auf allgemeine Typen und Gesetze zu schliessen.

Andererseits kann die Soziologie jedenfalls auf ihrem jetzigen Stadium unmöglich ganz das sozialbeschreibende und kulturgeschichtlich beschreibende Element missen. Ein bedeutender Teil der soziologischen Literatur — z. B. der Schriften Spencers — sind ja auch angefüllt von diesem deskriptiven Element. Soll nicht die Soziologie mit ihren Abstraktionen und Verallgemeinerungen in der Luft hängen bleiben, so ist es auch notwendig, dass sie in dieser Weise selbst den Stoff, aus dem diese Abstraktionen und Verallgemeinerungen aufzubauen sind, teilweise herbeischafft und ihn jedenfalls sammelt und ordnet.

Wenn oben bemerkt worden ist, dass eine universelle Sozialbeschreibung notwendigerweise zu einem Versuch, Typen und Gesetze aufzustellen, führen müsse, so gilt dasselbe wohl als Regel für die speziell statischen Sozialwissenschaften wie Rechtsdogmatik, Nationalökonomie, Statistik, Sprachwissenschaft usw. Auch diese können nicht auf dem deskriptiven Standpunkt stehen bleiben, sondern müssen sich als Ziel setzen, durch eine Sammlung und Gruppierung des Stoffs und eine Induktion auf dieser Grundlage, generelle Gesetze, Typen, Begriffe aufzustellen. Dabei werden sie sicherlich die Soziologie berühren; sie unterscheiden sich aber von ihr durch die Begrenzung nicht nur des Stoffs, sondern auch der Gesichtspunkte, von denen sie den Stoff betrachten und bearbeiten. So muss z. B. die Rechtswissenschaft ihren Stoff eben aus den aus

⁵⁾ Die Philosophie der Geschichte als Soziologie. Erster Teil.

diesem hergenommenen, technischen, formellen Gesichtspunkten betrachten, denen zum grossen Teil ein soziales Interesse fehlen wird. Ein Unterscheiden zwischen Sachenrechten und Forderungsrechten ist von grosser Bedeutung für die Klarlegung der Rechtsbegriffe; für das soziale Leben aber, als Ganzes gesehen, bietet eine solche Distinktion nur verschwindendes Interesse. In ähnlicher Weise muss die Nationalökonomie, um Klarheit über die Gesetze des ökonomischen Lebens zu gewinnen, von der Vielfältigkeit der kreuzenden Ursachen abstrahieren und sich eine einzelne aussuchen, ihre Untersuchungen auf die Voraussetzung bauen, dass die Menschen in ihrem ökonomischen Verkehr den möglichst grossen Gewinn mit möglichst kleinen Opfern zu erzielen suchen. Indessen haben auch die speziellen Sozialwissenschaften unserer Zeit eine Neigung, auf einer weiteren soziologischen Basis zu bauen, die besonderen sozialen Phänomene, die sie vor Augen haben, im Licht der Entwicklung, des Lebens und der Funktionen der ganzen Gesellschaft zu sehen. Darum wird man auch in diesem Fall keine absolut scharfe Grenze ziehen können, und Werke wie z. B. Iherings: *Der Zweck im Recht* und Schmollers: *Grundriss der Volkswirtschaftslehre* gehören jedenfalls zur Hälfte der soziologischen Wissenschaft an.

Endlich habe ich als besondere Gruppe der Wissenschaften die ideellen Wissenschaften und daran geknüpfte, praktische Kunstlehren genannt, die Lehre — nicht davon, wie die Dinge sind, sondern wie sie sein sollten. In dieser Beziehung werde ich auf das Verhältnis zwischen sozialer Ethik und Soziologie nicht näher eingehen, sondern nur hervorheben, dass es der Soziologie unmöglich ist, sich von dem Gedanken einer künftigen, sozialen Entwicklung auf ein bestimmtes Ziel hin loszureissen, einem Gedanken, den wir deshalb auch bei ungefähr allen grossen, soziologischen Verfassern finden. Es lässt sich überhaupt ebensowenig auf diesem Gebiet als auf andern Gebieten eine absolut bestimmte Grenze zwischen Theorie und praktischer Kunstlehre ziehen. Vielleicht sehen wir es am klarsten in der medizinischen Wissenschaft. Hier bilden allerdings z. B. die Pathologie, d. h. die Theorie der krankhaften Zustände, ihrer Ursachen und ihres Verlaufs, und die Therapie, die Kunstlehre von der Heilung der Krankheiten, besondere Zweige der Wissenschaft. Man wird aber leicht sehen, dass sie sich aufs Genaueste berühren. Den erfahrungsgemässen Satz aufzustellen, dass gewisse Zustände in dem menschlichen Körper unter gewissen Einwirkungen sich in bestimmter Weise verändern, oder dass ein Stoff in bestimmter Weise auf die menschlichen Organe und Funktionen wirkt, und zu lehren, dass der und der Stoff anzuwenden wäre,

um so zu wirken, — das sind eigentlich zwei Sprachformen für denselben Gedanken. In ähnlicher Weise kann der Jurist es nicht unterlassen, die vorliegenden Rechtsnormen aus ethischen oder praktischen Gesichtspunkten zu kritisieren und Änderungen an ihnen zu empfehlen, oder der Nationalökonom kann sich nicht enthalten zu erklären, welche Veranstaltungen von seiten der Gesellschaft nützlich und welche schädlich auf die Ökonomie der Gesellschaft wirken. Die Rechtswissenschaft umfasst also auch eine Politik der Gesetzgebung, die Nationalökonomie hat ausser der theoretischen auch eine praktische Seite. Dasselbe muss dann für die umfassendere Lehre von der Gesellschaft: der Soziologie gelten. Diese kann in der Schilderung der sozialen Entwicklung nicht dem Unterscheiden zwischen Fortschritt und Rückschritt entgehen; in diesen Urteilen aber liegt ein Entwicklungsziel, ein Ideal verborgen. Sie kann auch nicht in den bestehenden, sozialen Zuständen dem Unterscheiden entgehen zwischen dem, was sie als gesund oder krank auffasst, wie schwierig dies auch sein mag⁶⁾. Gelangt sie dann zu dem Resultat, dass irgend eine Erscheinung eine Krankheitserscheinung ist, so muss sie versuchen, die Ursachen zu finden, was nur die andere Seite der Aufgabe ist, die Mittel zur Heilung der Krankheiten zu suchen. Alle Kunst und alle Wissenschaft arbeitet fürs Leben. Das endliche Ziel des tieferen Verständnisses für das soziale Leben, das uns die Soziologie geben soll, ist eine Vervollkommnung unserer Fähigkeit, unsern Platz in der menschlichen Gesellschaft auszufüllen, sodass jeder nach seiner Begabung und Fähigkeit dazu beitrage, bessere und glücklichere soziale Zustände zu schaffen. So wird die soziologische Kunstlehre, die sozialreformatorische Politik die reife Frucht der Soziologie.

Es wird dann aus dem Dargelegten hervorgehen, dass die Soziologie in vielen Hinsichten von andern Wissenschaften wie Biologie, Psychologie, Kulturgeschichte, Sozialethik, den speziellen sozialen Wissenschaften, bedingt ist, sie in vielen Punkten berührt und in sie hinübergreift, dass aber innerhalb der mehr oder weniger unsicheren Grenzen ein weites Gebiet liegt, das der Soziologie allein gehört: Die Lehre von den eigenartigen, generellen Entwicklungsgesetzen der Gemeinschaftsbildungen und von den, innerhalb dieser Bildungen herrschenden, typischen Zuständen und Bewegungen.

⁶⁾ Cfr. Durkheim: Les règles de la méthode sociologique p. 59 ff.

Zum Shylock-Problem.

Anmerkungen zu
Niemeyer's „Rechtsspruch gegen Shylock“

von

Dr. A. Mendelssohn Bartholdy,
o. Prof. d. R. an der Universität Würzburg.

Seit **Kohler** der Auffassung **Jhering's** entgegengetreten war, schien alles gesagt zu sein, was der Jurist unserer Zeit über den Vertrag zwischen Shylock und Antonio und über Porzia's Richter-spruch sich zurechtdenken könnte. Von der Stärke der Wirkungen, die diese Kontroverse und besonders **Kohler's** weit ausholende Betrachtung geübt hat und von der Dankbarkeit, mit der auch die Praktiker aus dieser Berührung zwischen Dichtung und Jurisprudenz lernen und Kraft zur eigenen Arbeit schöpfen, hat neuerdings **Müller** in seinem Buch „Das Recht in Goethes Faust“ Zeugnis abgelegt (S. 5 fgde., bei Anm. 22 und 33 a).

Jetzt hat **Niemeyer** das venezianische Urteil zum Gegenstand einer literargeschichtlich-juristischen Untersuchung gemacht. („Der Rechtsspruch gegen Shylock im Kaufmann von Venedig,“ München u. Leipzig, Duncker & Humblot 1912, 32 S.) **Niemeyer** hat, wie wir das von dem ausgezeichneten Internationalisten erwarten durften, schon in der Fragestellung das Problem der massgebenden Rechtsordnung hervortreten lassen (S. 17); der Hinweis auf verwandte Rechtsfälle des frühen Mittelalters (S. 22 fgde) wird auch den Shakespeare-Philologen sehr förderlich sein. Wie vielfach belehrend und anregend **Niemeyer's** Ausführungen sind, das glaube ich — statt einer kritischen Anzeige — besser dadurch dartun zu können, dass ich einzelne, zum Teil auf Neues weisende Gedanken-gänge wiedergebe, in die mich das Studium der Schrift geführt hat.

1. Der Shylock-Charakter als wandernder Stoff. (Zu Niemeyer S. 31 fgde.)

Ein dem Shakespeare'schen Schaffensbereich sehr nahe liegendes Beispiel der dramatischen Stoffwanderung bietet der Jude Zabulon in **Beaumont** und **Fletcher's** Custom of the Country. Er wird öfters beschworen, wenn die Behauptung, dass im elisabethanischen Drama der Jude sehr häufig auf der Bühne erschienen sei, mit Beispielen belegt werden soll. Nun ist dieses Stück, das unter dem Firmennamen der beiden grossen Dramatiker geht, sicher erst einige Jahre nach Beaumont's Tod geschrieben; man vermutet, dass **Massinger** daran mitgearbeitet hat, und nach der gewöhnlichen

Verteilung der Szenen unter die Mitarbeiter hätte Fletcher fast allein den Charakter des Zabulon zu verantworten, der nur in II 3, III 2 u. 4, IV 2—4 und ganz kurz in V 4 handelnd und sprechend auftritt. Er ist ein Mittelding zwischen Haushofmeister und Bravo in den Diensten der reichen Hippolyta, die aus wahnsinniger Liebe zu dem schönen jungen Arnolfo dessen Liebste, die treue Zenocia verfolgt und quält, und der Höhepunkt seiner Rolle liegt, äusserlich wenigstens, in der Greuelszene (IV, 3) wo Zabulon mit einer Schar von Handlangern das Liebespaar gefangen vor seine Herrin bringt, Zenocia mit der Schnur um den Hals, die sie erdrosseln soll, wenn Arnolfo nicht, um sie zu retten, Hippolytas Gemahl wird. Zabulon hat die Schnur in der Hand und benimmt sich, als sei er in dieser Situation ganz zu Hause; der Eunuch im Harem der wildesten Phantasie könnte nicht gefühlloser fragen, ob er „jetzt zuziehen“ soll. Aber in dieser Szene ist gar kein Versuch gemacht, den Juden als solchen zu charakterisieren. Ein Ansatz dazu findet sich nur bei seinem ersten Auftreten in II 3; Arnolfo und Rutilio, die schiffbrüchig vor Hippolytas Haus kommen, sehen Zabulon in der Tür stehen; sie erkennen ihn „an seiner Tracht“ als Juden; Zabulon spricht sie an; er sehe, dass sie arm und fremd sind; Rutilio antwortet:

Doch dass von Euch, Herr,
Oder von einem Eures Stamms uns Hilfe
Gereicht wird, hoffen wir mit nichten.

Zabulon fragt, weshalb er daran verzweifelte, und schnell ist die Antwort des „merry Gentleman“ bei der Hand

Weil Ihr ein Jude seid
Und Freundlichkeit vom Teufel eher kommt
Als einem Eures Stamms.

Die Antwort könnte aus Shylock's Mund an Antonio gerichtet sein

Wir sind auch Menschen . . .
Und haben Mitleid grad wie Ihr, sofern
Wir einen finden, der sich würdig zeigt
Dass wir ihm Gutes tun . . .

Das wäre nun schon ein Beispiel für einen Juden des elisabethischen Theaters, wenn es wirklich die Erfindung jener Zeit und des englischen Dramatikers, sei es Fletcher oder Massinger, wäre. Aber in Wirklichkeit ist der Jude Zabulon, Name, Charakter und alles übrige, aus den *Trabajos de Persiles y Sigismunda* von Cervantes abgeschrieben, die als *Persiles and Sigismunda* 1619, zwei Jahre nach ihrem Erscheinen in Spanien, auch in England erschienen waren und sofort für die Bühne verarbeitet wurden. (Vgl. Tran-

sactions of the New Shakspeare Society 1880—6 no. XXVI, von Boyle, und Englische Studien IX 209 fgde.)

2. Das venezianische Kostüm (zu Niemeyer S. 20, 21).

Für die Leichtigkeit, mit der die Dramatiker jener Zeit das Einkleiden ihrer Fabeln in ausländisches Kostüm vorzunehmen wussten, haben wir ebenfalls ein dem Kaufmann von Venedig zeitlich und örtlich sehr nahe liegendes Beispiel im „Knack to know an honest man.“ Dieses wenig bekannte, von einem unbestimmbaren Dichter um 1594 geschriebene Stück (Malone Society Reprints 1910) war eines der populärsten Lustspiele jener Zeit; das Londoner Vorstadttheater, in dem die Theatergesellschaft des Lord Admiral spielte, hat es Jahre lang auf dem Repertoire gehabt. Die Szene ist Venedig; die Handlung dreht sich um die Sühne für einen Mord. Eine der ersten Szenen ist eine Gerichtsverhandlung vor dem „Herzog“ (Dogen, englisch Duke) von Venedig und zwei Senatoren, die der Doge wiederholt als „Peers“ bezeichnet: Klage des Vaters des Ermordeten, der von dem einen Senator zur Ordnung verwiesen wird, weil er mehr an das Gefühl der Zuhörer als an das rechtliche Gewissen der Richter appelliert; Aufruf und Verhör eines Zeugen der Tat; Diskussion der Richter über die Zuverlässigkeit der Aussage; Urteil, das den Lelio des Mordes für schuldig erklärt, einen Preis von tausend Kronen auf seinen Kopf setzt, sein Vermögen konfisziert und dem Hehler des Mörders Verbannung und Konfiskation androht; auf die Einsprache des einen Senators hin wird zu Gunsten der Frau und Tochter des Mörders der Spruch dadurch gemildert, dass ihnen das Haus gelassen wird, in dem sie wohnen:

„Though Lelio by the lawe do merit death,
There is no lawe that may defraud his wife,
Or leave his daughter without maintenance,
O grant thou this iust favor mightie Duke,
That they may keepe possession of his house,
Although the common-wealth command his goods.“

(Vers 221 bis 226.)

Auch in der weiteren Entwicklung der Intrigue kommt das Thema des gerechten und ungerechten Richters, der Tortur und der Vermögenskonfiskation in immer neuen Wendungen wieder; der Doge wird über die Schlechtigkeit seiner Senatorenbeisitzer aufgeklärt (V. 1333 fgde.); eine Jungfrau, die zwei Staatsgefangenen mit Schlüsseln, die sie ihrem Vater stahl, das Gefängnis geöffnet hat und sie entweichen liess, soll kurzerhand von den „Sklaven“ des erbitterten Fürsten von Venedig an offener Richtstatt stranguliert werden; der Preis, der auf den Mörder gesetzt ist, wird von seinem

Häscher eingefordert und der Doge weist ihm das Geld aus dem Schatz an:

„The Treasurer shall pay thee strayght:

Scribe give him a warrant . . .“ (V. 1478/9).

Zwischen dem Dogen, der eben wieder ein Todesurteil gesprochen hat, und der Tochter des Verurteilten, die sich den Henkern entgegenstellt, entspinnt sich ein Dialog über strenges Recht und Gnade:

Du. It may not be, Justice will have no pause.

Lu. Yet mercy Prince, should moderate the Lawes.

Le. Who spares the guyltie, anymates the bad.

Lu. Who spareth none doth hate to Justice adde.

Le. Pittie with Justice never wel agrees.

Lu. Yes when it moderates severe degrees. (V. 1521—1526).

Und schliesslich bietet der Schurke des Stücks, der auch erkannt worden ist, dem Dogen alle Ländereien zum Staatsgut an, die er sich vorher durch falsche Denunziationen erworben hatte, falls man ihm die Freiheit lässt; er bietet dieses Lösegeld, echt englisch-rechtlich, to pay his ransome of contempt (V. 1628) oder „in lieu of contempt“ (V. 1761).

3. Der Jude im elisabethischen Drama (zu Niemeyer S. 31)

Weder der sicheren Tatsache, dass es sich bei dem Rechtsfall Shylock's um einen der wandernden Stoffe der Weltliteratur handelt, noch dem venetianischen Kostüm des Stücks möchte ich grosse Bedeutung beilegen. Von Shakespeare gilt: nihil tetigit quod non ornavit — man braucht nur seinen Lear mit der Vorlage der unbenamten Tragödie von 1594 mit ihrem entsetzlichen „guten Ende“ zu vergleichen, um das endgiltig einzusehen. Auf der anderen Seite muss man aber auch bei Shakespeare durch das Kostüm auf den Körper, der darin steckte, und durch den Körper auf die Seele sehen. Damit durfte er auch bei den Hörern seiner eigenen Zeit schon rechnen. Sie waren viel mehr an diese äusserlichen Versetzungen gewöhnt, viel mehr im Phantastisch-dekorativen geschult als wir es sind.

Wäre wirklich, wie man vielfach annimmt, „der Jude“ im Drama jener Zeit eine typische Figur gewesen, so würde ich ohne Bedenken auch manches in der Charakteristik Shylock's auf diese konventionelle Auffassung und Gewohnheit des Publikums zurückführen. Aber ich kann jene Annahme durchaus nicht teilen. Wenn man bedenkt, welche Rolle die Juden im öffentlichen Leben damals gespielt haben, dass sie in London von den ärmsten Fremdenvierteln (Houndsditch, Kleiderhandel) bis zu den höchsten Vertrauensstel-

lungen am Hof und im Staat (Leibärzte, Sekretäre, politische Agenten) „en évidence“ waren, nicht viel anders als heute, dass die Einwanderung der ihres Glaubens wegen anderswo bedrückten Juden eine brennende politische und soziale Frage des Tags war, dann ist im Gegenteil verwunderlich wie wenig man von dem Volk in der englischen Literatur hört. Freilich ist viel von der geringeren Theaterware verloren gegangen. Auch ein Stück, das *The Jew* hiess und von *Gosson* in seiner *School of Abuse* 1579 erwähnt wird, ist nicht erhalten, und die Versuche, es mit der Moralität vom grausamen Schuldner (*Malone Society Collections* 1911 S. 316 fgde.) oder mit *Marlowe's Jew of Malta* zu identifizieren, sind als misslungen anzusehen (*Ingram, Marlowe and his Associates* S. 154). Aber wenn man die bekannten Stücke der Zeit, ob sie nun von einem der grossen Dichter oder von unbekannten Skribenten herrühren, durchsieht, so vermisst man unter den *dramatis personae* die Juden fast vollständig. Es wimmelt von fremden Völkerschaften: Türken und Mohren, Italiener und Spanier, Franzosen und Holländer, Schweden und Russen, Irländer und Walliser traten nicht nur gelegentlich auf, sondern werden in ihrer Volks- und Stammes-Eigenart gezeigt. Fast jeder Beruf kommt zu seinem reichlichen Teil dramatischer Bespiegelung: Klerus, Richter und Soldat, Arzt und Anwalt, Kaufherr und Hausierer, Handwerker aller Arten, Bauern und Bettler, dazu die fast unübersehbare Liste der Schwindler und Banditen, der Narren und Nichtstuer — der Geldleiher und gerade der jüdische Geldleiher kommt merkwürdig gut davon in diesem Tanz der Laster und Torheiten.

Auch *Marlowe's* grauenhafter Jude von Malta, und der Giftmischer Abraham im *Selimus Emperour of the Turks* (1594, vielleicht von *Greene*, *Malone Reprints* 1908) sind keine Beispiele für einen theatermarktgängigen Judentypus. Die Rolle des Abraham ist sehr klein; er ist Leibarzt beim Kaiser Bajazet,

a cunning Jew,

Professing phisicke, and so skill'd therein,

As if he had powr over life and death.

Der Usurpator *Selimus* benützt ihn, um den alten *Bajazet* zu vergiften; Abraham mischt den Trank, trinkt ihn aber selbst dem Kaiser zu, nachdem er den Zuschauern versichert hat, er sei ohnehin ein alter Mann und habe nicht mehr lang zu leben, könne also wohl mit *Bajazet* zusammen sterben. Eh er stirbt, sagt er dem *Bajazet*, dass *Selimus* ihm den Giftrank geschickt habe; sein letztes Wort ist die Freude darüber, dass so vornehme Genossen mit ihm zusammen zu *Proserpina* hinabgehen. Die Figur ist zweifellos von einem Ereignis jener Zeit beeinflusst, von dem noch zu reden ist.

Marlowes Barnabas aber gehört zu den Theaterfiguren, die in ihrer menschlichen Grösse und Furchtbarkeit weit über den Typus eines Volks hinauswachsen, und für die dann eben eine fremde Rasse herhalten muss: die Mohren für Othello oder — das ist ein sehr viel näherer Vergleich zum Juden von Malta — für Aaron im Titus Andronicus oder die Türken für Tamerlan. Man hat viel über die Zusammenhänge zwischen Barnabas und Shylock geschrieben; die beiden ersten Akte des Juden von Malta haben gute Kenner als den besten im Kaufmann von Venedig ebenbürtig bezeichnet; sicherlich gibt auch die Figur der Abigail mit ihrer Liebe zu einem jungen Christen und ihrem Schwanken zwischen dieser Liebe und dem Glauben der Väter, der für sie mit dem Glauben an ihren Vater steht und fällt, zu einem Vergleich mit Jessica guten Anlass; und zuletzt darf, gerade im Gedankengang dieser Besprechung, nicht übersehen werden, dass die berühmte Szene des ersten Aktes, in der der Gouverneur den Juden von Malta die Kriegssteuer abfordert, sich neben der Gerichtsszene von Venedig sehen lassen kann, zumal sie das ältere Geschwister ist: auch hier ist dem Juden, der die Zahlung des Tributs — der Hälfte seines Vermögens — weigert, die Strafe des Zwangs zum Übertritt angedroht (*he that denies to pay shall straight become a Christian*) und schliesslich kann er sich von dieser Strafe nur dadurch loskaufen, dass er sein ganzes Vermögen opfert. Aber in dieser Szene scheiden sich auch die Charaktere: Barnabas tritt nicht über; er lässt seine ganze Habe fahren; der Hass wird ihm helfen, neuen Reichtum zu sammeln. Ihm bricht es auch nicht das Herz, dass seine Tochter einen Christen liebt und zuletzt ins Kloster geht: er hetzt ihren Liebsten in ein Duell, in dem er umkommen muss, und schickt Gift ins Kloster, an dem sie mit allen Nonnen stirbt. Und gerade in der Szene, in der sein Helfershelfer auf die grosse Judennase anspielt, mit der die Schauspieler den Barnabas darstellten, wächst er ins Riesenhafte über sich selbst hinaus, wird aus einem Menschenjuden der „ewige Jude,“ der Ahasver, der allen Religionen und Kulturen gemeinsam ist (II 3: *I walk abroad o' nights usw.*)

4. Juden in England um 1590.

Shakespeare hat keinen Judentypus auf der Bühne seiner Zeit vorgefunden, als er den Shylock schuf. Aber dass ihn bei dieser Schöpfung die Stellung der Juden im elisabethischen England und besonders das Gerichtsverfahren über Rodrigo Lopez beeinflusst haben, das kann wohl nicht zweifelhaft sein. Die Figuren, für die wir in der technischen Bühnensprache den Ausdruck Charakterrollen gebrauchen, hat Shakespeare nach dem Leben geschaffen, auch wenn er mit himmlischer oder heroischer Phantasie die Geister und Helden des-

selben Stücks gestaltet und für die Handlung aus Büchern und älteren Theaterstücken schöpft. Was Sigdwick in seiner Studie über die Quellen zum Sommernachtstraum sagt (*Sources and Analogies of „A midsummernight's dream,“ the Shakespeare Classics n. 3*), das gilt für sein ganzes Werk: für die Theseushandlung hat der Dichter aus Plutarch und Chaucer Anregung und oft Vorbilder bis auf Einzelheiten gesucht; für Oberon und sein Märchenreich hat er aus dem Schatz der Volksdichtung geschöpft; die Handwerker aber hat er mit seinen eigenen Sinnen gesehen.

Nun muss Shakespeare jedenfalls, ausser aus persönlichen Erlebnissen, von denen wir nichts wissen, drei starke Eindrücke von jüdischem Wesen und jüdisch-christlicher Gegnerschaft in seiner Zeit gehabt haben. Der erste ganz allgemeine war sicherlich ein den Juden günstiger, nämlich der ihrer Unterdrückung in Spanien, bei den politischen Erzfeinden Englands, und ihrer Flucht aus dem Land, wo sie ihren Glauben hätten abschwören müssen, in das freie England, wo ihnen Königin Elisabeth eine sichere Statt gewährte, nicht viel anders als der grosse Kurfürst den französischen Refugiés. (Einwanderung der Marranos 1591, Maria Nunes.) Dann muss Shakespeare wohl das Konvertitenhaus in Chancery Lane, das „*domus conversorum*“, gekannt und von der aufsehererregenden Bekehrung des Nathaniel Menda im Jahr 1578 (der ersten Konversion nach 26jähriger Pause) durch John Foxe gehört haben, an die sich eine ganze Traktaten-Literatur anschloss (vgl. Hyamson, *History of the Jews in England* S. 131); und schliesslich kam, als das bedeutendste und aufregendste Ereignis der englischen Judengemeinde, die Verfolgung und Hinrichtung des Leibarztes der Königin, des um die Mitte des Jahrhunderts in England eingewanderten portugiesischen Juden Rodrigo Lopez. Lopez muss ein ausgezeichnete Arzt gewesen sein, sonst hätte ihn nicht das College of Physicians schon 1569 aufgenommen und ihm die Abhaltung der Anatomie anvertraut. Er hat zuerst Sir Francis Walsingham und dem Grafen Leicester gedient; dieser empfahl ihn der Königin, in deren Gunst er sich bis zu der furchtbaren Anklage der Verschwörung gegen ihr Leben im Jahr 1593 erhielt. Sein Unglück war, dass er sich von den Kabilen des Hofes nicht fern hielt, sich von dem Grafen von Essex in eine Intrigue verwickeln liess, die sich um die Person eines portugiesischen Thronprätendenten Don Antonio Perez drehte, und so schliesslich offenbar zu viel wusste, ohne ein ganz verlässiger Parteigänger der beiden Hauptintriganten Essex und Francis Bacon zu sein. So beschuldigte ihn Essex in einer der Kabinettszenen, in denen er Meister war, bei der Königin selbst, dass er im Sold des Königs von Spanien stehe und sich für 50 000 Kronen und einen Ring

im Wert von hundert Pfund Sterling verlobt habe, der Königin Gift zu geben. Einige Tage lang suchte Sir Robert Cecil, der schärfste Gegner Bacons, den Leibarzt zu halten (vgl. Birch *Memoirs of the reign of Queen Elisabeth*, from the original papers of Anthony Bacon, 1754 I 149 fgde) und die Königin war schon so weit, dass sie Essex Beschuldigungen misstraute (calling him rash and temerarious youth, to enter into a matter against the poor man, which he could not prove, and whose innocence she knew well enough); aber schliesslich siegte Essex wie in der Besetzung des Attorney-General-Postens so auch mit seiner Anklage gegen Lopez, und dieser wurde auf die Aussage zweier Portugiesen hin (because he would not have his own hand in any letter to condemn him) zum Tod verurteilt und in Tyburn an derselben Stelle hingerichtet, an der sieben Jahre später auch Essex sein Leben verdientermassen endete. Auf dem Richtplatz soll Lopez erklärt haben, er habe die Königin ebenso sehr geliebt wie Jesum Christum; „ein Ausspruch, der, aus dem Mund eines Juden kommend, die Heiterkeit der Zuschauer erregte“ (Smollett *History of England*, 3. Ed. 1759, VI 409). Bacon hat eine natürlich ganz einseitige und gehässige Darstellung des Verfahrens gegen Lopez hinterlassen. Coke hat als Solicitor-General die Anklage vertreten und in den ärgsten Schimpfreden gegen den Angeklagten geschwelgt. Einer von den grossen Juristen jener Zeit war den andern wert, wenn es galt, der gerade herrschenden männlichen Favoritin Elisabeths gefällig zu sein. (Vgl. auch Campbell *Lives of Lord Chancellors* Ch. XLVI und XLVII. Es ist einer von den merkwürdigen Zufällen der Geschichte, dass der Sekretär Essex' Sir Gilly Merrick, der den Leibarzt Lopez während der Untersuchung in persönlicher Haft hatte, auch bei dem letzten Putsch Essex' die gefangen genommenen höchsten Richter, den Lordkanzler Egerton und den Oberrichter Popham zu bewachen hatte, und dass Coke und Bacon sich als Kronanwälte in ihrer Anklage gegen Essex ebenso heftig ins Zeug legten wie sie wenige Jahre vorher, Essex zuliebe, gegen den jüdischen Leibarzt getan hatten.)

Nun kann man natürlich nicht mehr als Vermutungen darüber aufstellen, welchen Eindruck diese Vorgänge auf Shakespeare gemacht haben, und wie sich, unter ihrem Einfluss, bei ihm das Bild des Juden gestaltet hat. Aber man wird doch mit ziemlicher Sicherheit sagen können, dass er von all diesen Eindrücken eher zugunsten der Juden als gegen sie gestimmt worden sein muss. Ich habe schon gesagt, dass der Engländer jener Zeit geneigt war, in den Juden die unschuldig Verfolgten spanischer Grausamkeit zu sehen. Ganz gewiss war Shakespeare auch keiner von denen, die sich von Herzen am *domus conversorum* freuen und über die Bekehrung eines Juden zu

irgend einem „wahren Glauben“ innerliche Genugtuung hätte fühlen können. Er hat zu weit und hoch über die politisierenden Kirchen seiner Zeit weggesehen und die Menschlichkeit der geistlichen Fürsten zu scharf erkannt, und man hat mit Recht hervorgehoben, dass aus seinen Werken, wenn sie allein übrig wären, niemand seine Zugehörigkeit zu einer der Religionen bestimmen könnte. Schliesslich kann auch das Verfahren gegen Lopez ihm keinen anderen Eindruck zurückgelassen haben, als den der Unbeständigkeit fürstlicher Gunst und der Schändlichkeit der Höflingsintriguen. Dafür war eben Skakespeare ein anderer als der Verfasser jenes Selimus, der gleich nach der Hinrichtung Lopez' seinem Publikum einen Giftmischer-Leibarzt von jüdischem Namen vorführte.

5. Spricht Shakespeare durch Porzia's Mund?

Wenn man annehmen müsste, dass Shakespeare einer von beiden Parteien, Antonio oder Shylock, hätte recht geben oder sie bei den Zuschauern ins Recht gegen die andere hätte setzen wollen, so könnte ich nur glauben, dass er auf der Seite Shylocks gestanden habe. Man sagt wohl oft obenhin, Shakespeare sei ein grosser Renaissance-mensch gewesen und denkt sich dabei etwa, dass er der Dichter der Könige und Helden, der Schöpfer von starken Männern des Staats und ein besonderer Freund höfischer Prachthandlungen gewesen sei. Nichts ist weiter von der Wahrheit weg. Er hat die Eitelkeit der Welt und ihrer heldischen Gebärden wahrhaftig erkannt und offener über sie gesprochen als irgend einer seiner Genossen, die doch alle kein Blatt vor den Mund genommen haben. Sein wahres Gefühl und Urteil ist in den Sonetten deutlich genug und mit gewaltiger Rücksichtslosigkeit herausgebrochen, im sechsundsechzigsten Sonett (*Tired with all these, for restful death I cry*) oder im 124. (*If my dear love were but the child of state.*) Wo gibt es auf dem Theater jener Zeit, das doch vom Hof und Adel lebte, oder irgend einer Zeit, eine furchtbarere Verhöhnung des „Gentleman“ als in der scheinbar so harmlosen Spassmacherei zwischen Autolycus und den Bauernkerlen am Hof des Leontes (*Wintermärchen* V 2)? Das *Wintermärchen* ist eines von den „Plagiaten“ des Dichters; er hat Greenes euphuistischen Roman „*Dorastus und Fawnia*,“ in seiner ganzen Handlung ausgeschrieben, vom eifersüchtigen König und der edel duldenden Königin, von dem überklugen Ratgeber und dem verstossenen Freund bis zu dem jungen Liebespaar, vom delphischen Orakel bis zur Coast of Bohemia. Was aber Shakespeare dazu getan hat und was aus dem Dutzendroman eines der Weltwunder des Dramas gemacht hat, das ist einmal der wunderbare, aus fast unsichtbaren Fäden gewobene Zusammenhang von Mensch, Natur und

Übernatürlichem, das Pantheistische dieses Märchenspiels, und dann sind es die Szenen der Schäfer und des Hausierers und Spitzbuben Autolycus. Jene Höflingsszene im fünften Akt ist aus ein paar nichts-sagenden Worten des Romans entstanden („Pandosto, willing to recompense old Porrus, of a shepherd made him a knight“ Greene's Pandosto, ed. Thomas 1907, S. 85; Pandosto ist Leontes, Porrus der „alte Schäfer“ des Wintermärchens); sie ist ganz Shakespeare.

Den Geist, der diese Szenen und jene Sonette entstehen liess, finde ich auch im Kaufmann von Venedig. Antonio ist kein Held vor ihm, für dessen Leben der Dichter seine Hörer bangen lassen möchte. Dieser venezianische „Gentile“ hat die Vorzüge zu seinen Fehlern; er behält den Stolz, mit dem er, der reiche Grossspekulant, den kleinen Wucherer als Wesen niederer Ordnung behandelt, auch im Gerichtssaal vor dem gezückten Messer des Feindes bei und versucht kein „venire contra factum proprium“. Aber das ist das höchste, was man, so wie ihn Shakespeare gezeichnet hat, für ihn sagen kann. Das Wort, das Antonio in der Szene gesprochen hat, die den Schlüssel zur Gerichtsszene bildet, nimmt er nicht zurück. In dieser Szene, auf die auch Niemeyer mit Recht Gewicht legt, (I, 3) ist, so klar das überhaupt im Dialog möglich ist, das gezeigt, was die Parteien bei ihrem Vertrag im Sinn haben, und wie sie die Ernstlichkeit der Verfallsklausel erwägen; Bassanio muss sich eigens dazu einmischen und sagen, ehe der Freund sich so weit mit seinem Leib und Leben für ihn verpflichte, wolle er im Schulturm untergehen; Antonio muss zweimal sich vermessen, er sei seines Vermögens so sicher, dass er auch diese Blutbedingung eingehen könne, da sie doch niemals eintreten werde; Shylock muss dreimal in seiner Wendung vom „merry sport“ „merry bond“, von der Wertlosigkeit des Menschenfleisches, das nicht so viel gelte wie Hammel, Rind oder Ziege, sich selbst im Lügen verraten — denn wer wird dem Shylock im Augenblick, in dem sein stolzer Feind sich ihm ausliefern muss, einen leichten Scherz aus heiterm Gemüt glauben? Und vor allen Dingen hat Antonio hier das entscheidende Wort gesprochen:

„But lend it rather to thine enemy;
Who, if he break, thou may'st with better face
Exact the penalty.“

Niemeyer sagt (S. 7): „der Pakt, nach welchem Shylock ein Pfund Fleisch seines Schuldners zu erlangen hat, ist in Wahrheit nach dem zur Zeit der Handlung in Venedig geltenden Recht erlaubt und exekutionsfähig. Aber alle Welt rechnet darauf, dass mit dieser Rechtswirksamkeit nicht Ernst gemacht wird.“ Wir können mit einer nicht zu grossen Umstellung auch heute Fälle denken, in denen ein Shylock-Pakt geschlossen würde. Vor nicht zu langer Zeit ging

durch die Zeitungen ein Bericht über Misshandlungen, die ein böhmischer Grundbesitzer einem jüdischen Wucherer auf seinem Schloss zugefügt hatte; man konnte sich unschwer dazu denken, dass beim nächsten Darlehen, das der Angespießene seinem Edelmann gibt, er stipulierte, dass, wenn das Darlehen verfällt, der Schuldner sich das Leben nehmen müsse, und dass dieser, ebenso cavalièrement wie Antonio, auf diese Bedingung eingeht und sie mit seinem Ehrenwort bekräftigt. Der neue Shylock würde, wenn er vorgäbe, an sein Recht auf den Selbstmord des andern zu glauben, damit bei uns keinen Glauben finden; dass vollends ein Gericht diesen Vertrag für nichtig ansähe, bedarf keines Wortes weiter. Aber wie würden wir von dem neuen Antonio denken, der sich nicht in jugendlichem Leichtsinn oder im Zwang der Not, sondern aus freiem Willen zur Hingabe seines Lebens verpflichtet hat und sich nun dieser Pflicht entzieht?

Im Kaufmann von Venedig kommt es zu dieser Frage nicht. Antonio hat sich nur zu dulden verpflichtet und zu dulden ist er bereit, freilich erst, wenn der Richter das Recht Shylocks bestätigt hat. Aber das Problem der nicht erzwingbaren Erfüllung eines gegebenen Vertragswortes ist doch auch da.

Ich glaube nicht, dass Shakespeare aus dem Mund der Porzia hat sprechen wollen. Ganz gewiss hat er auch nicht im Shylock den Kämpfer ums Recht hinstellen wollen, den Ihering in ihm fand. Shylock weiss selbst, dass er kein Recht auf die Vollstreckung am Leib des Gegners hat; er glaubt nur, dass er durch den Buchstaben des Vertrags die Formalistik der Gerichte missbrauchen kann.

Das ist, was ich aus der Szene des Vertragsschlusses für Shylock's Auffassung des Vertrags herauslese. Und nun ist es ganz Shakespearisch, dass es in dem Gericht von Venedig — das Kostüm ist hier sehr betont, denn die Heranziehung des gelehrten Doktors zum Spruch ist ganz unenglisch — zu einem Urteil kommt, das zum Unrecht des Shylock und zum Unrecht des Antonio ein drittes Unrecht, die falsche Begründung und die Konfiskation, hinzufügt.¹⁾ (Vgl. auch

¹⁾ Wie sehr solche Betrachtungen freilich im Höchstpersönlichen bleiben, das fühle ich recht lebhaft, wenn ich meine Meinung gegen die Ruskin's halte. Vor keinem andern Denker möchte ich mich williger beugen, keinen lieber als Lehrer und Meister in der geistigen Arbeit und im tätigen Leben ehren. Was er in *Munera pulveris* (ch. IV. Commerce) über Antonio und Shylock sagt (Works II 102), das muss eine nur verborgene Weisheit in sich haben. Ruskin stellt im Antonio den rechten und unverdorbenen Kaufmann dem verderbten Zinsnehmer gegenüber, er sieht in Portias Rede das wundervolle Lob der Gnade und, im Gegensatz zu Shylock, dem alles feil und käuflich ist, „die Anrufung des grossen, moralischen Gesetzes, dass Fleisch und Blut nicht gewogen und verhandelt werden können“; er zeigt, dass Portia's mercy

das Zitat aus König Johann bei Niemeyer S. 32.) Das ist der grosse Dichter, der ganz amoralisch im Sinn Nietzsches ist. Die Strafe (wenn man diesen juristischen Ausdruck für die Folge des Unrechts gebrauchen darf) liegt nicht in einem Gerichtsspruch; sie entwickelt sich aus dem Unrecht selbst, aus der Hybris des Antonio wie des Shylock. Antonio überwindet die Demütigung seines Stolzes, die immerhin trotz dem glücklichen Ausgang in der Gerichtsszene für ihn liegt; vielleicht wird er künftig weniger leicht hin den Juden auf ihren Rockelord speien und sich seines Reichtums und seiner sozialen Stellung vermessen, zumal ihm die Ehe mit der geistig überlegenen Frau eine heilsame Zucht ist. Shylock aber, für den sein ganzes Leben nur noch eine Glut der Rache am Christen war, muss völlig zusammenbrechen, als ihn im Augenblick des Triumphs und der höchsten Überhebung die Strafe des Misslingens trifft. „Sein Untergang ist echt tragisch und wohl grauenvoller als der Untergang manches Helden oder Tyrannen. Was ist der Giftbecher oder der Dolchstoss gegen die gänzliche Vernichtung der bürgerlichen Existenz, die über den Juden verhängt wird, und die wie ein langsam tötendes Gift sein inneres Mark aufzehrt?“ (Th. A. Hofmann, Seltsame Leiden eines Theaterdirektors, Ausgew. Schr. 1828 X 62.)

Die neuere Entwicklungstendenz des parlamentarischen Wahlverfahrens.

Von

Dr. Adolf Tecklenburg,

Privatdozent an der Universität Bern.

Praxis sowohl wie Theorie verwendet hergebrachtermassen zur Charakterisierung der Entwicklung des Wahlverfahrens als Gegensätze die Worte: „Majoritätswahl“, „Proportionalwahl“. Ohne dass damit etwas über die juristische Begründung dieser Gegenüberstellung gesagt sein soll, wollen wir feststellen, dass sie durch die äussere Entwicklung begreiflich erscheint.

nicht die ärmliche Misericordia sondern die mächtige Gratia (Grace, Charis) ist. Er sagt dann von den Charitinnen, dass ihr wahres Amt sei „to give graciousness to deed“, nicht nur wie man oft meint „loveliness to gesture“. So werde Charis zur Caritas und hat dann „einen Namen und Lobpreis grösser selbst als den des Glaubens oder der Wahrheit; denn diese beiden können in Trotz und Stolz bestehen, von Charis aber geht immer Freude und Freundlichkeit aus . . .“ Ich kann in Antonio's Art nur den trotzigsten Stolz, nicht die Freundlichkeit, die Anmut finden, die ihm Ruskin zuerkannt hat.

Thomas Hare beschrieb in einer Abhandlung von 1859¹⁾ ein Wahlverfahren, das mit dem Namen Proportionalwahl allgemein bezeichnet wurde. Es bildete ein *Ex t r e m* gegenüber der herrschenden Majoritätswahl. Der gewaltige Einfluss des Hare'schen Buches brachte es dahin, dass sich das Wahlverfahren — genau entgegengesetzt wie die gewohnte Entwicklung der Rechtsinstitute — nicht auf der Grundlage des bestehenden Rechtes entwickelte, sondern von einem theoretisch geformten Extrem ausging.

Das Hare'sche Verfahren selbst freilich war unpraktisch und das leuchtete sehr bald ein. Vergewärtigen wir es uns im Anschluss an ein Beispiel: Anzahl der Stimmenden, $v = 100$, der Repräsentanten, $r = 5$.

Jeder Wähler hat eine Stimme (*E i n z e l s t i m m g e b u n g*²⁾; er hat aber das Recht, der Reihenfolge nach, von dem ihm genehmsten Kandidaten beginnend, andere ihm nächst genehme Kandidaten zu nennen; gewählt ist, wer die *Wahlzahl* erreicht hat. Die Wahlzahl — quota, Quotient (q) — wird erhalten, indem man die Anzahl der Stimmenden durch die Anzahl der zu wählenden Repräsentanten dividiert ($q = \frac{v}{r} = \frac{100}{5} = 20$). Sobald ein Kandidat

die Wahlzahl an Primärstimmen erreicht hat, ist er gewählt. Sein Name wird auf allen anderen Stimmzetteln gestrichen und diese kommen mit den anderen auf ihnen enthaltenen Namen zur Geltung. Entsprechend wird fortgefahren. Soweit auf diese Weise nicht genügend Kandidaten die Wahlzahl erreichen und auch andere umständliche³⁾ Auskunftsmittel nicht hierzu geführt haben, tritt die Verteilung nach den grössten Resten ein.

Schon die Umständlichkeit des Verfahrens sowie auch der Zufall, nach welchem die Eventualstimmen in Kraft traten, machten das Haresche Verfahren für die Praxis ungeeignet.

Man ging seit 1862 in *G e n f* an seine Verbesserung. Eine bestimmte geringe Anzahl von Wählern hat das Recht, zu einem gewissen Termin vor der Wahl, der Wahlbehörde eine *V o r s c h l a g s l i s t e* einzureichen. Auf dieser sind die Kandidaten in der Reihenfolge von dem der Wählergruppe genehmsten Kandidaten beginnend, zu nennen. Bei der Wahl kann der Wähler nur für eine der eingereichten Vorschlagslisten seine Stimme abgeben; die Listen konkurrieren, nicht die Kandidaten (daher: *la libre concurrence des*

¹⁾ H a r e, The election of representatives, 4. Aufl. 1873.

²⁾ I r r i g R e h m, Handbuch der Politik, S. 417, welcher Hares Verfahren als ein Listenkonkurrenz-Verfahren hinstellt.

³⁾ Ueberdies in den verschiedenen Auflagen abweichend gestaltet! (H a r e, 4. Aufl., S. 187 ff.)

listes, kurz: Freilistensystem⁴). Die Verteilung der Restmandate, nach den grössten Resten, wird beibehalten.

Für das Problem, dem Wähler auch noch bei der Abstimmung Einfluss darauf zu gewähren, welchen von den auf einer Liste genannten Kandidaten die ihr zugefallenen Sitze zuzuweisen seien, wurde in der Schweiz die Lösung nur unvollkommen erreicht; man erlaubte zu diesem Zweck zu panachieren und zu kumulieren.

P a n a c h i e r e n, seinen Wahlzettel „sprengeln“, bedeutet, das Recht des Wählers aus Kandidaten verschiedener Vorschlagslisten sich seinen Stimmzettel zusammenzustellen⁵). Abgesehen von dem politischen Nonsens erweist sich auch die sogenannte Panachierfreiheit juristisch gerade umgekehrt als eine Irreleitung des Wählers zu einer minder wirksamen Verwendung seiner Stimmkraft. Er zersplittert diese unter verschiedene Listen und schadet dadurch derjenigen Liste, welche den ihm genehmsten Kandidaten enthält.

Anders verhält es sich mit der **K u m u l a t i o n**. Sie bedeutet, dass der Wähler den Namen desselben Kandidaten mehrmals nennen und ihm dadurch mehrere Bruchteile, ja seine ganze Stimmkraft zuwenden kann. Eine Unterart der Kumulationsbefugnis ist es, wenn dem Wähler gestattet wird, von den Kandidaten seiner Liste auf seinem Stimmzettel mehrere oder alle bis auf einen zu **s t r e i c h e n**; dann nützt der Wähler dem ihm genehmsten Kandidaten auf negativem Wege, indem er den übrigen Kandidaten nichts von seiner Stimmkraft zuteil werden lässt⁶). Immerhin ist dieser Weg nicht der wirkungsvollste, auf welchem der Wähler die Bevorzugung eines bestimmten Kandidaten zur Geltung bringen kann.

In zwei Richtungen erfuhr das Listenverfahren in **B e l g i e n** eine Fortbildung. Zunächst schlug der Genter Professor Victor d'Hondt ein Verfahren vor, nach welchem sich die Vertreter unter die Listen in der Weise verteilen, dass die möglichst exakte Propor-

⁴) Von reichsdeutschen Schriftstellern wird irreführend seit Rosin (Minoritätenvertretung, 1892, S. 19) für dieses Verfahren die Bezeichnung „gebundene Liste“ gebraucht; richtig noch Bluntschli, Politik, 1876, S. 441, ebenso die schweizerische Literatur z. B. Schollenberger, Staats- und Verwaltungsrecht der Schweizerischen Kantone, I, 1900, S. 105.

⁵) So die Gesetze für die Grossratswahlen von Baselstadt vom 26. Januar 1905, §§ 7 I, 11 IV. Genf vom 3. März 1906, Art. 103, Neuchâtel vom 22. November 1894, Art. 52 u. a., s. bei Klöti, Verhältnisswahlgesetze, 1909. Dagegen hat ein neueres schweizerisches Gesetz, das des Kantons Luzern vom 3. März 1909 über Einführung der Verhältniswahl das Panachieren ausgeschlossen. (§ 5: . . . Gültig sind nur die Stimmen, welche auf Namen der gleichen Wahlliste lauten. . . .“)

⁶) So das angeführte Luzernische Gesetz § 5 Satz 1 u. a.; überhaupt pflegen die schweizerischen Gesetze die Kumulation nur beschränkt zuzulassen, z. B. Baselstadt u. a. s. bei Klöti a. a. O.

tion zwischen den Stimmsummen der Listen und den auf sie entfallenden Vertretern hergestellt wird. Das geschieht, indem jede der Stimmsummen nacheinander durch 1, 2, 3 und so fort dividiert und die fallenden Quotienten nach der Grösse soweit geordnet werden, bis die Anzahl der zu wählenden Vertreter erreicht ist⁷⁾.

Beispiel: Zu wählen sind 5 Repräsentanten; 100 Stimmen sind abgegeben;

		Liste A	Liste B	Liste C
Stimmsumme		55	31	14
dividiert durch 1	55	I	31	14
„ „ 2	27½	III	15½	V
„ „ 3	18⅓	IV	10⅓	
„ „ 4	13¾			

Man kann den kleinsten erfolgreichen Quotienten als die d'Hondt'sche Wahlzahl (im Beispiel 15½) bezeichnen, wenn sie auch für die Verteilung der Vertreter unter die Listen keiner Verwendung bedarf. Insofern aber bedarf sie schon hier besonderer Hervorhebung, als sie ein Quorum darstellt, das jede Liste erreichen muss, wofern sie überhaupt zur Berücksichtigung gelangen kann⁸⁾).

Die zweite Förderung, welche dem Wahlverfahren in Belgien zuteil wurde, betrifft den Einfluss des Wählers auf die Kandidatenbestimmung bei Abgabe der Stimme. Soll dieser Einfluss beträchtlich sein, so muss der Wähler seine ganze Stimmkraft dem von ihm besonders bevorzugten Kandidaten seiner Liste zuwenden dürfen. Das ist in dem belgischen Wahlgesetz vom 29. Dezember 1899 in folgender Weise verwirklicht. Sofern ein Wähler mit der Reihenfolge der Kandidaten der Liste einverstanden ist, gibt er den Stimmzettel unter Bezeichnung der ihm genehmen Liste ab. Zieht er aber dem auf ihr erstgenannten Kandidaten einen der später Genannten vor, so bringt er diese Bevorzugung durch ein Zeichen in vorgeschriebener Weise zum Ausdruck. Jeder Kandidat,

⁷⁾ Goblet d'Alviella, la Représentation Proportionnelle, 1900, S. 30 ff.

⁸⁾ Stets kleiner als Hares Wahlzahl, und regelmässig grösser als die d'Hondtsche ist diejenige, welche Droop, On the political and social effects of different methods of electing representatives (London 1869) S. 3 (Sonderabdruck aus Read March 10, 1869, S. 469 ff.), empfiehlt $\left(\frac{v}{r+1}\right)$; s. Tecklenburg im Archiv für bürgerl. Recht, XXV. 256 f.

⁹⁾ Das Verfahren der grössten Reste kennt ein solches Quorum nicht. In unserem Beispiel würden nach der Wahlzahl $\frac{100}{5} = 20$ an die 1. Liste 2 und an die zweite 1 Sitz fallen, sodann nach den grössten Resten an die erste Liste noch 1 Sitz und an die dritte 1 Sitz.

der an Vorzugsstimmen die d'Hondt'sche Wahlzahl erreicht, ist gewählt; für die anderen der Liste zugefallenen Sitze entscheidet die Reihenfolge der Kandidaten auf der Vorschlagsliste¹⁰⁾.

In dem belgischen Gesetz von 1899 hat die Entwicklung des Wahlverfahrens vor allem durch Aufnahme der d'Hondt'schen Berechnungsweise¹¹⁾ auf der Seite der extremen Neugestaltung diejenige Durchbildung erfahren, welche, wie noch näher dargelegt werden soll, politisch zweckmässig, logisch und einfach, sowie leicht weiterer Fortbildung fähig ist.

I. Es bedurfte eines Zeitraumes von vier Dezennien seit H a r e , bis die Entwicklung des Wahlverfahrens in diejenige Bahn einlenkte, welche der sonstigen Rechtsentwicklung eigen ist, und sich der allmählichen Fortbildung des bestehenden Rechtszustandes zuwendete. Das geschah in Österr e i c h durch das Aktienregulativ vom 20. September 1899, welches für die Wahl der Aufsichtsratsmitglieder ein Verfahren einschlug, das äusserlich ganz die Formen der Majoritätswahl aufwies, welches aber mit Recht die österreichischen Schriftsteller als Proportionalwahl bezeichneten¹²⁾. Wir haben indessen nicht nötig, uns aus unserer staatsrechtlichen Untersuchung auf das zivilrechtliche Gebiet zu begeben, weil der Gedanke der allmählichen Fortbildung des Wahlverfahrens in Österreich lebendig blieb¹³⁾ und bald auch auf staatsrechtlichem Gebiet eine Anwendung erfuhr.

Die Reichsratswahlordnung vom 26. Januar 1907 (§ 34 f.) hat für diejenigen Teile Galiziens, in welchen Polen und Ruthenen stark untermischt wohnen, Zweierwahlkreise geschaffen und für sie folgendes Wahlverfahren eingeführt: Zunächst (Fall I) gilt derjenige als gewählt, welcher mehr als die Hälfte der abgegebenen gültigen Stimmen für sich hat, und neben dem so mit absoluter Mehrheit Gewählten ist Zweitgewählter der, welcher mehr als ein Viertel der abgegebenen Stimmen auf sich vereinigt. Wenn (Fall II) im ersten Wahlgang keiner die absolute Majorität erreicht, so ist ein zweiter

¹⁰⁾ Errera, Staatsrecht des Königreichs Belgien, 1909, S. 92 ff.

¹¹⁾ Diese gilt ausserdem nach folgenden Gesetzen: Gesetze über die Wahlen in dem Grossen Rat von Basel-Stadt vom 26. Januar 1905, § 13, Genf vom 3. März 1906 und 26. September 1908, Art. 107, von Schwyz vom 21. April 1907 § 15; Württembergisches Landtagswahlgesetz vom 16. Juli 1906, Art. 34, Hamburgisches Wahlgesetz zur Bürgerschaft vom 5. März 1906, § 37 III. (Abgedruckt: Jahrbuch d. öffentl. R. II 159.)

¹²⁾ Grünhut in seiner Zeitschrift 31 (1904) 234; s. Tecklenburg in Holdheims Monatsschrift, 1905, 117 ff.; 1909, 278 ff.

¹³⁾ Springer (Pseudonym für Dr. Karl Renner, Bibliotheksbeamter des österreichischen Reichsrats) Mehrheits- oder Volksvertretung? 1904, S. 30 f.

Wahlgang einzuleiten. Erlangt in diesem keiner die absolute Majorität, so findet eine engere Wahl zwischen denjenigen 3 Personen statt, die im letzten Wahlgang die relativ meisten Stimmen für sich hatten, wobei relative Majorität endgültig entscheidet. Wenn (Fall III) im ersten oder zweiten Wahlgang zwar ein Kandidat die absolute Mehrheit erreicht hat, die übrigen Stimmen aber auf mehrere Personen derart zersplittert sind, dass keine mehr als ein Viertel der abgegebenen Stimmen für sich hat, so ist die engere Wahl zwischen denjenigen beiden Kandidaten einzuleiten, welche im vorangegangenen Wahlgange nächst dem die absolute Mehrheit Erreichenden die relativ meisten Stimmen hatten¹⁴⁾.

Man sieht, äusserlich weist das Verfahren die Formen der Majoritätswahl, möglicherweise gar 3 Wahlgänge, auf, und doch ist man in der österreichischen Literatur über seine Bezeichnung als Proportionalwahl einig¹⁵⁾.

Wie in Österreich so erstrebte auch in Frankreich der Briand'sche Entwurf vom 29. Juni 1910¹⁶⁾ eine allmähliche Fortbildung. Die Wahlzahl sollte hier nach der Gesamtzahl der eingeschriebenen Wahlberechtigten berechnet werden. Sie bildete zugleich das Quorum, das eine Liste erreichen musste, um überhaupt berücksichtigt zu werden. Die zahlreichen Restmandate, welche nach der Zuteilung gemäss dieser Wahlzahl an die Listen verblieben, wären tatsächlich immer der grössten Liste, regelmässig also der Majoritätspartei, zugefallen; besonders in den kleinen Viererwahlkreisen hätte sie wohl meist alle Vertreter erlangt. Mit Recht konnte daher von den Vorschriften des Entwurfes die Begründung sagen: „Elles aboutissent, en définitive à attribuer dans une circonscription électorale déterminée, tous les mandats législatifs aux candidats désignés par la majorité des suffrages sous déduction de ceux de ces mandats qu'il est équitable de réserver pour assurer la représentation des opinions mises en minorité.“

So hatte Briand denn auch sein Verfahren zutreffend als „scrutin de liste avec représentation proportionnelle des minorités¹⁷⁾“ bezeichnet.

¹⁴⁾ Ein IV. kaum je praktischer, aber denkbarer Fall erfährt durch § 34, III, Satz 2 seine Regelung.

¹⁵⁾ Ulbrich in Jellineks Jahrbuch II, 292; Conte Scapinelli, Das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, Wien 1907, S. 41.

¹⁶⁾ S. darüber Tecklenburg, Entwicklung des Wahlrechts in Frankreich, 1911, S. 253 ff.

¹⁷⁾ Dabei ist zu merken, dass „scrutin de liste“ dem Franzosen ursprünglich nicht nur Listen- oder Mehrererwahl bedeutet, sondern Majoritätswahl, erst allmählich ist diese letztere als das „scrutin de liste pur et simple“ in deutlicheren Gegensatz zur „proportionnelle“ gesetzt worden.

Den Namen hat Poincaré für seinen am 10. Juli 1912 von der Deputiertenkammer angenommenen Entwurf¹⁸⁾ zwar beibehalten, sich aber sehr weit von der alten Majoritätswahl entfernt. Die Wahlzahlbestimmung nach der Anzahl der Wahlberechtigten ist aufgegeben. Man hat das d'Hondtsche Verfahren angenommen¹⁹⁾ und nur eine geringe Einschränkung vorgenommen, welche in derselben Richtung wie das Quorum wirkt, nämlich gegebenen Falles eine grössere Liste auf Kosten einer der kleineren bevorzugt. Wenn nämlich durch das d'Hondt'sche Verfahren eine Liste, auf welche die absolute Majorität der Stimmen gefallen ist, nicht die absolute Majorität der Vertreter erlangt, so kommt ihr ein weiterer Vertreter auf Kosten der nach d'Hondt'schem Verfahren zuletzt mit einem Vertreter bedachten Liste zu, eine Modifikation des d'Hondt'schen Verfahrens, die aus mathematischen Gründen nur in Wahlkreisen mit einer geringen und geradzahlgigen Vertreterziffer praktisch werden kann^{20)20a)}.

Bei dieser ganzen Verteilungsrechnung kommen Listen, für welche bei ihrer vor der Wahl vorzunehmenden Niederlegung bei der Wahlbehörde erklärt ist, dass sie als verbunden gelten sollten, mit der Anzahl der auf sie zusammengefallenen Stimmen in Betracht²¹⁾.

¹⁸⁾ S. Journal officiel über die Sitzungen der Deputiertenkammer vom 17. Juni bis 10. Juli 1912.

¹⁹⁾ Nicht ohne einen kleinen Aufputz! Eine praktische Umformung des d'Hondtschen Verfahrens, die Hagenbach-Bischoff (Anwendung der Proportionalvertretung, Basel, 1892, S. 28 ff.) angegeben hat und in den schweizerischen Gesetzen seit lange verbreitet ist, hat nach Georges Lachapelle (la Représentation proportionnelle en France et en Belgique, 1911, S. 144 ff.) ein Deputierter Jules Dietz nochmals neu erfunden und selbstverständlich auch auf einen neuen Namen, „Systeme des moyennes“, getauft!

²⁰⁾ Beispiel: 4 Vertreter sind zu wählen; 10 000 abgegebene Stimmen verteilen sich, wie nachstehend ersichtlich; das Ergebnis ist

a) nach reinem d'Hondtschen Verfahren:

	Liste A	Liste B	Liste C
Stimmsumme	5001	2999	2000
dividiert durch	1 5001 I	2999 II	2000 IV
„ „	2 2500½ III	1499½	1000
„ „	3 1333⅓		
Vertreterzahl	2	1	1

b) nach Art. 19 des Entwurfes aber: Liste A erhält 3, Liste B einen und Liste C keinen Vertreter.

^{20a)} Der Poincaré'sche Entwurf wurde vom Senat am 18. März 1913 abgelehnt.

²¹⁾ Listenverbindung; im Gesetz wird von „mise en commun des suffrages“, „groupement des listes“ gesprochen, sonst auch von „apparentement des listes“ („Listenverschwägerung“).

II. Sahen wir hier bereits eine allmähliche und ruhige Entwicklung des Wahlverfahrens angebahnt, so wird einem freilich zurzeit vereinzelter Fall der Rückbildung eines extremen Proportionalverfahrens eine typische Bedeutung nicht abgesprochen werden können. Es handelt sich um das Wahlrecht im Kanton Genf. Hier war für die Wahl der Legislative des Kantons, den grossen Rat, durch Gesetz vom 3. September 1892 die Listenkonkurrenz mit Verteilung der Restmandate nach den grössten Resten eingeführt worden. Bei den Wahlen von 1898 hatte eine kleine und noch dazu unpolitische Partei, die der Freidenker (Libertins) ein Restmandat erlangt²²⁾. Eine hieran anschliessende Agitation führte zur Einführung eines Quorums in Höhe der Hare'schen Wahlzahl durch das Gesetz vom 23. Januar 1901. Durch Gesetz vom 3. März 1906 ging man dann zum d'Hondt'schen Verfahren über, welches, wie dargetan, ein Quorum in Höhe der d'Hondt'schen Wahlzahl in sich trägt. Aber man sieht sich auch damit noch nicht am Ziel. Der Kanton Genf ist noch immer in der Schweiz wegen seiner schier unentwirrbaren Parteienzerklüftung berüchtigt²³⁾; es existieren gegenwärtig der Parteien acht. So wurde denn neuerdings eine Erhöhung des Quorums auf 7 % der abgegebenen Stimmen gefordert²⁴⁾. Nun hat zwar für die Grossratswahlen dieses Verlangen noch nicht zum Ziel geführt; allein man wird es mit Fug als einen bemerkenswerten Schritt zum Erfolg auch für diese deuten dürfen, wenn ein Gesetz vom 16. März 1912 für die Gemeinderatswahlen die „représentation proportionnelle tempérée par un quorum de 7 %“ einführt^{24a)}.

Übrigens war auch früher bereits das Quorum in der Schweiz nicht unbeachtet geblieben. So war durch das Gesetz vom 22. November 1894²⁵⁾ im Kanton Neuchâtel für die Grossratswahlen das beträchtliche Quorum von 15 % der abgegebenen Stimmen eingeführt worden, das sich bis heute unangefochten in Geltung erhalten hat.

²²⁾ Die Partei hatte gleichzeitig in zwei Wahlkreisen einen grössten Rest erlangt, in Ville de Genève mit 2712 Stimmen, während die Wahlzahl 4930 betrug, und in Rive Gauche 3305 Stimmen (Wahlzahl: 6156); Klöti in der Zeitschrift für schweizerische Statistik, 1901, 283; Combethecra, Monographies, Paris, 1909, S. 203.

²³⁾ Combethecra 200—204.

²⁴⁾ Darüber die Flugschriften: Alphonse Frey, la Représentation proportionnelle et le Quorum, Genf 1910 und Edouard Claparède, Quorum et R. P., Genf 1910.

^{24a)} Nach Abschluss des Manuskripts ist durch Gesetz vom 16. Oktober 1912 auch für die Grossratswahlen das Quorum von 7 % eingeführt.

²⁵⁾ Loi sur les élections et votations Art. 64; (abgedruckt bei Klöti, Texte der schweizerischen Verhältnisswahlgesetze, 1909, 30 ff.)

III. Gegenüber den extremen theoretischen Forderungen für die Gestaltung des Wahlverfahrens, sowie auch überwiegend der anfänglichen praktischen Entwicklung, zeigt die neuere die Tendenz der *M ä s s i g u n g*. Wir stellten das fest, indem wir einerseits die Entwicklung von bestehender Majoritätswahl zu gemässiger Anwendung des Proportionalitätsprinzipes darstellten (Österreich, Frankreich), und andererseits die Abschwächung eines streng proportionalen Verfahrens (Genf). Gerade weil durch diese neuere Tendenz die Entwicklung des Wahlverfahrens in diejenige Richtung eingelenkt ist, welche als typische Rechtsentwicklung erscheint, so muss es die besondere Aufgabe der Rechtswissenschaft sein, sie mit allen Mitteln zu fördern. Wir versuchen dieses der skizzierten neueren Entwicklung parallellaufend von den beiden zueinander gravitierenden Richtungen aus zu tun.

a) Wir sahen, wie die anfänglich strenge Proportionalität die Abschwächung durch ein Quorum erfuhr. Das d'Hondt'sche Verfahren verdankt seine immer grössere Verwendung bei den politischen Wahlen mindestens zum grossen Teile dem Umstand, dass es ein Quorum in sich enthält. Auffallen muss aber da: Kann denn das Quorum hier immer nur in dem Einfachen der d'Hondt'schen Wahlzahl bestehen, und muss, wenn es, wie in Genf, nicht ausreicht, dann in Prozenten der Gesamtstimmenzahl das Quorum bestimmt werden? Es wäre schon allein viel sinnfälliger und plastischer, wenn man, gleichwie man bisher forderte, eine Liste müsse die volle d'Hondt'sche Wahlzahl erreichen, die Erhöhung des Quorums in der Weise vollzöge, dass man sagte: Eine Liste kann nur dann überhaupt Vertreter erlangen, wenn sie das Doppelte (Dreifache etc.) der Wahlzahl an Stimmen auf sich vereinigt. Man weiss dann von vornherein, entweder kommen von jeder beliebigen Liste aus einem Wahlkreis mindestens zwei (3 etc.) Vertreter in das Repräsentantenhaus oder gar keiner!

Natürlich ist eine Ausgestaltung des d'Hondt'schen Verfahrens in diesem Sinne möglich. Dieses wird dann zuerst wie bisher unter Konkurrenz aller Listen zur Anwendung gebracht. Würde aber z. B. ein Quorum des Dreifachen der Wahlzahl gesetzlich bestimmt sein, so hat diese Rechnung zuerst nur den Zweck, diejenigen Listen zu ermitteln, auf welche weniger als 3 Vertreter entfielen. Diese bleiben von einer Vertretung überhaupt ausgeschlossen. Nach dieser Ausscheidung wird dann die Verteilung der Mandate unter die das Quorum erreichenden Listen vorgenommen, und zwar durch erneute Anwendung der d'Hondt'schen Berechnung.

Beispiel:²⁶⁾ Gesetzlich sei ein Quorum des Dreifachen der Wahlzahl bestimmt. Es sind 30 Deputierte zu wählen. Die Stimmen verteilen sich, wie folgt, auf 8 Listen: Liste A hat 43 546 Stimmen erhalten, B 32 007, C 12 786, D 11 023, E 9510, F 8061, G 3587, H 3146. Als Wahlzahl ergibt sich 3628. Das Dreifache von 3628 (= 10 884) wird nur von den Listen A, B, C und D erreicht. Nur diese nehmen daher an der jetzt vorzunehmenden Verteilung der Mandate teil.

Da die erste Rechnung bereits ersehen lässt, dass bei einer Wahlzahl von 3628 auf Liste A 12 Mandate entfielen, auf B 8, auf C 3 und auf D 3, so kann sich die zweite Rechnung auf eine Ergänzung der ersten beschränken. Durch sie wird festgestellt, welcher von den Listen A, B, C, D je ein oder mehrere der 4 noch zu verteilenden Mandate zugewiesen werden müssen, damit die möglichst exakte Proportion zwischen den Stimmsummen der Listen A, B, C, D und den ihnen zugewiesenen Vertretern erreicht wird.

	Stimm- summe	dividiert durch	ergibt als Quotient	Ordnungs- Ziffer	Anzahl der nachträgl. verteilten Mandate	Anzahl der mit Wahl- zahl 3628 verteilten Mandate	Gesamtzahl der Mandate
Liste A	{ 43 546 43 546	13 14	3349 ⁹ / ₁₃ 3110 ³ / ₇	II }	1	12	13
Liste B	{ 32 007 32 007 32 007	9 10 11	3556 3200 ⁷ / ₁₀ 2909 ⁸ / ₁₁	I III }	2	8	10
Liste C	{ 12 786 12 786	4 5	3196 2557 ¹ / ₅	IV }	1	3	4
Liste D	11 023	4	2755 ³ / ₄			3	3

b) Wollen wir den Bestrebungen der Fortbildung des Wahlverfahrens im engen Anschluss an ein bestehendes sogen. Majoritätsverfahren auf den Grund gehen, so setzt dies die Erkenntnis voraus, dass es juristisch keine Grenze zwischen Majoritäts- und Proportionalwahl gibt²⁷⁾. Was wir dem Politiker als „Proporz“ zu bezeichnen gar nicht verwehren wollen, ist für den Juristen nichts weiter als eine Fortbildung des Wahlverfahrens in seinen einzelnen Elementen. Man erkennt das leicht, wenn man diese einzeln nacheinander betrachtet.

α) Stimmkonzentration. Wenn in einem Wahlkreis mehrere zu wählen sind, so liegt die Frage nahe: Wozu muss eine Minorität, die höchstens einen einzigen Vertreter erhoffen kann,

²⁶⁾ Entnommen Frey, la Représentation Proportionnelle, 1910 (Wahl der Grossratsmitglieder im Wahlkreis Ville de Genève von 1907).

²⁷⁾ Tecklenburg, Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 1909, 653 ff.; zustimmend Rehm, Handbuch der Politik, I 415, indem er von „reiner Mehrerwahl (Majorz)“ und „modifizierter (Verhältnisswahl)“ spricht. Ernst Cahn (das Verhältnisswahlssystem, 1909) hat sich schon durch die Beschränkung seines Themas den Weg zu einer gründlichen Betrachtung des Wesens des Wahlverfahrens versperrt.

soviel verschiedene Namen nennen, als Vertreter durch den Wahlkörper zu wählen sind und am Ende doch nur den Erfolg sehen, dass nicht ein einziger von ihren Kandidaten, wohl aber sämtliche Kandidaten der Majorität als Sieger aus der Wahl hervorgehen? Den richtigen Weg sahen wir bereits in dem österreichischen Verfahren für die galizischen Zweierwahlkreise eingeschlagen, wo jeder Wähler nur einen Namen auf seinem Stimmzettel zu nennen hat.

In anderer Form finden wir die Stimmkonzentration in den Dreierwahlkreisen des Staates Illinois seit 1871 in erspriesslicher Wirksamkeit²⁸⁾. Der Wähler darf hier denselben Kandidaten zwei oder dreimal auf seinem Stimmzettel nennen (Kumulationsverfahren).

β) *Eventualstimmgebung von vorn herein*. Bei der Reichstagswahl erfordert die Stichwahl einen neuen Wahlgang. Es ist aber nicht im entferntesten etwas, was die sogenannte Proportionalwahl vor der Majoritätswahl voraus hat, dass sich bei ihr die Wahl in einem Wahlgang erledigt. Auch im Einerwahlkreis braucht man dem Wähler nur zu gestatten, Eventualstimmen neben seiner Primärstimme abzugeben, dann vermag auch die „Majoritätswahl“ in einem einzigen Wahlgang zum Ziele zu führen²⁹⁾.

γ) *Wahlzahl*. Die Majoritätsmehrerwahl, das „scrutin de liste pur et simple“, zeigt eine auffallende Erscheinung. Forderte man bei ihr absolute Majorität, so sah man mit einem Mal Fälle eintreten, in denen mehr Kandidaten die absolute Majorität erlangten, als Vertreter zu wählen waren. Hatte man sonst Not, zu einer absoluten Majorität zu gelangen, — hier vermochte sie zu einem *embarras de richesse* an Vertretern zu führen³⁰⁾! Was ist die Ursache? Bei der Majoritätsmehrerwahl lässt man den Wähler soviel Kandidaten nennen, als Vertreter zu wählen sind. Haben 1000 Wähler gültige Stimmzettel abgegeben, und sind 5 Vertreter zu wählen, so sind zunächst bei der Resultatsermittlung 5000 Einzelstimmen vorhanden, die ebensogut von 5000 Wählern, die nur einen Kandidaten bezeichneten, als von unseren 1000, von denen jeder 5 Kandidaten nannte, herrühren könnten. Würde dann nach den Einzelstimmen die

²⁸⁾ Constitution of Illinois, 1870, Art. 4, Secs. 7, 8; Mc. Crary-Mc. Cune, American law of elections, 4. Aufl., Chicago, 1897, S. 157; Freund, Das öffentliche Recht der V. St. von Amerika, 1911, 116.

²⁹⁾ Tecklenburg, Die Stichwahl und ihr Ersatz, Zeitschrift f. d. ges. Staatswissenschaft, 1905, S. 707 ff. und 1909, S. 653 f. Denselben Erfolg führt Scheurlen durch Listenverbindung herbei (Preuss. Verwaltungsblatt vom 10. III. 1906, S. 410).

³⁰⁾ Sehr charakteristisch die erste Verwendung dieses Verfahrens in Frankreich in der „Instruction de l'Assemblée Nationale“ zu dem Dekret vom 22. Dezember 1789, wo man an diesen Fall nicht gedacht hatte; siehe Tecklenburg, Entwicklung des Wahlrechts in Frankreich, 71.

absolute Majorität auf 2501 bestimmt, so könnte es nie und nimmer vorkommen, dass man zuviel Gewählte erhielte. So wird aber nicht verfahren, sondern nach der Anzahl der Abstimmenden oder der gültigen Stimmzettel wird die absolute Majorität auf 501 bemessen. Nun kann es dem Theoretiker nicht verwehrt sein, auch einmal die so gefundene Entscheidungszahl mit der Gesamtzahl der Einzelstimmen in Verbindung zu bringen. Bezeichnen wir diese Zahl mit v , die der zu wählenden Repräsentanten mit r , so würde die Entscheidungszahl (e) die Formel $e = \frac{v}{2r} + 1$ ergeben. Vergleichen wir

diese Formel mit derjenigen der Hare'schen Wahlzahl ($q = \frac{v}{r}$), so zeigt sie sich als die Hälfte von dieser plus Eins. Nähme man also nicht die absolute Majorität der Abstimmenden, das „Hälftenmehr“, bei Majoritätsmehrerwahl als Entscheidungszahl, sondern die volle Anzahl der Abstimmenden, so könnte jener vorher geschilderte Überfluss an Majoritätsinhabern nie eintreten. Wohl aber wäre, wie bei Hare für Restmandate ein Behelf vorzusehen; etwa durch einen zweiten Wahlgang. Aber man könnte auch Kumulation und Eventualstimmgebung erlauben — dann freilich wäre aus der alten Majoritätsmehrerwahl ein schneidiges Proportionalverfahren geworden!

Was wir hiermit zeigen wollen, ist ein Doppeltes; erstens, dass die Mehrerwahl mit dem Erfordernis absoluter Majorität ein sinnloses Verfahren ist; Kandidaten, die auch diese erreichen, würden am Ende möglicherweise doch nicht für gewählt erklärt³¹⁾. Zweitens, dass die Majoritätsmehrerwahl erst durch die Umbildung zu einem Wahlzahlverfahren mit Kumulation eine logisch befriedigende Gestalt erhält, und dass diese Fortbildungselemente bereits in diesem Verfahren schlummern.

8) Auch wo Einerwahlkreise bestehen, ist dem proportionalen Prinzip keineswegs der Eingang versperrt. Denn wer auch noch so sehr die geschichtliche Bedeutung hergebrachter Wahlkreisgrenzen hochhält, muss doch zugestehen, dass die Abgrenzung der Wahlkreise innerhalb der grossen Städte nur gänzlich willkürlich geschehen kann³²⁾. Dabei hat es nichts Auffälliges, wenn in demselben Lande Einer- und Mehrerwahlkreise nebeneinander bestehen und in den letzteren dann ein Verfahren angewandt wird, das man mit Proportionalwahl zu bezeichnen pflegt. Ein Beispiel hierfür sehen wir in Württemberg; die Stadt Stuttgart bildet für die Ab-

³¹⁾ Z. B. Preussisches Reglement über die Ausführung der Wahlen zum Hause der Abgeordneten vom 18. September 1893, § 17 IV.

³²⁾ Georg Meyer, Parlamentarisches Wahlrecht, 1901, 652.

geordnetenwahl einen einzigen Wahlbezirk, in welchem nach d'Hondtschem Verfahren 6 Abgeordnete gewählt werden; für andere 46 bestehen Einerwahlkreise³³⁾.

Allein wir dürfen uns nicht bloss mit solch äusserlicher Betrachtung der Einerwahlkreise begnügen, sondern müssen auch nach dem inneren Grunde forschen, der zu dieser Tendenz der Einerwahlkreise führt, sich, sofern keine lokalen Schranken sich gerechtfertigt erweisen, zu Mehrerwahlkreisen zu erweitern. Die Antwort ergibt sich aus dem Vergleich der Wahl mit der Beschlussfassung. Die Frage an die Abstimmenden bei Beschlussfassung hat stets den Sinn: Welche eine aller möglichen oder wenigstens vorgeschlagenen Alternativen ist als die beste anzusehen. Bei einer Parlamentswahl aber will man zu einer vielköpfigen Versammlung gelangen; hier ist also garnicht die Rede davon, zu einer Einheit gelangen zu wollen. Es ist ein Gemeinplatz der Politik, dass im Parlamente die verschiedenen Meinungen im Volke Ausdruck finden sollen. So weist der Zweck der parlamentarischen Wahl³⁴⁾ auf Erweiterung zu eng begrenzter Wahlkreise³⁵⁾ und zugleich darauf hin, in den Mehrerwahlkreisen das Wahlrecht so zu gestalten, dass nicht nur eine einzige Meinungsrichtung, sondern mehrere nebeneinander zu Vertretern im Parlament gelangen können.

Stellen wir zum Schlusse die Frage nach dem besten Wahlverfahren und entnehmen die Antwort aus der dargelegten neueren Tendenz seiner Entwicklung und den von uns daran geknüpften Erörterungen, so ergibt sich: **E r s t e n s**, jedes rationalistische Fragen nach einem besten Wahl-, „System“ oder einem mathematisch exakten, hat juristisch höchstens sekundären Wert. Keinenfalls können auf diesem Weg erlangte Resultate ohne Prüfung ihrer Eignung für jede besondere Anwendung der Wahl auf dem Gebiete des Rechts Geltung beanspruchen. **Z w e i t e n s**: Weil es einen ausschliessenden Gegensatz zwischen Majoritäts- und Proportionalwahl gar nicht gibt, so lässt sich jedes sogenannte Majoritätswahlverfahren allmählich fortbilden. Und da diese Möglichkeit besteht, so muss

³³⁾ Württembergisches Landtagswahlgesetz vom 16. Juli 1906, Art. 19, 27 ff.

³⁴⁾ Anders bei Wahl eines exekutiven Organs; ihm liegt energisches Handeln und geschlossenes Auftreten ob; darum ist die Wahl einer kollegialen Exekutivbehörde so zu gestalten, dass sie aus Mitgliedern tunlichst gleicher Anschauungen zusammengesetzt ist; hier bleibt der sogenannten Majoritätswahl ihr Platz gewahrt.

³⁵⁾ Eine besondere Art der Fortbildung des Wahlverfahrens bei einmännigen Wahlkreisen weist nach V. H. O. M a d s e n, Forholdstalsvag i Enmandskredse, Kopenhagen, 1910.

von ihr ganz besonders für das parlamentarische Wahlrecht Gebrauch gemacht werden, weil für ein Staatswesen jede unsichere Änderung seiner Organisation zu vermeiden ist. Als entferntes Ziel bei solch allmählicher Fortbildung kann das d'Hondt'sche Verfahren gelten, einerseits, weil dieses dem Wähler, besonders wenn man, wie in Belgien, die Vorzugsstimmgebung hinzutreten lässt, in umfassender Weise die Kundgabe seines Willens ermöglicht und die Wirksamkeit der Stimme gewährleistet, und andererseits, weil es, mit einem entsprechenden Quorum verbunden, die Herstellung einer festen Parlamentsmajorität in sicherer Weise herbeizuführen vermag, als irgend eines der sogenannten Majoritätsverfahren.

Ueber einen Versuch gegen die herrschende Wertung rechtshistorischer Forschungen.

Von

Dr. Carl Koehne,

Professor an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg.

Seit den Tagen des Cuiacius und Donellus nimmt die rechtshistorische Forschung im Gebiete der wissenschaftlichen juristischen Tätigkeit eine bedeutende Stellung ein; seit derselben Zeit und noch mehr seit derjenigen von Savigny's und Eichhorn's spielt rechtshistorischer Unterricht bei der Ausbildung der Juristen eine wichtige Rolle. Durchaus nicht gegen diese hochschulpädagogische Bedeutung der Rechtsgeschichte oder gar gegen ihren Erkenntniswert richteten sich die in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auftretenden Bestrebungen, den juristischen Studiengang zu reformieren. Die ausführliche Enzyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, welche nach Ansicht der hervorragendsten Vorkämpfer dieser Reform ¹⁾ die Einführung in das Studium bilden sollte, enthält selbst viel Rechtshistorisches, und von der Stundenzahl der rechtsgeschichtlichen Vorlesungen wurden nennenswerte Abstriche nicht verlangt. So haben denn auch die Aenderungen im juristischen Studiengange, welche durch die Einführung des B.G.B. notwendig

¹⁾ Reuling, Zur Reform der juristischen Studienordnung, Leipzig 1888, S. 9; Gareis, Encycl. u. Method. d. Rechtsw., Giessen 1887, S. 185; Stammler in Stammler u. Kipp, Festgabe für Windscheid, 1888, S. 53.

wurden und von jenen Reformforderungen nicht unbeeinflusst blieben, an dem Bestehen vielstündiger Unterweisung im Rechte der Vergangenheit nichts geändert.²⁾

Dagegen sind neuerdings im Zusammenhange mit der Freiheitsbewegung Stimmen laut geworden, welche den Wert der Rechtsgeschichte sowohl für die Erkenntnis des Rechts wie für die juristische Ausbildung als sehr gering bezeichnen.³⁾ Mit ihnen⁴⁾ sowie mit dem heute auf allen Gebieten wahrnehmbaren Streben, alle überlieferten Wertungen neuer Prüfung zu unterwerfen, hängt auch eine kürzlich veröffentlichte eigenartige Schrift eines jungen Rechtshistorikers W. Anderssen⁵⁾ zusammen, welche nicht unbeachtet bleiben darf, wenn man ihr auch durchaus nicht zustimmen kann.

In Form eines Vortrages zur Einführung in die Kollegien über deutsche Rechtsgeschichte und ehemaliges deutsches Privatrecht gefasst, weicht diese Publikation ausserordentlich von der grossen Mehrzahl der akademischen Reden über den Nutzen eines bestimmten Wissenszweiges ab. Während diese in der Wertschätzung ihres jedesmaligen Themas recht weit zu gehen pflegen und Uebertreibungen durchaus nicht fernbleiben, bildet den Hauptinhalt der Schrift Anderssens die Bekämpfung der m. E. mit Recht herrschenden Anschauungen über den Wert wissenschaftlicher und hochschulpädagogischer Beschäftigung mit der Rechtsgeschichte.

Die Studie beginnt mit der Erörterung des Werts der gesamten historischen Forschung, da der Verfasser in der bisherigen Literatur nirgends Mitteilungen über dies Thema gefunden habe. Er beruft sich auf eine Bemerkung in Droysens's Grundriss der Historik, dass die Geschichtswissenschaft „nicht genügende Auskunft“ über die „Rechtfertigung“ ihrer eigenen Existenz gebe. Indessen haben, wenn Droysens Behauptung im Jahre 1868, in dem die erste Auflage seiner Schrift erschien, als einigermassen zutreffend erachtet werden kann, jedenfalls später eine Reihe

²⁾ Vgl. Gareis in 3. Aufl. derselben Schrift (1905) S. 211.

³⁾ So Ernst Fuchs, Schreibjustiz und Richterkönigtum (1907), S. 45, 46 und Recht und Wahrheit in unserer heutigen Jurisprudenz, 1908, S. 240; Radbruch in Monatsschr. f. Kriminalps. II, S. 424, Kantorowicz, ibidem IV, S. 104, 105 u. in seiner Schrift: Was ist uns Savigny? 1912 bes. S. 29–32.

⁴⁾ Von besonders grossem Einflusse auf Anderssen waren offenbar die erwähnten Ausführungen von K. u. R. in der Monatsschr. f. Kr.

⁵⁾ Der Wert der Rechtsgeschichte und seine Grenzen. Eine akademische Antrittsrede von Dr. iur. Walter Anderssen, Privatdozent an der Universität Neuchâtel, Lausanne u. Leipzig 1911, Edwin Frankfurter.

gründlicher Untersuchungen sich mit der Frage des Werts historischer Forschung beschäftigt. Hier seien davon nur die in Droysen's eigener Schrift S. 6, 36—38 und 46—84 gegebenen Ausführungen,⁶⁾ G. Winter's Aufsatz über Geschichte und Politik in der Vierteljahrsschr. f. Volkswirtsch. III (1889), Stöckert, Der Bildungswert der Geschichte 1892 und Bernheim, Lehrb. d. histor. Methode 1908 S. 171—177 hervorgehoben.

Weit mehr noch als solches Uebersehen vorzüglicher einschlägiger Publikationen muss es in Erstaunen setzen, dass A. die Beschäftigung mit der Geschichte und speziell auch diejenige mit der Rechtsgeschichte, soweit sie der Befriedigung des allgemein menschlichen Wissenstriebes dient, als nur „für die Mussestunden“ gerechtfertigt erklärt (S. 13 u. 19). Danach hätten Ranke, Pertz, Mommsen und andere Koryphäen der allgemeinen Geschichte und nicht minder auch die zahlreichen Gelehrten, welche in emsiger Arbeit einzelne Bausteine zum Fortschritte jener Wissenschaft herbeigeschafft haben, sehr Unrecht getan, solche Tätigkeit zu ihrem Lebensinhalte zu erwähnen. Verdankt man indessen die Fülle und Sicherheit historischer Erkenntnis, welche die Arbeit des 19. Jahrhunderts geschaffen hat, nicht grade dem Umstande, dass die Forscher sich auf diesem Gebiete ganz anders betätigten, als wenn es sich für sie um Ausfüllung von Mussestunden gehandelt hätte?

Aber nicht einmal für die Mussestunden will unser Autor selbstloses Studium der Geschichte als unbedingt angebracht gelten lassen, sondern nur dann, wenn keine besonderen „Gründe der Schädlichkeit“ vorliegen. Dies erläutert er dann damit, dass man „eine Tätigkeit schon als schädlich bezeichnen“ könne, „wenn man an ihrer Stelle eine andere nützlichere hätte vornehmen können“, und dass selbst, wo diese Voraussetzung nicht zutreffe, „besondere Gründe der Schädlichkeit“ vorliegen können (S. 12). Sicher wird jeder Geschichtsfreund gespannt sein, zu erfahren, woran Anderssen bei den Worten „besondere Gründe der Schädlichkeit historischer Forschung“ denkt. Aber unser Methodologe will diese Gründe „hier ununtersucht lassen“; nur insofern bleibt unsere Neugier wenigstens nicht ganz unbefriedigt, als A. in einer Note auf Schopenhauer und Nietzsche verweist. Indessen entbehren Schopenhauers Behauptung, dass

⁶⁾ In bezug auf sie sagt der bekannte Jurist Otto Fischer in Jherings Jahrb. 54, S. 311, Note 3: „Droysen begründet die Notwendigkeit der Geschichte für die Gegenstände der Geisteswissenschaften in schlagender Weise.“

die gesamte Geschichte nur einen wüsten Traum der Menschheit bilde, und Nietzsches zeitweilige Bekämpfung der historischen Forschung, die sich auch im Grunde mehr gegen — sei es wirklich, sei es angeblich — falsche Verwendung ihrer Ergebnisse richtet, jedes wissenschaftlichen Nachweises.⁷⁾ Wie die einschlägigen Anschauungen Schopenhauers und Nietzsches entstehen und wodurch sie eine starke Anhängerschaft finden konnten, kann an dieser Stelle natürlich nicht erörtert werden. Es genüge unter Berufung auf die Schriften von Ludwig Stein⁸⁾ und Möbius⁹⁾ hervorzuheben, dass diese beiden Philosophen neuzynischer Richtung mit unnormaler Individualität¹⁰⁾ und starkem pathologischem Einschlag für wissenschaftliche Forschung nur als Objekte, nicht als Subjekte in Betracht kommen. Zu Führern, denen kritiklos zu folgen wäre, sind sie zweifellos völlig ungeeignet.¹¹⁾

Gewiss lassen sich theoretisch Fälle konstruieren, in denen sich Beschäftigung mit der Geschichte insofern als schädlich bezeichnen lässt, als sie von der Erfüllung von Aufgaben abhält, die zurzeit wichtiger sind. Der Staatsmann, der nach Art des Römischen Kaisers Claudius durch historische Studien die Gelegenheit zu wichtigem praktischen Handeln versäumt, würde ebenso wie der Richter oder Anwalt zu tadeln sein, der über rechtshistorischen Forschungen seine Pflicht vernachlässigt; ebenso der Studierende, der sich nur in Rechtsgeschichte, nicht im Rechte der Gegenwart ausbilden würde. Allein in Wahrheit spricht es garnicht gegen den Wert historischer oder rechtshistorischer Forschung, dass für sie wie überhaupt für jede Beschäftigung der Satz gilt: „Alles zu seiner Zeit“.

Irgend einen Hinweis darauf, was diejenigen nützlicheres tun sollten, die nicht in den Musse-, sondern in den Arbeitsstunden sich mit historischen Studien beschäftigen oder die sogar ihre Musse besser verwenden können, gibt A. nicht. Ist es vielleicht deshalb unterblieben, weil die Antwort nur im Sinne

⁷⁾ Bei beiden Schriftstellern finden sich übrigens auch den von A. zitierten widersprechende Ausführungen, welche der Geschichtswissenschaft sehr hohen Wert zuschreiben. Vgl. bes. Schopenhauer, Sämtl. Werke III (1891), S. 508 u. Nietzsche Werke I, 1905, S. 294—298.

⁸⁾ Nietzsches Weltanschauung 1893.

⁹⁾ Schopenhauer 1904, Nietzsche 1904.

¹⁰⁾ Stein, a. a. O., S. 15, Ziertmann in Mitt. f. Gesch. d. Med. III (1908), S. 345.

¹¹⁾ Selbst einer der grössten Bewunderer von Nietzsches Genialität, Breysig, sagt: Diese Phantasie musste zu den kolossalsten Irrtümern führen. S. Jahrb. f. Gesetzgeb., N. F. 20 (1896), S. 370.

ödesten Banausentums, übertriebenen Erwerbssinnes (Amerikanismus) oder dichterisch entgleisten religiösen Gefühls (Tolstoischer Gedanken) hätte ausfallen können?

In bezug auf die wichtigsten unter den sonstigen abwegigen Behauptungen der eigenartigen Antrittsrede möchte ich mich damit begnügen, sie wiederzugeben und in kurzen Bemerkungen zu charakterisieren, die ich neben sie stelle:

I. Indem „aus dem Studium der Rechtsgeschichte die juristische Bildung“ entsteht, hebt die Rechtsgeschichte „den wissenschaftlich gebildeten Juristen über den blossen Rechtskenner hinaus. So befriedigt sie die Eitelkeit des Juristen. Da aber dieser Vorteil einseitig und begrenzt ist, muss er als blosser Luxus bezeichnet werden“ (S. 19).

II. „Die Rechtsgeschichte kann, da sie nur das vergangene Recht umfasst, auch nur diejenigen Ursachen des gegenwärtigen Rechtes enthalten, welche in vergangenen Rechtsätzen liegen. Das gegenwärtige Recht kann aber nicht nur durch das vergangene Recht, sondern ebenso gut durch ganz ausserhalb des Rechts liegende Ereignisse hervorgebracht sein. Diese können nicht aus der Rechtsgeschichte erkannt werden“ (S. 19, 20).

Mit demselben Rechte könnte die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Medizin, die den Arzt über den Heilgehilfen und Kurpfuscher, diejenige mit Mathematik und Naturwissenschaften, die den Ingenieur über den Handwerker und Mechaniker „hinaushebt“, als Mittel zur „Befriedigung der Eitelkeit“ und „Luxus“ bezeichnet werden“.

Wer Rechtsgeschichte erforschen will, muss selbstverständlich auch die Einwirkungen berücksichtigen, welche die politische Entwicklung, sowie diejenige von Wirtschaft, Technik, Religion, Wissenschaft und Kunst auf das Rechtsleben ausgeübt haben. Dies ist indessen schon längst erkannt¹²⁾ und mindestens in bezug auf politische und wirtschaftliche Vorgänge auch schon längst praktisch befolgt worden. Sollten einem Privatdozenten der Deutschen Rechtsgeschichte standard-works dieser Wissenschaft wie die von Brunner und Gierke verfassten unbekannt sein?

¹²⁾ Vgl. namentlich Kohler, Das Recht als Kulturerscheinung (Würzburg 1885) bes. S. 5 u. 6 („die Rechtsgesch. ist nur als Teil der Kulturgesch. gedeihlich“), sowie desselben Encycl. der Rechtsw. I (1903), S. 20, von Amira, Wie studiert man Rechtswissenschaft? München 1909, S. 14, Ehrenberg,

III. Der „Kernpunkt dessen, was“ man „die historische Theorie oder die Theorie der historischen Schule“ nennen könne, und der „grösste und verhängnisvollste aller Irrtümer, welche je in der Rechtsphilosophie geherrscht haben“, liege in der Behauptung, „dass die Rechtsgeschichte es allein ermögliche, das geltende Recht voll zu verstehen“ (S. 21). Dies könne man aber in verschiedenem Sinne meinen:

a) Man könne daran denken, „dass die Rechtsgeschichte das Verständnis des geltenden Rechts dadurch erleichtert, dass sie andere Rechte zum Vergleiche ihm gegenüber stellt“. Indessen bedürfe man dazu nicht der Rechtsgeschichte, da man das Recht auch mit fremden „zeitgenössischen Rechten“ vergleichen könne; ja diesem Verfahren werde „häufig vor der geschichtlichen Rechtsvergleichung der Vorzug zu geben sein“ (S. 21).

b) Ausserdem erleichtere indess „die Rechtsvergleichung“ zwar das Verständnis des geltenden Rechts, ermögliche „es aber in keiner Weise allein“ „Denn, wer einmal erkannt hat, dass alles Recht von Menschen gemacht wird, kann sich die bestehende Rechtsordnung ebensogut als nicht bestehend oder durch eine beliebige andere ersetzt denken“!! (S. 21, 22).

Vergleichung im eigenen Lande geltender Rechtsvorschriften mit gleichzeitigen ausländischen ist sicher vorteilhaft. Sie kann aber garnicht in blosser Vergleichung von Gesetzestexten bestehen; vielmehr setzt sie stets voraus, dass, wer die Vergleichung ausführt, auch die Entwicklung des eigenen und ausserdem die des fremden Rechtes kennt. Grade derartiges kann also ohne Rechtsgeschichte überhaupt nicht mit Nutzen getrieben werden!

Soll jene angebliche „Erkenntnis“ bedeuten, dass irgendwelche leitenden Personen „das Recht“ nach Willkür „machen“ können, etwa um 900 die Hörigkeit abschaffen oder um 1900 sie hätten einführen können, so ist die „Erkenntnis“ ein arger Irrtum¹³⁾; andernfalls ist aber die aus ihr gezogene Folgerung falsch.

Die Rechtsgesch. u. die jur. Bildung (Leipzig 1894), S. 5, Wenger, Die Stellung des öff. röm. Rechts im Universitätsunterrichte (Wien 1907), S. 18 etc.

¹³⁾ Vgl. dagegen Ehrenberg, a. a. O., S. 3, der mit Recht sagt: „Mehr als die meisten anderen Produkte der schöpferischen Tätigkeit der menschlichen

IV. Manche meinen, dass man das geltende Recht erst verstehe, wenn man auch seine Ursachen mit Hilfe der Rechtsgeschichte kennen gelernt habe. Dies sei aber aus zwei Gründen irrtümlich:

a) Jene Ursachen brauchen nicht in der Rechtsgeschichte, sondern können auch in der allgemeinen Geschichte enthalten sein.

b) Man könne „über die Entstehung eines Gegenstandes vollständig unterrichtet sein, ohne über ihn selbst das Mindeste zu wissen“. So sei auch „die Entstehung eines Gegenstandes und ihn selbst kennen, zweierlei“. „Deshalb“ könne „man sogar mit Rücksicht auf die historische Aufklärung, welche uns die Rechtsgeschichte über das geltende Recht gibt, nicht sagen, dass sie zum Verständnis des geltenden Rechts notwendig sei“ (S. 22).

V. Endlich gebe es „genug Schriftsteller, die sich tatsächlich einbilden, das Studium der Rechtsgeschichte erschliesse das Verständnis des geltenden Rechts“ (S. 22). „Für diese Ansicht, die mehr einer Erklärung als einer Widerlegung bedarf, führen glücklicherweise die Schriftsteller selbst zwei Gründe an“:

Gegen diesen Einwand genügen die bereits unter II gegebenen Ausführungen.

Natürlich muss man, um irgend ein Kulturinstitut nicht bloss oberflächlich zu kennen, sondern auch zu verstehen, nicht nur seine „Entstehung“, sondern auch seine weitere Entwicklung kennen. Dass aber auch zu einer nicht besonders tief gehenden Kenntnis komplizierter Rechtsinstitute „die historische Aufklärung“ notwendig ist, leuchtet ohne weiteres ein, wenn man z. B. an die Deutsche Reichsverfassung, das Deutsche Pfandrecht an Liegenschaften, das Deutsche Branntweinsteuerrecht usw. usw. denkt.

Gesellschaft, mehr als die Kunst, die Wissenschaft, die Technik, auch mehr als die Religion ist das Recht unabhängig von dem Wirken des Zufalls, von dem Auftreten grosser oder kleiner, nützlicher oder schädlicher Individuen.“

a) Das geltende Recht enthält oft Sätze, die sich im vergangenen Recht finden. „Das Studium dieser Sätze“ sei „aber garnicht Rechtsgeschichte, sondern geltendes Recht“. b) Das Studium des vergangenen Rechts wird für das Verständnis des gegenwärtigen deshalb als notwendig angesehen, weil nicht mehr geltende Rechtssätze auf die Gestaltung bestehender eingewirkt haben und daher zu seiner Auslegung notwendig seien. Auf die Frage der Auslegung will A. nicht eingehen, jedenfalls seien aber solche Rechtssätze, welche zur Auslegung geltender benutzt würden, „insoweit nicht vergangen, sondern geltendes Recht“. „Auch bei ihrem Studium also triebe man nicht Rechtsgeschichte, sondern geltendes Recht“ (S. 23).

Rechtsinstitute, die als Ueberbleibsel früherer Rechtssysteme noch heute bestehen, z. B. Zwangs- und Bannrechte, Lehnrecht, Almende können nur richtig beurteilt werden, wenn man das Rechtssystem der Zeiten kennt, in denen sie entstanden und geregelt sind. Dasselbe gilt auch von Rechtssätzen, die früher rechtskräftig, heute zum Verständnisse geltenden Rechts herangezogen werden müssen.¹⁴⁾

Sicher steht zu diesen Ausführungen, welche den Kern des Vortrages bilden, in offenbarem Widerspruch, dass Anderssen am Schluss desselben der Rechtsgeschichte doch noch Wert zuschreibt und die Studenten auffordert, dies Fach mit Eifer „zum Heil und Segen der Rechtswissenschaft und des Vaterlandes“ zu treiben. Sei sie auch „für das Verständnis des geltenden Rechts günstigstenfalls nützlich, keinesfalls aber notwendig,“ so ermögliche „sie doch allein eine bewusste Vervollkommnung des geltenden Rechts“ (S. 24).¹⁵⁾ Noch mehr widerspricht es den

¹⁴⁾ Man denke z. B. an die Reglements der Eisenbahnen vor Begründung des Norddeutschen Bundes! Ihre Rechtsnatur ist für die Frage der Rechtskraft der heutigen Eisenbahnverkehrsordnung von Wichtigkeit, kann aber nur unter Heranziehung der öffentlich-rechtlichen Stellung der Eisenbahnen in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens, also mit Hilfe rechtshistorischer Untersuchungen festgestellt werden.

¹⁵⁾ Vgl. die oben S. 634 unter III a u. b gegebenen Behauptungen unseres Autors, nach denen man, wenn sie zutreffend wären, auch den Wert rechtshistorischer Bildung für den Gesetzgeber als sehr gering betrachten müsste.

früheren Behauptungen A's, dass er schliesslich „die rechts-historische Bildung“ auch als für den praktischen Juristen „un-entbehrlich“ bezeichnet (S. 25).¹⁶⁾ Er verwendet nämlich die — von berufener Seite mit trefflichen Gründen widerlegte¹⁷⁾ — Anschauung, dass nicht nur der Verwaltungsbeamte, sondern auch der Richter innerhalb der von der Gesetzgebung gezogenen Schranken „frei, gleichsam ein Gesetzgeber im Kleinen, das Recht nach seiner eigenen Rechtsüberzeugung zu schaffen“ habe. Aus diesem Grunde müsse sowohl der Richter wie der ihm zur Seite stehende Anwalt „rechtspolitische Bildung“ besitzen (S. 24, 25); zu dieser sei das „Studium der Rechtsgeschichte“ „allerdings notwendig“ (S. 26). Damit hebt Anderssen in bezug auf die praktischen Forderungen, die sich aus seinen früheren Ausführungen ergeben würden, wenn sie als zutreffend anzusehen wären, alles wieder auf, was er selbst gesagt hat.

So können die Erörterungen des Neuchâteller Privatdozenten über die Bestimmung der Grenzen des Werts der Rechtsgeschichte in keiner Weise als massgebend erachtet werden. Dagegen muss man es immerhin als verdienstlich bezeichnen, dass er zum ersten Male die Frage systematisch behandelt,¹⁸⁾ ob es solche Grenzen gibt. Mit der Beantwortung dieser Frage denke ich mich in einem der nächsten Hefte des Archivs für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie zu beschäftigen.

Die Staatslehre des Petrus de Bellapertica.

Von

Gerichtsassessor Dr. Richard Fränkel in Berlin.

Die mittelalterlichen Staatslehren sind in neuerer Zeit wiederholt dargestellt und gewürdigt worden¹⁾. Von der Lehre des Petrus de Bellapertica berichtet niemand. Bei ihrer Eigenart und geschichtlichen Bedeutung will es mir aber scheinen, dass sie auch heute noch Beachtung verdient.

¹⁶⁾ Vgl. dagegen seine eigenen, oben S. 634, 635 unter III u. IV wiedergegebenen Ausführungen.

¹⁷⁾ Stier-Somlo in Staatsrechtliche Abhandlungen. Festgabe für Laband, S. 445—514 bes. 461—463, 471, 478, 488—90, 492—94, 514, vgl. namentl. auch Kleinfeller in dieser Zt. I, S. 204, 207.

¹⁸⁾ Gelegentlich aufgeworfen hatten sie schon Radbruch und Kantorowicz an den oben S. 630 Note 3 zitierten Stellen der Monatsschr. f. K. Vgl. auch die von letzterem S. 79 zitierten und Stammer in Hinnebergs Kultur der Gegenwart II 8 (1906), S. 500—505.

Das Urteil über Petrus de Bellapertica oder Petrus de Belleperche, wie die Franzosen ihn nennen, unterlag einem wechselnden Schicksale. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu Lucenay-sur-Allier bei Villeneuve von geringen Eltern geboren, gelangte er durch sein reiches Wissen und sein starkes Lehrtalent frühzeitig zu Ansehen und hohen Stellungen. Er lehrte von 1270—1290 an der Universität Orleans, 1280 auch vorübergehend an der Universität Toulouse. Von Philipp dem Schönen wurde er mit wichtigen Missionen in schwierigen und subtilen Staatsangelegenheiten betraut, unter anderem verhandelte er mit Benedikt XI., dem Nachfolger Bonifaz' VIII. auf dem päpstlichen Stuhl. Später wurde er chanoine, dann doyen des Kapitels an Notre-Dame zu Paris, 1306 Bischof in Auxerre. Ob er schliesslich noch zum Kanzler von Frankreich ernannt wurde, ist unsicher. Im Jahre 1308 ist er gestorben, er wurde in Notre-Dame beigesetzt²⁾.

Mit seinem älteren Zeitgenossen und Lehrer Jacobus de Ravanis (Jacques de Révigny) hat Petrus de Bellapertica der Wissenschaft des römischen Rechts, die in der Zeit des Accursius an Lebenskraft eingebüsst hatte, zu einer neuen Blüte verholfen. Durch die Vermittelung der Italiener Cinus und Albericus de Rosate haben beide auf die Schulhäupter der Spätscholastik, Bartolus und Baldus, entscheidenden Einfluss ausgeübt, ihre Bedeutung für die Entwicklung der gesamten neueren Rechtswissenschaft ist daher nicht gering zu veranschlagen, wenngleich ihre Namen schnell in Vergessenheit geriethen. Der Impuls, den sie der Rechtsentwicklung brachten, wurde früher darin gesehen, dass sie in die Behandlung des Rechts die Dialektik eingeführt hätten; auf ihr Konto wurden daher all die Spitzfindigkeiten und Auswüchse gesetzt, die man der Scholastik im üblen Sinne gemeinhin beilegt³⁾. Die neueren Forschungen zeigen, dass dieser Glaube falsch war⁴⁾. Die scholastische Denkweise hat

¹⁾ Vgl. insbesondere Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht III, 1881, S. 533 ff.; denselben, Johannes Althusius und die Entwicklung der naturrechtlichen Staatstheorien, Breslau 1902, 2. Aufl.; Rehm, Geschichte der Staatsrechtswissenschaft, 1896, S. 162 f.; denselben, Allgemeine Staatslehre I, 1899, S. 40 f. Für das frühere Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts vergleiche insbesondere Carlyle, A history of mediaeval political theory in the West, Edinburgh-London I, 1903, II, 1909.

²⁾ Am ausführlichsten handelt über ihn Félix Lajard in der Histoire littéraire de la France T. XXV. Paris 1869, p. 351—380. Vgl. ferner Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, 2. Ausgabe VI, 1850, S. 27 f.; Rodière, Les grands Jurisconsults. Toulouse 1874, p. 235; Tardif, Histoire des sources du droit français. Paris 1890, p. 417 sq.; Fournier, Histoire de la Science du droit en France, Paris 1892, p. 9, 121, 330, 687.

³⁾ Vgl. Taisand, Les vies des plus célèbres Jurisconsultes de toutes les nations. Paris 1721, p. 480; Savigny, Geschichte V, S. 603 f.; VI, S. 1 ff.

⁴⁾ Vgl. insbesondere P. de Tourtoulon, Les oeuvres de Jacques de Révigny (Jacobus de Ravanis) Paris, 1899, S. 3 ff., 17 ff.

auch schon die Glossatoren beherrscht. Das Neue aber, was die beiden und insbesondere Jacobus de Ravanis dem Rechte brachten, war nicht die Methode, sondern die Richtung, die sie in der bisherigen Forschungsart einschlugen. Ihnen kam es nicht mehr vorzugsweise auf die Ermittlung und das Verständnis des römischen Rechts an, sondern sie waren bestrebt, aus dem römischen Recht das Grundsätzliche und Wesentliche herauszuentwickeln und es dadurch im Geiste ihrer Zeit praktisch nutzbar zu machen. Das aber taten sie mit einer Originalität, mit einem Scharfsinn und einer Tiefe, wie wir sie bei Bartolus und seinen Nachfolgern kaum wiederfinden.

Von diesem Geiste ist auch die Staatslehre des Petrus de Bellapertica getragen. Sie ist nach der Weise der Glossatoren nicht zu einem geschlossenen System zusammengearbeitet, sondern Gedanken zu entnehmen, die je nach der Gelegenheit der einzelnen zu kommentierenden Gesetze hier und da verstreut sind, aber durch ihren inneren Gehalt auf eine fest umrissene Anschauung hinweisen. Ihre Grundlage ist der im *corpus iuris* angesammelte historische und positive Rechtsstoff, und herausgewachsen ist sie aus dem Streben, diesen Rechtsstoff mit den Tatsachen und Bedürfnissen der damaligen Zeit in übereinstimmende Beziehung zu setzen.

Mit den Glossatoren und im Einklange mit seinem Zeitgenossen Beaumanoir schöpfte Petrus aus den römischen Quellen (D. 1, 4, 1 pr.) die geschichtliche Tatsache, dass das *imperium* ursprünglich beim *populus Romanus* residiert hatte, später aber von diesem auf den *princeps* übertragen worden war⁵). Die Frage nach der Bedeutung und Tragweite dieses geschichtlichen Vorganges war der Ausgangspunkt aller staatsrechtlichen Erörterungen des Mittelalters.

Schon Azo hatte in Anknüpfung an Pomponius (D. 1, 2, 2, 9) die Einsetzung des römischen Senats damit begründet, dass es bei der Vermehrung des römischen Volkes schwierig gewesen war, sich zur Schaffung von Gesetzen zu vereinigen⁶). Ebenso meinte Bellapertica: *cum de facili non possent consentire, necessarium fuit, in unum consentire, in quem fuit translatum imperium*⁷). In der Richtung dieses Gedankens lag es, in der *translatio imperii* seitens des *populus Romanus* nicht sowohl eine völlige Aufgabe seiner Rechte als ihre Überlassung an einen Vertreter zur blossen Ausübung zu erblicken, und die letzte Konsequenz war dann die Proklamierung der Volkssouveränität. Von Anbeginn an waren diese Folgerungen lebhaft umstritten. Auf der einen Seite sahen Irnerius, Rogerius, Placentinus in der *translatio imperii* eine völlige *abdicatio*; ihnen folgten

⁵) *Lectura super I, II parte Codicis* (Paris 1519) 1, 14, 12.

⁶) Vgl. Carlyle II, p. 59 n. 2.

⁷) In *Libros Institutionum Commentarii* (Lugduni 1536) 1, 2 n. 50.

späterhin Bartolus, Baldus und insbesondere Bodinus. Andere hingegen, darunter Bulgarus, Johannes Bassianus, Azo und Hugolinus erachteten die *translatio* für eine blosse *concessio*⁸⁾ und dieser Ansicht schloss sich Petrus de Bellapertica an. Ein Vorbild fand man für diesen Gedanken auf dem Gebiete der Rechtspflege, da der *iudex ordinarius* mit der *Delegation* an den *iudex delegatus* die *iurisdictio* auch nicht a se abdicat. Der Gedanke bedurfte aber auch einer inneren Begründung. Azo begnügte sich noch mit der historischen Rechtfertigung: *nam et olim transtulerat, sed tamen postea revocavit*. Deutlicher erinnerte Bellapertica an diesen Vorgang: (*populus Romanus*), so sagt er, *dedit potestatem suam decem viris, illi viri male se habuerunt, opprimebant subiectos, voluit populus, quod resignarent, et resignaverunt*. Und dieses historische Geschehnis erhob Bellapertica, damit einen Gedanken des Mönches Manegold von Lautenbach wiederbelebend, zu einer grundsätzlichen Forderung, indem er aussprach: *credo: si imperator male egerit, posset populus eum revocare*. Diesem historischen Argumente gesellte Bellapertica aber noch einen zweiten Beweisgrund bei, den er aus dem Wesen des *imperium* schöpfte und mit dem er schon lange vor Bodinus und Althusius den Kern der Souveränitätslehre blosslegte. *Etiam si populus, so heisst es bei ihm, voluisset a se abdicare, non potuit, nam potestatem vel iurisdictionem sibi commissam non potest abdicare quis a se nisi in manu superioris. D. 1, 18, 20. et populus non habet superiorem, verum est, quod imperator est superior quolibet de populo, sed non est superior populo*⁹⁾.

Damit hat Bellapertica in trefflicher Klarheit und Schärfe bereits die Grundelemente des Souveränitätsbegriffs ausgesprochen. Beaumanoir sah den Schwerpunkt der Souveränität noch darin, dass der Herrscher über den Beherrschten steht¹⁰⁾, Bartolus und andere Kommentatoren zeichneten zwar die *civitates superiores* non recognoscentes vor den übrigen Verbänden aus, vermochten aber diesen Gedanken nicht zu einer grundsätzlichen Erkenntnis des Staatsbegriffs zu erheben¹¹⁾. Bellapertica erblickte hingegen ebenso wie später Bodinus das Kennzeichnen des Inhabers der Staatsgewalt darin, dass er keinen superior über sich hat, und folgerte eben hieraus die Unveräusserlichkeit der Staatsgewalt. Von anderen

⁸⁾ Vgl. Carlyle, p. 59 sq.; Gierke, Genossenschaftsrecht, S. 575 f., Althusius, S. 77 ff.

⁹⁾ C. 1, 14, 12.

¹⁰⁾ Coutumes de Beauvaisis (Ed. Salmon. Paris I, 1899, II, 1900) XXXIV n. 1034. Vgl. Rehm Geschichte, S. 193 n. 2; Staatslehre, S. 42. Vgl. auch Bellapertica J. 1, 8, n. 27.

¹¹⁾ Gierke, Genossenschaftsrecht, S. 639 ff.; Rehm, Geschichte, S. 193.

Eigenschaften, wie man sie später der Staatsgewalt beilegte, sprach er nicht.

Der Begriff der Staatsgewalt ist bei Bellapertica mit den Ausdrücken *potestas*, *imperium*, *jus imperii*, *potestas imperii* bezeichnet. Seinen Inhalt hat er nicht ausdrücklich umschrieben, doch erhellt aus gelegentlichen Äusserungen, wie er ihn auffasste. Er spricht von *potestas legis condendae*, von *potestas vel jurisdictio*, *jus eligendi imperatorem*¹²⁾. Nicht, dass er bereits die drei Funktionen der Staatsgewalt bewusst und grundsätzlich unterschieden hätte. Jedenfalls hatte er aber schon eine Vorstellung davon, dass der Kern der Staatsgewalt in der Gesetzgebung, in der Rechtsprechung und in der Bestellung eines obersten Beamten zur *administratio imperii* liegt¹³⁾.

Der rechte Inhaber der Staatsgewalt war ihm, wie sich aus Obigem ergibt, der *populus*. Das entnahm er der Geschichte und dem positiven Rechte seiner Zeit. Dazu führten ihn auch die damals herrschenden naturrechtlichen Anschauungen. Mit den römischen Juristen unterschieden schon die Glossatoren das *jus naturale*, das *jus gentium* und das *jus civile*¹⁴⁾. Bellapertica folgte ihnen hierin. Es gelang ihm aber, den Unterschied klarer und sicherer zu erfassen. Dem *jus civile* stellte er lediglich das *jus naturale* gegenüber und teilte dieses wiederum in das *jus naturale primaevum* und das *jus gentium* ein¹⁵⁾. Das *jus naturale primaevum* bezeichnete er als *illud scitum, quod omnia animalia tam in coelo quam in mari et in terra sciunt*. Es ist nicht das, was wir Naturrecht nennen, sondern entspricht besser unserem Ausdrucke Naturordnung. Denn darunter fällt, wie schon Ulpian (D. 1, 1, 1, 3) hervorgehoben hat, der Gattungstrieb und die Zeugung. Es ist nicht aus Satzungen hervorgegangen und statuiert nichts. Es entspringt der *peritia juris naturalis*, *instinctu naturali omnia, quae non prohibita sunt, permissa sunt*. Was wir Naturrecht nennen, gehört dem *jus gentium* an. Das ist *illud scitum, quod omnes homines habent ex natura suae perfectionis*. Es enthält die geschriebenen und ungeschriebenen Satzungen und ist *bipertitum*: denn gewisse Vorschriften des *jus gentium* beruhen auf dem *instinctus naturalis*. Dahin gehört, wie bei Pomponius (D. 1, 1, 2) zu finden ist, das Gefühl der Andacht gegen Gott, der Gehorsam gegen Eltern und Vaterland. Ein anderer Teil der Vorschriften gehört dem Recht im eigentlichen Sinne an. Er besteht aus Satzungen, die eingeführt worden sind, als das Menschengeschlecht sich vermehrte und per-

¹²⁾ C. 1, 14, 12; S. 52, 2; J. 1, 2 n. 36, 50.

¹³⁾ J. Rub. n. 11.

¹⁴⁾ Carlyle II, p. 30 sq.

¹⁵⁾ J. 1, 2 n. 4.

¹⁶⁾ J. 1, 2 n. 16.

peritiam naturalem allein nicht mehr regiert werden konnte¹⁷⁾. Es sind aber Satzungen, die sich bei allen Völkern in gleicher Weise finden, so das Vertragsrecht und das Kriege recht. Das Menschen geschlecht lässt sich daher nicht ohne rechtliche Regelung denken. Dico: ipsum jus gentium una cum genere humano introductum est; cum fuit ponere homines statim fuit ponere jus gentium, quod procedit ex ratione regulata¹⁸⁾. Dieses jus gentium ist auch die Quelle der Staatenbildung, ex jure gentium regna fuerunt condita et civitates¹⁹⁾. Petrus de Bellapertica sagt also nicht, dass es eine Zeit gegeben habe, in der die Menschheit ohne staatliche Verbindung gelebt hat, er sagt auch nicht, dass das Recht geschichtlich dem Staate vorangegangen sei, sondern er meint nur, dass mit der Menschheit auch das Recht gegeben ist und dass der Staat auf dem Rechte beruht. Er proklamiert damit ein überstaatliches Recht, dessen Quelle die menschliche Natur ist, und diesem überstaatlichen Recht stellt er das jus civile gegenüber, das aus dem Staat hervorgegangene Recht. Jus civile est, quod naturali ratione vel alia ratione quilibet populus proprii motu constituit, quod non peraeque servatur²⁰⁾. Das jus civile hat seine Quelle also nicht im genus humanum, sondern im populus. Es beruht auf dem consensus populi expressus oder tacitus. Der populus ist der Schöpfer und Inhaber der Staatsgewalt, er ist der Staat. Das Recht, jus civile zu schaffen, ist aber nicht dem populus ausschliesslich vorbehalten. Es eignet jedem menschlichen Verbands, also auch der civitas. So heisst es ja auch in den Institutionen Justinians (1, 2, 2): jus quidem civile ex una quaque civitate appellatur veluti Atheniensium: nam si quis velit Solonis vel Draconis leges appellare jus civile Atheniensium, non erraverit. Das Wesen des populus wird daher nach Bellapertica erst in der Unterscheidung des jus civile generale vom jus civile particulare sive speciale erfasst²¹⁾. Jede civitas kann sich ein jus particulare schaffen, sich ein geschriebenes oder ungeschriebenes statutum municipale setzen. Ebenso hebt, wie schon die Glosse im Anschluss an Bulgarus und Bassianus betont hat²²⁾, die consuetudo localis die lex in suo loco auf. Jus civile generale aber mit der Wirkung, dass es alle bindet, kann nur der populus erlassen, wie es früher der populus Romanus war. Durch das Recht, jus civile generale zu schaffen, zeichnet sich also das souveräne

¹⁷⁾ J. 1, 3 n. 14; 1, 2 n. 6.

¹⁸⁾ J. 1, 2 n. 17.

¹⁹⁾ J. 1, 2 n. 18. Vgl: schon Hermogenianus D. 1, 1, 5.

²⁰⁾ J. 1, 2 n. 17.

²¹⁾ J. 1, 2 n. 10.

²²⁾ Carlyle II, p. 65.

²³⁾ C. 8, 52, 2; J. 1, 2 n. 40.

Volk vor den innerstaatlichen Verbänden aus. Diese Lehre des Petrus de Bellapertica beherrschte die folgende Zeit. Unter ihrem Einfluss standen auch Bartolus und Baldus²⁴⁾.

Auf diesen allgemeinen Grundsätzen ruhen die Anschauungen des Bellapertica über das positive Staatsrecht seiner Zeit. Während eine damals verbreitete Ansicht dahinging, dass das römische Stadtvolk noch immer Inhaber des *imperium* sei, betonte schon Bellapertica und zwar klarer noch als es später Lupold von Bebenberg tat²⁵⁾, dass das *imperium* auf die Deutschen übergegangen sei: *hodie ille populus, apud quem residet jus imperii vel jus eligendi imperatorem — non est populus romanus, sed translatum est in germanos*. Der *populus Romanus* könne daher nur noch *jus speciale* schaffen und unterscheide sich insoweit nicht von anderen *civitates* wie Paris und Orleans²⁶⁾.

Die Ausübung der Staatsgewalt liegt beim Kaiser. Er wird vom Volke gewählt, *ei comissa est administratio*. Von einem Herrschaftsvertrage ist bei Bellapertica noch nicht die Rede. *Imperator est superior quolibet de populo, sed non est superior populo*. In welchen Formen der *populus* die Kontrolle über ihn ausübt und ihn entsetzen kann, darüber findet sich freilich keine Andeutung. Es ist auch zweifelhaft, ob Bellapertica dem *populus* positiv-rechtlich konkurrierende Gesetzgebungsgewalt neben dem Kaiser einräumt. In der Kodexsumme scheint er sich der Ansicht der Glosse (*solus imperator ad C. 1, 14, 12*) anzuschliessen, dass der *populus Romanus* und der Senat noch Gesetze erlassen können²⁷⁾. In seinem Institutionenkommentar sagt er hingegen: *hodie vero, cum translatum sit in principem, non potest facere legem populus vel senatus*²⁸⁾. Und diese Ansicht entsprach ja auch eher dem tatsächlichen Zustande jener Zeit. Unzweifelhaft war für ihn, dass die *consuetudo universalis totius orbis* auch die Gesetze des Kaisers aufheben kann. Nach der Ansicht des Irnerius und Placentinus konnte sich hingegen Gewohnheitsrecht *contra legem* nicht mehr bilden²⁹⁾.

²⁴⁾ Ueber sie und über den Standpunkt der Glosse vgl. Karsten, Die Lehre vom Vertrage bei den italienischen Juristen des Mittelalters. Rostock 1882, S. 147 ff., 94 ff. Seine Darstellung ist aber schief und unklar. Der Bedeutung der französischen Juristen wird er auch nicht gerecht. Wenn er S. 36 behauptet, dass „keiner ihrer Gedanken als ein positiver in die zivilistische Theorie direkt übergegangen“ sei, und dass wir ihren Ansichten „bei den italienischen Kommentatoren nur begegnen, um daran eine Bekämpfung zu knüpfen“, so widerspricht das den Tatsachen.

²⁵⁾ Vgl. Gierke, Genossenschaftsrecht, S. 552; Hermann Meyer, Lupold von Bebenberg. 1909. S. 159 f.

²⁶⁾ J. 1, 2 n. 11, 13, 14, 41.

²⁷⁾ C. 1, 14, 12.

²⁸⁾ J. 1, 2 n. 41, 49.

²⁹⁾ Carlyle II, p. 60 sq.

Bei der Gesetzgebung ist der Kaiser an die Schranken des Rechts gebunden. Es heisst zwar: *princeps legibus solutus est*. Das gilt aber nach Bellapertica nur *de potestate*. *De jure* kann er das Recht nicht *sine causa* beseitigen³⁰⁾. Dabei ist aber zu unterscheiden zwischen dem *jus civile* und dem *jus naturale*. Das *jus civile* kann der *princeps pro libito voluntatis* aufheben³¹⁾, das *jus naturale* aber, und zwar das objektive Recht und die aus ihm hervorgegangenen *beneficia*, kann er nicht *sine probabili causa* beseitigen³²⁾. Daher hat der Kaiser das Enteignungsrecht, wenn ihm eine *causa* zur Seite steht, z. B. wenn es die Verproviantierung des Heeres erfordert³³⁾³⁴⁾.

Hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche hielt es Bellapertica mit der Glosse und mit Beaumanoir³⁵⁾. Das *jus civile* und das *jus canonicum* gelten ein jedes in *foro suo*³⁶⁾. Der Möglichkeit eines Konfliktes konnte er sich freilich nicht verschliessen. Justinian hatte in der *c. tanta* (C. 17, 1, 2, 18) verkündet, dass der Kaiser von Gott eingesetzt ist: *imperialem fortunam rebus humanis deus praeposuit*. Folglich müsste der Papst als *vicarius dei* den Kaiser absetzen können, *si sit deponendus*. Auf der anderen Seite erinnerte Bellapertica daran, dass der *populus* den Kaiser absetzen dürfe, *si erraret*³⁷⁾. Er begnügte sich mit der Aufstellung dieses Problems. Eine Lösung hat er nicht versucht. Sie ist ja auch bis auf den heutigen Tag nicht gelungen.

Das ist in ihren Grundzügen die Staatslehre des Petrus de Bellapertica. In minder wichtigen Einzelheiten finden wir sie bei den italienischen Postglossatoren, insbesondere bei Bartolus und Baldus, auch bei Paulus de Castro wieder. Ihren Kern treffen wir

³⁰⁾ J. 1, 2 n. 67.

³¹⁾ J. 1, 2 n. 66.

³²⁾ J. 1, 2 n. 69, 70; 1, 3 n. 11

³³⁾ J. 1, 2 n. 67.

³⁴⁾ An der Möglichkeit einer Aenderung des *jus naturale* bestanden für Bellapertica keine Zweifel. Er teilte die Heraklitische Anschauung, die Justinian zu wiederholten Malen auch als die seine verkündet hat: *humani vero juris conditio semper in infinitum decurrit et nihil est in ea, quod stare perpetuo possit*. (C. 1, 17, 2, 18); *cum omnis noster status sub perpetuo motu consistat* (nov. 7 c. 2). Vgl. Bellapertica C. 17, 2. Mit Thomas von Aquino (vgl. Kohler in Holtzendorffs Rechtsencyklopädie, 6. Aufl. I, S. 3 n. 1) und mit der Glosse bemerkte er daher: *juri naturali quandoque additur, quandoque detrahitur* (J. 1, 2 n. 12, 13). Natürlich können nicht die im *jus naturale primaevum* begründeten *primi motus* des Menschen aufgehoben werden, da der Mensch nicht über sie Gewalt hat. Unbedenklich ist es ihm aber, dass die Betätigung gewisser natürlicher Triebe betrafft wird: *natura dat hominibus modum ad refrenandum naturam, ne ad actum procedant*. (J. 1, 2 n. 8).

³⁵⁾ loc. cit. II n. 311.

³⁶⁾ J. 1, 10 n. 5.

³⁷⁾ C. 17, 1, 2, 10.

erst bei Bodinus und Althusius wieder an. Cinus, der ganz im Banne des Bellapertica stand³⁸⁾, hat ihn noch oft zitiert. Auch Bartolus nannte ihn häufig, noch häufiger aber verwendete er seine Gedanken, ohne ihn zu nennen. Schon Baldus hat ihm das vorgeworfen³⁹⁾. Späterhin finden wir Petrus de Bellapertica nur noch selten erwähnt. Im Jahre 1515 schreibt von ihm der Herausgeber seiner Repetitiones: paucissimis cognitus per multos annos latuit. — occulta tamen furta plurima ab emulis ac falsis fratribus passus est. Und im Jahre 1571 spricht der Herausgeber seiner Lecturae, Vitus Polantus, seine Verwunderung darüber aus, dass ein so wichtiges Buch solange unbekannt geblieben ist. Er glaubt, dass es mehr als ein Rechtsgelehrter absichtlich im Dunkeln gelassen habe, um es straflos abschreiben zu können. Nicht unmöglich ist es daher, dass Bodinus und Althusius mittelbar oder unmittelbar aus Bellapertica geschöpft haben.

Das rechte Urteil über ihn hat Bellapertica sich selber gesprochen. Er erinnert an einen Spruch, der, wie es scheint, damals Klang gehabt hat: qui subtiliter factum emendat, laudabilior est eo, qui primum invenit. Und er meint, das sei ein Argument für die Glossatoren und für die modernen Doktoren, qui emendant ab aliis facta. Qui fiunt laudabiliores eis qui primo invenerunt. Er aber sagt: hoc tamen non est verum. Quia difficile est invenire principia⁴⁰⁾.

III.

Sozial- und Wirtschaftsphilosophie.

Soziale Entwicklung der Neuzeit.

Von

Dr. Julius Makarewicz,

o. Professor d. R. an der Universität Lemberg.

Man begegnet oft dem Schlagworte: „Demokratisierung der modernen Gesellschaft“, darüber jedoch, was diese Losung bedeutet, ist selten jemand im Klaren, und auch die Meinungen derjenigen,

³⁸⁾ Residet, so sagt einmal Baldus (C. 4, 35, 15 n. 28) von ihm, in Petro tamquam in firma petra.

³⁹⁾ Vgl. Savigny, Geschichte, VI, S. 137.

⁴⁰⁾ C. 1, 17, 1.

welche den Inhalt dieses Begriffes zu verstehen glauben, gehen oft stark auseinander.

Das wesentlichste an dieser Begriffsbestimmung festzustellen, und nachher zu fragen, ob die moderne Entwicklungstendenz dieser Bezeichnung wirklich entspricht, — genaue Analyse der betreffenden sozialen Erscheinung — das tut not.

Was heisst Demokratisierung? Etymologisch genommen enthält das Wort in sich den Begriff der Bewegung, des Strebens nach einer Richtung, gleich allen Ausdrücken mit ähnlicher Endung. (Popularisierung bezeichnet das Hinstreben zur Popularität.) Die Demokratisierung ist demnach ein Streben der Gesellschaft, eine soziale Bewegung — in der Richtung zur Demokratie.

Es wirft sich nun die Frage auf: was ist Demokratie? Etymologisch genommen bezeichnet dieser Ausdruck: Volksherrschaft, wobei aber mit „Volk“ nicht der Strassenpöbel, die ungebildeten Massen gemeint sind, sondern die Gesamtheit der Bürger als Individuen, aus denen die gegebene Gesellschaftsgruppe besteht. Eine so aufgefasste Demokratie bildet einen Gegensatz zur Herrschaft Weniger über die Anderen oder eines Einzelnen über die Gesamtheit der Bürger. Die Frage der Herrschaft ist wiederum nicht nur eine Frage der unmittelbaren Regierung, — der Ausübung der Staatsverwaltung, sondern überhaupt eine Frage der Einflussnahme auf den Lauf der öffentlichen Angelegenheiten.

Um einen derartigen Einfluss zu haben, braucht man weder Monarch, noch Präsident einer Republik, weder Beamte noch Parlamentsabgeordneter zu sein.

Der amerikanische Kohlen- oder Eisenbahnkönig übt, wenn er auch keiner gesetzgebenden Körperschaft angehören sollte, auf den Lauf der öffentlichen Angelegenheiten einen ebenso starken Einfluss aus, wie der europäische Latifundienbesitzer.

Es sind dies tatsächliche, sehr mächtige Einflüsse.

Beim Gebrauche des Ausdruckes „Demokratie“ und „Demokratisierung“ werden wir nicht den Weg des Aristoteles oder anderer Systematiker des politischen Rechts und der Staatslehre betreten, welche eine „demokratische Regierungsform“ kennen, sondern wir werden mit allem Nachdrucke den Unterschied hervorheben, der zwischen der sozialen Organisation, soweit es sich um das Funktionieren der gegebenen Gruppe als Ganzen und um die Gestaltung der Regierung innerhalb der Gruppe handelt und der sozialen Struktur besteht, welche das tatsächliche Kräfteverhältnis der einzelnen kleineren Gruppen oder gar Individuen umfasst.

Nicht selten kann man beim Gebrauche der Ausdrücke Demokratie, Aristokratie u. dergl. auf eine Verwirrung der Begriffe stossen. In der Regel drängt sich bei dieser Gelegenheit die Frage in den Vordergrund, in welche äussere Form die Verwaltungsrichtung der gegebenen Gruppe gegossen wird. Wo wir z. B. mit einer aus etlichen Mitgliedern bestehenden Gesellschaft zu tun haben, unter denen eines von der ihm erteilten Vollmacht unter Hintansetzung der übrigen Mitglieder in hohem Massstabe Gebrauch macht, dort hört man oft, dass die Gesellschaft eine „despotische Organisation“ besitzt. Oft spricht man von einer „aristokratischen Organisation“ der Kirche, von der Aristokratie der Geistlichkeit; in dem einen oder dem anderen Falle haben wir nicht mit der auf diese Weise charakterisierten Struktur einer sozialen Gruppe zu tun, sondern nur mit der Bestimmung ihrer Organisation. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Begriffen tritt am stärksten bei den altgermanischen Hundertschaften hervor. Ihre soziale Struktur, auf grundsätzliche Gleichheit der Mitglieder gestützt, war eine demokratische — ihre Organisation dagegen sowohl im Frieden (an der Spitze stand der Häuptling-princeps furisto), als auch im Kriege (duces ex virtute sumunt) war eine monarchische. Worin liegt der Unterschied zwischen der sozialen Struktur und Organisation?

Der grundsätzliche Unterschied beruht darauf, dass dort, wo es sich um die Organisation handelt, es zu einer Unterordnung der einen Individuen unter andere kommen muss, da sonst keine Gruppe bestehen und funktionieren könnte. Die Organisation einer sozialen Gruppe ist das Verhältnis ihrer Mitglieder zu den Vertretern ihrer Leitung (Obrigkeit).

Man muss sich darüber im klaren sein, dass eine „demokratische Organisation“ eine Unmöglichkeit ist, da jede Regierung ihrer Natur gemäss eine Kombination aus Aristokratie und Monarchie ist. Jede Regierung setzt ihrem Wesen nach das Bestehen einer verhältnismässig geringen Anzahl regierender Personen voraus, die sich mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten befassen; wo ein rasches Vorgehen notwendig ist, muss es zur Zentralisierung in den Händen eines Einzelnen kommen (Versuche von Kollektivregierungen: zwei Konsuln in Rom, die griechischen Archonten usw. sind nicht gerade günstig ausgefallen). Sogar in den schweizer Kantonen (wo wichtigere Angelegenheiten in Volksversammlungen besprochen werden), kann man der öffentlichen Funktionäre nicht entbehren, welche die Gewalt inne haben, sich mit der Landes- und Gemeindeverwaltung befassen.

Jede soziale Organisation ist mithin entweder aristokratisch, oder monarchisch, meistens eine Kombination beider Faktoren. Eine „demokratische“ Organisation ist eine *contradictio in adjecto*; entweder gibt es gar keine Organisation, oder sie ist nicht demokratisch. Dies begreifen die radikalen Demokraten — die Anarchisten, indem sie die Beseitigung jeglicher Organisation verlangen.

Sogar die Schwärmereien des Marsilius aus Padua (*Defensor pacis*) von der Herrschaft der Gesamtheit der Individuen (*civium universitas*), enthält einen praktischen Zusatz: an die Spitze des zur Vollstreckung des Volkswillens berufenen Organs hat ein *principans* zu treten; es ist leicht begreiflich, dass im Falle der Verwirklichung dieses Ideals, die tatsächliche Gewalt auf jenes Staatsoberhaupt übergehen würde.

Anders stellt sich die Frage der sozialen Struktur dar, — die Struktur kann zweierlei sein: demokratisch oder aristokratisch — das ist von der Erscheinung der theoretischen Berechtigung der Bürger und des wechselseitigen Verhältnisses der grundsätzlichen Berechtigung der Individuen, von der grundsätzlichen Gleichheit oder Ungleichheit der Individuen abhängig.

Wenn wir lesen, dass man in einer Gruppe von Städtern, die für demokratisch gilt, z. B. in Genf, zur Zeit Rousseau's *Citoyens*, *Bourgeois*, *Habitans*, *Natifs*, *Sujets* unterschied, und wenn wir erfahren, dass nur den *Citoyen* der Zutritt zu den Aemtern freisteht, die *Bourgeois* samt den *Citoyen* aber ausschliesslich das Wahl- und Gesetzgebungsrecht haben, so werden wir trotz des demokratischen Scheines, den Bestand einer aristokratischen sozialen Struktur feststellen, da wir erblich in ihren Rechten eingeschränkten Klassen gegenüber andere erblich bevorrechtete treffen.

Eine rein demokratische soziale Struktur besteht nur dort, wo es überhaupt keine Klassen gibt, wo nur gleichberechtigte Individuen mit gleicher Entwicklungsmöglichkeit sind.

Die demokratische Struktur beruht weiters darauf, dass zur Regierung (die von Natur aus immer aristokratisch oder monarchisch organisiert ist) jeder Einzelne den Zutritt hat, der die persönliche, von den zufälligen Bedingungen der Abstammung oder des Besitzes unabhängige Eignung dazu besitzt.

Es gibt gewisse Erscheinungen in der Geschichte der Völker, welche einem oberflächlichen Beobachter staunenswert vorkommen oder ihn zu einer ganz falschen Erklärung führen. Zu diesen gehört der Cäsarismus Bonapartes nach der grossen Revolution.

Dies Ereignis war weder unerwartet, noch stand es zur bisherigen sozialen Bewegung im Widerspruche.

Der Cäsarismus Bonapartes war in seinen Anfängen der Ausdruck einer guten, strammen sozialen Organisation von neuer demokratischer Struktur.

Auf derselben prinzipiellen Grundlage ruht der Cäsarismus Napoleon III., der aus der nationalen Wahl als aussergewöhnliche Persönlichkeit hervorging.

Der Cäsarismus des einen und des anderen begann jedoch das Merkmal, das in der demokratischen sozialen Struktur als Grundlage bestand, mit dem Augenblicke einzubeissen, in welchem der Thron für erblich erklärt, der Grundsatz des Erbadeles eingeführt oder eigentlich aufrechterhalten wurde, in welchem also Vorrechte für eine Reihe von Individuen geschaffen wurden, welche zur Erhaltung ihrer aussergewöhnlichen Stellung in der sozialen Gruppe sich nicht persönlich über das durchschnittliche Niveau zu erheben brauchen.

Oft werden gegen Lassalle, welcher von einer Arbeiterdiktatur schwärmte, Vorwürfe der Inkonsequenz laut, darin liegt aber kein logischer Widerspruch, denn dieser Gedanke enthält nur eine Kombination einer monarchischen Organisation mit einer demokratischen sozialen Struktur.

Wenn wir von einer Oligarchie der Geistlichkeit in Staaten mit theokratischem Charakter hören, so beschränkt sich die gegebene Frage entweder nur auf die Organisation, oder kann sie auch die soziale Struktur betreffen (wenn nämlich der Zutritt zum Klerus in einem solchen, vom Klerus regierten Staate nur bestimmten Familien vorbehalten ist, dann ist offenbar nicht nur die Organisation, sondern auch die soziale Struktur eine aristokratische).

Da wir von der Demokratisierung der Gesellschaft zu sprechen haben, werden wir naturgemäss unsere Aufmerksamkeit nicht auf die Frage der Organisation, sondern ausschliesslich auf die der sozialen Struktur richten.

Was für ein Ideal sozialer Struktur strebt die als Demokratisierung bezeichnete Bewegung an?

Offenbar eine derartige Verfassung, in welcher die möglichst gleichartigen Individuen (abgesehen von den natürlichen Unterschieden der geistigen Fähigkeiten, der physischen Kraft u. dgl.) die theoretische Möglichkeit besitzen, im sozialen Leben ausnahmslos jede, sei es auch grösste Rolle zu spielen.

Ein Demokrat in diesem Sinne war Plato, der zur Vermeidung von Wirtschaftsklassen das Privateigentum abschaffen wollte — zur Vermeidung der Geschlechtsgruppe und der künstlichen Unterstützung der Individuen durch den Nepotismus die Beseitigung des Familienbandes anstrebte.

Soweit verstiegen sich nicht einmal die revolutionären Erklärungen der Menschenrechte aus den Jahren 1789 oder 1793. Es steckt in ihnen ein beträchtliches Mass von Widerspruch bzw. soziologischem Fehler. Es ist dort nämlich die Rede von der Zulassung des Einzelnen zu den öffentlichen Würden, Posten und Ämtern nach Massgabe seiner Tugenden und Talente ohne Berücksichtigung anderer Umstände¹⁾ (Art. VI im J. 1789, Art. V im J. 1793); über den Unterschied der sozialen Stellung hat bloss die Rücksicht auf den sozialen Nutzen zu entscheiden²⁾ (Art. I im J. 1789); eben diese Erklärungen stehen jedoch auf dem Standpunkte absoluter Anerkennung des unumschränkten Privateigentums: die Enteignung ist nur gegen Entschädigung und nur im Falle öffentlicher Notwendigkeit möglich³⁾ (Art. II, XVII im J. 1789, Art. II, XVI, XIX im J. 1793); beide Erklärungen übersahen die soziale Rolle, welche die ungleichmässige Verteilung des Privateigentums spielt.

Radikal demokratisch ist die Erklärung des Erfurter Programms der sozialistischen Partei vom Jahre 1891: „Verwandlung des Privateigentums in gesellschaftliches Eigentum“ — „Übergang der Produktionsmittel in den Besitz der Gesamtheit“ und „Abschaffung der Klassenherrschaft und der Klassen selbst“, das sind die zwei Postulate (oder eigentlich eines in zwei Gestalten), das ist die als Ideal der Menschheit verkündete Parteilosung.

Die soziale Struktur beschränkt sich nicht darauf, das wechselseitige Verhältnis der einzelnen Individuen zueinander betreffs ihrer Gleichheit und Ungleichheit abzugrenzen, sondern muss auch die Frage des Verhältnisses des Individuums zur Gesamtheit der gegebenen Gruppe, zur grösseren oder geringeren Berücksichtigung der Interessen anderer Individuen betreffen.

Zweifach ist hier die Möglichkeit: Aufopferung des Individuums für die Gesamtheit (den Staat), oder Einschränkung der sozialen Bande (des Staates) bis auf das Minimum, um nur dem Individuum die grösstmögliche Bewegungsfreiheit zu sichern. Wir haben fertige Typen, die den beiden erwähnten und einander diametral entgegengesetzten Idealen nahekommen: einerseits der klassische Staat (im Altertum) und andererseits die modernen Republiken, wie die Schweiz, die Vereinigten Staaten.

Plato goss in seinem idealen Staate das Individuum in gewisse, vorausbestimmte Formen, liess es von frühester Jugend auf zu einer bestimmten sozialen Rolle, sei es eines Philosophen und Staats-

¹⁾ Sans autre distinction que celle de leurs vertus et de leurs talents.

²⁾ Les distinctions sociales ne peuvent être fondées que sur l'utilité commune.

³⁾ La propriété étant un droit inviolable et sacré nul ne peut en être privé.

mannes in einer Person, sei es eines Kriegers oder schliesslich eines Produzenten vorbereiten. Er gestattete nicht, den Beruf zu wechseln, gestattete nicht, ein eigenes Heim zu gründen. Nach altertümlichem System opferte er den Einzelmensch für das Heil der Gesamtheit.

Wie anders geartet ist das Ideal der modernen Staatsromane: eines Kropotkin, Bakunin oder Jean Grave, welche jeglichen Staatsverband verwerfen, bloss eine lockere, dem Einzelnen eine möglichst grosse Entwicklungsfreiheit fassende Organisation anerkennen.

(Ist z. B. die wirtschaftliche Organisation eine Notwendigkeit, so soll sich das Individuum ihr freiwillig unterwerfen, sagt Bakunin).

Zwischen den beiden Extremen Platons und Bakunins steht der moderne Mensch in der Mitte, wobei er sich aber immer mehr dem Ideal möglicher Freiheit des Individuums nähert. Niemand will heute mehr den Staat als Selbstzweck anerkennen; die Achse, um welche sich der Staat drehen soll, ist das Individuum, und man soll es nur soweit einschränken, als es für das Wohl anderer Individuen notwendig ist. Das Ideal stellt ein solcher Staatsverband dar, in welchem die Tätigkeit des Staates nahezu unsichtbar ist, sich nicht fühlen lässt, wo das Individuum durch nahezu gar keine Bande behindert, sich frei entwickeln kann.

Und nun tritt dieses moderne Ideal vom Verhältnisse des Individuums zur Gesamtheit und zu den Lebensinteressen anderer Individuen, kurzum, das Ideal der Freiheit bei der Verwirklichung des Ideals streng demokratischer sozialer Struktur, d. i. der Gleichheit, als eines der grössten Hindernisse auf. Absolute Gleichheit der Individuen und zugleich deren vollkommene Entwicklungsfreiheit sind zwei sich gegenseitig ausschliessende Begriffe. Daran ändert der Umstand nichts, dass in der Erklärung der Menschenrechte die Lösungen der Freiheit und Gleichheit in grosser Eintracht sich vorfinden (neben dem Privateigentum und der Sicherheit des Schutzes nach Aussen). Wo das Privateigentum besteht, dort gibt es keine Gleichheit, wo wir das Privateigentum in irgendwelcher Weise einschränken, dort schränken wir gleichzeitig die Freiheit ein.

Das Ideal, welches auf unbegrenzte Freiheit — auf Ungebundenheit des Einzelnen gestützt ist, muss das persönliche Eigentum soweit als möglich ohne Beschränkung umfassen (*ius utendi et abutendi*), dieses Eigentum aber führt zur Bildung von sozialen Klassen, die sozialen auf ökonomischer Grundlage auftretenden Klassen aber zur tatsächlichen Ungleichheit.

Das ist nun die Ursache, weshalb die Anarchisten, um sich als Anhänger der individuellen Freiheit vor der Gefahr des Missbrauches oder auch nur eines durchaus gesetzmässigen Gebrauches der Freiheit

zu retten, auf der Suche nach einem Ausgleich zwischen den einander widersprechenden Idealen, von der Soziologie zur Psychologie (zum idealen Menschen), von der Vernunft zum Glauben, zum Glauben an den Zukunftsmenschen, zum Glauben an Altruismus gelangten, der unter den Menschen so rasch fortschreitet, dass in der Zukunft weder Verbote noch Strafen notwendig sein werden (vergl. Guyau. *Esquisse d'une morale sans sanction, ni obligation*), da der Mensch von Natur aus gut ist (*homo homini amicus*.)

Unter diesen Bedingungen wäre das System einer „freien“ Demokratie möglich, die Lebenserfahrungen beweisen jedoch die Unmöglichkeit eines Lebenskampfes ohne Organisation, die Unmöglichkeit einer Organisation ohne Zwang.

Die Menschheit hat daher die Wahl zwischen Freiheit und Gleichheit.

Zwischen diesen beiden Losungen findet die Pendelbewegung der Menschheit statt: die grösste soziale Ungleichheit wurde durch die grösste Freiheitsdoktrin herbeigeführt, durch den kapitalistischen Liberalismus; den grössten Druck zieht nach sich die Doktrin der grössten Gleichheit — der Kollektivismus.

Die Demokratisierung zielt darauf ab, eine grösstmögliche Freiheit der Individuen hervorzubringen und den Individuen einen möglichst gleichen Einfluss auf das Funktionieren der Gesellschaftsmaschine zu sichern. Sobald sie jedoch auf ein Hindernis gestossen, welches in der Freiheit besteht, sich die günstigsten Daseinsbedingungen zu erringen, so wie in der Freiheit solche ökonomische Mittel zu erlangen, deren Besitz die Abhängigkeit anderer Personen zur Folge hat, trachtet sie nach einem Ausgleich zwischen beiden wesentlich einander widersprechenden Begriffen. Die moderne Demokratisierung geht den Mittelweg, indem sie sich zwischen der Freiheit und Gleichheit der Individuen hindurchwindet. Indem sie die Gleichheit und die Schaffung gleicher Entwicklungsbedingungen anstrebt, betritt sie den Weg der Sozialpolitik, deren Forderungen, wie z. B. die obligate Sozialversicherung, die Regulierung der Arbeit jugendlicher und weiblicher Personen u. dergl. eine offenbare Einschränkung absoluter Freiheit bilden.

Trotz des Strebens nach Gleichheit entzieht sich die moderne Gesellschaft der äussersten Schlussfolgerung, welche in der kollektivistischen Verfassung besteht, verwirklicht gleichwohl aber in einer ganzen Reihe von Fällen im Interesse des Schutzes der schwächeren Klassen vor der Ausbeutung die Forderungen des Kollektivismus, wie z. B. die Verstaatlichung der Verkehrsmittel, die Verstadtlichung mancher Produktionszweige u. dgl. Zwischen der Scylla und Charybde — zwei einander widersprechenden Idealen der Menschheit — findet die soziale Zickzackbewegung statt.

Es scheint, dass das „Morgen“ der goldenen Mitte angehört, also der Freiheit im Erringen der Daseinsbedingungen — wobei diese Freiheit gleichzeitig durch tausende, aus der Rücksicht auf das Gemeinwohl fliessende Vorschriften immer mehr eingeschränkt wird, der Gleichheit auf dem Gebiete eines sozial verbürgten Existenzminimums, der Gleichheit der Entwicklungsbedingungen, unter staatlicher Hilfe oder auch unter dem Zusammenwirken kleinerer Gesellschaftsgruppen in der Richtung der Erziehung der wirtschaftlich schwachen Individuen. Auf das Gleichheitsprinzip wird man die Fälle von Verletzung der wirtschaftlichen Freiheit zurückführen, wie die Einschränkung im Entstehen allzu grosser Vermögen, wie die Schaffung von Hindernissen gegen die Beherrschung der Absatzmärkte durch allzu kräftige Organisationen u. dgl. In diesem Ringen zwischen Freiheit und Gleichheit wird sich voraussichtlich das Übergewicht eher auf die Seite der Gleichheit als auf die der Freiheit neigen und der Schwerpunkt in der Richtung der Gleichheit verschieben. Viele Erscheinungen der zeitgenössischen sozialen Entwicklung sprechen dafür.

Was für Faktoren wirken darauf ein? Diese Frage wird nun zu beantworten sein.

I. Kapitel.

Die Nivellierung.

Beim Besprechen der Nivellierung im sozialen Leben müssen wir folgendes auseinanderhalten:

1. Die rechtliche Nivellierung, welche auf der Beseitigung der gesetzlichen Hindernisse für die individuelle Entwicklung des Einzelnen beruht, auf der Beseitigung der Rechtsvorschriften, welche gewisse Individuen anderen gegenüber begünstigen, auf der Einführung von Gesetzen, welche allen Individuen das Dasein erleichtern und keineswegs von der Tendenz getragen werden, Ausnahmbedingungen des Lebenserfolges bloss für einzelne Individuen zu schaffen;

2. die ökonomische Nivellierung, welche gleiche materielle Bedingungen für den Kampf ums Dasein schafft;

3. die gesellschaftliche Nivellierung, welche auf dem Ausgleiche der in der gesellschaftlichen Stellung, in der Zugehörigkeit zu einer gewissen sozialen Gruppe liegenden Unterschiede beruht.

So lange eine Bevölkerungsklasse keine Immobilien erwerben, keine öffentlichen Ämter bekleiden darf, sich gewissen Berufen nicht widmen darf, so lange sie die Bürgerrechte, das passive oder aktive

Wahlrecht nicht ausüben darf, solange gibt es weder eine rechtliche noch eine ökonomische Nivellierung. Von einer gesellschaftlichen Nivellierung kann vollends nicht die Rede sein, da sie erst dann erscheint, wenn die rechtliche und ökonomische Nivellierung bereits eine vollzogene Tatsache ist, wenn die rechtlichen Unterschiede verschwinden und die Unterschiede im Besitze wirtschaftlicher Güter nicht so bedeutend sind, um über die persönliche Kultur entscheiden zu können.

Die rechtliche Nivellierung, welche auf der Beseitigung einer Reihe von Privilegien und Vorrechten beruht, eignet sich zur Durchführung am besten, ein Federzug — und wir haben den Grundsatz der Gleichberechtigung, ein Grundgesetz — und alle Individuen ohne Beschränkung haben grundsätzlich das Recht zum Erwerben von Immobilien, den Zutritt zu den Ämtern usw.

Ungünstiger stellt sich die Frage der wirtschaftlichen Nivellierung dar; um jedem Einzelnen gleiche Bedingungen im wirtschaftlichen Kampfe ums Dasein zu geben, muss man dafür sorgen, dass keiner am Besitze der Produktionsmittel grösseren Anteil haben soll, als ein anderer. Es ist daher für die ökonomische Nivellierung unerlässlich: entweder die Produktionswerkzeuge zwischen die kämpfenden Individuen gleich zu verteilen, oder aber die Produktionswerkzeuge der individuellen Verfügung vollkommen zu entziehen, aus ihnen gleichwie ein allgemein zugängliches Element, ein Gemeineigentum zu bilden, wie es das Wasser und die Luft ist. Die Geschichte der Wirtschaftsdoktrinen lehrt, dass die erste Alternative, d. i. die gleiche Verteilung der Wirtschaftsgüter, von niemandem ernstlich verteidigt wird, in dem Bewusstsein, dass in einer Gesellschaft von einer höheren wirtschaftlichen Kultur dies unmöglich ist. Wir können aber nicht eine soziale Erscheinung unerwähnt lassen, welche eine ähnliche Grundlage hat, nämlich: die moderne Tendenz zur Dezentralisierung des Kapitals, zu einer besseren Verteilung der Wirtschaftsgüter als bisher (vergl. unten „Die Dezentralisierung der Vermögen“). Die zweite Alternative, der Kollektivismus, hat bekanntlich in der Theorie und Praxis begeisterte Anhänger.

Wie weit der Kollektivismus in der Beherrschung der sozialen Organisation gelangen kann, ist eine offene Frage; Tatsache ist, dass er nicht nur in den Massen der Unzufriedenen die Gemüter für sich gewinnt, sondern auch teilweise in den besitzenden Klassen Anhang findet, wenn er auch den unschuldigen Namen der Bahnverstaatlichung, der Verstädterung der öffentlichen Beleuchtung, der elektrischen Bahnen u. dergl. führt. Die Fortschritte des Kollektivismus sind zugleich Fortschritte der wirtschaftlichen Nivellierung.

Jede gemeinsame Wirksamkeit, welche auf die Konzentrierung in den Händen politischer Einheiten (des Staates, Landes oder der Gemeinde) abzielt, hat die Verdrängung des Privatkapitals aus dem wirtschaftlichen Produktionsgebiete, die Erschwerung der weiteren Bereicherung alter Familien oder der Bildung von neuen Reichtümern bisher unbekannter Familien zur Folge.

* * *

Neben der die Verfügung über das Kapital betreffenden Nivellierung — sei es in der Richtung seiner gleichmässigen Verteilung, oder auch der Übertragung seines Eigentums auf die Gesellschaft, wäre noch ein sehr wichtiger Faktor der wirtschaftlichen Nivellierung zu erwähnen, nämlich das Gelangen des Faktors der Arbeit zu immer grösserem Anteile am Gewinne der Unternehmung.

Weshalb steht diese Frage mit der wirtschaftlichen Nivellierung im Zusammenhange? Da, wie heute die Sachlage ist, das Kapital sich in den Händen verhältnismässig Weniger befindet, wogegen die Vertreter der reinen Arbeit (ohne Kapital) die überwiegende Mehrzahl bilden. Deshalb ist die Frage, ob die Arbeit am Gewinne der Unternehmung einen verhältnismässig kleinen oder grossen Anteil hat, vom Standpunkte der Nivellierung nicht gleichgültig. Im ersten Falle müssen wir einen immer grösseren wirtschaftlichen Gegensatz zwischen den Vertretern der Arbeit und des Kapitals feststellen, im zweiten Falle erfolgt ein Ausgleich — mithin eine Nivellierung.

Die Herabsetzung der Zahl der Arbeitsstunden, die Erhöhung des Taglohnes in Verbindung mit einer eventuellen Zulassung zum Anteil am Gewinne selbst (durch Auszahlung eines Teiles vom Reingewinne), alles dies zielt auf die wirtschaftliche Hebung der Vertreter der Arbeit ab, auf eine gewöhnlich gleichzeitige Herabsetzung des Gewinnes vom Reinkapital, es führt mithin zur ökonomischen Hebung der breiten Massen und hält das Wachstum der auf das Kapital allein gestützten Vermögen auf, führt zur Verringerung der Kluft zwischen der grossen Volksmasse und den wenigen Individuen.

Die Erhöhung des Arbeitspreises im Verhältnisse zum Gewinne, den das Kapital abwirft, verursacht nicht nur eine unmittelbare, auf dem Ausgleiche der Daseinsbedingungen des arbeitenden Individuums mit den Daseinsbedingungen des von der reinen Rente, von der Kapitalrente lebenden (in Form von Zinsen, von dem auf Sparkassebüchel oder in Pfandbriefen, oder auf Immobilarrhypotheken angelegten Kapital) beruhende Nivellierung, sondern hat auch unmittelbar eine immer günstigere Lage des Arbeitsfaktors dem Kapitalsfaktor gegenüber zur Folge. Dies geschieht in folgender Weise: das Individuum, das die Arbeit darstellt, steigert seine Entlohnungs-

forderungen — es verlangt eine bessere Belohnung; die Folge davon ist teils eine Verminderung des Gewinnes des Unternehmers, teils eine Preiserhöhung des betreffenden Artikels. Wir sind Zeugen einer zunehmenden Teuerung aller Bedarfsartikel des täglichen Lebens, die sogen. Teuerung ist keine künstliche oder vorübergehende, sondern eine ständige Erscheinung, ein Symptom immer kostspieligerer und schwierigerer Produktionsbedingungen, wobei die Verteuerung der menschlichen Arbeit die Hauptrolle spielt.

Diese Teuerung bildet gleichzeitig eine immer zunehmende Verminderung der Kaufkraft des Geldes. Infolgedessen verarmen beständig alle diejenigen, welche von sogen. ständigen Einkünften leben. In letzter Linie macht sich das bei denjenigen Menschen fühlbar, welche ohne Arbeit ausschliesslich nur von dem Einkommen ihrer Barschaft leben wollen. Selbst dort, wo die Vertreter der Arbeit scheinbar auch sich selbst die tägliche Existenz dadurch erschweren, dass sie eine Entlohnungserhöhung verlangen und auf diese Weise den Preis der täglichen Bedarfsartikel erhöhen, sogar dort ist jener Schein eines circulus vitiosus ganz trügerisch, da die Steigerung der Arbeiterentlohnung viel rascher erfolgt, als die Preiserhöhung jener Artikel. (Vergl. unten „Die Dezentralisierung der Vermögen“.) Ebenso in der Klasse, welche von einer wenn auch sonst nicht unmittelbar produktiven Arbeit lebt, wie die Beamtenklasse, lässt sich jene Teuerung neutralisieren und eine Besserung der durchschnittlichen Existenz eines Beamten ist ersichtlich. Jene Neutralisierung der Teuerung führt den Namen „Teuerungszulage“ oder „Gehaltsregulierung“. Eine derartige Neutralisierung ist ausgeschlossen bei Leuten, die vom Einkommen einer sich ständig verzinsenden Barschaft leben. Hier sind wir Zeugen einer fortschreitenden Verarmung, einer ständigen langsamen Enteignung; diese Verarmung tritt besonders stark hervor in den Zeiten günstiger ökonomischer Konjunktur bzw. in Ländern vom grossen durchschnittlichen Wohlstande, wo infolgedessen der durchschnittliche Zinsfuss immer mehr sinkt.

Wer sein Landgut um 200 000 Kronen oder Mark verkauft und diesen Betrag als zweite Hypothek eines Hauses, bei einer Zinsfussvereinbarung von 7 % — und bei gleichzeitigen 5 % igen Zinsfusse der massgebenden Bank — angelegt, erhält ein jährliches Einkommen von 14 000 K, er muss aber damit rechnen, dass im Augenblicke einer Zinsfusserniedrigung der Bank auf 4 % der Schuldner die Anleihe kündigt, falls er eine Ermässigung auf 6 % nicht erhält. Ein offener Verlust von 2000 K oder Mark jährlich. Inzwischen ist der Preis der täglichen Bedarfsartikel gestiegen (gegen 3 % jährlich). Infolgedessen verminderte sich im Laufe von sieben Jahren die Kaufkraft des Geldes um 20 %, auf diese Weise sinkt das Einkommen des

Kapitals (200 000 Kronen oder Mark), das infolge der Konvertierung bereits auf 12 000 gefallen ist, infolge der Teuerung zur tatsächlichen Kaufkraft von ungefähr 9600 K. In der Zeit einer Geldkrise wieder droht dem Eigentümer von Anlagepapieren, die einen ständigen Zinsfuss haben, eine sofortige Verarmung infolge eines in einigen Jahren oft 10 % betragenden Kursfalles.

Das Kapital wirft zunehmende Einkünfte ab entweder unter der Bedingung einer Kombination mit der Arbeit oder eines grösseren Risikos als bisher. Ein gut verwaltetes Landgut, ein gut erhaltenes und verwaltetes Haus in der Stadt gewinnt an Wert, welcher der Teuerungszunahme der täglichen Bedarfsartikel (zumindest) Gleichgewicht hält. In diesen Fällen trägt jedoch den Zuwachs des Einkommens nicht das reine Kapital, sondern die Arbeit ein.

Andererseits bilden zwar die hohen Dividenden von den Industripapieren das Einkommen vom Kapital, dieses enthält aber in sich eine Prämie für das Risiko und den Unternehmungsgeist.

Es kommen zwar, man muss es zugeben, Fälle von parasitärer Ausnützung fremder Arbeit und fremden Unternehmungsgeistes vor, hieher gehört in erster Linie die Wertsteigerung der Stadt- und Vorstadtgründe (Grundrente), die im Zusammenhang mit dem Wachstum der Stadt steht, dank der Betriebsamkeit und Energie der Vertreter des Handels und Gewerbes, als der Hauptbahnbrecher der Städteentwicklung. Dies ist bis zu einem gewissen Grade eine pathologische Erscheinung, die der allgemeinen Entwicklungslinie nicht entspricht, so erklärt sich auch die Tendenz der modernen Gesellschaft, dieses unverdiente Einkommen (bekannt ist die englische Bezeichnung: *unearned increment*) soweit als möglich durch Wertzuwachssteuern zu kürzen.

Unter diesen Umständen verringert sich der frühere Gegensatz zwischen dem Arbeitsmenschen und dem Kapitalisten immer mehr.

Die Kapitalisten selbst beginnen das Bedürfnis einer Kombination des Kapitals mit der eigenen Arbeit zu fühlen, infolgedessen vergrössern sie die Reihen der Arbeitsmenschen und tragen eben dadurch zur sozialen Nivellierung bei.

Vor 50 Jahren hielt sich ein Rittergutsbesitzer in Osteuropa für etwas Höheres als sein Advokat — für den er im Familienkreise eine verächtliche Bezeichnung wie „elender Skribent“ u. dergl. hatte; jener Rittergutsbesitzer arbeitete nämlich garnicht — der Advokat dagegen lebte von seiner eigenen Arbeit.

Der Enkel jenes Gutsbesitzers verpachtete das Familiengut und ergänzt selbst sein Einkommen durch die Advokatur, um sich auf demselben materiellen Niveau zu erhalten, wie sein hochmütiger

Grossvater. Offenbar blickt er nicht mehr, wie sein Grossvater, auf die Advokaten herab, da er ihr Berufskollege ist.

Diese Entwicklung der sozialen Verhältnisse wird aller Wahrscheinlichkeit nach weiter fortschreiten. Was man in diesem Falle als Ideal der Entwicklung bezeichnen könnte⁴⁾, ist einfach die ökonomische Nivellierung, welche in der Gleichstellung des Arbeitsfaktors mit dem Kapitalsfaktor besteht.

Zur ökonomischen Nivellierung in diesem Sinne trägt die Finanzpolitik der Staaten bei, die unter der Losung der „Steuer-gerechtigkeit“ geführt wird, das Problem der Berücksichtigung der Einkunftsquellen aufwirft (man unterscheidet fundierte Bezüge von einem Vermögen ohne Arbeit und nichtfundierte von der reinen Arbeit), die schliesslich das System der Progression in der Besteuerung nach Massgabe der grösseren ökonomischen Kraft einführt. Die Progression im Ausmass der Personaleinkommensteuer und anderseits die Besteuerung des Wertzuwachses der Immobilien (das Einkommen der Konjunktur) beugt einer Vergrösserung des Privatvermögens vor oder verursacht wenigstens ein langsames Tempo derselben; die Tendenz der Erhöhung der Erbschaftssteuer ist offenbar gegen eine Häufung von Vermögen in den Händen einzelner Familien gerichtet, und bekanntlich bildet ein Vermögen, das von einer Generation auf die andere übergeht, die Grundlage einer aristokratischen sozialen Ordnung. Bezeichnend ist auch die moderne Opposition gegen die Bildung derjenigen Form von unbeweglichen Vermögen, die eine Zersplitterung überhaupt oder wenigstens eine Teilung nicht zulässt. Familienfideikomnisse, jene Grundlage der früheren aristokratischen Gesellschaftsverfassung, entstehen nur schwer oder auch gar nicht.

*

*

*

Die gesellschaftliche Nivellierung schleppt sich, wie ein Marodeur hinter der Armee, der Schwerpunkt liegt hier nicht, wie bei der rechtlichen Nivellierung, auf dem juridischen Gebiete, sondern auf dem Gebiete gewisser sozialer Bräuche, die — gleich der Mode — ungreifbar sind. Die sozialen Bräuche und Neigungen bilden einen äusserst konservativen Faktor, leichter ist es, ein Gesetz zu ändern, als die in der Gesellschaft tief eingewurzelten Sitten zu beseitigen, welche nicht selten für das Individuum die Bedeutung eines kategorischen Imperativs haben. Das deutlichste Symptom des Mangels einer gesellschaftlichen Nivellierung bildet der bekannte Ausdruck

⁴⁾ Als „Ideal“ der Entwicklung bezeichne ich das Bild dessen, wonach die Entwicklung strebt vgl. meine Einführung in die Philosophie des Strafrechts S. 13. ff.

„Mesalliance“; dort wo die Heirat mit einer, wenn auch hinsichtlich ihrer persönlichen Kultur hochstehenden Person aus sogen. niederen Kreisen einen gesellschaftlichen Boykott des betreffenden Individuums zur Folge hat, und bei einem Beamten und Militär überdies auf dem Gebiete seiner Berufskarriere ungünstig einwirkt, dort kann von einer gesellschaftlichen Nivellierung keine Rede sein. Zur selben Gruppe gehört die Erscheinung der Nichtbeachtung der grundsätzlich zuerkannten Rechtsgleichheit (der rechtlichen Nivellierung) auf dem Gebiete der Zulassung zu einem bestimmten Zweige der Staatsverwaltung, oder betreffs der Armeezugehörigkeit: Individuen von einer bestimmten Nationalität, Konfession, oder Abstammung werden in alle oder in gewisse Ämter, bezw. beim Militär in gewisse Regimenter nicht aufgenommen.

Ein Individuum, das ungerne gesehenen Gesellschaftskreisen entstammt, kann nach Empfang einer abschlägigen Antwort meistens ihren Grund nicht erfahren, das Gesuch um Zulassung zu einem Amte wird ungünstig erledigt zurückerstattet, ohne Angabe der Beweggründe oder auch mit Beweggründen, die einer Kritik nicht standhalten.

Besonders interessant ist in dieser Beziehung die Stellung der Juden in Deutschland. Trotz ihrer Gleichberechtigung und ihrer festen ökonomischen Stellung können sie es dort zur gesellschaftlichen Nivellierung nicht bringen.

Beim Mangel an gesellschaftlicher Nivellierung setzt die Klasse oder Nation, welche das Ruder führt und Einflüsse besitzt, die einer anderen Klasse oder Nation bezw. Konfession angehörenden Individuen als minderwertige zurück. Es ist dies ein gegen eine gewisse soziale Gruppe gerichteter Akt sozialer Verachtung. Das Haupthindernis der sozialen Nivellierung bildet der Bestand geschlossener sozialer Gruppen; je stärker die Organisation einer Gruppe ist, desto grösser ist der Abstand zwischen den Gruppen. Dort, wo Kasten von starker innerer Organisation, sogar mit eigener Gerichtsbarkeit bestehen, (Mangel an rechtlicher Nivellierung) dort treten die Kasten-gegensätze stärker hervor, der Übergang von einer Kaste in eine andere ist unmöglich und die Verachtung der niederen Kaste von seiten der höheren ist geradezu grenzenlos (Ostindien).

Die gesellschaftliche Nivellierung ist mithin von einer Verringerung des inneren Zusammenhanges der kleinen Gesellschaftsgruppen, der Kasten, Stämme usw. abhängig. (Vergl. unten das Kapitel „Die Individualisierung“.)

Für die Frage der gesellschaftlichen Nivellierung spielen jedenfalls die grösste Rolle und sind von grösster Bedeutung die ökonomischen Verhältnisse. Trotz der vollständigen rechtlichen Nivellierung

lierung entstehen Systeme einer gesellschaftlichen Hierarchie, die grösstenteils auf Vermögensunterschiede gestützt sind. Ein Beispiel für diese Erscheinung bieten diejenigen Länder, in welchen bei republikanischer Regierungsform grosse Vermögensunterschiede bestehen. So haben wir z. B. in Frankreich, abgesehen von den auf monarchische Traditionen gestützten Familien (ihrer Abkunft gemäss rechnen sie sich zum höheren Adel), eine ganze Reihe von Familien mit republikanischen Traditionen, Familien, die ihren Aufschwung der demokratischen Verfassung verdanken, sich jedoch nach ihrer eigenen Meinung sowie nach der Meinung vieler anderer Familien für besser halten. Dies geschieht infolge der breiten finanziellen Grundlage und der hervorragenden sozialen Tätigkeit eines oder mehrerer Mitglieder der betreffenden Familie. Solche Familien, wie Casimir-Perier, Sadi-Carnot, Felix-Faure u. dergl. fühlen ihre Überlegenheit im Verhältnisse zu einem Deputierten von unbekannter Herkunft, wenn dieser auch auf dem besten Wege ist, eine politische Karriere zu machen. Es bewahrheitet sich hier das alte Gesetz des Aristoteles: εὐγένειά ἐστιν ἀσχαῖος πλοῦτος καὶ ἀσετή.

In den Vereinigten Staaten Nordamerikas tritt diese Erscheinung mit Rücksicht auf die geringere Komplikation mit Überbleibseln irgend eines rechtlichen Archaismus noch greller hervor.

In dieser neuen Gesellschaft bringt die Tatsache der Erwerbung eines grossen Vermögens, welche einen Kreis von ungeheueren politischen und ökonomischen Einflüssen schafft, von selbst die beiden Grundlagen des Daseins einer aristokratischen Familie hervor:

1. ein altes Vermögen, 2. die führende Rolle. Wer Milliarden besitzt und gleichzeitig die ökonomische Herrschaft auf einem gewissen Gebiete ausübt (Eisenbahnen, Bergwerke, Getreide-, Baumwollhandel u. dergl.), der stellt nicht nur ein Vermögen, sondern auch eine in gewisser Beziehung historische Persönlichkeit dar. Für die Vereinigten Staaten sind ebenso historische Namen Vanderbilt, Rockefeller, Pierpont-Morgan oder Carnegie, wie Lincoln oder Washington.

Derselben Erscheinung der Wertung der Leute nach ihrem Vermögen begegnen wir in den auf die romanische Kultur gestützten südamerikanischen Republiken.⁵⁾

In dieser Beziehung charakteristische Verhältnisse herrschen auch in der hinsichtlich der sozialen Reformen radikalsten Gesellschaft — in Neuseeland.⁶⁾

Ein in derselben Familie mehrere Generationen hindurch verbleibendes Vermögen, das ihr mithin die Möglichkeit gibt, sich alles

⁵⁾ Vgl. Garcia-Calderon, Les démocraties latines. S. 79.

⁶⁾ Vgl. Siegfried, La démocratie en N. Zélande. S. 245.

das, was die Kultur bietet, zunutze zu machen, das die Körper- und Geistesbildung ermöglicht, sei es auch in luxuriöser Richtung, wie der Sport, die Betreibung von Künsten oder Wissenschaften ohne Rücksichtnahme auf den Verkauf ihrer Erzeugnisse, führt zur Ausbildung einer physisch besseren, im Empfinden und Intellekte feineren Rasse.

Irren würde jedoch der, der annehmen würde, dass die auf ökonomischen Gegensätzen beruhende soziale Hierarchie die einzige ist, d. h. dass man durch die ökonomische Nivellierung gleichzeitig auch die gesellschaftliche erlangen kann. Dass dem nicht so ist, beweisen wieder die amerikanischen Verhältnisse, wo wir trotz der rechtlichen Nivellierung und einer aristokratischen, hauptsächlich auf Vermögensunterschieden beruhenden sozialen Gliederung, der Erscheinung begegnen, dass Leute, die sonst günstige materielle, sittliche und intellektuelle Bedingungen besitzen, zur gesellschaftlichen Gleichheit nicht zugelassen werden. Es sind die „farbigen“ Menschen, welche ausserhalb des sozialen Lebens stehen.

Die Stellung des Negers in den Vereinigten Staaten ist trotz des äusseren Scheines der Gleichheit eine Stellung der Unterordnung unter eine andere Rasse.

Ähnlich verhält es sich mit den farbigen Völkern und Mischlingen in den amerikanischen Republiken mit romanischer Kultur.⁷⁾

Sogar in der Schweiz, wo es anscheinend eine so geringe Grundlage für eine aristokratische Struktur der Gesellschaft gibt, treffen wir eine derartige Gestaltung; seit vielen Jahren ansässige Familien mit Wappenzeichen blicken auf neuangewanderte Familien, auf Individuen, die ihre Zugehörigkeit zu einer Wappenfamilie nicht nachweisen können, hochmütig herab.

Im alten republikanischen Rom (im „demokratischen“ Rom, aus der politischen Organisation zu schliessen, z. B. zwei für den Zeitraum bloss eines Jahres gewählte Konsuln u. dergl.) haben wir mit Klassen vom Bewusstsein einer Geschlechtsüberlegenheit zu tun.

Trotz des grundsätzlichen Unterschiedes zwischen der gesellschaftlichen und ökonomischen Nivellierung, wofür die Stellung der Juden in Europa und der Neger in den Vereinigten Staaten ein Beispiel bietet, kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die gesellschaftliche Nivellierung überall dort erleichtert ist, wo man die ökonomische Nivellierung durchführt. Unter gleichen ökonomischen Bedingungen entsteht in der Regel eine identische gesellschaftliche Situation. Hieraus folgt der Schluss, dass die Bildung einer aristokratischen

⁷⁾ Au point de vue social, le rang des individus correspond généralement à la couleur de leur épiderme (Garcia-Calderon a. a. O. 34).

sozialen Gliederung in gesellschaftlicher Beziehung von einer aristokratischen Gliederung in ökonomischer Beziehung abhängt. Solange die Möglichkeit besteht, Vermögen zu bilden, die in einer Familie ganze Generationen hindurch verbleiben, solange bleibt die soziale Gliederung eine aristokratische. Logisch genommen lässt sich die ökonomische, und in weiterer Folge die gesellschaftliche Nivellierung, am radikalsten nur dort durchführen, wo entweder Privatvermögen nicht entstehen können (Kollektivismus) oder, wo der Übergang des Vermögens im Erblichkeitswege unmöglich ist, sei es deshalb, weil es an der Institution der Familie oder auch an der Familienerbfolge mangelt.

Solange derartige radikale Änderungen der sozialen Gliederung nicht eintreten werden (was aber sehr zweifelhaft ist), werden wir immer mit einer gegenseitigen Kreuzung zweier sozialen Strömungen zu tun haben: einerseits der rechtlichen Nivellierung durch eine immer weitere Beseitigung der Hindernisse im Emporkommen persönlich starker Individuen, durch Abschaffung der Vorrechte gewisser Gruppen, und anderseits des gleichzeitig wirkenden Gesetzes von der Bildung der Familienaristokratie auf wirtschaftlicher Grundlage.

Die soziale Bilanz dieser beiden Strömungen und ihre wechselseitige Einwirkung ist leicht vorauszusehen: der Erfolg wird ein rascher Austausch der Familien sein, welche in der Gesellschaft die führende Rolle spielen. Die aristokratische Struktur wird keine Änderung erleiden, dafür aber wird der soziale Blutkreislauf gewissermassen rascher werden. An Stelle einiger Hunderte von Familien, die das Kontingent der die Gesellschaft beeinflussenden Personen stellen, entsteht für jede Familie die theoretische Möglichkeit, durch ihre Mitglieder eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einzunehmen. Dies wird demnach nur eine teilweise Nivellierung des sozialen Lebens sein. Der Fortschritt ist jedenfalls unzweifelhaft, da in einem aristokratischen Staate (hinsichtlich der rechtlich anerkannten aristokratischen Struktur, die sich auf vom Staate erteilte Geschlechtstitel stützt) nicht einmal das hervorragendste Individuum sich durch das Netz der zwar nicht zahlreichen, aber dafür umsomehr solidarischen, das Regierungskartell um so stärker wahren Familienverbände durchschlagen kann. Typisch ist in dieser Beziehung das Königreich Preussen, das seit mehreren Jahrhunderten von einigen Hunderten von Familien regiert wird, welche das Kontingent für die höhere Bureaukratie und das Offizierskorps stellen.

Dagegen ist in einem Staate, der auf einer konsequent durchgeführten rechtlichen Nivellierung beruht, die Anzahl der Familienverbände so gross, dass von der Schaffung eines Regierungskartells

nicht die Rede sein kann, die wechselseitige Konkurrenz und der Kampf aller gegen alle schafft die Möglichkeit eines individuellen Emporkommens sogar für ein solches Individuum, das keinen Rückhalt in einem starken Familienverbande findet.

Der Typus eines „individuellen“ Aristokraten ist nur in einer Gesellschaft von konsequent durchgeführter rechtlicher Nivellierung möglich.

*

*

*

Ein Hindernis in einer rascheren sozialen Nivellierung bildet der Faktor des internationalen Kampfes, also des Kampfes ums Dasein der grossen sozialen Massen. Dort, wo der Militarismus, wo die Hervorhebung militärischer Tugenden, des Heldenmuts in Betracht kommt, dort besteht gleichzeitig die Notwendigkeit, diejenigen Klassen und Individuen zu begünstigen, welche sich dem Militärdienste widmen, welche den Faktor der Verteidigung der politischen Selbständigkeit darstellen.

Schon bei Plato treten neben der herrschenden Klasse (der Philosophen) die Krieger als eine höhere Klasse auf im Verhältnisse zu denjenigen, die sich mit dem Erwerbe und der Produktion befassen. Dieser Erscheinung begegnen wir überall, ob es nun die römischen equites, oder die französischen noblesse d'épée, oder auch die Mitglieder einer modernen Armee sind. Sowohl die Individuen, wie auch die Familien erfreuen sich einer Ausnahmstellung, wirtschaftlicher Begünstigungen, Auszeichnungen, Adelstitel, staatlicher Hilfe in der Kindererziehung u. dergl. Sogar in den Vereinigten Staaten, wo der wirtschaftliche Faktor die erste Rolle spielt, treten im sozialen Leben diejenigen Familien in den Vordergrund, welche sich auf ritterliche und politische Traditionen, auf die Tradition bei der Erringung politischer Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten tätig gewesen zu sein, stützen.

*

*

*

Zwischen der Art der durchschnittlichen wirtschaftlichen Produktion und der sozialen Nivellierung besteht ein enger Zusammenhang; ein nivellierender Faktor ist nämlich die industrielle Produktion.

Eine Gesellschaft von reinen Ackerbauern besitzt eine bestimmte, ausgeprägte, feste und nahezu erbliche Hierarchie; an der Spitze der sozialen Leiter steht der Grossgrundbesitzer, neben ihm, in der Hierarchie etwas niedriger gestellt, der mittelgrosse Grundbesitzer, welcher trotz der theoretischen Gleichheit die soziale Überlegenheit des Grossgrundbesitzers anerkennt, schliesslich treffen wir auf der niedrigsten Sprosse die Beamten und Arbeiter der Land-

wirtschaft, welche rechtlich oder wenigstens tatsächlich vom Gutsbesitzer abhängig sind.

Diese durch die Erblichkeit befestigte Lage kann Jahrhunderte lang unverändert bleiben, das gegenseitige Verhältnis der betreffenden Familien und ihrer Mitglieder wird dasselbe bleiben. Jeder Grossgrundbesitzer wird auf einen mittelgrossen stolz herabblicken, dieser wieder mit dem Verwalter, und der mit dem Bauern verächtlich umgehen, und so geht dieses Verhältnis vom Vater auf den Sohn, vom Grossvater auf den Enkel über.

In diese Sachlage bringt die Industrie eine Bewegung: in erster Linie in die Stellung des Eigentümers einer Industrieanstalt. Das Industriekapital wächst rasch, aber ebenso rasch kann es vernichtet werden, eine einzige neue Erfindung, welche dem Konkurrenten die Produktion erleichtert und von ihm geheimgehalten wird, kann den Bankrott einer Reihe von Industriellen zur Folge haben, die nach einem kostspieligen, alten System produzieren. Die Fabrikanstalt wird dann aus einem Produktionszentrum neuer Werte zu einem Gebäude mit unnützen Alteisen. Eine Industrieanstalt besitzt nicht die unverwüstliche Dauerhaftigkeit einer landwirtschaftlichen Unternehmung, die weder durch Missernten noch durch Agrarstreiks um ihr wichtiges, charakteristisches Merkmal gebracht werden kann, nämlich um die Verknüpfung mit dem Boden, dessen Wert nicht abnimmt, sondern im Verhältnisse zur fortschreitenden Verbilligung des Geldes im Preise steigt. Der Gutsbesitzer bankrottet in der Regel nur infolge seiner Misswirtschaft oder seines Leichtsinnes, der Industrielle dagegen ohne eigenes Verschulden infolge einer ungünstigen Konjunktur, infolge neuer Erfindungen, Kreditschwierigkeiten usw. Die Veränderlichkeit der Lage eines Industrievermögens verleiht nicht dem Industriellen oder Kaufmanne jene soziale Stellung, die in der Landwirtschaft der Eigentümer eines grösseren Gutes einnimmt.

Überdies wird das Industrievermögen nicht an einer Stelle aufgehäuft — und entsteht nicht dort, wo der Geburts- oder Wohnort des Industriellen ist.

Mit Rücksicht auf die Handelskonjunktur und die Schutzzölle wird es für den Industriellen angezeigt sein, Filialanstalten in mehreren Staaten, also weit voneinander zu errichten. Ausser der Fabrikanstalt irgendwo auf der Provinz, wo es billige Arbeiter, ein geeignetes Rohmaterial oder eine natürliche Treibkraft gibt, wird er ein Handelshaus für den Absatz der Waren in der Haupt- oder einer anderen grösseren Stadt eröffnen müssen. Es mangelt hier also an jener territorialen Konzentrierung des Vermögens, welche den ausgedehnte, miteinander zusammenhängende Territorien umfassenden

Agrargütern einen so grossen äusseren Glanz verleiht. Der Industrielle nimmt selten dort seinen Wohnsitz, wo der Ort seiner Berufproduktion ist. Der Ort, wo sich die Rohstoffe (Rohöl, Steinbrüche) befinden, wo es natürliche Treibkräfte (einen grossen Wasserfall) gibt, oder wo eine Bevölkerung wohnt, die schon infolge der Hausindustrie zur Fabriksproduktion geeignet ist (z. B. eine auf häusliche Tuchindustrie gestützte Tuchfabrik), eignet sich dadurch noch nicht zur ständigen Wohnstätte einer Familie von höheren kulturellen Bedürfnissen.

Die für die Produktion günstigen Bedingungen sind dadurch noch nicht für das individuelle Leben des Einzelnen günstig. Der Eigentümer einer industriellen Unternehmung wohnt (samt seiner Familie) oft nicht neben dem Mittelpunkt seiner Berufstätigkeit, sondern in einer benachbarten Stadt. Die Familie eines Naphta-industriellen, der in Galizien wirkt, wohnt nicht in Boryslaw oder in Tustanowice, sondern in der Regel in Lemberg, Wien oder Berlin. Naturgemäss können daher zwischen dem Familien- und Produktionsmilieu eines Industriellen nicht derartige Bande entstehen, die ihm selbst oder seiner Familie in den Augen der umgebenden Bevölkerung einen Nimbus verleihen würden.

Ein Industrievermögen besitzt überdies eine grosse Leichtigkeit, sich von der Persönlichkeit des Eigentümers zu trennen, eine Leichtigkeit der Anonymität. Wenn eine Fabrik gut geht, zu ihrer Erweiterung jedoch Kapital notwendig ist, das die betreffende Familie nicht hat, dann kommt es zur Gründung einer Aktiengesellschaft. Die Familie erhält eine ansehnliche Zahl von Aktien, wodurch sie die Möglichkeit behält, die weitere Entwicklung der Anstalt sich zunutze zu machen, aber der individuelle Zusammenhang zwischen der Familie und der Fabrik löst sich ganz auf. Sehr charakteristisch ist die französische Bezeichnung: *Société anonyme*. Wenn auch zuweilen in der Firma der Name des Gründers bleibt, so tönt er wie ein leerer Schall, die noch heute in den Händen der betreffenden Familie befindlichen Aktien werden morgen um den Börsenkurs in andere Hände übergehen, dann wieder in weitere.

Infolgedessen nähert sich sehr die Stellung des Industriellen und Kaufmannes der Stellung des Eigentümers eines Betriebskapitals (der Barschaft), die Barschaft aber ist nur das Synonym der Summe der Mittel zum materiellen Genuss, keineswegs aber die Bezeichnung einer bestimmten sozialen Stellung; von selbst verleiht sie noch nicht die Einflusssphäre eines landwirtschaftlichen Vermögens, welches mit dem Leben des Eigentümers aufs innigste verknüpft ist.

So tritt infolge der Unbeständigkeit des Industrie- oder Handelsvermögens, — infolge der Abhängigkeit derselben von der veränder-

lichen Konjunktur, der Fabrikant oder Kaufmann nach aussen als eine Personifizierung des Betriebskapitals auf, und im Verhältnisse zu anderen Individuen als ein Mensch, der sich durch den Besitz eines „grösseren Geldbeutels“ auszeichnet.

Die ganze Lebensweise des Industriellen und Kaufmannes führt zur starken Nivellierung; sein ständiger Wohnsitz ist entweder eine grössere Stadt, oder eine grössere industrielle Niederlassung, die sich langsam in eine Stadt umwandelt. Die Stadt aber besitzt die hervorragendsten Merkmale eines nivellierenden Faktors.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophie und Politische Oekonomie bei den Merkantilisten des XVI.—XVIII. Jahrhunderts.

Von

Dr. Wladislaw Francowic Zaleskij,

Wirklicher Staatsrat und o. Professor an der Universität K a s a n.

(Fortsetzung.)

Den Gegensatz für den Naturzustand bildet der Zustand des Krieges, welcher dadurch entsteht, dass im Naturzustande einige Leute sich die anderen zu unterwerfen streben und Gewalttätigkeiten auszuüben beginnen. Aber der Kriegszustand wird lästig; um ihn zu vermeiden — vereinigen sich die Menschen in eine Gesellschaft, konstituieren eine Gewalt und tragen auf dieselbe ihre Naturrechte über.⁹⁹⁾

Nach dem Obenerwähnten könnte man Locke für einen Materialisten halten. Das wäre aber ein Fehler. In der Natur, sagt Locke, erfolgt alles nach Naturgesetzen, aber diese Gesetze sind von Gott eingerichtet. Der Drang nach dem gesellschaftlichen Leben ist den Menschen von Gott selbst eingebläst.¹⁰⁰⁾ Die Naturgesetze heissen bei Locke „die Gesetze des Gottes und der Natur“.¹⁰¹⁾

Hume spricht am häufigsten vom „natürlichen Gange der Dinge“, von der „Naturordnung“, von der „Naturwirkung“¹⁰²⁾ und scheint sogar dazu zu neigen — die Harmonie der Aussen-

⁹⁹⁾ O. c. ch. II, §§ 1, 2, 4, 6; ch. VI, §§ 11—13 (o. c., p. p. 19—21; 23—24; 26—27; 119—123).

¹⁰⁰⁾ O. c., ch. VI, § 1 (o. c., p. 107).

¹⁰¹⁾ O. c., ch. X, § 9; ch. XV, § 21 (o. c., p. p. 205, 281).

¹⁰²⁾ David Hume, *Essais sur le commerce, le luxe, l'argent, l'intérêt de l'argent, les impôts, le crédit public, etc.*; französ. Uebersetzung, Ausgabe von

welt für eine Folge „glücklicher Zufälligkeit“ zu halten, indem er sich nämlich gegen eine Monopolisation des Welthandels durch irgend eine einzige Nation ausspricht, fügt er hinzu, dass „in den menschlichen Handlungen alles, glücklicherweise, von einer Zusammenwirkung der Ursachen abhängt, die das Aufwachsen des Handels und des Reichtums einer einzigen Nation einzuhalten und dieselben folgerecht zwischen verschiedenen Völkern zu verteilen fähig sind“. ¹⁰³⁾

Dessen ungeachtet versteht er augenscheinlich unter den Naturgesetzen — die der göttlichen Vorsehung; so behauptet er z. B., dass ein Volk glücklich zu machen — nur Gott freisteht. ¹⁰⁴⁾

Die Philosophie des Condillac ist von den Ideen des Positivismus durchdrungen, aber auch dieser Schriftsteller erkennt Gottes Dasein an. ¹⁰⁵⁾ Nach Galiani's Auseinandersetzungen, gibt es nichts Zufälliges in der Welt; überall sind Ordnung, Harmonie und Notwendigkeit vorherrschend. ¹⁰⁶⁾ Die Wertgesetze unterliegen festen, allgemeinen, unerschütterlichen Prinzipien, so dass die Preise der Waren, z. B. des Weins, seiner inneren Natur nach, immer nach einem gemeinen, beständigen Niveau gravitieren; ¹⁰⁷⁾ die Ideen unserer Vernunft, wie widersinnig sie bisweilen auch sein mögen, tragen immer — als Naturvorgänge — einen Teil der Wahrheit in sich; demzufolge pflegen die Menschen mitunter wohl auch unüberlegte und abgeschmackte Urteile aussprechend, meistens doch den Forderungen der Wahrheit und der Vernunft gemäss, zu handeln. ¹⁰⁸⁾ Es geschieht alles gerade in solcher Weise, weil die Menschen von Gott geleitet werden (*Providenza ci governa*), ¹⁰⁹⁾ und wir sind verpflichtet den Allweisen, die von ihm geschaffene Welt zu verwaltenden Herrn und Gott fortwährend lobzupreisen. ¹¹⁰⁾

Guillaumin unter Redaktion von Daire et Molinari, *Mélanges d'économie politique* I, p. p. 13, 17, 100 (. . . la nature . . . a garanti . . .), 189, 193 (. . . la nature n'accorde pas . . .), 194.

¹⁰³⁾ O. c., p. 34.

¹⁰⁴⁾ O. c., p. 31.

¹⁰⁵⁾ Siehe Lebeau, *Condillac économiste*, p. p. 58, 65.

¹⁰⁶⁾ Galiani, *Della Moneta*. Biblioteca scelta di opere italiane, vol. 285, p. 65: „ . . . niuna cosa arbitraria e casuale è fra noi, ma tutto è ordine, armonia e necessità“.

¹⁰⁷⁾ Ibidem. vol. 285, p. p. 44, 71,

¹⁰⁸⁾ Ibidem, vol. 285, p. p. 110, 139.

¹⁰⁹⁾ Ibidem, vol. 285, p. p. 177, 85; vol. 286, p. p. 145, 187.

¹¹⁰⁾ Ibidem, vol. 285, p. 54: „ . . . si dovrebbero produrre ognora sentimenti di umiliazione e di rendimento di grazie alla mano benefica di Dio . . .“;

Beccaria sagt, dass weder der Reichtum an Naturgaben, noch der Ueberfluss an Menschenerzeugnissen, noch ein ausgedehnter Handel, noch ein erfolgreiches Einsammeln der Abgaben — erreichbar wären, wenn in der Mannigfaltigkeit menschlicher Handlungen auf jedem Schritte kein Licht der Ordnung und der Harmonie strahlte.¹¹¹⁾

Es gibt jedoch einige Merkantilisten, welche, indem sie von der in der Welt herrschenden Ordnung sprechen, sich ausschliesslich auf die Natur berufen — ohne Gott, noch die göttliche Vorsehung zu nennen. In der Welt, sagt Child, geschieht alles nach Naturgesetzen; alles hat seine Gründe in Natur. Die widernatürlichen staatlichen Gesetze bleiben ein toter Buchstabe, denn allen Handlungen, die mit den Gesetzen der Natur unvereinbar sind — pflegt die Natur selbst zu widerstreben.¹¹²⁾ Petty spricht ebenso ausschliesslich nur von Naturkräften, von Naturgaben und von der Unmöglichkeit den Naturgesetzen zu widerstehen.¹¹³⁾

Davenant, gleich wie Child und Petty, weist nur auf die Naturgesetze hin.¹¹⁴⁾

Wenn alles in der Natur nach unerschütterlichen, durch den Befehl des göttlichen Vorsehens vorbestimmten Gesetzen

p. 73; „Benedico . . . la Suprema mano ognora che contemplo l'ordine con cui il tutto è a nostra utilità costituito . . .“

¹¹¹⁾ Cesare Beccaria, *Elementi di economia pubblica*; ein Lehrkursus, der vom Januar 1769 an in Mailand vorgelesen und nach dem Tode des Verfassers 1804 herausgegeben wurde; zitiert nach *Scrittori classici italiani di economia politica, parte moderna*, Tomo XI, p. 22: „ . . se tra la molteplicità degli individui, delle opere e dei prodotti non si vegga ad ogni passo scintillare la luce dell' ordine . . .“

¹¹²⁾ Josiah Child, *A new Discourse of Trade* (1668); zitiert nach der Ausgabe 1698, p. p. 26, 31, 59, 75: „Laws against Nature I grant would be ineffectual“; p. 26: „Res nolunt male administrari: Nature must and will have its course . . .“ Das lateinische Zitat ist von Child bei Petty entnommen aus der Vorrede (Preface) zum „*Treatise of Taxes*“, 1679, und ist in einem besonderen Anhang (Supplement) in der Ausgabe des Childs *Discourse* des Jahres 1698 abgedruckt worden.

¹¹³⁾ William Petty, *Essays on mankind and political arithmetic*, 1682—1687; zitiert nach der Ausgabe Cassel and comp. lim., 1894: p. p. 160 (if Nature hat intended), 161 (the gifts of Nature), 177 (Nature . . . has made); *A Treatise on Taxes and contributions*, 1679, p. 34 (natural reasons); Preface: „ . . res nolunt male administrari“; „ . . things will have their course nor will nature be couzened . . .“. Dieses lateinische Zitat haben aus Petty's Schriften — Child im *Discourse*, p. 26 (siehe das vorige Zitat) und Mirabeau, *Ami des hommes*, p. 367 entnommen: „Res nolunt male administrari, les choses résistent quand on veut les conduire contre leur nature“.

¹¹⁴⁾ Siehe z. B. Davenant, *Discourses on the publick revenues, and on the trade of England*, 1698, part II, p. p. 387, 388.

vorgeht, so muss auch das gesellschaftliche Leben der Menschen denselben Gesetzen unterworfen sein; also, die Anerkennung des Daseins einer vorbestimmten Harmonie in allen Naturereignissen, bewog die Merkantilisten auch in der Organisation des staatlichen Gemeinlebens die Züge einer notwendigen Harmonie wahrzunehmen. Und dieser Gedanke erscheint in der Tat als der zweite Grundsatz des wirtschaftlich-philosophischen Systems der Merkantilisten.

Die vorbestimmte Harmonie im staatlichen Leben.

Das Vorhandensein einer vorbestimmten Harmonie im staatlichen Leben anerkennend, waren die Merkantilisten jedoch durchaus keine Fatalisten, sie glaubten nicht, dass alles, was geschieht, vorausbestimmt wäre, so dass für die freien menschlichen Handlungen kein Raum bliebe. Sie waren weit von solcher Uebertreibung und verstanden die vorbestimmte Harmonie in dem Sinne, dass die Menschen die allgemeinen Prinzipien ihres Betragens nach den Gesetzen der vorbestimmten Harmonie zu richten haben; dass bei der Beobachtung dieser Regel die menschliche Tätigkeit einen guten Erfolg haben und zur Wohlfahrt führen werde, im entgegengesetzten Falle aber — wenn die wesentlichen Handlungen mit den obenerwähnten Gesetzen nicht übereinstimmen — unwiderstehlich ein Uebel entstehen und das Unternommene misslingen werde.

Darum empfahlen die Merkantilisten den Regierenden durch ihre Gesetze und Verordnungen die Regel der vorbestimmten Harmonie nicht zu verletzen, sondern auf jede mögliche Weise nach der Erhaltung und Vervollkommenung der harmonischen Ordnung in allen Gebieten des staatlichen Lebens zu streben.

Alles in dieser Welt, sagt Bodin, ist den Gesetzen der Harmonie untergeordnet; alles befindet sich in wechselseitiger Verbindung und Abhängigkeit;¹¹⁵⁾ eben dasselbe muss auch im Staate vorgehen; wenn die Vortrefflichkeit der harmonischen Verbindungen im Staate zerstört wird, so kommt es zu einer

¹¹⁵⁾ Die Pflanzen und Mineralien, sagt Bodin, sind durch die Corallen, als eine Zwischenstufe, miteinander verbunden; die Tiere verbinden sich mit den Pflanzen durch die Zoophyten; eine Verbindung zwischen den Fischen und den Vögeln bilden die fliegenden Fische; der Mensch ist mit den Tieren durch die Affen verbunden; der Mensch selbst ist ein Zwischenglied zwischen den Tieren und den Engeln; indem er mit einer zwiefachen Natur — einer sterblich-tierischen und einer unsterblich — engelhaften begabt ist. I. Bodini, *De Republica*, p. p. 1219—1220.

Verwirrung im Staate und später zu seinem Untergang.¹¹⁶⁾ Darum soll die Regierung um die Erhaltung der Ordnung und der Harmonie im Staate besorgt sein. Als das beste Mittel dazu erscheint die Gesetzgebung — nämlich die Strafgesetzgebung, durch welche für die Abweichungen von den Forderungen der Ordnung und der Harmonie — bestimmte Strafen festgesetzt werden.

Und diese Gesetzgebung selbst soll auf den Regeln einer harmonischen Proportionalität und Progressivität begründet werden,¹¹⁷⁾ so dass z. B. das Verlangen für gewisse Vergehen einer gleichen Busse von Reichen und von Armen — unbillig wäre; dem Reichen muss man eine grössere Busse auferlegen. Aber diese letzte Regel, die der geometrischen Progressivität, soll durch die Forderungen der harmonischen Progressivität gemildert sein: z. B. für Personen edler Herkunft soll man, um ihre persönliche Würde zu schonen, eine Busse für solche Vergehen festsetzen, für welche auf die Personen niederer Klassen, die keine Ehre besitzen, eine körperliche Züchtigung auferlegt wird; ferner sollen die Kinder und die Frauen milder bestraft werden, als erwachsene Männer usw.¹¹⁸⁾ Gleichermassen muss man — die reichen und vornehmen Personen von Verbrechen durch strengere Bestrafungen zurückhaltend — ihre persönliche Würde beschützen, z. B. durch Fortsetzung härterer Strafen für Beleidigungen vornehmer Personen, als für Kränkungen, die den Leuten niederer Klassen zugefügt werden.¹¹⁹⁾

Und auch in den anderen Gegenständen, sowohl der Gesetzgebung, als der Verwaltung, sollen die Regierenden die Erhaltung und die Vervollkommnung derselben harmonischen Ordnung beobachten. Dazu ist es nötig — durch Volkszählungen genau zu bestimmen, wieviel es im Staate reiche Leute, wieviel Arme, Verschwender, Kaufleute gibt; wieviel es Leute der verschiedenen Gewerbszweige gibt, wieviel Diebe und Verbrecher usw., und aus solchen Kenntnissen Schlüsse über die Notwendigkeit gewisser Staatsmassnahmen zu ziehen,¹²⁰⁾ indem z. B. Einrichtungen von Handelsgesellschaften zwischen reichen, aber trägen, Leuten mit armen und tätigen Personen

¹¹⁶⁾ I. Bodini, De republica, p. p. 640—641. „Platonis sententia“ . . . „is enim republicas conturbare et occidere putavit, cum suavitatis illius quae ab harmonia existit, contentus interrumpitur . . .“

¹¹⁷⁾ O. c., p. p. 980, 1168—1169, 1174—1175, 1176, 1177.

¹¹⁸⁾ O. c., p. p. 1188, 1189, 1194, 1197.

¹¹⁹⁾ O. c., p. p. 1196, 1192.

oder z. B. Eheschliessungen zwischen verarmten Patriziern und reichen Plebejerinnen unterstützt werden.¹²¹⁾

Dumoulin ermahnt den Leser, nachdem er ihn daran erinnert hat, dass die Welt von Gott geschaffen ist und von ihm geschützt wird, daran zu denken, dass auch der Staat nach den göttlichen Gesetzen verwaltet werden muss; ¹²²⁾ dass die Gesetzgeber und Verwalter nach der Verwirklichung der Grundsätze der Harmonie und der verteilenden Gerechtigkeit im Staate trachten sollen.¹²³⁾

Der Mensch ist ein gesellschaftliches Wesen, wiederholt Montchrétien de Wateville Aristoteles Worte; aber die Geniessung der Naturgaben wird für den Menschen nur dann wohlthätig, wenn sie den Forderungen der Ordnung und der Disziplin untergeordnet wird, widrigenfalls kann das höchste Gut ein härtester Nachteil werden.¹²⁴⁾

Als mit einem Mittel zur leichtesten Einrichtung einer harmonischen Ordnung in den menschlichen Handlungen — hat die Natur die Menschen mit egoistischen Bestrebungen zum grössten Vorteil und höchster Gemächlichkeit begabt, welche Bestrebungen nicht nur für ein Uebel, sondern für eine segensvolle Himmelsgabe gehalten werden müssen, denn aus der Wechselwirkung abgesonderter egoistischer Bestrebungen und wesentlicher Mitbewerbungen — pflegt wunderbarer Weise eine harmonische Ordnung der gegenseitigen Hilfe und Dienstleistung zu entstehen.¹²⁵⁾

¹²⁰⁾ O. c., p. p. 979—980.

¹²¹⁾ O. c., p. p. 1172—1173; Bodin, von seinem Standpunkte der harmonischen Proportionalität ausgehend, hat das römische Verbot der Eheschliessungen zwischen Patriziern und Plebejern, als eine Aeusserung allzustrenger geometrischer Proportionalität, getadelt (p. 1171).

¹²²⁾ Molinaeus, o. c., p. 83 (§ 85): „Ut enim verbo dei cuncta creata, ita formata sunt et conservantur, nullumque regnum, nulla resp. foelicius administrari potest, quam sub Euangelio: nec florentius et diutius conservari, quam observatione mandatorum dei“. Ibidem, p. 15: „... si omnes et semper spiritu dei, hoc est lege charitatis, duceremur.“

¹²³⁾ O. c., p. 76 (§ 76); „... secundum communem rerum humanarum cursum, qui in legibus condendis debet attendi ...“; p. 15: „... aequitatis καὶ συμμετρίας harmoniam laboro ...“; p. 19: „... ratio naturalis ...“; p. 75; „... aequalitate conservatur civitas, aequalitate inquam, non quantitatis, sed proportionis ...“.

¹²⁴⁾ Antoyne de Montchrétien, Traicté d'oeconomie politique, p. p. 22, 39; „La nature nous donne l'estre; le bien estre nous le tenons en partie de la discipline, en partie de l'art“; p. 25: „... cest ordre est l'entelechie des Etats ... et l'harmonie bien accordante des élémens dont ils sont composés.“

¹²⁵⁾ O. c., p. 16—17; p. 37: „L'aemulation en tout choses un grand aiguillon à bien faire; p. p. 38—39; „... le cours du monde, ou chacun

Die Aufgabe der Staatsgewalt soll die Leitung der menschlichen Naturneigungen, ihre Veredelung und Lenkung zum Gemeinnutzen, den Gesetzen der Weltharmonie gemäss, sein.¹²⁶⁾ Indem Montchrétien de Wateville diesen Gedanken ausführlicher bearbeitet hatte, kam er zum Beschluss der Notwendigkeit für die Entwicklung der Produktionskräfte im Staate zu sorgen — merkwürdige Ansichten, welche näher kennen zu lernen wir in folgenden Auseinandersetzungen eine bessere Gelegenheit finden werden.

Nach Bornitz — besteht das Wesentliche der Staatsverfahung in der Einigung der Herrscher und der Untertanen. Der Staat kann nur solange heil sein, als die Harmonie zwischen den Gebietenden und den Gehorchenden erhalten wird.¹²⁷⁾ In allen staatlichen Angelegenheiten muss man für die Erhaltung dieser Harmonie Sorge tragen; so z. B. bei der Erhebung der Abgaben — gebührt es sich, die Forderungen der geometrischen Proportionalität zur Richtschnur zu nehmen.¹²⁸⁾

Die Staaten, sagt Caspar Klock, gehen unter und werden neuen Herrschern untergeordnet — nach unerschütterlichen Gesetzen der Notwendigkeit, nach unabänderlichen Befehlen Gottes, welcher mit der Kraft seiner Vernunft dem Gange der Dinge die Anleitung gibt; alles geschieht nicht anders, als dem Willen Gottes gemäss, dessen Absichten dem Menschen unbekannt sind.¹²⁹⁾ Caspar Klock betritt dabei, wie Bodin,

prend sa mire au profit“ . . . p. 39: „ . . liaison des hommes . . . depend du secours qu'ils s'entrepresentent et des offices mutuels qu'ils se rendent de main en main . . . , mais en telle sorte que chacun est plus porté de son profit particulier . . . “; p. p. 16—17 . . . „l'industrie“ (im Sinne des Strebens nach dem Vorteile) . . . „un présent celeste“.

¹²⁶⁾ O. c., p. 23: „ . . polir . . . les facultés naturelles des hommes . . . les rendre convenables par ensemble et profitables à l'entretien et conservation du corps universel . . . “; p. 239: „ . . faire accorder vostre gouvernement à l'harmonie universelle du monde“.

¹²⁷⁾ Jacob Bornitz, *Aerarium*, ed. c., p. I: „Remp. quidem in unione imperantium et obsequentium consistere, et tandiu salvam fore, quandiu Harmonia imperantium et obsequentium salva fuerit“.

¹²⁸⁾ Ibidem, p. 48: „Utendum itaque hic est proportionem Geometricam, non Arithmeticam, ut quisque tantum solvat, quantum possideat . . . “

¹²⁹⁾ Caspar Klock, *Tractatus Nomico-politicus*, ed. c., cap. VII, § 144: „Itaque legibus invictae Necessitatis ruunt vel transferuntur Regna, Respubl. Principatus et Provincia. Rationibus num fixis peraguntur res Dei . . . “; c. VII. § 145: „Sic certa quoque sint Dei judicia et determinationes finium Regnorum: nihil enim sit sine providentia Dei: at tempora et horum resolutiones, non sunt hominibus cognita, nisi in quantum Deo placuerit hominibus revelare. Siehe noch Cap. I § 13, 71.

die Bahn der Kabbalistik und behauptet, dass es im Leben der Staaten gewisse mystische, verhängnisvolle Perioden gebe, welche sich mit wichtigen Ereignissen auszeichnen; es sind — die siebenjährige Periode, die siebzigjährige, die fünfzigjährige, die hundertjährige, die fünfhundertjährige.¹³⁰⁾

Gleich den anderen Verfassern — weist Klock auf die grosse Bedeutung der verteilenden (geometrischen) Gerechtigkeit hin, durch deren Beobachtung allein das Leben des Staates unterhalten wird.¹³¹⁾

Der Frage nach der sozialen Harmonie, besonders in wirtschaftlichen Beziehungen, ist sehr viel Raum und Zeit bei Boisguilbert gewidmet. Die Harmonie im Staate wird durch die Gewalt des höchsten Wesens eingestellt, von welchem die ganze Welt unsichtbar geleitet wird.¹³²⁾ Falls diese Harmonie zerstört wird — erlebt der Staat schwere Erschütterungen und kann sogar zugrunde gehen.¹³³⁾ Diese für den Staat so unentbehrliche Harmonie besteht in einer gleichmässigen, nicht aufhörenden, ins Gleichgewicht gebrachten Tätigkeit aller Bevölkerungsklassen, nicht nur der vier Hauptklassen, welche die materiellen Güter erzeugen,¹³⁴⁾ sondern aller Bevölkerungsklassen überhaupt, derer Boisguilbert ungefähr zwei Hunderte — von dem Bäcker an bis zum Komödianten — aufzählt.¹³⁵⁾ Das gesuchte Gleichgewicht erscheint als ein Ergebnis der Wechselwirkungen verschiedener Bestrebungen einzelner Personen in der Gesell-

¹³⁰⁾ O. c., cap. VII, §§ 141, 142, 143, 145.

¹³¹⁾ O. c., cap., XVII, § I; „Distributiva justitia, qua sola sustentatur civitas politica . . .“

¹³²⁾ Boisguilbert, Werke, herausgegeben im Jahre 1712 in Brüssel vom Buchhändler George de Backer, in drei Teilen. Im ersten Bande sind enthalten „Le Détail de la France“, „Traité du Mérite“ (p. 140), „Traité de la Nature . . . des Grains“ (p. 156); im zweiten Bande: „Factum de la France“ (p. 1), „Mémoire“ über die Getreidepreise (p. 137), „Sentence du chatelet de Paris“ (p. 147), „Causes de la rareté de l'argent“ (p. 150), „Dissertation de la nature des Richesses“ (p. 164), „Supplément du détail de la France“ (p. 237), „La Sardaigne“ (p. 1). Erster Teil, p. 65 (Détail): „ . . . l'harmonie de la Republique qu'une Puissance supérieure régit invisiblement“ . . .

¹³³⁾ O. c., II, p. p. 22, 71, 99, 101 (Factum); p. 160 (Causes de la rareté de l'argent); p. p. 187, 199 (Dissertation de la nature des richesses); p. 230 (Dissertation).

¹³⁴⁾ Diese vier Klassen sind nach Boisguilbert folgende: 1. die Grundbesitzer, 2. die Farmer, 3. die Hauspächter, 4. die Handwerker und Handelsmänner; o. c. I, p. 160 (Détail).

¹³⁵⁾ O. c., II, p. 187 (Dissertation): „Les deux cens Professions qui entrent aujourd'hui dans la composition d'un Etat poli et opulent; ce qui commence aux Boulangers et finit aux Comédiens . . .“

schaft; die Mitbewerbung und das Streben nach dem Vorteile regen den Menschen zur Arbeit und zum Eintauche der Produkte seiner Arbeit um die der fremden Arbeit, an. Jedermann will billig kaufen und teuer verkaufen, es geht zwischen den Käufern und Verkäufern ein Kampf vor und aus diesem Kampfe sprossen natürlicher Weise die allgemeinen Verbindungen, das Gleichgewicht und die Harmonie hervor.¹³⁶⁾ Das beste Mittel für die Erhaltung des Gleichgewichts und der davon abhängenden allgemeinen Wohlfahrt im Staate — ist daher das Nichthineinmischen, die Ueberlassung der Dinge ihrem eigenen Gange. Die Natur besitzt selbst die Mittel zur Sicherung der Ordnung und der Harmonie im Gesellschaftsleben und zur Wiederherstellung des Gleichgewichts dort, wo es durch irgend welche Ursachen gestört worden war. Man muss die Sozialerscheinungen ihrem eigenen Laufe überlassen — „il n'y a qu'à laisser faire la Nature.“¹³⁷⁾

Wenn man die oben erwähnten Zeilen durchgelesen hat — so könnte man zu dem Folgeschlusse kommen, dass Boisguilbert mit den Physiokraten und sogar mit den heutigen Freihändlern gleichgesinnt war. So geschah es den Schriftstellern, welche den Boisguilbert zu den entartenden Merkantilisten¹³⁸⁾ oder sogar zu den Anhängern des Freihandelsystems zugezählt haben.¹³⁹⁾ Es sind aber Fehlschlüsse. Boisguilbert war ein echter, typischer Merkantilist. Das Prinzip — *laisser faire la nature* — wird bei Boisguilbert weder ein Zeichen des Physiokratismus, noch der Freihändlerschaft; es bildet nur ein Protest gegen die übermässigen Beschränkungen des Handels und des Gewerbefleißes im damaligen Frankreich.

Boisguilbert schrieb gegen das Ende der Regierung Ludwig XIV. (*Le Détail de la France 1695, Factum de la*

¹³⁶⁾ O. c., I. p. 163 (*Détail*): „l'avidité d'un Commerçant . . . de sacrifier tout à son intérêt particulier . . . I, p. 169 (*Détail*): „ . . . la première loi du trafic est, que l'une et l'autre partie trouve son compte“; I, p. 193 (*Détail*): „le procès donc est entre les vendeurs de Bled et ceux qui l'achètent. Or tout ainsi que dans le trafic de toutes les autres Denrées“; I p. 194 (*Détail*); I, p. 197 (*Détail*): „ . . . si l'intérêt de l'ouvrier ou de l'entrepreneur ne s'y rencontre . . .“ I, p. 210 (*Détail*); I, p. p. 216, 218 (*Détail*) — das Gleichgewicht der Preise wird auf den Märkten festgesetzt; II, p. 20 (*Factum*): „ . . . il es d'une nécessité absolue, que le tout soit réciproque“; p. 188 (*Dissertation*): „ . . . émulation . . .“; II, p. p. 197, 205 (*Diss.*).

¹³⁷⁾ O. c., II, p. 33 (*Factum*); siehe noch I, p. p. 227, 230, 238 (*Détail*); II, p. 163 (*Causes de la rareté de l'argent*); II, p. p. 167, 198, 199, 213, 222, 225, 234 (*Dissertation*).

¹³⁸⁾ Dubois, siehe oben.

¹³⁹⁾ Ingram, siehe oben.

France und das übrige — 1707), als Frankreich eine schwere wirtschaftliche Krisis überlebte. Ihre Ursachen waren — dauerhafte und misslungene Kriege; der Verfall des Ackerbaues infolge seiner Geringschätzung und dank der Lenkung der Hauptsorgen auf die bearbeitende Betriebsamkeit und dem Getreideausfuhrverbote; das ungerechteste Abgabensystem, welches man sich nur vorstellen kann, wobei mit der Hauptmasse von Abgaben der Ackerbauer belastet wurde; eine ungeheure Menge von inneren Zöllen, wie z. B. — le Trépas de la Loire, l'Imposition foraine d'Anjou, le Liard du Baron, le Droit de Table de Mer, le droit de poids et de casse, la douane de Lyon, la douane de Valence und viele andere.¹⁴⁰⁾

Es ist darum ganz natürlich, dass Boisguilbert bei seiner Untersuchung der Ursachen der Verarmung Frankreichs — auf diese Beschränkungen seine besondere Aufmerksamkeit wandte. Aber seine Forderung — alle Beschränkungen abzuschaffen und die Natur selbst wirken zu lassen — ist im Sinne einer Abschaffung ungerechter, unnützer und schädlicher Beschränkungen im Gebiete der wirtschaftlichen Tätigkeit des Volkes und nicht im Sinne einer vollständigen Nichthineinmischung von Seiten der Staatsgewalt — zu verstehen. Im Gegenteil empfiehlt er mehrmals dem Staate gewisse Seiten des volkswirtschaftlichen Lebens zu regulieren.

Häufig schlägt er verschiedene aktive Massnahmen im Gebiete der Wirtschaftspolitik vor: man müsse eins tun, für anderes sorgen usw. Z. B. erteilt er den Rat — das Angebot und die Nachfrage auszugleichen;¹⁴¹⁾ empfiehlt für das Gleichgewicht der Brot- und anderer Produkten-Preise zu sorgen, damit kein übermässiges Sinken der Preise irgendwelcher Waren entstünde, welches Sinken die betreffenden Unternehmer zu ruinieren und den anderen Klassen Nachteil zu bringen vermochte;¹⁴²⁾ eine Forderung aufstellt — die Gierigkeit der

¹⁴⁰⁾ Siehe Dubois, o. c., p. p. 113 — 114.

¹⁴¹⁾ Boisguilbert, o. c., I, p. 242 (Détail): „... il faut que chacune des parties, tant les Archeteurs que les Vendeurs soient dans un égal intérêt, ou nécessité de vendre ou d'acheter“; p. 200 (Dissertation): „... pour maintenir cet équilibre, unique conservateur de l'opulence générale, il faut qu'il y ait toujours une parité égale de vente et d'achats ...“.

¹⁴²⁾ O. c., II, p. 156 (Dissertation): „Il es donc nécessaire d'y soutenir les proportions de prix, afin que les une sni les autres ne vendent point à perte“ ...

Alleinhändler wichtigster Verbrauchsgegenstände zu zählen.¹⁴³⁾

Bei fortgesetzten Auseinandersetzungen werden wir noch mehrmals die Gelegenheit haben, auf Boisguilberts Schriften zurückzukehren, um in seinen Anschauungen mehrere andere Charakterzüge, die ihn den typischen Merkantilisten in engster Weise nähern, zu finden.

Die Anweisungen auf die Notwendigkeit für die Staatsmänner in ihrer Tätigkeit sich nach den Gesetzen der Weltharmonie zu richten — finden wir noch bei Brogia, welcher behauptet, dass die Abgaben nach den Regeln der geometrischen, nicht der arithmetischen Proportionalität verteilt werden sollen und dass man in den Staatsangelegenheiten überhaupt das Prinzip der goldenen Mittelstrasse befolgen müsse.¹⁴⁴⁾

(Fortsetzung folgt.)

IV.

Gesetzgebungsfragen.

Soziale Reform im Novellenentwurf des österreichischen bürgerlichen Gesetzbuchs.

Von

Landgerichtsrat, Privatdozenten Dr. Arthur Meszlény,
Budapest.

I.

Seitdem Joseph Unger den Ruf nach einer Revision des österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs (ABGB.) im Jahre 1904 hat erschallen lassen, steht das Reformwerk ununterbrochen auf der Tagesordnung. Die Regierung hatte zu-

¹⁴³⁾ O. c., I, p. 163 (Détail): „... un commerçant ... serait content ... de sacrifier tout à son intérêt particulier“ ... „si une autorité supérieure et générale n'intervenait pour arrêter cette avidité à l'égard des Denrées absolument nécessaires ...“

¹⁴⁴⁾ Carlo Antonio Broggia, Trattato de Tributi, delle Monete e del governo politico, 1743, p. p. 6, 123.

erst 1907, sodann aber wiederholter male einen Entwurf dem Reichstag vorgelegt. Letzthin erschien nun der Entwurf in der Gestalt, die ihm die Juridische Kommission des Herrenhauses gab. Obwohl er auch in seiner jetzigen Form daran festhält, bloss eine Reihe von Einzelkorrekturen zu geben, die zurzeit möglich sind ohne auf technische, juristische oder auch wirtschaftspolitische oder staatspolitische Hindernisse zu stossen, entwickelt er in diesem scheinbar engen Rahmen eine so kühne und radikale Auffrischung des gesamten zivilistischen Rechtsapparates, dass er in seiner zu erwartenden Wirkung auf das Rechts- und Wirtschaftsleben füglich einer neuen Kodifikation des Privatrechts gleichgestellt werden dürfte. Die Reihe der tiefgreifenden Neuerungen erstreckt sich auf sämtliche Gebiete des Privatrechts; mit einer „pietätvollen Schonungslosigkeit“ wird hier das alte Recht gänzlich umgestaltet, da ihm ein neues Kapitel angefügt, dort Einzelbestimmungen eingeschoben oder bloss stilistische Aenderungen vorgenommen. Der frische Luftzug sozialen Fortschritts dringt in Rechtsmaterien ein, die sich einer solchen Entwicklung bisher hartnäckig verschlossen, wie z.B. die der Wohnungsmiete; kraftvoll treiben Ansätze zu einem neuen Frauenrecht empor; überall pulsiert warmes Mitgefühl und Fürsorge für die breite Schicht der unteren Volksklassen.

Fragen wir nun nach der Grundtendenz dieser scheinbar zersplitterten Einzelkorrekturen, so führt uns diese Frage zu jenen grossen Umwälzungen in der Wirtschafts- und Rechtsauffassung hin, deren lebende Zeugen wir sind und deren fordernde Stimme richtig erlauscht und gedeutet zu haben das hohe Verdienst der Urheber des Reformwerks bleibt.

Wir leben in einer Zeit, deren jeder Tag es uns klarer und unbequemer zum Bewusstsein bringt, dass wir die mächtig heranschwellenden Wogen der sozialen Entwicklung mit den bisherigen Rechtseinrichtungen immer schwieriger zu beherrschen vermögen. Sie sind kleineren und einfacheren Dimensionen entsprungen. Sie hatten ein freies, erwachsenes, geistig normales und vermögendes Individuum vor Augen, welches nun selbständig in den Rechtsverkehr eintritt, Rechte für sich erwirbt und Verpflichtungen eingeht, durch Willenserklärung seinem Vermögen hier ein Gut zuführt, dort eine Schuld auferlegt, selbständig und selbsttätig in seinem kleinen Fürstentum schaltet und waltet. Wo sind wir heute von diesem Bilde hingelangt? Verfügungsfreiheit, Vertragsfreiheit scheinen fast zu Fiktionen herabgesunken; die Lehre besteht, sie wird nur nicht mehr angewendet. An ihre Stelle tritt immer häufiger ein anderes Moment, welches

sich auf die Notwendigkeit des Zusammenwirkens der Individuen stützt und sie nicht mehr als Alleinherrscher in Haus und Hof, als Quelle und Subjekt von Rechten und Mächten, sondern als Organe des Gemeinwesens, als tätige und verantwortliche Genossen des Gesellschaftslebens wertet und zu Mitwirken heranzieht. Die zwangsweise Regelung einst privater Verhältnisse nimmt rapid zu; es gibt fast keine Angelegenheit mehr, die das Recht als Privatsache anerkennt.

Diese gewaltigen Aenderungen rütteln bedenklich an den juristischen Grundbegriffen, welche ja als Abstraktionen aus Normen der „bürgerlichen“ Zeit entstanden, dem sozialen Zug der neuen Entwicklung kaum mehr Stand halten. Damals war „subjektives Recht“ die Machtvollkommenheit des Einzelnen, die ihm zu unbeschränktem Genuss verliehen, seiner freien Verfügung unterlag. Heute ist der Begriff in eine ganze Reihe von Synonymen zerfallen, die kaum mehr etwas miteinander gemein haben. Einerseits musste neben dem Einzelmenschen einer Fülle von Verbänden, Massen, Zwecken Vermögensfähigkeit verliehen werden, so dass Rechtssubjekt und Individuum überhaupt sich nicht mehr decken. Sodann drängten sich soziale Funktionen, Pflichten in einer Menge an den Einzelnen heran, welche ihm zwar Vollmächte, Machtbefugnisse brachten, aber keine freie Hand mehr in ihrer Ausübung belassen, sondern ihrer Bestimmung gemäss die Ausübung und die richtige Handhabung zur Pflicht machten, von deren Erfüllung er Rechenschaft schuldet und deren Vernachlässigung mit Rechtsnachteilen bedroht wird. Solche Befugnisse sind nicht gut subjektive Rechte mehr zu nennen, um so weniger als sie zum grossen Teil auch dem Rechtsverkehr entzogen, mit höchstpersönlichem Charakter ausgestattet werden. Sie treten hiedurch in scharfen Gegensatz zu den Vermögensrechten, deren Verkehr nicht nur aufrecht gehalten, sondern durch moderne Rechtstechnik in nie geahntem Masse erleichtert und begünstigt wird. Der Zusammenschluss verleiht einer Reihe immaterieller Interessen den nötigen Nachdruck, sich zu Rechten zu verdichten, die mit dem Vermögen nichts zu tun haben und deren Schutz erfordert, sie zu unveräusserlichem unabdingbarem Attribut der Persönlichkeit zu erheben. Die Art der Durchsetzung solcher Rechtsansprüche sowie die Art der Sicherung sozialer Pflichterfüllung weicht von Grund auf von jener ab, wie privatrechtliche Schuldenerfüllung bisher erzwungen wurde. Nichterfüllung einer Obligation ist keine unerlaubte Handlung: dies durfte man bishin als das privatrechtliche Dogma aufstellen.

Nichterfüllung sozialer Pflichten ist aber ein Delikt und muss geahndet werden, entzieht sich also der Grundregel des Obligationenrechts. Die bisher fast ausschliesslich angewandte privatrechtliche Deliktsfolge, der Schadenersatz, verfängt in vielen Fällen sozialer Pflichtvergessenheit nicht: sei es infolge gänzlicher Vermögenslosigkeit des Verpflichteten, sei es wegen Notwendigkeit sofortiger Abhilfe oder Prävention, sei es deshalb, weil die Schadenersatzfolge den Geschädigten härter als den Schädiger treffen würde. Es müssen demnach andere Rechtsfolgen angedroht werden, die ausserhalb des Vermögensrechts liegen.

Eine spannende und immer lohnende Frage, wie sich ein modernes Gesetzeswerk zu diesen Anforderungen stellt. Wir wollen im Folgenden den österreichischen Novellentwurf (NE.) von dieser Seite her einer Prüfung unterziehen, wobei selbstverständlich nur auf Grundprinzipien des Entwurfs und nicht auf technische Einzelheiten eingegangen werden kann.

II.

1. Der NE. setzt gleich mit einem wichtigen Akkord des immateriellen Rechtsschutzes ein: sein § 1 handelt vom Schutz des Namens. Er fasst ihn als „Persönlichkeitsrecht“ oder „Individualrecht“ und gewährt dem Verletzten sowohl die Negatoria utilis wie bei Verschulden Schadenersatz. Auch das Pseudonym soll gegen unbefugten Gebrauch geschützt sein, während gegenüber einer Bestreitung des Rechts zur Führung eines Namens die actio quasi confessoria auf den bürgerlichen Namen beschränkt bleibt.

Dem Gebiet des Schutzes immaterieller Persönlichkeitsrechte gliedert § 235 NE. den Schutz der Ehre und des Kredites an. Hinsichtlich des ersteren Rechtsguts lässt es der NE. beim Schadenersatz bewenden, schränkt also denselben im Verhältniss zu § 1330 ABGB. insofern noch ein, als dieser im Sinne seiner Redaktoren in der „vollen Genugtuung“ gegebenenfalls auch den Widerruf umfasste, während der NE. bloss vom Ersatz des Schadens spricht. Anders hingegen betreffs der wissentlichen Behauptung oder Verbreitung wahrheitswidriger Tatsachen, die den Kredit, den Erwerb oder das Fortkommen eines andern zu gefährden geeignet sind: in diesem Falle kann auch der Widerruf und die Veröffentlichung desselben verlangt werden. Im Gegensatz zu § 824 Deutsch. BGB. tritt die Haftung bei blosser Fahrlässigkeit nicht ein. Hinsichtlich der Frauenehre s. unten Punkt 2.

Der Schutz immaterieller Güter ist nicht immer, wie in den eben angeführten Vorschriften, ein absoluter: er fügt sich oft in den Rahmen relativer Rechtsverhältnisse ein und wird hiedurch selbst zum relativen Rechtsschutz. Derartige Bestimmungen treffen wir im NE. an z. B. im Mietsrecht (s. unten Punkt 6.), wo dem Mieter von Wohnräumen das Rücktrittsrecht wegen Gesundheitsschädlichkeit derselben zugesprochen wird, und zwar auch dann, wenn er im Vertrage darauf verzichtet oder die Beschaffenheit des Mietobjekts gekannt hat; oder in den Vorschriften über den Dienstvertrag (s. unten Punkt 7), wo verfügt wird, dass der Dienstgeber die zum Schutz von Leben und Gesundheit des Dienstnehmers erforderlichen Anordnungen zu treffen hat. Warum jedoch Gesundheit, Sittlichkeit und Religion des Dienstnehmers bloss dann berücksichtigt werden, wenn er in die Hausgemeinschaft des Dienstgebers aufgenommen ist (§ 217 NE., als § 1157 ABGB.), — bleibt mir unerklärlich, da diese Immaterialgüter doch offenbar auch im entgegengesetzten Fall, in Fabriken, Werkstätten, Kaufläden, schweren Angriffen ausgesetzt sein können und oft auch sind, und da sie auch in der Person solcher Dienstnehmer, die nicht zur Hausgemeinschaft des Dienstherrn gehören, des Schutzes würdige Interessen bilden.

2. Bedeutende Erfolge hat in der jetzigen Fassung des NE. die *Frauenbewegung* zu verzeichnen.

Der NE. beseitigt die Zurücksetzung der Frauen hinsichtlich der Fähigkeit bei Errichtung von Urkunden, letzten Anordnungen und Notariatsakten als Zeugen zu fungieren (§ 8). Nach § 30 NE. können Frauen zum Amte eines Vormunds oder Kurators berufen werden, jedoch mit Ausnahme der Mutter und Grossmutter des Pflégling's nicht wider ihren Willen. Ehefrauen bedürfen zur Uebernahme einer Vormundschaft oder Kuratel der Zustimmung ihres Gatten, ausser wenn es sich um ihr eigenes Kind handelt oder der Gatte für geisteskrank erklärt oder die Ehe geschieden ist. Als Parallele zu dieser Verfügung erscheint die Berechtigung der Mutter zur testamentarischen Ernennung eines Vormundes für ihr Kind, falls der Vater darüber nicht verfügt hat, und ebenso das Recht, jemanden in der letztwilligen Verfügung von der Vormundschaft auszuschliessen. Das Recht zur Berufung eines Vormundes wird — dank des Mangels einer bezüglichen Einschränkung — nun auch der unehelichen Mutter zugeschrieben werden können. Auch die Regelung der gesetzlichen Vormundschaft sieht ab von der Bevorzugung der Verwandten männlichen Geschlechts und nennt die Mutter in erster Reihe, allerdings nur die eheliche.

Die Frauenehre stellt § 233 NE. unter gesetzlichen Schutz: Wer eine Frauensperson durch strafbare Handlung oder sonst durch Hinterlist, Drohungen oder Missbrauch eines Abhängigkeitsverhältnisses zur Gestattung der ausserehelichen Bewohnung bestimmt, hat ihr den erlittenen Schaden und entgangenen Gewinn (?) zu ersetzen.

3. Um den Schutz des Kindes gegen Missbrauch der väterlichen Gewalt oder Vernachlässigung der elterlichen Pflichten nachdrücklicher zu gestalten, gestattet § 13 NE. im Einklang mit § 178 ABGB. jederman, der von einem Machtmissbrauch, Pflichtvergessenheit, ehrlosen oder unsittlichen Verhalten des Vaters Kenntnis hat, den Beistand des Gerichtes anzurufen. Das Gericht soll befugt sein, den Vater gleich einem Vormund unter gerichtliche Aufsicht zu stellen. Hat aber eine Anstalt oder ein Verein für Kinderschutz oder Kinderpflege die Pflege und Erziehung eines misshandelten, verwahrlosten oder verlassenen Kindes übernommen, so kann das Gericht aussprechen, dass das Kind vor Beendigung seiner Erziehung nur mit Zustimmung des Gerichtes der Anstalt oder dem Verein gegen ihren Willen abgenommen werden kann (§ 14).

Die Regeln des ABGB. bezüglich der Kinder im Falle einer Scheidung oder Trennung der Ehe erwiesen sich als zu wenig elastisch. Leitender Gesichtspunkt soll auch nach § 15 NE. das Interesse der Kinder bleiben. Schuld oder Unschuld an der Trennung soll nicht geradezu entscheidend sein. Daraus, dass der Schutzanspruch der Kinder unverzichtbar ist, folgern die Motive, dass der richterlichen Entscheidung keine materielle Rechtskraft zukommt, sondern bei geänderten Verhältnissen eine Abänderung zulässig sei. Auch entgegenstehende Vereinbarungen der Ehegatten können dies nicht hindern.

Unter dem Titel „Anstaltsvormundschaft“ regelt der NE. die gesetzliche Vertretung der in Anstalten aufgenommenen Minderjährigen, indem er die Anstalt selbst bzw. ihren Vorstand mit den Rechten und Pflichten des Vormunds ausstattet. Vorbehalten bleibt die Verfügung des Gerichtes, die trotz der Aufnahme in die Anstalt im Interesse des Minderjährigen einen Vormund bestellt. Für den Fall, dass geeignete Vormünder nicht zur Verfügung stehen, sorgt der NE. für die Uebertragung der Vormundschaft an ein besonderes staatliches Organ oder ein geeignetes Organ der öffentlichen Verwaltung.

4. Der NE. leistet dem Bestreben zur Hebung der Lage der unehelichen Kinder in weitem Umfang Folge. Er streicht zunächst die „gehässigen“ Eingangsworte des § 185 ABGB. :

„Uneheliche Kinder sind überhaupt von den Rechten der Familie und der Verwandtschaft ausgeschlossen.“ Er gestattet dem Ehemann der Mutter, mit Einwilligung der Beteiligten dem unehelichen Kind seinen Namen zu geben. Er erstreckt die „Vaterpflicht“ auf Erstattung der Kosten der Entbindung und ihrer Folgen und auf die Unterhaltskosten für die ersten sechs Wochen nach der Entbindung: „In der Mutter schützt das Gesetz das Kind.“ (Der Anspruch besteht demnach nicht, wenn das Kind etwa tot geboren ist oder wenn eine Fehlgeburt stattfand?). Er berechtigt die Mutter, vom mutmasslichen Vater das Erlegen der Unterhaltskosten für die ersten drei Monate und der Entbindungskosten schon im voraus zu fordern, wenn sie dessen bedürftig ist und keinen unzüchtigen Lebenswandel führt: der Unterhalt wird dann in monatlichen Raten im voraus ausgefolgt. Zwar eignet sich der NE. das französische Institut der „Anerkennung mit Standesfolge“ nicht an und lehnt auch ein gesetzliches Erbrecht oder Pflichtteilsrecht des unehelichen Kindes gegenüber dem Vater ab, lässt jedoch die Verbindlichkeit, uneheliche Kinder zu verpflegen und zu versorgen, gleich einer andern Schuld auf die Erben des Vaters übergehen und sichert denjenigen unehelichen Kindern, die zur Zeit des Ablebens des Vaters in dessen Hause verpflegt und erzogen wurden, die Verpflegung und Erziehung in demselben Mass wie bisher, bis zur Gleichstellung mit den ehelichen Kindern. Er sieht ein ausserstreitiges Verfahren behufs Anerkennung der Vaterschaft und Feststellung des Ausmasses der dem Vater obliegenden Vermögensleistungen vor. Er stellt uneheliche Kinder in Rücksicht auf die Mutter und die Verwandten der Mutter in der gesetzlichen Erbfolge den ehelichen völlig gleich. Das Erbrecht ist gegenseitig. Er hebt das Verbot des Hofdekrets vom 28. I 1816 betreffend die Adoption des eigenen unehelichen Kindes auf.

Die Bestimmung des § 232 NE., wonach als Folge der Tötung eines Menschen allen Hinterbliebenen, für deren Unterhalt der Getötete nach dem Gesetz zu sorgen hatte, das, was ihnen dadurch entgangen ist, ersetzt werden solle, erstreckt sich auch auf das uneheliche Kind. Es erscheint nach den Motiven durch die Tötung des Unterhaltspflichtigen in seiner persönlichen familienrechtlichen Stellung verletzt. Hierin erkennen wenigstens die Motive, wenn schon nicht der Entwurf selbst, das uneheliche Kindesverhältnis als ein familien- oder personenrechtliches und nicht bloss vermögensrechtliches an. Im NE. selbst kommt dieser Standpunkt bloss negativ dadurch zum Ausdruck, dass er die Ausdehnung der angeführten Verfügung auf Alimenten-

ansprüche aus anderen Titeln (Vertrag, letztwillige Verfügung) ablehnt mit der Begründung, dass letztere auf die Erben des Getöteten übergehen und dass mit gleichem Recht jeder andere Gläubiger, dessen Befriedigung durch die Tötung gefährdet wird, einen Ersatzanspruch haben müsste.

5. Die Behauptung, die seit den Kathedersozialisten ins allgemeine Bewusstsein überging, dass die Erbfolge nur für die „besitzenden Klassen“ Bedeutung hat, ist übertrieben. Nach der ungarischen Statistik von 1910 starben in diesem Jahre 490689 Personen; das Verlassenschaftsverfahren wurde eingeleitet von Amtswegen in 99622, auf Ansuchen in 19386, zusammen in 119008 Fällen; hierzu kommen noch 3772 Fälle der Erbscheinausfolgung, so dass im ganzen 122780 amtlich bekundete Erbfälle vorliegen. Rund 24% der Todesfälle verbinden sich also mit Beerbung. In Wirklichkeit wird wohl diese Zahl verdoppelt werden müssen, um dem Widerwillen der Bevölkerung, das Verlassenschaftsverfahren anzustrengen, Rechnung zu tragen. Im typischen Fall,¹⁾ wenn Kinder des ohne Testament Verstorbenen in gleichen Anteilen zur Erbschaft berufen sind und den Ehegatten und Seitenverwandte anschliessen, wird das Verfahren nicht verlangt. Bleibt nun aber in 50 % der Todesfälle irgendein Nachlass, so muss auch die ausschliesslich nach ihrer Arbeit lebende Volksklasse, 66 % der Gesamtbevölkerung, daran gewaltig interessiert sein. Für 16% ergibt sich dies schon aus der mathematischen Formel. Das ist jedoch nur das Minimum. Amtsrichter und Notare können das Interesse bezeugen, welches arme Leute an der Beerbung des bischen Hab und Gut bekunden, dass ihnen zufällt. Je höher aber die untere Volksschicht wirtschaftlich und kulturell steht — und dass dies schon in Oesterreich, geschweige denn in Deutschland, Ungarn gegenüber der Fall ist, kann wohl keinem Zweifel unterliegen —, um so grösser ist ihr Anteil am Erbschaftsvermögen.

Obwohl nun der NE. durch Beschränkung des gesetzlichen Verwandtenerbrechts und Sozialisierung der Kaduzität, sowie durch Neuregelung des Gattenerbrechts manchen Uebelstand beseitigt, so fehlt ihm doch das Verständnis eben für jene überwiegende Mehrzahl der Beerbungsfälle, in welchen kleine Nachlässe hinterbleiben. Solange für diese das kapitalistische Prinzip der Quoten-

¹⁾ Nach der in der Anlage eines Gesetzentwurfs über das Erbrecht des Staates (dem Deutschen Reichstag vorgelegt am 3. Nov. 1908, vgl. unten Anm. 2) abgedruckten Tabelle II gelangen von dem zur Vererbung kommenden Vermögen an die Deszendenten und Ehegatten erfahrungsgemäss rund 75 %.

teilung und mangels einer Einigung der Subhastation beibehalten und wirtschaftliche Einheiten wie Bauerngüter, Gewerbe, Geschäfte schonungslos zertrümmert werden, bleibt alles übrige nur Stückwerk. Einen schüchternen Versuch bildet allerdings das „gesetzliche Vorausvermächtniss“ des überlebenden Ehegatten, der die zum ehelichen Haushalt gehörenden beweglichen Sachen, neben Kindern jedoch nur das für seinen eigenen Gebrauch Nötige, nach dem NE. vorwegnehmen darf (s. unten).

Von dem Gedanken ausgehend, dass die Beschränkung des gesetzlichen Verwandtenerbrechts auf sechs Parentelen im § 751 ABGB. praktisch so gut wie keine Erbrechtsgrenze bedeutet, entschliesst sich der NE. zum Abschluss der Berufenen mit den ersten Urgrosseltern des Erblassers. Abkömmlinge dieser erhalten also kein Erbrecht mehr. In dem Masse, in welchem sich hierdurch die Fälle der erblosen Verlassenschaft mehren, erhöht sich die soziale Bedeutung der Bestimmungen über Verwendung des erblosen Guts. Dem neuaufliebenden Kaduzitätsrecht trachtet nun der NE. durch Setzung neuer, dem Gebiet sozialer Fürsorge angehörender Zwecke erneute Berechtigung zu verschaffen. Der erblose Nachlass soll zu einem „Zweckvermögen“ gemacht werden, aus welchem die Aufgaben zu fördern sind, die der Staat hinsichtlich der Fürsorgeerziehung, der Sozialversicherung und gemeinnütziger humanitärer Zwecke zu erfüllen hat (§ 136). Die Motive selbst messen dieser Bestimmung eine mehr prinzipielle Bedeutung bei, schon angesichts der relativen Geringfügigkeit des durchschnittlichen Wertes der heimfallenden Vermögen.²⁾ Sie betonen aber mit Recht, dass einerseits, wenn auch in grossen Intervallen, auch Millionenerbschaften erblos werden können, in welchem Fall die gesetzliche Verfügung sofort von grossem Interesse sein kann, und dass andererseits in ihr ein Anknüpfungspunkt für eine künftige Rechtsentwicklung auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge gegeben sein dürfte, dessen Bedeutung sich heute noch gar nicht überschauen lässt. Juristisch wird der Heimfall nach wie vor als Gesamtnachfolge, aber doch nicht als Erbfolge gefasst.

Einer grundlegenden Reform unterzieht der NE. das Gattenerbrecht des ABGB. und schafft hierdurch eine

²⁾ Vgl. hierzu die Begründung eines Gesetzentwurfs über das Erbrecht des Staates (Deutscher Reichstag 12. Legislatur-Periode I. Session 1907/909 No. 998), wo es heisst, dass das finanzielle Ergebnis des Staatserbrechts sich bei der Zulassung der dritten Ordnung (also Urgrosseltern und deren Abkömmlinge) bereits so verringern würde, dass die Massregel im Rahmen der vorliegenden Finanzreform eine Bedeutung kaum noch beanspruchen könnte.

wertvolle Ergänzung der Bestimmungen, die der Sicherung der Stellung der Frau im allgemeinen dienen sollen (oben Punkt 2). Ausgehend von dem Gedanken, dass die „Normalehe“ eine so innige Gemeinschaft wie des inneren so auch des äusseren Lebens beider Ehegatten erzeugt, dass jeder sich als deren Träger und Hüter fühlt und auch den andern als solchen schätzt, gleichviel, wem formell das Vermögen gehört, — stellt er das Postulat auf, die gesetzliche Erbfolge dürfe nicht die Wirkung haben, dass der eine Ehegatte durch den Tod des andern plötzlich aus seiner Stellung hinausgeworfen, wirtschaftlich und im Familienverhältniss auf eine niedrigere Stufe herabgedrückt werde. Demgemäss gibt ihm § 123 NE. den ganzen Nachlass schon nach den Grosseltern, das Viertel desselben neben Abkömmlingen des Erblassers, die Hälfte aber neben Eltern und deren Nachkommen oder neben Grosseltern. Dabei erhält der überlebende Ehegatte, hauptsächlich um seiner Pietät Rechnung zu tragen, als gesetzliches Vorausvermächtnis die zum ehelichen Haushalt gehörigen beweglichen Sachen, neben Kindern des Erblassers jedoch nur das für seinen eigenen Gebrauch Nötige. Ein Pflichtteilsrecht kommt dem Ehegatten nach dem NE. nicht zu: es wird durch den Unterhaltsanspruch ersetzt, der besteht, solange der Ehegatte nicht zu einer zweiten Ehe schreitet. Sämtlicher erbrechtlicher Ansprüche geht der Ehegatte verlustig, wenn die Ehe aus seinem Verschulden geschieden wird. Bemerkenswert ist auch die grundsätzlich gleichmässige Behandlung von Mann und Frau durchgängig im ganzen Institut des Gattenerbrechts.

6. Der NE. leistet der Bewegung zugunsten der „Sozialisierung des Mietrechtes“ weitgehend Folge. Es sind hauptsächlich folgende Punkte, in denen nach Reform im Interesse der Mieter verlangt wird: 1. der Satz: Kauf bricht Miete; 2. die Gewährleistung für die Brauchbarkeit des Mietobjekts; 3. das gesetzliche Pfandrecht des Vermieters; 4. die Lösung des Vertragsverhältnisses durch den Tod des Mieters. Den Satz „Kauf bricht Miete“ behält der NE. bei; er geht von der Erwägung aus, dass dem Wohnungsmieter die geplante Aenderung nichts nützt, da er auch nach dem ABGB. beim Eigentümerwechsel erst nach gehöriger Aufkündigung weichen muss (§ 1120 ABGB.), das Kündigungsrecht aber auch dem ersten Vermieter in der Mehrzahl der Fälle, in welchen nämlich das Mietsverhältnis auf unbestimmte Zeit besteht, zukommt. Hinsichtlich der Mieten von Geschäftslokalitäten fand aber die Kommission die Schwierigkeiten des Schutzes gutgläubiger Erwerber zu gross, um eine so tiefgehende

Reform verantworten zu können. Die Gewährleistungspflicht des Vermieters bekräftigt der NE. mit der Verfügung, dass der Mieter von der Zahlung des Mietzinses solange befreit ist, solange das Objekt zum bedungenen Gebrauch nicht taugt (§ 203 NE.). Auf diese Befreiung kann bei der Miete unbeweglicher Sachen im voraus nicht verzichtet werden (ebenda). Durch diese Bestimmungen wird einerseits die Verpflichtung des Vermieters vom Verschuldungsprinzip unabhängig gemacht und zu regulärer Haftung gesteigert, andererseits aber die tatsächliche Geltung der Regel durch ihre Unabdingbarkeit sichergestellt. Neben der Zinsbefreiung erhält aber der Mieter, wie aus Aneinanderhaltung der §§ 204 und 213 NE. ersichtlich, zur Wahl das Recht, vom Vermieter die nötigen Herstellungen zu verlangen oder sie auf dessen Kosten selbst zu besorgen, oder unter Umständen das Mietverhältnis sofort zu lösen. Die Gewährleistung besteht nicht nur zur Zeit der Uebergabe, sondern während der ganzen Dauer des Verhältnisses. Ergänzend tritt zu alldem noch die Minderungsklage nach § 942 ABGB. Die Beseitigung des gesetzlichen Pfandrechts des Vermieters lehnt der NE. ab mit der Begründung, dass dies als Gegengewicht gegen die gesetzliche (§ 1100 ABGB.) Nötigung des Vermieters, den Zins zu kreditieren, innerlich begründet erscheint. Er fasst es aber enger, indem er es auf die der Pfändung unterliegenden Sachen des Mieters und seiner mit ihm in gemeinschaftlichem Haushalt lebenden Familienmitglieder beschränkt, hingegen betreffs Illaten des Aftermieters ausschliesst. Das Pfandrecht erstreckt sich auf den fällig gewordenen Zins ohne jede zeitliche Einschränkung, aber auch nur auf ihn. Was endlich die Einwirkung des Todes einer Vertragshälfte anlangt, so erklärt der NE. den Vertrag als aufkündbar, wenn eine Partei stirbt.

Aus dem Grunde der Gesundheitsschädlichkeit gemieteter Wohnräume steht das Rücktrittsrecht wegen Unbrauchbarkeit dem Mieter auch dann zu, wenn er im Vertrage darauf verzichtet oder die Beschaffenheit der Räume beim Vertragsabschluss gekannt hat.

Wie im Mietrecht, so trachtet der NE. auch im allgemeinen Vertragsrecht der Ausbeutung des wirtschaftlich Schwächeren entgegenzuwirken. Von diesem Bestreben geleitet fügt er den Gründen der Nichtigkeit eines Vertrags das Wucherverbot an, und zwar in einer so weiten Fassung, dass nicht blos jeder strafbare Wucher dem Vertrag die Gültigkeit benimmt, sondern ein über den kriminalistischen Wucherbegriff hinausgehender zivilistischer Begriff geschaffen wird, der einerseits abweichend

vom Strafgesetz die Gewerbsmässigkeit bei der Betreibung des Warenwuchers nicht erfordert, andererseits aber nicht bei der Güterübertragung und Einräumung von Gebrauchsrechten (also auch Miete) stehen bleibt, sondern auf entgeltliche Verträge ohne jede weitere Einschränkung anzuwenden ist. Er soll sich also namentlich auch auf wucherische Lohnverträge erstrecken.

7. Die junge Wissenschaft der Soziologie vertritt den Standpunkt, den auch ich seit fast einem Jahrzehnt in zahlreichen Veröffentlichungen verfechte, dass die vermögensrechtlichen Grundsätze beim Dienstvertrag versagen müssen, weil dieser kein Vermögens- sondern ein „organisationsrechtliches“ Rechtsgeschäft ist, nicht den Verkehr von Gütern sondern menschliches Zusammenwirken betrifft und misshandelt wird, wenn man mit ihm verfährt als wäre sein Gegenstand nicht Arbeit sondern Ware, sein Objekt nicht Person sondern Sache, sein Zweck nicht Zusammenwirken sondern Geldgewinn. Ich zog dementsprechend die Grenzlinie zwischen Dienstvertrag und Werkvertrag, indem ich diesen nicht als Verpflichtung zu einer Dienstleistung, sondern als Uebernahme vermögensrechtlicher Haftung für den stipulierten Erfolg fasste, die zwar ein Handeln des Unternehmers zur Folge haben kann, aber nicht als Vertragsinhalt in sich schliesst; der Unternehmer handelt nicht für den Besteller, er handelt für sich, um sich und sein Vermögen von der übernommenen privatrechtlichen Haftung zu befreien.³⁾

Aus der Fassung des Dienstvertrags als organisationsrechtlichen Rechtsgeschäfts folgt die Anwendung organisationsrechtlicher Prinzipien, deren ich hier einige, die wichtigsten, gleich zu verwerthen versuche.

Im Dienstvertrag als einer Organisationsform kommt den Beteiligten eine personenrechtliche Stellung zu, aus welcher persönliche Rechte und Pflichten entspringen. Wie in jedem organisationsrechtlichen Verhältnis, so sind auch hier Rechtsausübung und Pflichterfüllung untrennbar ineinander verschlungen. Beide zusammen ergeben erst die Funktion, die Sinn und Inhalt des Rechtsverhältnisses bildet. Da der Dienstvertrag eine im Prinzip einseitige Organisation ist, so kommt dem Arbeitgeber eine herrschende („dominus negotii“), dem Arbeitnehmer aber eine dienende Stellung zu. Dieses Herrschaftsverhältnis ist es eben, welches in seinem organisierenden Teil vom kapitalistischen

³⁾ Vgl. statt aller übrigen Stellen: Meszlény, „Die persönlichen Dienstleistungen im Lichte einer organischen Gesellschaftsauffassung“, Zschr. für die ges. Staatswissenschaft 1910. Heft 4 S. 692 ff.

Recht vollkommen vernachlässigt, erst in neuester Zeit die Juristen zu beschäftigen anfängt, und welches sein Recht erst finden kann, wenn sich die Regelung dieses organisatorischen Charakters bewusst anschicken wird, in ihm eine Ordnung von menschlichem Zusammenwirken und nicht ein Normativ zur Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft zu errichten. Hiervon ausgehend stellt sich jeder Machtgebrauch, der nicht in der Funktion der Arbeitsleitung notwendig begründet ist, als Machtmissbrauch dar. Rechte des Dienstgebers wären demnach aus der Funktion der Arbeitsleitung heraus zu bestimmen. Andererseits entwächst dem Herrschaftsverhältnis eine Reihe von Fürsorgerechten und -pflichten, deren sich weder Dienstgeber noch -nehmer entledigen können und deren Nichtbeachtung sich als privatrechtliches Delikt darstellt. Die Stellung des Dienstnehmers ist, soweit sie sich auf das Herrschaftsverhältnis bezieht, zwingend zu regeln. Die Rechte und Pflichten, die aus dem Herrschaftsverhältnis im Dienstvertrag folgen, sind ausnahmslos höchstpersönlich, einer Zession, Vererbung, Pfändung, Verpfändung unzugänglich. So z. B. der Anspruch des Angestellten auf Behandlung und Krankenpflege, ja sogar auf Lohn während der Krankheit, auf Unfallsrente — an sich Vermögensleistungen, eigentlich aber so unmittelbar aus dem Herrschaftsverhältnis folgend, dass ein Uebergang von der berechtigten Person auf eine andere abgelehnt werden muss.

Fragen wir nun, wie sich der NE. gegenüber diesen Postulaten stellt, so erscheint die erfolgte völlige Neuredaktion des 26. Hauptstückes des ABGB. als ein bedeutender Fortschritt. Das ABGB. behandelt bekanntlich die beiden Unterarten des Abschnitts nicht gesondert, und den eigentlichen Dienstvertrag sozusagen überhaupt nicht; der NE. musste, um der Stimme der Zeit zu folgen, hier selbständig schöpferisch auftreten und vor allem den Dienstvertrag vom Werkvertrag begrifflich sondern. Bei dieser Scheidung betrachtet er keines der in Erwägung kommenden Momente als allein ausschlaggebend: „wenn jemand sich auf eine gewisse Zeit zur Dienstleistung verpflichtet, so entsteht ein Dienstvertrag; wenn jemand die Herstellung eines Werkes gegen Entgelt übernimmt, ein Werkvertrag“. Es soll damit der adäquate gesetzliche Ausdruck für eine ganze Reihe wirtschaftlicher Scheidungsmerkmale gegeben sein, namentlich: auf der einen Seite dauerndes Verpflichtungsverhältnis, auf der andern einmalige Leistung; auf der einen Seite Arbeit unter der Leitung und Verfügung und mit den Arbeitsmitteln des Arbeitgebers, auf der andern das gerade Gegenteil; auf der einen Seite persönliche und wirtschaftliche Unterordnung

des Arbeitnehmers in den Organismus des Unternehmens, auf der andern das Geschäft eines selbständigen Unternehmers.

Die Reserve, die sich der Gesetzgeber wissentlich auferlegt, ist durchaus lobenswert: es soll so wenig als möglich gesagt werden, weil mehr nicht mehr zutreffend sein könnte. Ja, man sollte eigentlich wünschen, dass noch weniger gesagt werde: denn die Verpflichtung auf „gewisse Zeit“ schiebt das Zeitmoment zu sehr in den Vordergrund und lässt keinen Raum für die Akkord- und Stücklohnarbeit, die doch der NE. durchaus richtig dem Dienstvertrag unterstellt, indem er sie in diesem Abschnitt ausdrücklich regelt (s. unten); und sie erweckt die sicherlich falsche Vorstellung, als wäre eine Verpflichtung zu Dienstleistungen auf ungewisse Zeit kein Dienstvertrag, was wieder mit den Verfügungen des NE. selbst im Widerstreit stände, die die Kündigungsfristen eingehend regeln (s. unten). Doch eben dieser Widerstreit gewährleistet die Harmlosigkeit der Definition; er weist nur zu deutlich auf das hin, was der Gesetzgeber ausdrücken wollte.

Was nun die Frage der Höchstpersönlichkeit des Vertragsverhältnisses anlangt, so stehen die Verfügungen des NE. nicht ganz im Einklang mit den Prinzipien, die in der Begründung entwickelt werden. Dem Dienstnehmer wird das Substitutionsrecht freilich überhaupt abgesprochen, weil „die Arbeit im Dienstverhältnis, ein Eingreifen in den Wirtschaftsorganismus und auf Gefahr des Dienstgebers, ihrer Natur nach in aller Regel auf individuelle Leistung abgestellt“ sei. Dass aber der Dienstgeber seinen Anspruch auf die Dienste „nicht wie irgendeine andere Forderung beliebig zedieren kann, weil über das Recht auf persönliche Arbeit nicht so wie über Sachgüter verfügt werden darf“, wird zwar als allgemein angenommenes Prinzip anerkannt; trotzdem spricht aber der NE. bloss den ersten (zu § 1153) und nicht den zweiten Satz aus, hauptsächlich mit Hinblick auf Bedenken, die sich daraus ergeben, dass namentlich bei Geschäfts- und Güterübernahmen die Uebnahme der Angestellten als ihr wichtiges Interesse erscheine.

Eben dieser Grund ist jedoch ein Scheingrund: denn es handelt sich ja eben nur um die einseitige Verfügung des Dienstherrn über den Vertrag und durch ihn über die Person des Arbeitnehmers, und letzterer brauchte ja nur seine Zustimmung zum Fortbestand des Vertrags zu geben, die er sicherlich nicht verweigern würde, wenn dies seinen Interessen entgegen wäre. Zwar wird die Praxis auch über die heutige Fassung hinweg sich ihren Weg finden und vermutlich den Wechsel in der

Person des Dienstgebers als „wichtigen Grund“ zur sofortigen Lösung des Verhältnisses wirken lassen, doch die Stellungnahme zu dieser Frage hat, wie oben berührt, eine prinzipielle Bedeutung.

Betreffs des selbständigen Arbeitserwerbs Jugendlicher — um nun den Einzelvorschriften des NE. näher zu treten — enthielt schon das ABGB. die Verfügung, dass dem Minderjährigen im Bereiche desselben freie Verfügungs- und Verpflichtungsfähigkeit zukomme. In der Frage aber, ob der jugendliche Arbeiter den Dienst- oder Werkvertrag selbständig eingehen kann, bestehen Zweifel, wenigstens bezüglich des in väterlicher Gewalt Stehenden. Der NE. erklärt nun (§ 4), ein ausser der Verpflegung der Eltern stehendes Kind — jede Altersgrenze fehlt — könne sich selbständig durch Vertrag zu Dienstleistungen verpflichten; sowohl dem Vater wie gegebenenfalls dem Vormund stehe bloss das Recht zu, aus wichtigen Gründen den Vertrag vorzeitig zu lösen (§ 5 NE). Offen gelassen wird die Frage, ob mit dem Vertrag selbst auch etwaige Nebenbedingungen wie Konventionalstrafen, Konkurrenzklauseln u. dergl. volle Gültigkeit haben sollen. Ob diese unbeschränkte Vertragsfreiheit wirklich der sozialen Hebung der arbeitenden Volksklassen und nicht eher der Vermehrung der „Reservearmee“ und dem kapitalistischen Interesse nach billiger Arbeitskraft dient, ist mir höchst zweifelhaft. Jedenfalls schlagen moderne Gesetzbücher eher den entgegengesetzten Weg ein und fordern Mitwirkung des gesetzlichen Vertreters. Vgl. z. B. Schweiz. ZGB. Art. 12, 13, 19, Obl. R. Art. 325.

Für die Verteilung der „Gefahr“, d. h. die Frage, ob bei zufälliger Verhinderung der Dienstleistung gleichwohl das Entgelt zu entrichten ist oder nicht, vertritt der NE. den Grundsatz, dass jeder Teil die Gefahr der auf seiner Seite eintretenden Zufälle zu tragen habe, mit der im Interesse des Dienstnehmers getroffenen Abschwächung, dass ein Teil der seine Person treffenden Gefahr ihm abgenommen werde. Das geschieht durch die Zusicherung des Anspruchs auf Entgelt, wenn die Verhinderung eine verhältnismässig kurze ist (zu § 1154 b NE.) und den Dienstnehmer weder Vorsatz noch grobe Fahrlässigkeit trifft. Die Vorschrift ist trotz Einspruchs gewichtiger Stimmen nicht mit zwingendem Charakter ausgestattet. Und dieselbe Ueberwälzung der Gefahr ist enthalten in der nunmehr schon allgemein anerkannten Verpflichtung des Dienstgebers zur Sorge für den erkrankten Dienstnehmer, welcher seine Arbeitskraft ganz oder hauptsächlich ihm widmet, in seine Hausgemein-

schaft aufgenommen ist und ihm schon seit einer gewissen nicht zu langen Zeit dient (§ 1156 NE.). Die Last der Verpflegung im Hause trägt ganz der Dienstgeber; Barauslagen für die ärztliche Behandlung oder die Verpflegung ausser Hause sollen in erster Reihe aus den Geldbezügen gedeckt werden, die auf die Zeit der Erkrankung entfallen und gelten soweit nur als Lohnvorschuss. Soweit sie aber den Lohn übersteigen, bleiben sie zur Last des Dienstgebers.

Den Grundsatz, dass Zufälle auf Seiten des Dienstgebers ihn allein treffen dürfen, führt der NE. bis zu den letzten Konsequenzen durch, indem er bestimmt, dass auch für Dienstleistungen, die nicht zustande gekommen sind, dem Dienstnehmer das Entgelt gebührt, wenn er zur Leistung bereit war und durch Umstände, die auf Seite des Dienstgebers liegen, daran verhindert worden ist. Er geht darin weiter als § 615 des Deutschen BGB., der dies nur für den Fall des „Annahmeverzuges“ bestimmt im Gegensatz von Zufällen, die die Leistung unmöglich machen. Und dieser Anspruch ist nicht etwa ein Schadenersatzanspruch, keine Art Abfertigung, die hinter dem Lohne zurückbleibt, sondern schlechthin Vertragsanspruch auf Lohn, trotz Vereitelung der eigenen Leistung, der dem Dienstnehmer bis zum Ablauf des Vertrags oder der Kündigungsfrist gebührt. Allerdings muss er sich anrechnen lassen, was er infolge Unterbleibens der Leistung erspart oder durch anderweitige Verwendung erworben oder zu erwerben absichtlich unterlassen hat. Wurde er endlich infolge von Umständen auf Seite des Dienstgebers durch Zeitverlust bei der Dienstleistung verkürzt, so gebührt ihm angemessene Entschädigung. Alle diese Bestimmungen sind nicht zwingendes Recht. Zur Vermeidung ihrer Umgehung begnügt sich der NE. mit der Massnahme, dass eine wegen eben dieser Verhinderung erfolgte Entlassung oder Kündigung die Ansprüche aus §§ 1154b und 1156 unberührt lassen.

Der Dienstgeber hat die Dienstleistungen so zu regeln und bezüglich der von ihm beizustellenden oder beigestellten Räume und Gerätschaften dafür zu sorgen, dass Leben und Gesundheit des Dienstnehmers, soweit es nach der Natur der Dienstleistung möglich ist, geschützt werden. Ist der Dienstnehmer in die Hausgemeinschaft des Dienstgebers aufgenommen, so hat dieser in Ansehung des Wohn- und Schlafrumes, der Verpflegung sowie der Arbeits- und Erholungszeit die mit Rücksicht auf Gesundheit, Sittlichkeit und Religion des Dienstnehmers erforderlichen Anordnungen zu treffen.⁴⁾

⁴⁾ Vgl. oben Punkt 1.

Der NE. gibt dem nach Stück- oder Einzelleistungen entlohten Dienstnehmer einen Anspruch auf Vorschuss des noch nicht fälligen, aber schon verdienten Lohnes, und zwar nicht nur für den Fall einer Notlage, wie Schweiz. Obl. R. Art. 334, jedoch ohne die Vorschrift zur zwingenden Regel zu erheben. Er fasst dadurch nur den Gedanken etwas konkreter, der im § 1156 des ABGB. schon zum Ausdruck gelangte, erfüllt damit aber immerhin ein wichtiges Postulat des modernen Arbeitsrechts, indem er dadurch anerkennt, dass der Arbeitslohn nicht einfach den Preis der Ware Arbeit bedeute, sondern den wirtschaftlichen Anteil darstelle, den das Recht dem Dienstnehmer am Arbeitsertrag, ja den es dem Vermögenslosen an den Gütern der Welt überhaupt belässt. Darin äussert sich der organisationsrechtliche Charakter der Pflicht zur Lohnzahlung: Der Lohn dient dem sozialwirtschaftlichen Zweck des Unterhalts und soll deshalb dem starren Prinzip des „do ut des“ entrückt werden.

Die Kündigungsfristen sind verschieden je nach dem der Dienst ein solcher höherer oder niederer Art ist, die Erwerbstätigkeit des Dienstnehmers hauptsächlich in Anspruch nimmt und schon drei Monate gedauert hat oder nicht. Sie betragen mindestens einen Tag, höchstens vier Wochen, im allgemeinen vierzehn Tage. Das Maximum von vier Wochen wird wohl, zumal auch wenn das Entgelt nach Jahren bemessen ist, zu kurz erscheinen. Im Bereich des Handelsgesetzbuchs sind doch Kündigungsfristen von drei Monaten und mehr für Angestellte, die wichtigere Dienste leisten, längst eingebürgert, und es gibt der privaten Anstellungen genug, die auf Aehnliches Anspruch erheben dürften, wie etwa Gutsverwalter, Manager von Hotels, Badeetablissemments und anderen Unternehmungen, die zufolge positiver Vorschriften nicht unter das Handelsgesetz fallen. Die Kündigungsfrist muss immer für beide Teile gleich sein, nach zwingender Norm des § 1159.

„Aus wichtigen Gründen“ kann das Dienstverhältnis jederzeit gelöst werden. Wird es ohne einen solchen vom Dienstgeber gelöst, so hat das juristisch keinen Belang: der Dienstnehmer kann nach wie vor das bis zum Ablauf der vertragsmässigen Dienstzeit, mangels einer solchen der Kündigungsfrist entfallende Entgelt fordern und auch einen weitergehenden Schaden geltend machen. Nach den Motiven — aber nicht nach dem Text — muss er sich auch in diesem Falle anrechnen lassen, was er infolge Unterbleibens der Dienstleistung erspart oder durch anderweitige Verwendung erworben oder zu erwerben absichtlich unterlassen hat.

Einen „wichtigen Grund“ zur Auflösung des Dienstverhältnisses regelt der N.E. besonders: den Konkurs des Dienstgebers. Es tritt zwar die Masse in den Vertrag als Rechtsnachfolgerin ein — das Prinzip der Unübertragbarkeit des Anspruchs auf Dienste wird also auch hier durchbrochen —, doch kann das Dienstverhältnis innerhalb eines Monats vom Dienstnehmer ohne Kündigung, vom Masseverwalter aber unter Einhaltung der gesetzlichen Kündigungsfrist gelöst werden. Im letzteren Fall, sowie auch dann, wenn vertraglich eine längere als die gesetzliche Kündigungsfrist vereinbart war, kann der Dienstnehmer Schadenersatz verlangen. Der Gedanke der Motive, dass dem Dienstnehmer jeder Schaden ersetzt werde, den er dadurch erleidet, dass seine berechnete Erwartung, noch über die gesetzliche Kündigungsfrist hinaus seiner Beschäftigung und seines Erwerbs beim Dienstgeber sicher zu sein, enttäuscht wurde, — findet im vorgeschlagenen Text keinen Ausdruck; denn diese Erwartung geht weit über jene, wie wir sahen, schon an und für sich viel zu kärglich bemessene Kündigungszeit hinaus. Ueberdies genießt der Ersatzanspruch keinen Vorrang im Konkurse, er begründet auch beileibe keine Massenschuld, begreift also zumeist nur einen verschwindend kleinen Bruchteil des wirklich verursachten Schadens.

Das erste Jugendgefängnis im Deutschen Reiche und das Jugendgruppensystem in den Gefängnissen Österreichs.

Von

Landesgerichtsrat **Franz Janisch**, Eger.

Nachdruck vorbehalten.

Im Jahre 1911 wurde von Professor Dr. Freudenthal, Frankfurt a. M., für das preussische Ministerium des Innern eine Denkschrift betreffend die Errichtung eines Jugendgefängnisses verfasst. In derselben sind die Grundsätze dargelegt, die für die Errichtung von Jugendgefängnissen von besonderer Bedeutung sind.

Die Denkschrift sagt, dass neben den bereits vorhandenen Sonderanstalten für die Fürsorgeerziehung von jugendlichen Rechtsbrechern und neben den Jugendgerichten für deren Aburteilung, die Notwendigkeit vorliegt, besondere Anstalten für den Vollzug krimi-

neller Freiheitsstrafen an Jugendlichen zu schaffen, d. i. besondere Jugendgefängnisse¹⁾.

Professor Dr. Freudenthal, über dessen Anregung nach seiner im Jahre 1905 unternommenen nordamerikanischen Studienreisen am 1. Jänner 1908 zu Frankfurt a. M. das erste Jugendgericht im Deutschen Reiche erstand, zeigt in seiner Denkschrift an den Staatsminister und Minister des Innern in Berlin, dass, wie die Errichtung von Jugendgerichten bereits unter geltendem Recht in Deutschland durch Verwaltungsmassregeln möglich war, in gleicher Weise die Schaffung von Jugendgefängnissen zu erreichen ist. Zweck der Schaffung solcher Sonderanstalten ist die folgerichtige Durchführung des Erziehungsgedankens. Dieser Strafzweck bei Jugendlichen entspricht aber durchaus den bereits im Deutschen Reiche geltenden Strafvollzugsvorschriften, da der Zweck des Strafvollzugs bei Jugendlichen hiernach die Erziehung ist, also die Entwicklung des Körpers, des Verstandes und Charakters und die Berufsbildung der jugendlichen Sträflinge.

Als notwendige Voraussetzungen für die Errichtung des Erziehungszweckes führt Freudenthal in der Denkschrift an: Eine völlige Trennung der jugendlichen von erwachsenen Sträflingen, die Überweisung von nur erziehungsfähigen Jugendlichen mit einer für die Verwirklichung des Erziehungszweckes im allgemeinen genügenden Strafdauer. Die schon jetzt erstrebte Trennung der jugendlichen von erwachsenen Sträflingen in Jugendabteilungen der gemeinsamen Gefängnisse hat den Erziehungszweck nicht immer vollkommen erreicht und auch Sträflinge, deren Strafe weniger als ein Jahr Gefängnis beträgt, haben eine für die Verwirklichung des Erziehungszweckes ungenügende Strafdauer, wie letzteres die Erfahrungen in den englischen Borstalanstalten erbrachten²⁾.

Als Mittel für die Erreichung des Erziehungszweckes bezeichnet Freudenthal die Gruppenbildung der für die Ausbildung in wesentlich gleicher Lage befindlichen Sträflinge, die Herstellung eines starken Vertrauensverhältnisses zwischen der Anstaltsleitung und den Sträflingen, Seelsorge und Gottesdienst durch einen erzieherisch veranlagten Geistlichen, die Beeinflussung der jugendlichen Sträflinge durch Erweckung eines gesunden Ehrgeizes, Ausbildung des Körpers durch Turnen, militärische Übungen, Baden usw. bei reichlicher Verpflegung und erzieherische Einwirkungen im Schulunter-

¹⁾ Denkschrift des Professors Dr. Freudenthal betr. die Errichtung eines Jugendgefängnisses an den Minister des Innern in Berlin; Sonderabdruck aus der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, herausgegeben von Prof. Dr. Gustav Aschaffenburg in Köln a. Rh., IX. Jahrgang, Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

richte, darunter die Unterweisung über die Grundlagen staatlichen Lebens.

Das preussische Ministerium des Innern ist bereitwillig auf die Anregungen der Freudenthal'schen Denkschrift eingegangen.²⁾

Es hat nicht mit den eigentlichen Jugendlichen in der Altersstufe von 12 bis 18 Jahren den ersten Versuch zu machen beschlossen, sondern aus taktischen Gründen mit den straffälligen Jugendlichen im Alter von 18 bis 21 Jahren. Im Rahmen der bestehenden Strafvollzugsbestimmungen, unter Anlehnung an bewährte ausländische Vorbilder und zugleich unter deren geeigneter Umbildung wurde zum ersten Male im Deutschen Reiche das Progressivsystem oder Stufensystem dem Strafvollzuge an jugendlichen Verbrechern zu Grunde gelegt. Auch der in der Denkschrift gegebenen weiteren Anregung, den künftigen Direktor des Jugendgefängnisses vor dessen Errichtung zur Ausbildung auf eine längere Studienreise in die berühmten amerikanischen Reformatories und in die ihnen in England nachgebildeten Borstalanstalten zu entsenden, wurde Rechnung getragen.

Am 1. August 1912 öffnete das erste deutsche Jugendgefängnis in Wittlich an der Mosel den straffälligen Jugendlichen im Alter von 18 bis 21 Jahren seine Tore. Das dort bestandene Weibergefängnis wurde nach einigen baulichen Veränderungen auf der Grundlage eines festgestellten Planes für das erste Jugendgefängnis bestimmt.

Zurzeit sind in der Anstalt 140 straffällige Jugendliche untergebracht.

Bei Strafbeginn tritt der jugendliche Sträfling in die 3. Klasse des Strafvollzuges, der in Einzelhaft erfolgt, von der Dauer von vier Monaten ein, welche Zeit er bei guter Führung auf drei Monate herabsetzen kann. Bei Bewährung rückt der jugendliche Sträfling in die 2. Klasse auf. Die Einzelhaft in der Dauer von wieder vier Monaten, welche bei richtiger Führung gekürzt werden kann, ist mit Arbeit in gemeinsamen Werkstätten und Gewährung einiger Erleichterungen verbunden. Sodann folgt bei tadellosem Verhalten die Versetzung des Sträflings in die 1. Klasse, in der er bei besserer Ausstattung der Zelle Vorrechte genießt, wie Teilnahme an einer Sonntags-Vortragsstunde, Turnstunde mit Spielen, besondere Kleidung, höheres Arbeitsgeschenk und Verpflegungszulage. Nur der jugendliche

²⁾ Vgl. neuerdings Report of the Commissioners of Prisons 1911/12, II, S. 164 u. ff.

³⁾ Das erste deutsche Jugendgefängnis, von Prof. Dr. Freudenthal, Frankfurt a. M., Deutsche Juristenzeitung No. 2, XVIII. Jahrgang, S. 134, Berlin.

Sträfling, welcher die erste Klasse erreicht, kann zum Straferlass oder zur vorläufigen Entlassung vorgeschlagen werden.

Wenn sich der Sträfling nicht gehörig führt, und Anlass zur Klage gibt, tritt späteres Aufrücken in die nächst höhere Klasse oder Versetzung in eine niedere Klasse ein.

Bisher wurde mit ruhigem, freundlichem Ernste das Auskommen gefunden und wurde seit 1. August 1912 eine einzige Disziplinar-Arreststrafe verhängt.

Bei voller Wahrung des Charakters als Strafanstalt ist der ganze Anstaltsbetrieb und der Verkehr zwischen den Beamten und den jugendlichen Sträflingen zugeschnitten auf die Hebung des Ehrgefühles und Selbstvertrauens der straffälligen Jugendlichen.

Die Ausbildung erfolgt durch sehr gründlichen Schulunterricht in 4 Stufen. Berufsausbildung erfahren die Sträflinge durch Ausbildung in verschiedenen Handwerken durch sachkundige Meister. Die Landwirtschaft und Gärtnerei wird auf dem zur Anstalt angekauften Lande ganz besonders gepflegt.

Die körperliche Ausbildung erfolgt in 3 Abteilungen und zwar täglich in einer Stunde Turn- und Exerzierunterricht.

Der Anstaltsdirektor verkehrt unmittelbar mit den Sträflingen, indem er täglich sie bei Vorbringen einer Bitte oder Beschwerde besucht. Den jederzeitigen Zutritt der Sträflinge zum Anstaltsdirektor vermittelt ein in der Anstalt angebrachter, dem Direktor allein zugänglicher Briefkasten für den Einwurf der Briefe der Sträflinge an den Direktor.

Die Schutzaufsicht vorläufig Entlassener erfolgt durch einen Anstaltsbeamten.

In Österreich wurde der Strafvollzug an Unmündigen und Jugendlichen in den Gefängnissen der Gerichtshöfe und Bezirksgerichte und in den Strafanstalten im Jahre 1905 geregelt⁴⁾.

Hiernach sind in den Gerichtsgefängnissen und in den selbständigen Gefängnissen der Bezirksgerichte die jugendlichen Sträflinge im Alter vom vollendeten 14. bis zum vollendeten 18. Lebensjahre desselben Geschlechts mit Ausnahme derjenigen, die einen verderblichen Einfluss auf ihre Altersgenossen besorgen lassen, in Jugendgruppen zu vereinigen. Bei der Auswahl der Sträflinge für die einzelnen Gruppen, ist das Alter, die Art der begangenen Straftat und die abzubüssende Strafe tunlichst zu berücksichtigen. Die Jugendgruppen sind streng gesondert zu halten. Die Bewegung der den Jugendgruppen zugewiesenen Sträflinge im Freien hat ausser Spaziergehen, im Turnen und anderen körperlichen Übungen, im

⁴⁾ Verordnung des Justizministeriums vom 30. September 1905, No. 15, J. M. V. Bl.

Laufen, Springen usw. zu bestehen und mindestens zwei Stunden täglich zu dauern. Ziel des Strafvollzuges soll es sein, aus dem jugendlichen Sträfling einen rechtschaffenen, arbeitsamen Menschen zu machen, der in einem Berufe sich ehrlich fortbringen kann, weshalb Unterricht, Erziehung und Arbeit beim Vollzuge der Strafe sich ergänzen müssen. Deshalb werden die jugendlichen Sträflinge wöchentlich wenigstens 8 Stunden im Schulunterricht, hievon ein oder zwei Stunden in Religion, unterwiesen; sie werden in den den Gewerbebetreibenden dienlichen Kenntnissen ausgebildet und auch zu Feld- und Gartenarbeiten herangezogen.

Für die Strafanstalten, in denen jugendliche Sträflinge angehalten werden, wurde angeordnet, dass die in den Dienstvorschriften, Hausordnungen, wie in besonderen Erlässen enthaltenen Anordnungen über die Absonderung und räumliche Trennung der Jugendlichen von anderen Sträflingen in Kirche, Schule, während der Bewegung im Freien, der Aussenarbeiten und der Nachtruhe mit aller Strenge zu handhaben sind, und werden ausserdem die gleichen Massnahmen durchgeführt, wie sie bezüglich der in den Gerichtsgefängnissen untergebrachten jugendlichen Sträflingen angeordnet worden sind.

Auch in den Strafanstalten wurden Jugendabteilungen geschaffen.

Diese im Jahre 1905 erlassenen Anordnungen für jugendliche Sträflinge in Österreich sollen Geltung „bis zur Errichtung der nötigen besonderen Anstalten, die ausschliesslich für die Anhaltung der Jugendlichen bestimmt sind“, haben.

So ist man auch in Österreich bestrebt, Jugendgefängnisse zu errichten.

Bis heute jedoch wird in Österreich, der Strafvollzug an Jugendlichen in denselben Anstalten, wo erwachsene Sträflinge ihre Strafe abbüssen, vorgenommen.

Ein Jugendgefängnis besteht bisher noch nicht.

Durch Schaffung von besonderen Jugendgruppen ist auch das für die Trennung der Altersstufen und von erwachsenen Sträflingen halbwegs nur Mögliche und Zulässige geschehen. Doch, wie die Wirklichkeit zeigt, und es auch von massgebenden Organen zur Durchführung des Strafvollzuges vollauf bestätigt werden muss, ist durch die Errichtung von besonderen Jugendabteilungen eine völlige Trennung von Erwachsenen nicht immer und nicht überall durchführbar und können die Erziehungsmittel für die Jugendlichen deshalb auch nicht immer so zur Anwendung gebracht werden, wie dies in Anstalten, wo jugendliche Sträflinge allein interniert sind, der Fall

ist, sodass auch die erziehliche Ausbildung der jugendlichen Sträflinge leidet.

Die Jugendgerichtsbewegung vieler Kulturstaaen, insbesondere aber im Deutschen Reiche und in Österreich, hat die Notwendigkeit der Sonderung des Strafverfahrens an Jugendlichen und ganz besonders aber die Sonderung des Strafvollzuges Jugendlicher von Erwachsenen erbracht.

Es ist die völlige Abschliessung Jugendlicher beim Vollzuge der Strafe von erwachsenen Sträflingen ein Gebot äusserster Notwendigkeit und muss Verwirklichung finden, soll nicht der Strafvollzug Jugendlicher an Stelle der Erziehung ihnen zur Schule für weitere Verbrechen werden.

Vielleicht lohnt sich auch in Österreich der Versuch, ein altes gemeinsames Gefängnis in ein erstes österreichisches Jugendgefängnis umzugestalten.

Denn wie das provisorische österreichische Jugendgericht in den alten Rahmen eingefügt werden konnte, so ist auch die Möglichkeit in Österreich gegeben, im Rahmen des geltenden Rechtes Jugendgefängnisse zu errichten.

Die geltenden Strafvollzugsbestimmungen bedürfen deshalb keiner Änderung, die österreichischen Jugendgefängnisse können ungesäumt innerhalb bestehenden Rechtes ins Leben gerufen werden.

Ueber Gesetzessprache.

Allerhand Sprachfeinheiten

von

Amtsgerichtsrat **Bodenheim** in Melle.

Das im Jahre 1910 verkündete Preisausschreiben des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins stellte die Aufgabe zur Bearbeitung „Unsere Gesetzessprache“.

Die mit dem ersten Preise gekrönte Schrift des Lehrers Max Fickel¹⁾ verdient in vollem Masse die ihr zuteil gewordene Auszeichnung. Kein Leser wird sie ohne Nutzen und Anregung aus der Hand legen.

Neben vielem Eigenen bringt die Arbeit auch manches, was seit Wustmanns „Allerhand Sprachdummheiten“ schon Gemeingut geworden ist. Gerade deshalb ist es aber vielleicht erlaubt, einige Einwendungen vorzubringen, Einwendungen allerdings nur gegen die Ausnahmslosigkeit der aufgestellten Regeln. Fickel selbst betont, dass manches von dem, was er bekämpft, nicht eigentlich falsch ist,

sondern nur nicht zum Allgemeingebrauch geeignet. Was Ausnahme hätte bleiben sollen, drohte zur Regel zu werden. Aber der — gewiss berechnete — Kampf dagegen bringt die Gefahr mit sich, dass diese Ausnahmen überhaupt ausgerottet werden. Wörter sind die Bausteine, aus denen wir unsere Gedankengebäude errichten. Manche von diesen Stücken sind etwas unhandlich. Sie sind auch nur bestimmt, dort verwendet zu werden, wo das Gefüge einmal aussergewöhnlich verwickelt werden muss. Aber da machen sie es denn auch übersichtlicher, als wenn es aus den gewöhnlichen Bausteinen zusammengesetzt werden müsste.

Ein solches Ausnahmewort ist „beziehungsweise“ (beziehe[n]tlich). Fickel behauptet²⁾, dieser Ausdruck liesse sich stets durch „und“ und „oder“ ersetzen. Die Behauptung ist, so oft sie auch aufgestellt wird, in einer solchen Allgemeinheit unrichtig. Mit Hilfe dieser Wendung lassen sich Gedankengruppen in einer Weise ordnen, wie es mit „und“ und „oder“ nicht möglich ist. „Beziehungsweise“ setzt das Begriffspaar, das es verbindet, derart in Beziehung zu einer andern Reihe von Satzgliedern, dass der eine Begriff nur auf ein Glied der andern Reihe (oder mehrere), aber nicht auf alle bezogen wird. „Und“ und „oder“ dagegen geben nichts weiter an, als dass die Glieder, die sie verbinden, nebeneinander stehen sollen beziehungsweise miteinander vertauscht werden können. Das „beziehungsweise“, das ich in diesem Satze gebrauche, stellt klar, dass das erste Prädikat nur auf das „und“, das zweite nur auf das „oder“ bezogen werden soll. Nun würde ich im Ernstfalle hier das „beziehungsweise“ vielleicht nicht gebrauchen, sondern mich wohl mit dem schlichteren und daher allerdings schöneren „oder“ begnügen. Der Gedanke ist hier so einfach, dass die besondere Beziehung auch ohne ausdrücklichen Hinweis aus dem Zusammenhang sofort entnommen werden kann. Wo es sich aber um verwickeltere Gedankengänge und um Verhältnisse handelt, die nicht ohne weiteres bekannt sind, da ist es für die Kürze und Klarheit der Darstellung von grossem Vorteil, ein Wort zur Verfügung zu haben, das auf den Zusammenhang und die Verzweigung des Gedankens ein sofort aufhellendes Licht wirft. Aus diesem Bedürfnis und für solche Fälle ist das Wort „beziehungsweise“ gebildet. In der Rechtswissenschaft werden sich nun — trotz Ernst Fuchs — Gedankenverwicklungen und -entwicklungen schwieriger Art nie ganz vermeiden lassen. Wenn

1) Berlin 1913. Verlag des Allg. Deutschen Sprachvereins. Das Heft enthält auch die mit dem zweiten Preise ausgezeichnete, ebenfalls lesenswerte Arbeit des Oberamtsrichters Renner.

2) In „Recht und Wirtschaft“, Jahrg. II, S. 7, wo er den Inhalt der Preisschrift in gedrängter Kürze wiedergibt.

wir uns auch davor hüten wollen, Haare zu spalten und Begriffe zu spinnen, wir bedürfen doch stets der Kunst, in kurzen Worten Begriffe scharf zu scheiden und Gedanken zweckentsprechend zu ordnen. Der Jurist ist oft genötigt, seine Gedanken in kurzen Formeln auszudrücken. Zugleich aber muss er mehr als ein anderer darauf bedacht sein, Missverständnisse auszuschliessen. Denn auf seinem Arbeitsgebiet können sie ein Vermögen kosten. Wörter, die dazu geeignet sind, sie auszuschliessen, sind daher wertvoll — fast im wirtschaftlichen Sinne. Freilich dürfen sie nur in den Sonderfällen verwendet werden, wo sie wirklich am Platze sind. Wer „beziehungsweise“ sagt, wo „und“ oder „oder“ angebracht ist, der tut so, als wenn er im Hintergrunde noch etwas anderes verborgen hätte als das, wovon er spricht; und dann gefährdet er nicht nur die Verständlichkeit, sondern er spricht auch unwahr und das ist gleichbedeutend mit hässlich.

Ein oft gerügter Fehler der Juristen- und Gesetzessprache — echtes Papierdeutsch — ist es, die einfachen Verhältniswörter durch umständliche Wendungen zu ersetzen, wie „in Gemässheit“, „nach Massgabe“, „auf Grund“, „im Wege“ u. dergl. Aber, wie auch Fickel selbst anerkennt, auch hier sind Ausnahmen zu machen. Die Wendung „auf Grund“ ist zur Kennzeichnung gewisser Abhängigkeitsverhältnisse gerade im juristischen Sprachgebrauch schwer zu entbehren. Auf Grund reichsgesetzlicher Vorbehalte ergehen landesgesetzliche Ausführungsbestimmungen, auf Grund der Vollmacht schliesst der Vertreter einen Vertrag. „Nach“ und auch „gemäss“ geben dieses Verhältnis nicht genau wieder. Sie deuten auf mehr als eine blosser Ermächtigung, nämlich auf eine engere inhaltliche Beziehung, eine Anweisung. Es spiegelt sich hier in den Worten die juristische Unterscheidung zwischen Vollmacht und Auftrag. Der sprachliche Unterschied ist allerdings fein, aber es liegt kein Grund vor, ihn zu verwischen.

Die alten guten Wörter „behufs“ und „laut“, die Fickel im Zusammenhang mit diesen etwas umständlichen und künstlichen Bildungen nennt, gehören aber überhaupt nicht in deren Gesellschaft. Mag ihnen auch ein Anflug von Puder und Perücke anhaften, sie sollten doch nicht zum alten Plunder geworfen werden. Aus dem weiten Begriffsgebiet, das die Wörter „zu“ und „nach“ umfassen, ergreifen sie einen bestimmt abgegrenzten Bezirk, und das kann wieder für die Kürze und Klarheit einer Darstellung von grossem Vorteil sein.

Dass in den Gesetzen die *P a s s i v f o r m* so häufig verwendet wird, beruht nicht nur auf einer Mode, sondern hat auch sachliche Gründe. Wenn § 37 P. O. sagt: „Der Wert des Streitgegenstandes wird von dem Gerichte nach freiem Ermessen festgesetzt“, so hat

diese Form ihren guten Grund darin, dass d e r Begriff zum herrschenden Satzteil — zum Subjekt — gemacht werden sollte, über den etwas zu bestimmen war. Deshalb kann ich Fickel nicht zustimmen, wenn er der aktiven Wendung des Gedankens: „Das Gericht setzt . . .“ den Vorzug geben will. Man halte dagegen die §§ 141 ff. Z. P. O. Dort folgen ein Dutzend und mehr mal wiederholt Sätze aufeinander, die mit Worten beginnen wie: „das Gericht kann anordnen“. Diese aktive, das G e r i c h t in den Vordergrund stellende Fassung ist hier gewählt, weil das Gericht hier der Gegenstand der gesetzlichen Regelung ist, indem seine Amtsgewalt umgrenzt wird.

Ein weiterer Grund für die Wahl der Passivform ist in dem obigen wie in vielen andern Fällen, dass sie es am zwanglosesten ermöglicht, den herrschenden Begriff an die augenfälligste Stelle, den Anfang, zu stellen. Das wirkt dann fast wie eine Überschrift und erhöht die gerade für ein Gesetz sehr wichtige Übersichtlichkeit.

Und endlich: in den Gesetzen handelt es sich oft um Vorschriften darüber, wann, wo und wie, oder überhaupt dass etwas geschehen soll, ohne dass der Person dessen, der es vollbringt, dabei gedacht zu werden brauchte. Um solches auszudrücken, ist die unpersönliche, das Geschehen selbst mehr in den Vordergrund stellende und dann meistens auch kürzere Passivform am besten geeignet. „Eine Schuld ist zu verzinsen“ — dass der Schuldner es tun muss, ist selbstverständlich. „Der Beschluss ist zuzustellen“ — wer es zu tun hat, ist anderswo gesagt. „Der Kläger ist abzuweisen“, „Einwendungen des Beklagten sind zurückzuweisen“ — bei diesen und unzähligen ähnlichen Sätzen der Z. P. O. ist es ohne weiteres klar, dass das Gericht als handelnd gemeint ist; auch hier ist eine Vergleichung lehrreich mit den oben angeführten Aktivsätzen, die das Gericht in der Ausübung seiner Amtsgewalt zeigen sollen.

Ein ähnlicher Grund wie dieser letzte für die Wahl des Passivs, ist auch massgebend bei der seit Wustmann immer wieder bekämpften Ausdrucksform, an Stelle des Zeitworts ein daraus gebildetes Hauptwort zu setzen, dem dann ein „erfolgen“, „geschehen“ oder „stattfinden“ als Prädikat hinzugefügt wird: „Die Zurücknahme der Klage erfolgt durch Zustellung eines Schriftsatzes“ statt: „Die Klage wird . . . zurückgenommen“.

Es handelt sich hier um einen der Vorgänge, die Wundt als kategoriale Verschiebung der Begriffe bezeichnet. Es wird ein Zustands- (Tätigkeits-) begriff umgebildet in einen Gegenstandsbegriff. Eine solche Umformung des Gedankens, ist ein Zeichen abstrakten Denkens³⁾, und diese Ausdrucksform hat deshalb etwas von des Gedankens Blässe an sich. Mit Recht wird sie darum in der Regel verworfen, besonders da, wo es auf Farbe und Kraft der

³⁾ Wundt: Logik, 3. Aufl. Bd. 1, S. 118.

Darstellung ankommt. Aber in Ausnahmefällen hat auch sie ihre volle Berechtigung und es dürfte einmal nützlich sein, darauf hinzuweisen, wo und warum das der Fall ist. Die Umschreibung des Zeitworts durch eine solche zusammengesetzte Bildung ist überall da am Platze, wo ein Vorgang nicht seinem — durch den Stamm des Wortes ausgedrückten — Inhalte nach mitgeteilt werden soll, sondern eine Nebenbestimmung des Geschehens, namentlich seine zeitliche oder örtliche Beziehung hervorgehoben werden soll. Es wird dazu aus dem Zeitwort der abstrakte Begriff des Geschehens — gewissermaßen die Flexionsendung — verselbstständigt und dem zurückbleibenden Inhalt des Wortes als Prädikat gegenübergestellt. Die zeitliche Beziehung kommt in dem Wort „erfolgen“, die örtliche in „stattfinden“ deutlich zum Ausdruck. Es hat deshalb seinen guten Grund, wenn das Gesetz sagt: „Die Beeidigung erfolgt nach der Vernehmung“ (§ 392 Z.P.O.) „die Bestimmung des Termins erfolgt binnen 24 Stunden“ (§ 216 das.), oder wenn ein Gericht anordnet: „Die Beweisaufnahme soll am Tatort stattfinden“. In diesen Fällen soll nicht gesagt werden, was zu geschehen hat, — das war schon gesagt —, sondern bestimmt werden, wann und wo es geschehen soll. Dasselbe gilt da, wo nicht eine zeitliche oder örtliche, sondern irgend eine sonstige Beziehung von dem gegenständlich gedachten Begriff des Zeitworts ausgesagt werden soll, z. B. — was in Verfahrensgesetzen besonders häufig vorkommt — die Form eines Vorgangs bestimmt werden soll. Deshalb ist es auch berechtigt zu sagen: „Die Erhebung der Klage erfolgt durch Zustellung eines Schriftsatzes“. Ebenso wenig lässt sich einwenden gegen einen Satz wie: „Die Annahme an Kindesstatt kann nicht unter einer Bedingung erfolgen“. Ja, auch das Subjekt des Vorgangs kann diesem so als Teil (Bestimmung) des Prädikats gegenübergestellt werden: „Die Beglaubigung geschieht durch den Gerichtsschreiber“.

Auch hier mag noch einmal betont werden, dass wir von Ausnahmen sprechen. Zuzugeben ist, dass diese Redeform gerade in der Gesetzes- und Gerichtssprache eine Ausbreitung gefunden hat, die ihr nicht zukommt. Die Juristen mögen sie sich angewöhnt haben, weil sie sich so oft mit der äusseren Form der Vorgänge befassen. Die moderne Rechtswissenschaft will ihr Augenmerk mehr auf den Inhalt der Lebensvorgänge lenken. Wenn, wie wir hoffen, diese Bestrebungen Erfolg haben, so werden sie vielleicht auch dahin wirken, dass die Juristen künftig jene abstrakte und etwas blutleere Ausdrucksform sparsamer verwenden. Wie der Mensch, so sein Stil. Aber in den Fällen, wo sie berechtigt ist, soll sie erhalten werden. Sonst verliert unsere Sprache an Feinheit das, was sie vielleicht an Kraft gewinnt.

V. Literatur.

Rezensionsabhandlungen.

Staatslexikon der Görres-Gesellschaft.

Staatslexikon der Görres-Gesellschaft. Staatslexikon. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrag der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem, Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br., 1911.

Die vierte Auflage (gleich der 3.) dieses Staatslexikons ist auch für uns, die wir der Anschauungsweise der Görresgesellschaft nicht huldigen, von wesentlicher Bedeutung; nicht nur wegen des objektiv hervorragenden Gehaltes sehr vieler Artikel, sondern auch schon aus dem Grunde, weil es uns von höchstem Werte ist, zu wissen, wie man Erscheinungen des Staats- und Rechtslebens von jener Seite auffasst, und wie sie jener Denksphäre erscheinen, in welcher das katholische Dogma noch in unveränderter Macht steht. Und wer wie ich von der hervorragenden Kulturbedeutung des Katholizismus erfasst ist, der muss auch schon aus diesem Grunde die Aeusserungen jener Seite als die Aeusserungen einer bedeutsamen Kulturströmung schätzen und würdigen. Dabei ist anzuerkennen, dass die Artikel mit Ruhe und möglichster Unbefangenheit geschrieben sind und das offenbare Bestreben zeigen, den entgegengesetzten Grundsätzen ihr Recht widerfahren zu lassen. Natürlich sind die Aufsätze über kirchlich bedeutungsvolle Männer mit besonderer Liebe und Sorgfalt geschrieben, und so habe ich mit grösstem Vergnügen die Lebensschilderung von Bischof Ketteler gelesen, dessen Firmling ich einst gewesen bin und dessen geradezu ergreifende Rednergabe mir von meiner Knabenzeit her unvergesslich geblieben ist.

Sehr anerkennenswert ist es ferner, dass in dem Artikel Kirchenstaat im Anschluss an Cameronis bekannte Rede die Möglichkeit einer Aussöhnung mit Italien, unter Aufrechterhaltung Roms als italienischer Hauptstadt, nicht ausgeschlossen wird.

Dass der Kulturkampf mit lebendigen Farben geschildert wurde, ist begreiflich; denn er war eine Verirrung, die auf einer vollständigen Verkennung der religiösen Bedürfnisse des Volkes beruhte. Nur wer erfahren hat, wie wenig Verständnis für den Katholizismus und seine Bestrebungen in den Kreisen herrschte, welche Bismarck umgaben, nur der kann diesen Irrweg verstehen, und hierbei waren es dann Männer wie Falk, die mit mehr Eifer als Verständnis die Sache auf die Spitze trieben. Schon der Ausdruck Kulturkampf, welcher ganzkennt, welches bedeutende Gut der Kultur in der katholischen Kirche liegt, zeugt von den vollständigen Irrtümern der damals leitenden Staatsmänner.

Von der Unbefangenheit der Darstellung zeugt es auch, dass bei der Schilderung von Thomas von Aquin anerkannt wird, dass er wenigstens in relativer Weise die Sklaverei als Rechtsinstitut anerkannt hat. Für uns ist dies ein Beweis mehr für den historischen Blick des grossen Forschers, denn keiner, der die Geschichte der Menschheit kennt, wird leugnen, dass die Sklaverei ehemals eine Kulturnotwendigkeit war; sie brauchte deswegen nicht in der barbarischen Weise entwickelt zu sein, wie es bei den Römern der Fall war.

Auch der Artikel Hegel sucht die Bedeutung des grossen Denkers zu erfassen, hebt aber auch mit Recht die Willkürlichkeiten und die sprunghafte Natur vieler seiner Ausführungen hervor. In einem Punkte möchte ich Hegel jedoch in Schutz nehmen, nämlich was die §§ 531 und 544 der späteren Auflage der Enzyklopädie betrifft. Man muss hierbei zunächst berücksichtigen, dass die Anmerkungen Sentiments darstellen, die Hegel auf dem Katheder zu entwickeln pflegte und die, wie es der freie Kathedervortrag öfters tut, dann und wann die richtige Mitte überschreiten; wenn er aber in § 531 bei dem Schwurgericht die grossen Bedenken hervorhebt, die es hat, dass man hier die Leute grossenteils auf Grund von Vermutungen verurteilt, so ist dies eine ganz verdienstliche Bemerkung, und ebenso wenn er zu § 544 darlegt, dass das Budget nicht zu den Gesetzen zu rechnen ist: er hat damit bereits den Anlass gegeben zur Unterscheidung von formellen und materiellen Gesetzen.

Natürlich muss ich in vielen Beziehungen starke Vorbehalte machen. Bei der Darstellung von Rousseau wurde sein unvergleichlicher Einfluss genügend betont; Rousseau hätte aber vor allem auch in seiner Eigenschaft als Völkerrechtler gewürdigt werden sollen, denn darin erblicke ich die Hauptbedeutung dieses Heroen.¹⁾

Im Artikel Patentrecht ist in der Literatur das ganz verkehrte Werk von Pilenko erwähnt, dagegen von meinen Schriften bloss das Lehrbuch des Patentrechtes, nicht das Handbuch, welches doch die eingehendste Darstellung ist, welche die deutsche Literatur besitzt.

Ganz verfehlt ist es, was in dem Artikel über Mutterrecht gesagt wird. Wer auch nur einigermaßen die Naturvölker kennt, der weiss, dass nicht bei einigen wenigen, sondern bei den meisten Naturvölkern Mutterrecht gilt, und die Einwände, welche namentlich von Westermarck, Grosse und Hildebrand gemacht wurden, sind vollständig bedeutungslos; es ist gegen alle Kritik, auf derartige längst überwundene Angriffe Wert zu legen. Mutterrecht und Weiberherrschaft aber verwechselt heutzutage niemand mehr, der um diese Dinge weiss; derartige Missverständnisse bedürfen überhaupt keiner Erwähnung.

In der Lehre von der Begnadigung hat es mich gewundert, dass die Verdienste der Scholastiker, namentlich Thomas von Aquins, so wenig berücksichtigt worden sind, die doch gerade in der Entwicklung des Begnadigungsrechtes hervorragendes geschaffen haben.

Im Ganzen aber kann die katholische Wissenschaft das Werk mit grosser Befriedigung betrachten, und in künftigen Auflagen kann es durch einzelne Verbesserungen noch auf eine höhere Stufe der Vollendung gebracht werden.

Berlin.

Josef Kohler.

¹⁾ Vgl. dieses Archiv VI S. 41 f.

Das rheinische Landgemeinderecht.

Von

Hochschulprofessor Dr. **Fritz Stier-Somlo**, Cöln a. Rh.

Rolf Georg Dr. jur., Die rheinische Landgemeindeverfassung seit der französischen Zeit. 187 S. Preis brosch. M 5,—; Berlin 1912/13. Dr. Walther Rothschild.

Das rheinische Landgemeinderecht ist bis in die jüngste Zeit hinein in der Literatur äusserst stiefmütterlich behandelt worden. Während in Fachzeitschriften nur selten einzelne Streitfragen einer näheren Erörterung unterzogen wurden, begnügte sich die Praxis mit nur wenigen Kommentaren, von denen der des Verwaltungsgerichtsdirektors Dr. Richard Schmidt der am meisten benutzte ist. Das Fehlen jeglicher Literatur machte sich namentlich bemerkbar, als vor wenigen Jahren das zuständige Ministerium, dem steten Drängen von Gemeinde-Vereinigen und auch von Abgeordneten folgend, die Abänderung des bereits 60 Jahre alten rheinischen Gemeinderechts in Aussicht stellte und dadurch das Interesse für das rheinische Landgemeinderecht lebhafter wurde.

Die vorliegende Arbeit ist als eine wissenschaftliche auf jeden Fall sehr verdienstvoll. Sie sucht zunächst einem zutage getretenen Bedürfnisse Rechnung zu tragen, sodann das Interesse an dem rheinischen Gemeindeverfassungsrecht und seinen Quellen zu wecken.

Historisch etwas weit ausholend, wird ein Ueberblick über die Verfassung in den rheinischen Ortsgemeinden gegeben. Die auf genossenschaftlicher Grundlage beruhende Realgemeinde und ihre Verwaltung werden gebührend berücksichtigt, wobei ein Hinweis auf Anklänge an unsere gegenwärtige Organisation nicht fehlt. Die Ursachen, die auf allmähliche Umwandlung der wirtschaftlichen Gemeinde in die heutige Bürgergemeinde abzielten, werden sorgfältig beleuchtet. Die französische Verwaltungsgesetzgebung erfährt eine systematische Darstellung. Bei Behandlung der zweiten französischen Gemeindeverfassung wird als Hauptnachteil auf die zu starke Vermischung von Staats- und Gemeindeangelegenheiten und die ungesetzliche Handhabung in der Praxis hingewiesen. Die dritte französische Gemeindeverfassung, die die rheinischen Gemeinden mit dem Präfektursystem beglückte, wird in der ihr zukommenden Bedeutung gekennzeichnet. Ein kurzer Ueberblick über das franz. Verwaltungssystem zeigt die Folgen, die es für die Gemeinden notgedrungen hätte haben müssen. Hierbei wird die Tatsache hervorgehoben, dass die Gemeinden nur durch die schnelle Beseitigung der französischen Herrschaft vor Unheil bewahrt blieben. Ein Vergleich mit dem preussischen Allgemeinen Landrecht ergibt, dass dieses weit eher in der Lage war, den Interessen der Gemeinden gerecht zu werden. Vorbildlich war es dabei gewiss nicht! Das revolutionäre Prinzip, „dass alle Staatsbürger unter gänzlicher Beseitigung der örtlichen Verschiedenheiten und persönlicher Bevorzugungen eine gleichartige Masse bilden sollten,“ bedeutete eine grosse Selbsttäuschung.

Eine eingehende Erörterung wird den nach Einrichtung der preussischen Behörden beginnenden Vorarbeiten zur Umgestaltung des rheinischen Ge-

meinderechts zuteil. Hier ist hervorgehoben, wie der 1. Provinziallandtag vom Jahre 1826 bereits einen Entwurf einer Gemeindeordnung billigte, späterhin nach genauer Aufklärung einen ganz gegenteiligen Standpunkt vertrat und durch sein starres Festhalten an seinen Forderungen das Inkrafttreten einer neuen Gemeindeordnung volle zwei Jahrzehnte hinhielt.

Der wesentliche Inhalt der rheinischen LGO. wird in gedrängter Form vermittelt, sodann das Gesetz einer gebührenden Kritik unterzogen. Seine Vorzüge werden gut gewürdigt, die Bedeutung der Tatsache ins rechte Licht gestellt, dass mit der Beseitigung der französischen Verwaltungsgesetze eine weitere Tatsache, die die Rheinländer an die Fremdherrschaft erinnern musste, beseitigt war. Auf der anderen Seite wird nicht verschwiegen, dass man mehr von dem Gesetze erwartet hatte. Die Funktionen der Gemeindevertretungen waren sehr beschränkte; es war ihnen kein nennenswerter Einfluss auf die Bestellung der Gemeindeorgane, namentlich des Gemeindevorstehers und Bürgermeisters eingeräumt. Ferner wird gezeigt, wie diese eingeeengte Selbstverwaltung noch durch ein tiefeingreifendes staatliches Aufsichtsrecht weiter beschränkt war. Die vielfach als engherzig gescholtene Haltung der Regierung wird wohl darauf zurückzuführen sein, dass man aus den Erfahrungen, die die Städteordnung von 1808 bot, lernte. Ungeachtet ihres Ruhms, die Selbstverwaltung der Städte auf unerschütterliche Rechtsgrundlagen gestellt zu haben, zeigte sie doch, indem sie die Zügel der Staatsaufsicht auf dem Boden schleifen liess, manche Schäden für die Stadtverwaltung, die zunächst die revidierte Städteordnung von 1831 auszumerzen berufen war.

In dem von der preussischen Gemeindeordnung von 1850 handelnden Abschnitt macht uns Verf. mit der Entstehung und dem Inhalte bekannt; er legt in einer kurzen Uebersicht dar, weshalb sie trotz ihrer für die Gemeinden äusserst günstigen Bestimmungen sich nicht einbürgern konnte und nach mehrjähriger Geltung ausser kraft gesetzt wurde.

Bei Besprechung des Gemeindeverfassungsgesetzes von 1856 werden die bei seiner Beratung im Landtage hervorgetretenen Meinungsverschiedenheiten klargestellt. Sein Inhalt wird gut wiedergegeben, seine Bedeutung gewertet und geprüft, wie weit es sich lediglich um eine redaktionelle Aenderung der Gemeindeordnung von 1845 handelt. Mit Recht wird auch auf die Tatsache hingewiesen, dass dieses Gesetz in dem sogen. kleinen Bürgermeistereiverband bereits einen Vorläufer des Zweckverbandes geschaffen hat, eine Einrichtung, die durch die beiden Zweckverbandsgesetze vom 19. 7. 1911 nunmehr auf eine weitere Grundlage gestellt wurde. Gedanklich gehört in diesen Zusammenhang die vom Verf. an den Schluss seiner Abhandlung gestellte Untersuchung, welche Bedeutung das allgemeine preussische Zweckverbandsgesetz für die Landgemeinden besitzt. Er sieht die Bestimmung dieses Gesetzes u. a. darin, schwachen Gemeinden, die vor grossen kommunalen Aufgaben stehen, zu Hilfe zu kommen und so deren Stellung gegenüber grossen Städten und namentlich gegenüber eingemeindungsfreudigen Gemeinwesen gebührend zu wahren.

Die Verhältnisse, die zu den Reformen der achtziger Jahre geführt haben, erfahren eine gute Darstellung. Knapp wird der Inhalt der Reformen unter Einbeziehung der späteren Steuergesetze wiedergegeben. Die erreichten Fortschritte werden treffend gewürdigt, aber auch nicht verkannt, dass die

Gelegenheit zur Schaffung weiterer Verbesserungen verabsäumt wurde. Hinlänglich beachtet sind auch die durch Umwandlung des Steuerwesens zum Vorteil der Gemeinden vorgenommenen Veränderungen. Sie sind bekanntlich im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts besonders klar hervorgetreten.

Die Reformbedürftigkeit der rheinischen Landgemeindeordnung von 1845 mit dem Gemeindeverfassungsgesetze von 1856 wird seit Jahrzehnten anerkannt. Auch Verf. legt dar, wie unter dem gewaltigen wirtschaftlichen Umschwung des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts die Gemeindeordnung nicht mehr den Verhältnissen der Gegenwart entsprechen konnte. Missstände zeigten sich insbesondere bei dem Privileg der Meistbegüterten, bei der Führung der Gemeinderolle, Vornahme der Gemeindewahlen, Amtsdauer der Gemeindevertreter, Beschlussfähigkeit der Vertretungen usw. Verf. nimmt auch Stellung zu den aus interessierten Kreisen gestellten Forderungen, die sich auf die Gewährung des Gemeinderechts an industrielle Gesellschaften, Erleichterung bei der Annahme des Städterechts u. a. beziehen. Besonders interessant sind die kritischen Bemerkungen zu den Beratungen des Provinziallandtags über den ihm von der Staatsregierung vorgelegten Abänderungsentwurf, der an der Frage, ob die lebenslängliche Ernennung der Bürgermeister beibehalten oder ihre Wahl durch die Gemeindevertretungen erfolgen sollte, schliesslich gescheitert ist.

Dies ist in knapper Zusammenfassung der Inhalt des Werks, dessen Verdienst schon dadurch einleuchtet, dass es eines der wenigen wissenschaftlichen Werke seit Jahrzehnten ist, das sich mit dem so sehr vernachlässigten Landgemeinderechte beschäftigt. Dabei ist gewiss nicht zu verkennen, dass gerade in dem rheinisch-westfälischen Teile des preussischen Staatsgebiets die Linien zwischen Stadt und Land, schon infolge der vielfach grossen Bevölkerungszahl in den Landgemeinden, aber auch wegen der Gleichmässigkeit der wirtschaftlichen, insbesondere industriellen Verhältnisse sich immer mehr verschieben. Es gibt grosse Landgemeinden von unverkennbarer Bedeutung in der Nähe der Grossstädte, denen manche mit dem Städterecht versehenen Gemeinden nicht gleichgestellt werden können. Nicht minder ist ohne weiteres klar, dass ein vor 60 Jahren geschaffenes, auf ganz anders geartete Lebens- und Verkehrsverhältnisse zugeschnittenes Gemeinderecht unseren heutigen Bedürfnissen nicht zu entsprechen vermag. Schon die Reformbedürftigkeit der rheinischen Landgemeindeordnung und die zahlreichen Erneuerungsfragen geben der Untersuchung über das geschichtliche Werden dieser Verhältnisse eine besondere Note. Ich bin mit dem Verf. keineswegs in allen Punkten einer Meinung, glaube auch, dass er die sogen. Selbstverwaltungsbestrebungen der Gemeinderatsmitglieder zu Ungunsten der Landbürgermeister in ihren Motiven und in ihrer Wirkung überschätzt; kann auch nicht ohne weiteres in der Ernennung der Landbürgermeister durch den Oberpräsidenten einen Verstoss gegen die Selbstverwaltung sehen. Tatsache ist vielmehr, dass die Verhältnisse sehr verschieden liegen und es wohl erwogen werden könnte, ob nicht für grössere Gemeinden, etwa über 30 000 Einwohner, eine Wahl statt einer Ernennung stattfinde. Ebenso beachtenswert sind die Wünsche von solchen in der Entwicklung weit vorangeschrittenen Landgemeinden, dass ihnen die Annahme des Städterechts nicht so sehr erschwert werde. Selbstverständlich können aber diese und andere Meinungsverschiedenheiten an dem Urteil nichts

ändern, dass das Buch des Verf. ein ebenso selten behandeltes wie bedeutsames Gebiet mit Geschick und Verständnis den literarisch interessierten und auch den von praktischer Erfahrung ausgehenden Kreisen nahe gebracht hat. Seine Schrift wird bei der über kurz oder lang doch unausbleiblichen Reform in erster Reihe zu berücksichtigen sein.

Soziale Frage und Sozialismus.

Die soziale Frage und der Sozialismus. Jena, 1912. Gustav Fischer, VII u. 188 S. — Preis 1,20 M. Von Franz Oppenheimer.

Obwohl der Name Oppenheimers in der Sozialwissenschaft längst einen guten Klang hat und obgleich gerade in letzter Zeit sich Anzeichen bemerkbar machen, welche darauf hindeuten, dass seine Gedanken auch breitere Massen zu ergreifen beginnen, stösst er doch gerade in dem Lager, dem er sich selbst am nächsten glaubt, bei den Sozialisten und zwar speziell bei denen marxistischer Färbung auf ein sehr geringes Verständnis. Speziell in der Absicht, die Marxisten zu einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung herauszufordern, hat er das vorliegende kleine Buch herausgegeben. Es dient aber gleichzeitig dazu, in knapper Formulierung das Wesentliche seiner Gedanken einem Publikum zugänglich zu machen, das gelehrte Werke nicht liest.

Dem ersten Zweck entsprechend, vertritt die Stelle des Vorwortes ein offener Brief an Karl Kautsky. Kautsky wird darin in ritterlichster Weise zu einem persönlichen Waffengang herausgefordert, nachdem bisher die „Neue Zeit“ Oppenheimers Schriften „der richterlich-kritischen Bemühung von jüngeren Herren anvertraut hat, die ausserhalb des Kautskyschen Kreises unbekannt sind und jedenfalls keinen wissenschaftlichen Namen einzusetzen haben, wie Kautsky und der Verfasser.“

Zur Erleichterung der Diskussion stellt Oppenheimer 16 Thesen auf, von denen 7 die Kritik des Marxismus enthalten, während die 9 übrigen des Verfassers eigene Lehre zusammenfassen. Das entspricht der Einteilung des Buches, dessen erster Teil der Darstellung dieser Lehre, dessen zweiter der Auseinandersetzung mit Marx und seinen Schülern gewidmet ist. Wir wollen hier auf den Inhalt dieses zweiten Teiles, der hauptsächlich polemisch-historische Bedeutung hat, nur gelegentlich eingehen, indem wir es den durch diese Kritik getroffenen Kreisen überlassen, sich zu verteidigen¹⁾. Demgemäss wollen wir im folgenden nur die auf die eigene Lehre Oppenheimers bezüglichen Thesen zitieren:

„These 8. Der absolute immanente Wert der Produkte beruht nicht auf der in ihnen verkörperten Arbeitszeit, sondern auf dem in ihnen verkörperten Arbeitswert.“

„These 9. Wo kein Monopol besteht, d. h. unter völlig freier Konkurrenz, kann kein Mehrwert entstehen.“

¹⁾ Allerdings huldigt die einzige Besprechung des Oppenheimerschen Buches, aus diesem Lager, die mir bisher zu Gesicht gekommen ist (Conrad Schmidt in den Sozialistischen Monatsheften 1912, Bd. 3, S. 1321 ff.) dem Grundsatz, dass der Hieb die beste Deckung ist.

„These 10. Mehrwert entsteht immer dort und nur dort, wo ein Monopol, d. h. wo zwischen Kontrahenten ein „Monopolverhältnis“ besteht.“

„These 11. Der gesellschaftliche Mehrwert (Grundrente und Kapitalprofit) ist Folge eines gesellschaftlichen Klassenmonopolverhältnisses zwischen Kapitalistenklasse und Proletariat.

„These 12. Dieses Klassen-Monopol ist konstituiert durch die Monopolisierung des Grund und Bodens, deren Rechtsform das grosse Grundeigentum ist.“

„These 13. Dieses Klassen-Monopol ist entstanden durch ausserökonomische Potenzen, nämlich durch kriegerische und geistliche Gewalt.“

„These 14. Wo es besteht, besteht eine freie Verkehrswirtschaft mit einseitig sinkendem Druck, daher massenhafter Abwanderung von Landproletariern, daher Kapitalismus.“

„These 15. Der Kapitalismus ist mithin nicht eine normale Phase der gesellschaftlichen Entwicklung, sondern Folge einer ausserökonomischen Störung.“

„These 16. Durch ausreichende innere Kolonisation ist die Bodenmonopolisierung zu zerbrechen und der Kapitalismus zu entwurzeln.“

These 8 scheint auf den ersten Blick einer heute in der Wirtschaftslehre ziemlich allgemein herrschenden Meinung zu widersprechen, nämlich, dass es einen absoluten immanenten Wert der Produkte nicht gibt. Sehen wir aber näher zu, welche Frage diese These beantworten soll, so verschwindet dieser Widerspruch: „es ist die Frage, warum sich auf dem Markte eine bestimmte Menge der Ware A auf die Dauer und im Durchschnitt gegen eine andere bestimmte Menge einer anderen Ware B tauscht.“ Es ist also hier die Frage nach dem Gesetz, das den idealen Preis einer Ware bestimmt, um den die realen Preise oszillieren. Marx hatte behauptet, dass dieser Preis einfach der in der Ware steckenden gesellschaftlich-durchschnittlichen notwendigen Arbeitszeit entspricht. Durch den Zusatz „gesellschaftlich durchschnittlich“ hat er dabei bereits die Unterschiede der Qualifikation berücksichtigt. Oppenheimer will nun in seiner Formulierung auch die durch Monopole hervorgerufenen Unterschiede in den Warenpreisen berücksichtigen. Allerdings scheint er sich dabei in einem Zirkel zu bewegen: zur Erläuterung seiner These führt er nämlich aus, dass sich der Wert der Arbeit einer Person in der Zeiteinheit bemisst, nach dem Einkommen dieser Person in einem gewissen Zeitabschnitt dividiert durch die Anzahl der Zeiteinheiten, während welcher die Person in dem betreffenden Zeitabschnitt gearbeitet hat. M. a. W. die Arbeit einer Person ist soviel wert, als sie ihr einbringt, wobei es nicht darauf ankommt, ob das Einkommen die Form eines Arbeitslohnes hat. Demnach repräsentiert eine bestimmte Summe, sagen wir 5 M., immer den gleichen Arbeitswert, gleichgültig auf welche Person dieser Arbeitswert bezogen ist. Da andererseits der Tausch das Kriterium der Äquivalenz der getauschten Objekte ist, so folgt ohne weiteres, dass bei keinem Tausch etwas anderes als gleiche Arbeitswerte getauscht werden können. So betrachtet enthält die angeführte These also nichts weiter als eine Auseinanderlegung der Definition des Wertes; sie ist ein analytisches Urteil. Offenbar hat aber Oppenheimer mehr damit sagen wollen. Er würde sich sonst nicht rühmen, das in dieser These ausgesprochene Gesetz als Erster im Jahre 1910 entdeckt zu haben (S. 107 Anm.). Wenn wir zunächst von dem Einfluss der Monopole

absehen, so ist das Gesetz eine Folgerung des anderen, dass bei freier Konkurrenz in der stationären Wirtschaft gleichqualifizierte Arbeit gleich bezahlt wird. Dies ist das bekannte Gesetz des ökonomischen Gleichgewichts, das mindestens schon Adam Smith bekannt war. Die Schwierigkeiten, die bei genauerem Zusehen die Begriffe freie Konkurrenz und gleiche Qualifikation machen, können wir vorläufig unberücksichtigt lassen. Wir sehen nun schon, dass für den Grenzfall der freien Konkurrenz das Oppenheimersche Gesetz mit dem Marxschen übereinstimmt, und in der Tat ist auch das Marxsche Gesetz nichts anderes als eine einfache Folgerung aus dem Gesetz des Gleichgewichts. Nur hat Marx es auf eine andere falsche Weise abzuleiten gesucht, so dass er es von der Bedingung der freien Konkurrenz befreit zu haben schien. Aber schon Smith wusste, dass die freie Konkurrenz nur ein Grenzfall ist, und lehrte deshalb, dass beim Vorhandensein eines Monopoles der eine Kontrahent einen Zuschlag auf die Produktionskosten des anderen, des Monopolisten, zu zahlen hat. Auf diese Lehre von Smith greift Oppenheimer eigentlich zurück; er will aber in seiner Formel die beiden Fälle: freie Konkurrenz und Monopol zugleich umfassen. Deshalb ersetzt er in der Formel für den ersten Fall das Arbeitsquantum durch den Wert dieses Arbeitsquantums, der ihm im allgemeinen Falle nicht proportional ist. Eben deshalb aber musste die Formel leer werden, denn um diesen Wert zu bestimmen, gab es kein anderes Kriterium als den Preis, den er erzielt; dieser aber sollte gerade erst durch das Gesetz bestimmt werden.

Den Einwand der Leerheit müssen wir auch der These 9 machen. Oppenheimer definiert nämlich den Mehrwert als die Differenz zwischen dem wirklichen und dem natürlichen Wert, wobei der letztere derjenige ist, der sich bei freier Konkurrenz einstellt. Aus diesen Definitionen folgt ohne weiteres, dass bei freier Konkurrenz kein Mehrwert entstehen kann. These 10 ist nur ein anderer Ausdruck desselben Tatbestandes.

Anders These 11. In ihr wird gesagt, dass Grundrente und Kapitalprofit Mehrwert und zwar gesellschaftlicher sind und dass sie daher Folgen eines gesellschaftlichen oder Klassenmonopolverhältnisses sind. Da der Kapitalist und der Grundbesitzer im allgemeinen bei gleicher Qualifikation ein höheres Einkommen beziehen als andere Personen, so gilt hier nicht das Gesetz des Gleichgewichts, derjenige der kein Kapital und keinen Boden besitzt, kann dem, der eines von beiden besitzt, sein höheres Einkommen nicht durch Konkurrenz abjagen. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, dass Profit und Rente echte Mehrwerte sind und folglich auf einem Monopol beruhen. Dieser Mehrwert unterscheidet sich aber von allen anderen dadurch, dass er ein gesellschaftlicher ist, d. h. er fließt nicht einem einzelnen zu, sondern einer ganzen Klasse auf Kosten der übrigen, und die dadurch bedingte Klassenscheidung des Volkes hat die Eigentümlichkeit, sich im Wechsel der Generationen zu erhalten, d. h. es kommt zwar vor, dass der einzelne im Laufe seines Lebens von einer Klasse in die andere übertritt, und es kommt auch vor, dass die Kinder einer anderen Klasse angehören als die Eltern; aber das sind Ausnahmen. Das ist eine Bedingung für die Aufrechterhaltung eben dieses Monopolverhältnisses, das die Ursache dieses Zustandes ist. Diese Beziehungen völlig aufgeklärt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst Oppenheimers. Marx hatte gezeigt, dass gesellschaftlicher Mehrwert nur da entstehen kann, wo „freie“ Arbeiter, d. h. Arbeiter, die einen Arbeitsvertrag abschliessen dürfen, aber von Produktions-

mitteln entblösst sind, vorhanden sind. Dadurch aber, dass Marx an der, wenn auch modifizierten, Lohnfondstheorie festhielt, gelang es ihm nicht, die Entstehung des Mehrwertes befriedigend zu erklären. Oppenheimer hat nun die Lohnfondstheorie durch die Monopollohntheorie ersetzt. Danach bestimmt sich der Preis der Dienste auf dem Markte genau so wie der irgend eines Gutes durch Angebot und Nachfrage; nur nimmt der Käufer der Dienste in der kapitalistischen Gesellschaft die Stellung eines Monopolisten ein, was ihm die Möglichkeit gibt, die Arbeit unter ihrem „natürlichen Wert“ (= ihrem Ertrage) zu kaufen. Auf diese Weise entstehen Grundrente und Kapitalprofit. Diese wichtige Erkenntnis steckt in der These 11. Hier erhebt sich nun aber sofort die Frage: woher kommt die monopolistische Stellung des Käufers der Arbeit? Die Antwort gibt die 12. These. Nach dem oben Gesagten ist die eben gestellte Frage identisch mit der anderen: woher kommt es, dass auf dem Arbeitsmarkt ständig eine Reservearmee von freien Arbeitern vorhanden ist? Das Monopolverhältnis drückt sich nämlich aus in dem Vorhandensein eines chronischen Überangebotes von Arbeit. Diese Tatsache wird kaum von irgend jemand bestritten, aber bis auf Oppenheimer war niemand im Stande, sie befriedigend zu erklären. Die beiden wichtigsten Versuche sind das Malthussche Bevölkerungsgesetz und das Gesetz der kapitalistischen Akkumulation von Marx. Beide Gesetze sind falsch, wie Oppenheimer nachgewiesen hat, und zwar ist es beidemal dieselbe Tatsache, die sie widerlegt, eine Tatsache, die von so tiefgreifender historischer Bedeutung ist und die so offen zu Tage liegt, dass sie nicht durch statistische Zahlen bewiesen zu werden braucht. Wir meinen die in allen modernen Industriestaaten zu konstatierende Verstädterung der Bevölkerung, d. h. die starke relative Zunahme der städtischen gegenüber der ländlichen Bevölkerung. Jedes der beiden Gesetze würde nämlich, wenn es richtig wäre, eine relative Abnahme der städtischen Bevölkerung zur Folge haben. Die Reservearmee wird also nicht durch die wachsende Industrie erzeugt, sondern im Gegenteil ständig aufgesogen. Die Quelle, aus der sie sich ständig ergänzt, muss also anderswo liegen. Sie kann demnach nur auf dem Lande liegen. Die genauere statistische Untersuchung der Wanderbewegung vom Land in die Stadt zeigt nun, dass diese Bewegung ihrer Intensität nach von der Grundbesitzverteilung des betreffenden Bezirks abhängt; sie ist am stärksten da, wo der Grossgrundbesitz vorherrscht, am geringsten in den Gegenden mit vorherrschend kleinbäuerlichem Besitz. Demnach ist der Grossgrundbesitz die Ursache des Klassenmonopols. Dies ist der Inhalt der Thesen 12 und 14. Die These 13 bezieht sich auf die historische Entstehung des grossen Grundeigentums. Darauf brauchen wir hier nicht näher einzugehen, aber eines muss festgestellt werden: dass das Monopol der Grundbesitzer ein rechtlich-politisches ist, dass es nicht auf der natürlichen Seltenheit des Grund und Bodens beruht. Wäre das nämlich der Fall, so könnte zwar die Oppenheimersche Erklärung des Mehrwertes und des Kapitalismus immer noch zu recht bestehen. Nicht mehr gelten aber würde, was er in These 15 sagt, dass der Kapitalismus keine notwendige Phase der gesellschaftlichen Entwicklung sei und vor allem verlöre die in These 16 ausgesprochene Erwartung, dass der Kapitalismus durch innere Kolonisation zu entwurzeln sei, jede Bedeutung. Den Beweis für jene Behauptung bringt die folgende Rechnung: er untersucht zuerst, wieviel Land der deutsche Bauer durchschnittlich braucht, um eine anständig-mittelständische Existenz zu führen. Gestützt

auf die Urteile von Fachleuten und auf die deutsche und ausserdeutsche Betriebsgrössenstatistik kommt er zu dem Ergebnis, dass dazu 1 ha pro Kopf oder 5 ha pro Familie hinreichend sind. Weiter untersucht er, wieviel eine fünfköpfige bäuerliche Familie ohne Hilfskräfte rationell unter voller Ausnutzung ihrer Arbeitskraft bestellen kann. Auch hier kommt er zu derselben Zahl von 5 ha pro Familie (die Familie zu zwei vollen Arbeitskräften gerechnet) als Höchstmass. Nun hat Deutschland rund 32 Millionen ha landwirtschaftlicher Fläche und 17 Millionen landwirtschaftlicher Bevölkerung. Würde also das Land nach obiger Norm verteilt, so blieben noch 15 Millionen ha übrig. Das beweist, dass die derzeit bestehende Bodensperre nicht auf einer natürlichen Seltenheit des Bodens beruhen kann. Sie zeigt aber noch mehr. Sie zeigt nämlich die Möglichkeit, auch den Nachwuchs der heutigen landwirtschaftlichen Bevölkerung noch auf viele Jahre (Oppenheimer berechnet 40—45) hinaus auf deutschem Boden anzusiedeln, und das unter der Voraussetzung, dass jene Zahl von 1 ha pro Kopf dauernd Gültigkeit behält. Nach der bisherigen Erfahrung steigt aber der Ertrag des Bodens pro Flächeneinheit mit der Dichtigkeit der Bevölkerung, so dass die pro Kopf erforderliche Fläche immer kleiner wird, und es einstweilen gar nicht abzusehen ist, wann der Zeitpunkt eintreten sollte, wo der deutsche Boden wirklich zu eng werden sollte für den deutschen Bauern.

Wir sind nun noch eine Antwort schuldig auf die Frage: wie denkt sich Oppenheimer die Entwurzelung des Kapitalismus durch die innere Kolonisation? Denn manch einer wird vielleicht der oben wiedergegebenen Deduktion mehr oder weniger willig gefolgt sein und dennoch dem daraus gezogenen Schluss skeptisch gegenüberstehen. Sehen wir also einmal mit Oppenheimer zu, welche Folgen die Aufteilung wenn nicht des gesamten so doch eines grossen Teiles des ostdeutschen Grossgrundbesitzes haben würde. Zunächst würde sich die Bevölkerungsdichtigkeit der von dieser Massnahme betroffenen Provinzen verdreifachen bis verzehnfachen. Und zwar würden davon nicht nur die ländlichen Bezirke, sondern entsprechend der gestiegenen Nachfrage nach Gewerbswaren auch die kleinen Provinzstädte profitieren. Dem etwa noch übriggebliebenen Grossgrundbesitz würden durch das frei werdende Land die Arbeiter entzogen und dadurch auch seine Auflösung herbeigeführt werden. Die gesamte so gewachsene Bevölkerung dieser Provinzen würde nun für die grosse Industrie des Westens und Südens einen neuen kaufkräftigen, der Auslandskonkurrenz schwer zugänglichen Absatzmarkt bilden. Dadurch würde die Nachfrage auf dem industriellen Arbeitsmarkt stark ansteigen, andererseits würde das Angebot ebenso stark sinken, denn die massenhafte Abwanderung von Landproletariern in die Städte würde aufhören. Wohl gemerkt die massenhafte, denn auch heute wandern aus den kleinbäuerlichen Bezirken natürlich gleichfalls Leute in die Städte ab, aber erstens machen diese nur einen verschwindenden Teil der industriellen Reservearmee aus und zweitens sind es auch meist keine besitzlosen Proletarier, sondern mehr oder weniger wohlhabende Bauernkinder. Die Folge dieses Prozesses ist aber notwendig eine starke Steigerung der Löhne. Zunächst natürlich der Nominallöhne, aber auf die Dauer auch der Reallöhne, denn eine Veränderung im Verhältnis von Angebot und Nachfrage kann nicht aufgewogen werden durch eine blossige Steigerung des Nominallohns bei gleichbleibendem Reallohn. Die Steigerung des Reallohnes kann aber auf die Dauer nur auf Kosten des Kapitalprofits erfolgen. Einen Teil der Lohnerhöhung wird die Industrie

natürlich vermittelst erhöhter Preise abwälzen auf den Konsumenten. Für die Arbeiter gleicht sich das aber aus durch das Sinken der Nahrungsmittelpreise. Auf jeden Fall erhöht sich das Realeinkommen des Arbeiters erheblich und dies hat zur Folge, dass er dem Unternehmer nicht mehr als „freier“ Arbeiter gegenübersteht, damit aber hört die Monopolstellung des Kapitalisten auf. Ohne dass der Profit gänzlich zu verschwinden braucht, sinkt doch seine Rate auf ein Niveau, das ihn seines sozialschädlichen Charakters beraubt. Man hat hier den Einwand erhoben, die Besitzer von Geldvermögen würden aufhören, es der Industrie zur Verfügung zu stellen, wenn sie nicht einen ihnen angemessen erscheinenden Profit daraus ziehen. Man kann darauf eigentlich nur erwidern, diese Leute mögen ihre Schätze eingraben, wenn sie sich davon Vorteil versprechen. Es wird niemand danach fragen. Sie mögen sich auch Staatsanleihen dafür kaufen und deren Zinsen verzehren. Die Volkswirtschaft wird dadurch nicht tangiert. Man muss nur festhalten, dass Produktionsmittel, d. h. Boden, Gebäude, Maschinen usw. aufhören, Kapital zu sein mit dem Verschwinden der Reservearmee. Diese Dinge haben dann keinen weiteren Wert als den durch ihre Herstellungskosten bedingten. Wenn also ihre Besitzer sie den Arbeitern sperren sollten, so würden sie dabei nichts gewinnen, die Arbeiter aber würden für sich oder die unternehmungslustigen Leute, die ihre eigene organisatorische Arbeitskraft in einem industriellen Unternehmen ausnutzen wollen, die erforderlichen Produktionsmittel neu herstellen. Damit dürfte auch dieser Einwand erledigt sein.

Werfen wir noch einmal einen Blick zurück. Welches ist der Geist, aus dem heraus hier die soziale Frage theoretisch gelöst, ihre praktische Lösung angebahnt wird? Kein anderer als der des alten vielgelästerten Liberalismus. Die Idee der Gleichheit in der Freiheit. Keiner soll des anderen Knecht sein, jeder die Früchte seiner Arbeit selbst genießen. Eine Gesellschaft von lauter freien und gleichen Individuen, zwischen denen nicht Gewalt entscheidet, sondern Recht und freier Vertrag. Das war das Ideal des Liberalismus, wie es die Philosophie aus den Gesetzen der Vernunft deduziert hat. Von ihm erwartete man gleichzeitig, dass seine Verwirklichung Glück und Wohlstand auf ungeahnte Höhen führen würde. Das 19. Jahrhundert schien diese Hoffnungen bitter zu enttäuschen. Im Namen jenes Ideals hatte man die Fesseln der Hörigkeit und des Zunftzwanges zerbrochen, hatte man alle Schranken niedrigerissen, die den freien Verkehr hemmten. Und was war das Resultat? Wohl entstand ein ungeahnter Reichtum an dem einen Pol der Gesellschaft, aber am anderen ein Elend, wie es bis dahin unerhört war. Also nicht Wohlstand und Gerechtigkeit, sondern Elend und Ungerechtigkeit waren die Folgen. Der Harmonietraum der klassischen Schule schien widerlegt und die schärfsten Deduktionen vermochten nichts gegen die harte Wirklichkeit. Da wandte man sich ab von jenem Ideal und die wenigen, die sein Banner hochhielten, nannte man spottend Manchesterleute. Die Besten unserer Zeit verzichteten schweren Herzens auf die Freiheit des Individuums um seiner Wohlfahrt willen. In dieser Situation erscheint Oppenheimer und nimmt uns den Schleier von den Augen. Er zeigt uns, dass nicht der Liberalismus schuld ist an dem Elend des kapitalistischen Zeitalters, sondern ein noch nicht beseitigter Rest der feudalen Gesellschaftsordnung, ein Institut, das nicht auf Recht beruht, sondern auf Gewalt, nicht auf Gleichheit, sondern auf Privilegierung, nicht auf Freiheit, sondern auf Unterdrückung:

das Grossgrundeigentum. Wenn er recht damit hat, und bisher spricht fast alles dafür, so dürfen wir wieder den alten liberalen Gedanken in seiner Reinheit predigen, ohne das Interesse des Volkes zu gefährden, ja gerade dieses Interesse gebietet uns das zu tun. Wahrlich ein Gewinn an intellektueller Ehrlichkeit und Konsequenz, für den jeder wahrhaft Liberale Grund hat, Oppenheimer dankbar zu sein.

München-Höllriegelskreuth.

Kurt Grelling.

Aus dem serbischen Familienrecht.

Professor Dr. Peritsch in Belgrad hat auf der ersten Hauptversammlung der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre in Berlin, die zu Heidelberg vom 3. bis 9. September 1911 stattgefunden hat, zwei Vorträge über serbisches Recht gehalten: „Die serbische Familiengenossenschaft (Zadruga)“ und „Ueber die Eheform im internationalen Privatrecht nach der serbischen Gesetzgebung“. Sie sind in dem im Verlage von Franz Vahlen in Berlin erschienenen Sonderabdruck der Verhandlungen der genannten Hauptversammlung, die von der internationalen Vereinigung herausgegeben worden sind, in deutscher Sprache enthalten. Der erste Vortrag ist von Referendar Schwandt in Berlin in das Deutsche übersetzt. Da bei der an die beiden Vorträge sich anschliessenden Debatte der Verfasser sich nach den den Vorträgen beigefügten Bemerkungen der französischen Sprache bedient hat, ist anzunehmen, dass auch der zweite Vortrag in der Uebersetzung wiedergegeben ist. Wer sie besorgt hat, ist nicht ersichtlich.

Der die Zadruga,

eine Vermögensgemeinschaft zwischen 2 oder mehreren Personen, die durch die Bande der Verwandtschaft (Bluts- oder Zivilverwandtschaft) mit einander verbunden sind und zusammen leben und arbeiten, betreffende Vortrag enthält 5 Kapitel. Im ersten Kapitel wird die Organisation und Tätigkeit der Zadruga zur Darstellung gebracht. In ihm wird die obige Definition näher zergliedert. Die Verwaltung der Zadruga liegt in den Händen des Ältesten, wobei er von allen Mitgliedern unterstützt wird. Die Verfügung über das Vermögen der Zadruga steht ihrem Rat zu, der von allen männlichen, volljährigen oder verheirateten, am Vermögen der Zadruga miteigentumsberechtigten Mitgliedern gebildet wird. Das zweite Kapitel behandelt die Gründung und den Rechtscharakter der Zadruga. Wir erfahren, dass neben der ausdrücklichen Schaffung der Zadruga auch stillschweigend eine solche begründet werden kann: Miteinander verwandte Erben teilen die Erbschaft nicht, sondern bleiben im gemeinsamen Hause zusammen, leben und arbeiten daringemeinsam. Nach altem serbischen Gewohnheitsrecht war die Zadruga mehr als eine juristische Person, sie war eine Art von Kollektivismus. Nach dem serbischen bürgerlichen Gesetz ist die Zadruga nach Ansicht des Verfassers keine juristische Person, sondern eine Miteigentumsgemeinschaft. Das wichtige Thema des Erbrechts in der Zadruga ist der Gegenstand des dritten Kapitels. Die Frauen sind, da sie nicht Mitglieder der Zadruga sind, im Erbrecht den Männern nachgestellt. Schwestern haben neben Brüdern nur Anspruch auf Unterhalt und auf eine Aussteuer nach dem Werte der den Brüdern zugefallenen Erbschaft. Die Mutter und die Schwestern des Erblassers werden

durch den Vater, eventuell durch die Brüder und deren Abkömmlinge ausgeschlossen. Auch sonst begünstigt das Gesetz das Verbleiben des Erbes in der Zadruga durch Nichtberücksichtigung der Aussenstehenden. Das Gesetz vom 28. November 1859 (alten Stils) gibt allerdings den Töchtern, die allein ihren Vater überleben, ein Erbrecht vor den weiter verwandten männlichen Personen. Witwen in der Zadruga haben den Niessbrauch am Vermögen des Mannes und falls er nicht zum Unterhalt ausreicht, einen Unterhaltsanspruch gegen die Zadruga.

Das vierte Kapitel erörtert die Auflösung der Zadruga. Der Wegfall einer der gesetzlichen Existenzbedingungen führt ihre Auflösung nach sich. Die reguläre Ursache der Auflösung aber ist die Auseinandersetzung. Jedes Mitglied der Zadruga kann jederzeit die Auseinandersetzung beantragen. Das zu teilende Vermögen zerfällt in das von den Vorfahren herstammende Vermögen (starina) und in dasjenige, welches Produkt der Arbeit der gegenwärtigen Zadrugamitglieder ist (prinow). Die starina wird geteilt nach den Erb-rechten der teilenden Mitglieder der Zadruga unter Ausschluss der aussenstehenden Verwandten und der Frauen. Das prinow teilen alle männlichen Mitglieder der Zadruga, die zur Zeit des Erwerbes des zu teilenden prinow volle fünfzehn Jahre alt waren, zu gleichen Teilen, aber nur, wenn sie in dem gemeinsamen Hause gelebt und gearbeitet haben. Die Schulden der Zadruga werden unter alle ihre Mitglieder zu gleichen Teilen geteilt. Mehr oder weniger als einen Kopfteil hat ein Mitglied von den Schulden zu tragen, wenn nachgewiesen wird, dass es von der Aufnahme der Schuld im Verhältnis zu seinem Kopfteil in höherem oder geringerem Grade Nutzen gehabt hat. Ein Mitglied braucht zur Zahlung einer Schuld nichts beizutragen, wenn es beim Entstehen der Schuld minderjährig war und keinen Nutzen aus der Aufnahme der Schuld hatte.

Das fünfte Kapitel beschäftigt sich mit der Zukunft der Zadruga. Es werden hier legislatorische Fragen aufgerollt.

Der zweite Vortrag behandelt die Eheform im internationalen Privatrecht nach der serbischen Gesetzgebung.

Serbien ist der einzige Staat, der nur die kirchliche Form der Ehe zulässt. Der Verfasser verwirft den Satz, dass der Antiklerikalismus die Kultur bedeute, während der Klerikalismus die Stagnation bezeichne. Er exemplifiziert hier auf England, das kulturell auf gleichem Fuss mit Frankreich steht und doch neben der Zivilehe die kirchliche Ehe anerkennt, während Russland, das im Prinzip die kirchliche Ehe hochhält, für die abtrünnigen Sekten aber die Zivilehe kennt, wenigstens hinsichtlich der breitesten Volksschichten im Fortschritt hinter Serbien zurückbleibe. Der Verfasser erklärt den religiösen Charakter der Ehe in der serbischen Gesetzgebung mit der grossen Anhänglichkeit der Serben an der christlichen Kirche, als der Hüterin ihrer Nationalität. Er weist auch hin auf die enge Verknüpfung der Gründung des neuen serbischen Staates im 19. Jahrhundert mit der orthodoxen Kirche; übrigens habe die serbische Kirche immer das Uebergewicht des Staates anerkannt.

Die Eheschliessung eines serbischen Bürgers kann nur in der vorgeschriebenen Form einer der in Serbien anerkannten Kirchen geschehen. Ein konsequenter atheistischer Serbe kann in seinem Vaterlande nicht heiraten. Die orthodoxe Kirche ist auch zuständig für die Eheschliessung zwischen einem Orthodoxen und einer katholischen oder protestantischen Person. Die protestantischen Serben heiraten in der protestantischen, die katholischen in der katholischen Kirche. Bei Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten steht die Wahl der Kirche, in der die Eheschliessung erfolgen soll, den Brautleuten frei. Die Israeliten müssen sich in der Synagoge, die Mohammedaner in der Moschee verheiraten. Die Eheschliessung zwischen Christen und Nichtchristen ist verboten. Eheschliessungen zwischen Israeliten und Mohammed-

danern müssten vor dem Rabbiner oder dem Hodza geschehen. Diese Vorschriften gelten auch für die Eheschliessungen von Ausländern in Serbien. Hinsichtlich der zwischen zwei serbischen Untertanen im Auslande bürgerlich abgeschlossenen Ehe vertritt der Verfasser den Standpunkt, dass eine solche Ehe auch in Serbien giltig ist. Im Gegensatz hierzu steht die von ihm bekämpfte Rechtsprechung der serbischen geistlichen Gerichte. Sie geht sogar soweit, dass nicht etwa eine solche Eheschliessung nachträglich durch eine kirchliche Trauung in einer festzustellenden Frist nach der Rückkehr des Brautpaares nach Serbien als giltig erklärt wird. Die im Auslande vollzogene bürgerliche Eheschliessung serbischer Untertanen bleibt null und nichtig, selbst dann, wenn die Eheschliessenden nie nach Serbien zurückkehren. Dagegen wird die Zivilehe von Ausländern, die sich in Serbien niederlassen, sowohl von den serbischen Gesetzen als von der serbischen Kirche anerkannt.

Beide Vorträge sind auf der Hauptversammlung der „Internationalen Vereinigung“ mit Beifall aufgenommen worden.

Schweidnitz.

Landgerichtsrat Hackenberger.

Besprechungen.

S. Adler. Das adelige Landrecht in Nieder- und Oberösterreich und die Gerichtsreformen des 18. Jahrhunderts. Wien und Leipzig 1912. Carl Fromme.

Das Streben die in ihrer Verfassung so vielgestaltige österreichische Ländermasse zu einem einheitlich geleiteten, machtvollen Staatswesen umzugestalten, führte Maria Theresia und ihren Sohn Josef II. zu einer Umänderung und Einschränkung der ständischen Gewalten. Wenn auch die Grundlinien des hierbei beobachteten Vorgehens und die verfolgten Zwecke bereits durch die bisherige Forschung einigermaßen klargelegt wurden, so erscheint doch näherer Aufschluss über wichtige Einzelheiten dieses Vorganges sehr erwünscht. A. untersucht in vorliegender Arbeit in dankenswerter Weise die Einwirkung dieser Reformen auf einen Zweig landständischer Befugnisse, auf die Gerichtsbarkeit der Stände. Das adelige Landrecht, wie es zur Zeit Maria Theresias in Niederösterreich bestand, hatte seine Organisation in der Hauptsache in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erhalten. Wesentliche Veränderungen hatte dasselbe in der Folgezeit nicht erfahren. Die Zuständigkeit desselben erstreckte sich in erster Linie auf Zivilsachen der Adeligen sowie auch der Geistlichen und Bürger, wenn diese Besitzer von Adelsgütern oder Herrngütern waren. Vorsitzender dieses Gerichtes war der Landmarschall, der unter Einräumung eines gewissen Vorschlagsrechtes der Stände vom Landesfürsten ernannt wurde. Für dieses Gericht, das in erster Linie ein Gericht des Adelsstandes war, galt das Ebenbürtigkeitsprinzip, es gehörten daher die Urteiler oder Beisitzer desselben dem Herren- und Ritterstande an. Der landständige Einfluss auf dieses Gericht kann auch hinsichtlich der Bestimmung der Beisitzer in der Weise zum Ausdruck, dass dem Landesfürsten zwar die Ernennung derselben zustand, die Stände aber ein Vorschlagsrecht besaßen.

Der Plan Maria Theresias, die Staatseinheit auch in der Einheitlichkeit des im Staatsgebiet geltenden Rechtes zum Ausdruck zu bringen, legte den Gedanken nahe, auch das Gerichtsverfahren und im Zusammenhang damit die Organisation der Gerichte für die österreichischen Erbländer gleichmässig zu gestalten und so auch die ständischen Sondergerichte zu beseitigen. Obwohl Maria Theresia in anderen Beziehungen die landständischen Befugnisse stark eingeschränkt hatte, vermochte sie sich doch zu einer grundlegenden Änderung der landständischen Gerichtsbarkeit nicht zu entschliessen. Der Widerstand der Behörden gegen Änderungen dieser Gerichtsbarkeit, so namentlich auch das abratende Gutachten der Hofkanzlei, bestimmten die Kaiserin, schliesslich den alten Rechtszustand in dieser Hinsicht trotz der entgegengesetzten Meinung ihres Sohnes aufrechtzuerhalten.

Der starke Wille Josefs II. zur Reform wusste der entgegenstehenden Schwierigkeiten in den Zentralstellen Herr zu werden. Der Staatsrat, der unter seiner Mutter gegen die Umgestaltung des landständischen Gerichtes, des sogenannten „Landrechtes“, sich ausgesprochen hatte, bequeme sich nunmehr der Meinung seines kaiserlichen Herren an. Die Gerichtsordnung Josef II. stellte vor allem drei Grundsätze voraus, „dass Jedermann drei Instanzen habe, dass die Gerichtsbarkeit nur zwischen dem *forum nobilium et civico* geteilt und dass alle *fora excepta* aufgehoben werden sollen“ (Adler 45). Entsprechend diesen Grundsätzen erfolgte die Umgestaltung des „Landrechtes“ in Ober- und Niederösterreich. Die Reform erweiterte die Zuständigkeit des niederösterreichischen „Landrechtes“ dadurch, dass nicht bloss — wie bisher — Zivilsachen des Adels und der unadeligen Besitzer von Herrngütern vor das „Landrecht“ gehören sollten, sondern es wurden auch alle bisher vom Gericht des Obersthofmarschalls, von den bischöflichen Diözesankonsistorien sowie vom Universitätsgericht über Adelige ausgeübte Gerichtsbarkeit dem „Landrecht“ zugewiesen. „Nicht durch Entziehung von Befugnissen verlor dieses Gericht seine alten Grundlagen, sondern durch Hinzufügung neuer wesensfremder Kompetenzen, für welche das Prinzip der Judikatur durch *Pares curiae* unanwendbar wurde“ (Adler 51). Der Charakter des „Landrechtes“ als eines ständischen Gerichtes wurde gänzlich vernichtet. Nicht mehr der Landmarschall sondern ein oberster Landrichter, den der Kaiser ernannte, sollte in Zukunft den Vorsitz führen. Die Beisitzer wurden nicht mehr ausschliesslich aus dem Herren- und Ritterstande entnommen; für ihre Anstellung wurde in erster Linie die gelehrte Vorbildung massgebend.

Bemerkenswert ist, dass auf Seite der Stände sich gegen die Aufhebung ihres Einflusses auf die Gerichtsbarkeit kein irgendwie bedeutender Widerstand bemerklich machte; ein solcher richtete sich vielmehr gegen die Schmälerung ihrer politischen Rechte, gegen die Aufhebung ihres Einflusses auf die Verwaltung und gegen die Beseitigung ständischer Klassenunterschiede. Die Vereinfachung des gerichtlichen Verfahrens, welche die Reform anstrebte, ward in solchem Masse erreicht, dass selbst nach des Kaisers Tod die Reform in dieser Hinsicht von Seiten der ständischen Reaktion keine wesentliche Anfechtung erfuhr.

Dr. Bruno Alexander-Katz. Das Patent- und Markenrecht aller Kulturländer. X und 452 S., dazu Bd II als Anhang: Textausgabe der gesamten deutschen Gesetzgebung und der internationalen und Sonderverträge des deutschen Reiches auf dem Gebiete des Patent-, Muster- und Zeichenwesens und des Urheberrechts. IX und 305 S. Berlin und Leipzig. Dr. Walther Rothschild. 1912.

Immer mehr macht sich in Deutschland das Bedürfnis geltend, das Patent- und Markenrecht des Auslands neben dem Deutschlands kennen zu lernen. Anforderungen des täglichen Lebens und der Wissenschaft sind es, die diese Kenntnis erfordern. Wenn für die wissenschaftliche Arbeit mehr die von Kohler und andern herausgegebenen „Handelsgesetze des Erdballs“ und „die Patentgesetze aller Völker“ von Kohler und Mintz in Betracht kommen, so wird dem Bedürfnis der Praxis das hier zu besprechende Werk in hervorragendem Masse dienlich sein. Es gibt, um vom deutschen Rechte auszugehen, in dem Anhangsbande II die gesamte deutsche Gesetzgebung, einschliesslich der vertraglichen, auf dem Gebiete des Patent- und Zeichenwesens, das der erste Band behandelt, weiter aber auch noch hier auf dem Gebiete des Musterwesens und des Urheberrechts. Im Patent- und Zeichenrecht fehlen nicht die Verzeichnisse der Patent- und der Warenklassen sowie der Stellen, bei denen die Schriften ausliegen. Auch nicht die Bestimmungen über den Gebrauch des roten Kreuzes und die zeichenrechtlichen Vorschriften des Weinggesetzes. Die Bestimmungen über den Schutz des geistigen Eigentums hinsichtlich der Geschmacksmuster, der bildenden Künste und der Photographie, der Literatur und Tonkunst sowie des Verlagsrechts werden ergänzt durch die Vorschriften über die Vereinigungen der Sachverständigen und die Führung der Register, weiter durch das neue Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb, das Gesetz betreffend die Patentanwälte und durch die bezüglichlichen Vorschriften in den Deutschen Schutzgebieten. So enthält der Band das für die Praxis Wissenswertes und bildet eine willkommene Ergänzung der zum Teil schon vor längerer Zeit erschienenen Kommentare.

Der Hauptband zerfällt in 2 Teile: Patentgesetze und Warenzeichen-gesetze. Beide enthalten das Recht von: Aegypten, Argentinien, Australien, Belgien, Brasilien, Britisch-Indien, Canada, Chile, Dänemark, Deutschland, Finnland, Frankreich, Grossbritannien, Italien, Japan, Kapkolonie, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Oesterreich, Portugal, Rumänien, Russland, Schweden, Schweiz, Spanien, Transvaal, Türkei, Ungarn, Vereinigte Staaten von Nordamerika und von Mexiko; im 2. Teil wird auch noch das Markenrecht von Bulgarien, China, Griechenland, Kuba, Serbien und Tunis behandelt. Die Zerlegung des Stoffs erfolgt bei jedem Teil nach denselben Grundsätzen, Abteilungen und Unterabteilungen. An der Spitze werden die Gesetze und deren Ausführungsbestimmungen angegeben. Dann folgt das eigentliche Patent- bzw. Warenzeichenrecht mit den Unterabteilungen: Träger, Gegenstand, Dauer, Wirkung und Anfechtung des Schutzes sowie Geltendmachung der Rechte aus dem Schutze. Das leitet über auf das Verfahren, dem sich die Behandlung der Gebühren und der Staatsverträge anschliesst. Dabei wird im einzelnen die gesuchte Auskunft in kurzen, allgemein verständlichen Sätzen ohne Bezugnahme auf die Stellen der Gesetze und Anordnungen und ohne jedes wissenschaftliche Beiwerk gegeben. Sie ist, soweit ich es nachprüfen

konnte, durchaus zuverlässig und nimmt überall auf die besonderen Bedürfnisse der Rechtsuchenden Rücksicht. In dem Werke gibt der Praktiker der Praxis ein schätzenswertes Hilfsmittel.

Zweibrücken.

Silberschmidt.

Pagano. *L'individuo nell'etica e nel diritto.* — Vol. I. Roma, Loescher 1912.

L'auteur se borne dans ce premier livre à l'étude de l'individu en rapport à l'éthique en renvoyant l'étude par égard au droit, et visant au milieu de l'histoire des systèmes pour en dégager la notion philosophique.

Mais comme l'investigation historique est adressé à la démonstration de la thèse que la réalité est mise d'abord dans le monde sensible, depuis dans l'idée, et enfin dans l'esprit, et que l'individu est, corrélativement, conçu d'abord comme élément, ou coésion d'éléments mécaniques, ensuite comme incarnation ou dégradation de l'idée, et enfin comme être conscient de soi même; ainsi les systèmes viennent quelques fois interprétés avec subtilité excessive pour pouvoir confirmer ce procédé de la pensée philosophique, préétablie par l'auteur. Tandis que, peut-être pour le même motif, dans beaucoup de penseurs plus que les contributions à une conception de l'individualité humaine, laquelle réellement intéresse l'éthique, l'auteur est porté à rechercher les raisons de l'individualité des êtres et des phénomènes; négligeant entièrement des doctrines, comme la sophistique, très importantes pour la théorie de l'individualité éthique, et donnant excessive extension à des autres de caractère exclusivement théorétique.

De cela vient que tandis que l'auteur, avec cette investigation, porte des efficaces contributions à la solution de problèmes gnoséologiques, le concept de l'individu humaine se montre moins déterminé de ce qu'il aurait pu être après une recherche informée à des critères plus spécifiques.

Il n'y a personne cependant qui pourrait contester l'érudition très large que l'auteur démontre dans ses recherches; ni la connaissance des sources, ni la subtilité de l'interprétation, qui se révèle en grand nombre de points de son oeuvre, et particulièrement dans l'examen de la philosophie chrétienne, remarquable, par égard à notre thème aussi, pour l'importance des résultats.

* * *

La conclusion de l'étude se retire de la considération de la philosophie moderne, la quelle, indubitablement, comme est venue de Descartes à Kant toujours mieux relevant la valeur de l'intellect dans le fait du connaître, ainsi a mis dans l'activité consciente et intellectuelle la base de la personnalité.

Mais si, comme relève l'auteur, c'est vraiment dans l'autoconscience que existe le signe caractéristique de l'individualité, sans que cette individualité soit incapable à saisir l'universel par une opposition et une infériorité qui lui soit intrinsèque; néanmoins l'universel est absolu et infini non seulement en sens logique, mais aussi ontologique; et surpasse pour cela l'individu. D'où autrement les actions que le sujet met à effect tirent leur signification morale?

Et voici la difficulté de l'individualisme. Si le bien et le mal sont manières d'être du sujet même, catégories intrinsèques à la conscience,

celui qui du mal fait son bien veut toujours le bien, comme reconnaît, avec Milton, M. Pagano. Et alors pourquoi estimerons nous les actions humaines en manière différente de celle avec laquelle les juge celui qui agit?

Toutes les actions puisque sont volues, seront-elles bonnes? Mais d'où tirerait-elle l'éthique sa valeur universelle, et comment pourrait-on empêcher que chaque homme fasse de son but un idéal? Il faudrait évidemment ou renoncer, avec Nietzsche à la prétention d'une éthique universelle, ou la fonder sur le vieil artifice contractuel. La nécessité des principes éthiques, qui surpassent l'individualité, ou comme position d'un moi infini qui vit au fond de chaque conscience, ou comme suprême exigence de la généralité, réparaît toujours ainsi, des constructions mêmes des individualistes. Et avec elle se reconfirme la très grande valeur, pour l'éthique de l'idéalisme post-kantienne, parfois que on ne veuille renoncer à la spéculation pure pour considérer les réelles et perpétuelles nécessités de la vie sociale.

Sassari.

Prof. A. Falchi.

Themis Polska. Rechtswissenschaftliche Zeitschrift II. Folge I. Band, 1. Heft. Herausgegeben von K. Lutostanski, Z. Nagórski, S. Rundstein. Warschau 1913. 8°. 232 S.

Die spezifischen Bedingungen, in welchen sich das wissenschaftliche und Kulturleben im Königreich Polen befindet, waren für die Entwicklung der rechtswissenschaftlichen Literatur in hohem Grade ungünstig. Indem in Galizien — dank den dortigen Universitäten — die Rechtswissenschaft in mehreren Spezialzeitschriften eine Stätte für ihre Bestrebungen finden konnte, war es hier um die wissenschaftliche Pflege des Rechts nicht besonders gut bestellt. In letzter Zeit lässt sich freilich eine bedeutende Hebung des wissenschaftlichen Niveaus feststellen. Besonders der Zusammenschluss der polnischen Juristen in der „Warschauer Juristischen Gesellschaft“, die seit 1907 eine rege Tätigkeit entwickelt, hat befruchtend auf die Pflege der heimischen Rechtswissenschaft eingewirkt. Diesen Bestrebungen verdankt auch ihre Entstehung die neue Zeitschrift „Themis Polska“, die hauptsächlich die wissenschaftliche Vertiefung der Rechtslehre und Rechtsprechung bezwecken soll. Eigentlich handelt es sich nicht um Neugründung, sondern um Wiederbelebung einer bereits in den Jahren 1828—1831 erscheinenden Zeitschrift, die damals — noch während des Bestehens der polnischen Universität — unter Führung der bedeutendsten polnischen Rechtslehrer wie Hube, Maciejowski, Wolowski, This, Heylman stand. Das bereits veröffentlichte I. Heft der „neuen Folge“ enthält an originellen Beiträgen folgende Arbeiten: einen Programmaufsatz über die Zwecke und Ziele der Zeitschrift von Stanislaus Posner und eine rechtswissenschaftliche Untersuchung von Prof. Holewinski über die Schulen des römischen Rechts in Italien und Frankreich; es folgt dann eine rechtsphilosophische Abhandlung von Rundstein über Rechtsprechung als Rechtsquelle und eine privatrechtliche auf vergleichender Grundlage beruhende Arbeit von Litauer über den Ersatz des nichtvermögensrechtlichen Schadens. Andere Abteilungen der Zeitschrift enthalten den von Rektor Prof. Dr. Zoll, jun. in der Krakauer Universität gehaltenen Inauguralvortrag über die Arbeitsmethoden des Zivilrichters. Es werden sodann die Fortschritte

der Gesetzgebung besprochen: so von **Rundstein** die französisch-russische Konvention über das Urheberrecht, von **Poznanski** das neue holländische Patentgesetz, von **Makowski** die russische Novelle über Spionage und von **Gargas** wird eine synthetische Darstellung der Auswanderungsgesetzgebung dargeboten. Das Heft wird mit einer Besprechung der Kassationspraxis auf dem Gebiete des hiesigen Privatrechts und mit einer Uebersicht der polnischen rechtswissenschaftlichen Literatur der letzten Zeit abgeschlossen.

Warschau.

Rechtsanwalt Dr. S. Rundstein.

Bücherschau.

(Besprechung der nachverzeichneten Schriften bleibt vorbehalten.)

I. Rechts- und Staatsphilosophie samt der Allgemeinen Rechtslehre. — Rechtspädagogik.

Borchard, Edwin M., Law Librarian of Congress, Jurisprudence in Germany. (Reprinted from The Columbia Law Review, April, 1912). 20 p.

Gentile, Dott. Panfilo, Sulla dottrina del contratto sociale. Appunti storico-critici. 137 p. Bologna 1913. Presso Nicola Zanichelli. Lire 3.

Henrich, Dr. Walter, Theorie, Praxis und Technik der Wirtschaft vom Standpunkte der Ausbildung des Juristen. (Sep.-Abdr. aus Ztschr. f. Notariat und freiwillige Gerichtsbarkeit in Oesterreich.) 25 S. Wien 1913. Hofbuchdruckerei Carl Fromme.

Ofner, Dr. Julius, Wien, Ausbildung der Juristen. Sonder-Abdr. aus den Verh. des XXXI. Deutschen Juristentages, Bd. III. 16 S.

Pound, Roscoe, of Cambridge, Massachusetts, Taught Law. (Delivered at the Meeting of the Association of American Law Schools at Milwaukee, Wis., August, 1912.) 22 p.

Pound, Roscoe, The Law School of Harvard University, Social Problems and the Courts. Reprinted from The American Journal of Sociology, vol. XVIII, No. 3. November 1912, p. 331—341.

Rolfes, Dr. theol. Eug., Aristoteles Politik. Neu übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen. (Philos. Bibl., Bd. 7.) XVI + 323 S. Leipzig 1912. Felix Meiner. 4,50 M., gebd. 5 M.

II. Sozialphilosophie und Sozialethik.

Beer, M., Geschichte des Sozialismus in England. XII + 512 S. Stuttgart 1913. J. H. W. Dietz Nachf. 6,50 M.

Porsenna, N., et **Manolesco**, Serge, Interdépendance des facteurs sociaux, tome I. (Études de philosophie sociale). 266 p. Bucarest 1913. Établissement d'arts graphiques „Georges Jonesco“. 3 frcs.

III. Wirtschaftsphilosophie und Theoretische Volkswirtschaftslehre.

Adler, Max, Marxistische Probleme. Beiträge zur Theorie der materialistischen Geschichtsauffassung und Dialektik. VIII + 316 S. Stuttgart 1913. J. H. W. Dietz Nachf. 3 M.

Wirtschaft und Staat, Textbücher zu Studien über —. Hrsg. von Prof. Dr. J. Jastrow. Bd. 3. Adam Smith. VI + 185 S. Berlin 1913. Georg Reimer. 3 M.

IV. Gesetzgebungspolitik samt der Wirtschaftspolitik.

1. Zivilrecht und -Prozess. Konkursrecht.

Cahn, Dr. Hugo, Justizrat, Rechtsanwalt in Nürnberg, Zwangsvergleich ohne Konkurs. In der Ztschr. f. Rechtspflege in Bayern. 9. Jgg., Nr. 8, S. 160—165, vom 15. April 1913. München. J. Schweitzer Verlag.

Fischer, Dr. Otto, Prof. d. R. an der Universität Breslau, Unmöglichkeit als Nichtigkeitsgrund bei Urteilen und Rechtsgeschäften. (Abh. zum Privatrecht und Zivilprozess, hrsg. v. Otto Fischer, XXVI, 1.) 49 S. München 1913. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Fromherz, Dr. P., Landgerichtsrat in Karlsruhe, Haftpflichtrecht. Grundriss der ausservertraglichen Haftpflicht insbesondere aus unerlaubten Handlungen. 343 S. München und Berlin 1913. J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier). Geb. in Leinen 6,50 M.

Grünhut's Zeitschrift für das Privat- und Oeffentliche Recht der Gegenwart, Bd. 39, 2.—4. Heft. S. 417—800. Wien 1913. Alfred Hölder.

Meyer von Schauensee, Dr. Pl., Obergerichtsvizepräsident in Luzern, Die luzernische Zivilprozessreform im Lichte unserer Justizzustände. 15 p. Sep.-Abdr. aus der Ztschr. f. Betreibungs- u. Konkursrecht sowie f. Zivilprozessrecht. Bd. 2 (1913).

2. Handelsrecht. — Urheber- und Patentrecht.

Cahn, Justizrat Dr. Hugo, Nürnberg, Die Konkurrenzklausel auf dem Wege zum Richtplatz. In der Deutschen Richterzeitung, V. Jgg., Nr. 7, vom 1. IV. 1913, S. 246—250.

von Herrmann-Otavský, Dr. Karl, Edler, o. ö. Prof. d. R. an der k. k. böhmischen Universität Prag, Die höhere Gewalt im Wechselrechte, nach dem Gesetze vom 30. XI. 1912. Zugleich ein Beitrag zu Art. 53 des Haager Entwurfes einer einheitlichen Wechselordnung. 62 S. Wien 1913. Manz. 2,20 K.

3. Staats- und Verwaltungsrecht. Völkerrecht. — Rechtsgeschichte.

Falco, Prof. Mario, Il concetto giuridico di separazione della chiesa dallo stato. Prolusione al corso di diritto ecclesiastico, tenuta nella Università di Parma, 17. I. 1913. 46 p. Torino 1913. Fratelli Bocca.

von Mayr, Prof. Dr. Robert, Römische Rechtsgeschichte, II. Buch, Die Zeit des Amts- und Verkehrsrechtes, 2. Hälfte, Das Privatrecht, I. II. 122 + 150 S. (Sammlung Göschen, Nr. 647, 648.) Leipzig 1913. G. J. Göschen. Gbd. je 0,90 M.

Politik, Zeitschrift für. Hrsg. von Dr. Richard Schmidt, Freiburg i. Br. und Dr. Adolf Grabowsky, Berlin. VI. Bd., Heft 1. 264 S. Berlin 1913. Carl Heymanns Verlag.

Pound, Roscoe, The administration of justice in the modern city. Reprinted from the Harvard Law Review, Vol. XXVI, No. 4, p. 302—328. Cambridge 1913. The Harvard Law Review Association.

Bauer, Dr. iur. Walther W., Der Deutsche Kaiser. Eine rechtshistorische Studie. 117 S. Berlin 1913. Puttkammer & Mühlbrecht. 1.50 M.

Schröder, Prof. Dr. Richard, Deutsche Rechtsgeschichte. II. Die Neuzeit. 88 S. (Sammlung Göschen, Nr. 664.) Leipzig 1913. G. J. Göschen. Gbd. 0,90 M.

Vie Internationale, La —. Revue mensuelle des idées, des faits et des organismes internationaux. Tome II. 1912. Fasc. 8. p. 365—519. Tome III. 1913. Fasc. 9. p. 1—96 + 6 p. Bruxelles. Publiée par Office Central des Associations Internationales.

Wertheimer, Dr. Ludwig, Rechtsanwalt in Frankfurt a. M., Gesetz betr. den Schutz von Gebrauchsmustern vom 1. Juni 1891. VIII + 218 S. München und Berlin 1913. J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier). 2,80 M.

Wölbling, Paul, Magistratsrat in Berlin, Das Recht der Gemeindebeamten und Angestellten, auch der Lehrer an Schulen, welche von der Gemeinde unterhalten werden, für die östlichen Provinzen Preussens. XVI + 215 S. Berlin 1913. Franz Vahlen. 4 M.

Wölbling, P., Magistratsrat, Berlin, Gemeinde-Arbeitsnachweise. In d. Mitteilungen der Zentralstelle des Deutschen Städtetages. Hrsg. von Magistratsrat Dr. Schalhorn, IV, Nr. 11, S. 11—14. Berlin-Grünwald 1913.

4. Wirtschaft. — Kolonialwesen.

Borchard, Dr. Curt, Die Wirkungen der Getreidezölle auf die Getreidepreise. Mit einem Anhang: Die Gregory Kingsche Regel. 67 S. + 94 Tafeln. Berlin 1913. R. Trenkel. 3 M.

Burger, Dr. Friedrich, Die Küsten- und Bergvölker der Gazellehalbinsel. Ein Beitrag zur Völkerkunde von Neuguinea unter besonderer Hervorhebung rechtlicher und sozialer Einrichtungen. (Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde, unter wiss. Leitung von Georg Buschan, XII.) 80 S. Mit 10 Tafeln, 2 Karten und 4 Abbildungen im Text. Stuttgart 1913. Strecker & Schröder. 5 M.

Eichhorn, K., Generaldirektor a. D., Wirtschaftspolitik und Volkswirtschaft. 30 S. Hildesheim und Leipzig 1913. August Lax. 0,80 M.

Lang, Otto, Tauschgeld und Wirtschaftsgeld. Ein Vorschlag samt Begründung. VIII + 77 S. Wien 1913. Manzsche k. u. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1,80 K.

Mendelson, Dr. M., Direktor des statistischen Amtes der Stadt Aachen, Die Entwicklungsrichtungen der deutschen Volkswirtschaft, nach den Ergebnissen der neuesten deutschen Statistik, insbes. der Berufs- und Betriebsstatistik. VI + 75 S. Leipzig 1913. A. Deichert. 1,80 M.

Russlands Kultur und Volkswirtschaft. Aufsätze und Vorträge, im Auftrage der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin, hrsg. von Max Sering. VIII + 283 S. Berlin und Leipzig 1913. G. J. Göschen. 7,20 M.

Weltwirtschaftliches Archiv. Ztschrft. f. Allg. u. Spez. Weltwirtschaftslehre, hrsg. von Dr. sc. pol. Bernhard Harms, o. Prof. an der Universität Kiel. I. Bd., Heft 1. 248 + 92 + 35 S. Jena. Januar 1913. Gustav Fischer. 1 Bd. kpl. in 2 Heften. 20 M.

Schulze-Delitzsch, Justizrat Dr., Für das selbständige Notariat. Eine finanzpolitische Betrachtung. 28 S. Hannover 1913. Helwing. 1 M.

Ziegler, Siegmund, Die Zuckerproduktion der Welt und ihre Statistik. 2. Aufl. VII + 90 S. Rositz-Brünn 1912. Druck von Rudolf M. Rohrer.

5. Sozialrecht.

Sozialwissenschaften, Bibliographie der —. Hrsg. im Auftrage des Reichsamts des Innern von Prof. Dr. Gg. Maas, Bibliothekar des Reichsmilitärgerichts. Schriftleitung Dr. Otto Waldschütz. 9. Jgg., 1. u. 2. Heft. XXIII + XIII S. Berlin 1913. Julius Springer. Jgg. 34 M.

Unger, Prof. Dr. Friedrich, Berechnungen zur Reichsversicherungsordnung und zum Versicherungsgesetz für Angestellte. 84 S. Leipzig 1913. Julius Klinkhardt. 1,40 M.

6. Zoll- und Steuerfragen.

Pilger, W., Geheimer Regierungsrat, Der Tabakwertzoll. Erläuterungen zu den Vorschriften des Tabaksteuergesetzes über den Tabakwertzoll und zur Tabakzollordnung. 276 S. Berlin 1913. Trowitzsch & Sohn. 6 M.

V. Verschiedenes.

Bühler, Dr. Karl, Privatdozent der Philosophie an der Universität Bonn, Die Gestaltwahrnehmungen. Experimentelle Untersuchungen zur psychologischen und ästhetischen Analyse der Raum- und Zeitanschauung. I. Bd. VIII + 297 S. Mit 30 Figuren, 54 Tabellen und 2 Kurventafeln. Stuttgart 1913. 7,50 M.

Green Bag, The. An Entertaining Magazine of the Law. Ed. by Arthur W. Spencer. Vol. XXV. No. 3. Boston, Mass. March 1913. p. 107—158. Publ. monthly by The Viverdale Press. 25 cts. Dollars 3 a year.

Jahrbücher der Philosophie. Eine kritische Uebersicht der Philosophie der Gegenwart. Hrsg. von Max Fritzscheisen-Köhler. I. Jgg. IX + 384 S. Berlin 1913. E. S. Mittler & Sohn. 8 M.

Lamprecht, Professor Dr. Karl, Leipzig, Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften. 12 S. (Sonderabdruck aus „Die Zukunft“, Nr. 27, 1913.) Berlin 1913. Verlag der Zukunft.

Ruesch, Arnold, Freiheit, Unsterblichkeit und Gott, als Ideen der praktischen Vernunft. 157 S. Leipzig 1913. Theod. Thomas. 2 M.

Sciencias e Letras. Revista mensal sob a direcção de Amelia de Freitas Bevilacqua e Clovis Bevilacqua. Anno I. No. 12. Fevereiro de 1913. IV p. + p. 217—241. Rio de Janeiro 1913. Typ. Besnard Frères.

Vie Internationale, La —. Revue mensuelle des idées, des faits et des organismes internationaux. Tome III, fasc. 10. p. 97—208 + 6 p. Bruxelles 1913. Office Central des Associations Internationales.

Vie Internationale, La —. Revue mensuelle des idées, des faits et des organismes internationaux. Tome III. fasc. 11. p. 209—293 + 16 p. Bruxelles 1913. Office Central des Associations Internationales.

Das religiöse Recht

und

dessen Charakterisierung als Rechtstheologie

Von

Dr. Mordché W. Rapaport.

Mit einem Geleitwort

von

Josef Kohler,

Geh. Justizrat, o. Professor d. R. an der Universität Berlin.

Berlin und Leipzig
Dr. Walther Rothschild
1913

Alle Rechte einschliesslich des Uebersetzungsrechtes vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
Geleitwort	V
1. Der wissenschaftliche Begriff vom religiösen Rechte innerhalb des monotheistischen Religionssystems	1
2. Juristischer Gehalt des religiösen Rechtes; Thesen Jherings und Kohlers	5
3. Identität der Begriffe Recht und Religionsnorm vor der modernen Kulturentwicklung	8
4. Keine moderne Differenzierung innerhalb des engeren Kreises der religiösen Rechtsnormen	11
5. Der Begriff des Rechtes ist juristisch basiert auf den realen Tatsachen, religiös auf der religiösen Wertung des Geschehens	14
6. Wissenschaft und Macht als Begründung der modernen Begriffe von Recht und Gerechtigkeit; bei der religiösen Auffassung basieren letztere auf dem religiösen Glauben .	16
7. Die Objekte des modernen Rechtes sind rein realistische, jene des religiösen Rechtes auch nur religiös vorausgesetzte	19
8. Der Staat als theoretisches Hilfsmittel der modernen Jurisprudenz, ebenso wie die Religion resp. die Kirchengemeinschaft beim religiösen Rechte	22
9. Staatlicher Zwang beim modernen Rechte, religiöser Gewissenszwang beim religiösen Rechte	24
10. Moderne und religiöse Gesetzgebung	27
11. Moderne und religiöse Rechtssprechung	30
12. Moderne und religiöse Exekutive	33

13. Recht und Staat im alten Begriffe des Rechtsstaates entsprechen dem Rechte und der allgemeinen monotheistischen Weltleitung innerhalb der religiösen Auffassung	36
14. Theokratie kein wissenschaftlicher Begriff; keine Theokratie beim israelitischen Volke	38
15. Theokratie religiöser Allmachtbegriff; das Verhältnis von Religion, Kirche und Staat im modernen und im religiösen Leben	41
16. Die Trennung der sog. drei Gewalten im Staate und deren Vereinigung innerhalb der religiösen Rechtsauffassung .	44
17. Die Kirche, der Staat und die Gesellschaft innerhalb der religiösen Auffassung	47
18. Subjektivität und Objektivität im modernen und im religiösen Rechte	50
19. Recht und Pflicht im modernen und im religiösen Rechte	53
20. Die Begriffe des persönlich Objektiven und des Subjektiven in der Absicht nach der religiösen Auffassung	56
21. Pflicht und Schuld nach der modernen Auffassung .	59
22. Die Schuld und ihre Begründung im modernen und im religiösen Rechte	61
23. Die objektive Schuld beim modernen und die subjektive Schuld beim religiösen Rechte; die Strafe	64
24. Restitutions-, Vergeltungs- und Abschreckungstheorien des Strafrechtes in ihrem Verhältnisse zur subjektiven und objektiven Schuld nach den verschiedenen Auffassungen	67
25. Subjektive und objektive Schuld bei der Beurteilung der Strafbarkeit nach modernem und nach religiösem Rechte	70
26. Handlung, Verbrechen und Strafe nach den verschiedenen Straftheorien	73
27. Die moderne und die religiöse Wertung der Strafe folgt der entsprechenden allgemeinen Auffassung vom Rechte: die Rechtstechnik bleibt dieselbe und nur durch die verschiedenen Auffassungen entstehen äussere Änderungen in den Details	76

Geleitwort.

Von

Josef Kohler.

Recht und Religion werden in der nachfolgenden Arbeit vom Standpunkte des aufgeklärten Theisten behandelt. Das Recht als soziales Recht wird eingefügt in das Gebäude der monotheistischen Gotteslehre: das Recht ist der Wille Gottes, sein unverbrüchliches Gebot, und die Zuwiderhandlung als Zuwiderhandlung gegen Gotteswille ist eben die Pflichtwidrigkeit, oder sagen wir die Schuld. Die menschlichen Interessen, für welche das weltliche Recht kämpft, schrumpfen zusammen; entweder nimmt der Gottesgläubige an, dass die objektive Welt so sehr im Ratschlusse Gottes begründet sei, dass die Einwirkungen des Einzelnen als verschwindend zurücktreten, oder, wie es die mittelalterliche Christenheit tat, dass die ganze objektive Welt nichtig und unser weltliches Leben nur eine Vorstufe zu einem ewigen Dasein bilde. Von diesem Standpunkte aus wird der Begriff des subjektiven Rechts zwar nicht ganz unhaltbar, aber er verliert Kraft und Fülle: nur darum respektieren wir den Nächsten, weil es Gott so will, und die ganze Heiligkeit des Eigentums taucht unter in der Heiligkeit des göttlichen Willens, welcher uns vorschreibt, dass wir auf den Nächsten Rücksicht nehmen sollen; und im Strafrecht hat der Erfolg der Tat wenig zu sagen: wesentlich ist der innere Faktor, die Heiligkeit und Unheiligkeit des menschlichen Willens.

Das Verhältniß von Recht und Religion darf aber nicht bloss vom Standpunkte des gläubigen Theismus betrachtet werden; auch der Pantheismus hat sein Recht, und während der Theismus das Gottesgebot als einzige Norm erkennt, so erblickt der Pantheismus an dem ständigen Werden, Blühen und Knospen des Rechtes ein Entstehen und Vergehen des Göttlichen im Menschentum; und an diese Denkart anknüpfend betrachtet der moderne Mensch das Recht als eine Aeusserung des sozialen menschlichen Daseins und seine Gestaltungen als Gestaltungen, die aus der Heiligkeit der menschlichen Kultur hervorgehen. Auf diese Weise enthüllt sich der ganze Zwiespalt zwischen religiösem und weltlichem Recht als der Zwiespalt zwischen Theismus und Pantheismus, ein Zwiespalt, der mit dem Momente hervortrat, als das Christentum geworden ist.

Der Verfasser tut mir Unrecht, wenn er annimmt, ich betrachte das Recht in der Religion und das Religiöse im Recht als etwas zufälliges, als seien diese Rechtswerte durch unvergeistigte geschichtliche Ereignisse geschaffen!

Gerade von meiner Geschichtsauffassung aus sind alle Religionssysteme in inniger Verbindung mit der Rechtsentwicklung zu behandeln, und ihr Einfluss auf das Volks- und Rechtsleben ist nicht ein zufälliger, sondern liegt in dem innersten Wesen des menschlichen Geistes begründet. Die religiöse Auffassung der Bibel, des Judentums, Christentums und Islams ist eben (abgesehen von den pantheistischen Elementen des Christentums) wesentlich theistisch, und die Folgerungen, welche der Verfasser in sehr aner kennenswerter Weise aus diesen Religions systemen zieht, sind Folgerungen aus dem theistischen System, das den Menschen zum Gefäss in der Hand des Schöpfers macht, etwa in der Art des Thomas a Kempis, oder auch in der Art Calvins, der mit eiserner Konsequenz bei der Prädestinationslehre angelangt ist; und so kommen wir denn auch zum Rechtssatz als zum unverbrüchlichen Gotteswillen und verstehen, wie namentlich der Islam mit seinem heiligen Buch einen scharfen Pflock in das Gefüge des fortschreitenden

Lebens schlägt, indem hier Gebote geschrieben sind, die für alle Zeiten gelten sollen; — eine Erscheinung, die nur gemässigt wird durch die Möglichkeit der ausweichenden Interpretation und durch die Möglichkeit eines quasipräsidentischen Nebenrechtes, das auch in den Islamstaaten neben dem göttlichen Rechte aufgetreten ist.

In gleicher Weise hat auch der Talmud in seinem Rechte ein reiches Mass späterer menschlicher Einsicht neben die unverbrüchlichen Gebote der Bibel gesetzt und durch viele scharfsinnige Interpretationen dem modernen Leben Bahn verschafft, während das Christentum von Anfang an pantheistische Elemente in sich aufnahm, und der Streit des platonischen Pantheismus mit der theistischen Richtung des Aristoteles hat in die christliche Lehre ein reges Leben gebracht, von dem auch das Recht befruchtet worden ist.

Eine Institution, in welcher die Religion in das Leben eintritt und die Form des säkulären Rechts annimmt, ist von jeher die Kirche gewesen. Gerade dass diese göttliche Einrichtung sich verweltlicht, sich in weltliche Organisationen kleidet und an dem menschlichen Rechte teilnimmt, ist die Eigenart der Kirche im Gegensatz zur Religion. Die Kirche, die eigentlich über dem weltlichen Rechte steht, nimmt das weltliche Recht an und verschwistert sich mit ihm. Aber noch verleugnet sie im Christentum die Unmittelbarkeit der religiösen Einwirkung nicht; zwar hat das Judentum den Ordalismus längst beschränkt oder fast aufgehoben, das Christentum aber hat Jahrhunderte lang dem Gottesurteil stattgegeben und erst im 13. Jahrhundert ihm eine definitive Absage erteilt. Und noch erkennt das Christentum heutzutage in den Sakramenten ein ständiges Wirken des Göttlichen an, und gerade diesen Sakramenten hat man rechtliche Einwirkung gestattet, so vor allem im Institut der Ehe: die Ehe wurde von der katholischen Kirche als ein unmittelbar göttliches Institut behandelt, bei dem die Gottheit in das Recht einwirkt und das Recht gestaltet. Und ebenso ist der Eid lange Zeit eine echt religiöse Einrichtung geblieben, und erst die neuere Zeit hat

ihn allmählich säkularisiert. Die Kirche hat daher im Christentum trotz ihrer menschlichen Organisation die wesentliche Göttlichkeit nicht abgestreift. Der Verweltlichung trat die Unmittelbarkeit göttliche Einwirkung entgegen.

Hiernach ist das Verhältnis von Religion und Recht überall da, wo pantheistische Elemente hineinwirken, ein anderes als der Verfasser darstellt. Der Widerspruch zwischen Gott und Welt verschwindet, und die menschlichen Interessen, wie z. B. bei der Ehe treten in unmittelbare Beziehung zu der göttlichen Wirksamkeit. Es ist nicht mehr das starre Gottesgebot, welches das Recht beherrscht, sondern es ist die den ganzen Menschen ergreifende Gotteinigheit, welche hier zutage tritt, und die menschlichen und göttlichen Interessen sind eins.

Ein Punkt ist noch hervorzuheben: die Diskussion über rituelle Fragen und über die Details des Kultus hat sicher die Technik der Jurisprudenz geschaffen und es bewirkt, dass die Erörterung technisch juristischer Fragen zur Geisteskultur der denkenden Menschheit wurde. Wenn die indischen Vedaofer an ein genaues Ritual geknüpft waren, so mussten hier oftmals schwere Fragen auftreten, ob das Ritual so oder so zu gestalten sei, ansonst das Gottheitsopfer entwertet war: aus diesen religiösen Details sind allmählich die Rechtsdiskussionen hervorgegangen. Ebenso wäre die römische Jurisprudenz schwerlich geworden, wenn nicht der etruskische Kultus mit seinen vielen heiklen Fragen das Interesse an derartigen Feinheiten geweckt hätte. Es ist kein Zufall, dass Inder und Römer die einzigen Völker waren, welche von sich aus, in ihrem eigenen Schosse, eine eigentliche Rechtswissenschaft entwickelt haben.

So sind wir vom Gebiete des aufgeklärten Monotheismus allerdings weit abgekommen; wir wollten zeigen, dass auch in anderen Religionssystemen wesentliche Triebkräfte des Rechts enthalten sind und dass das moderne Recht nicht etwa ein irreligiöses ist, dass es eben in der pantheistischen Weltanschauung wurzelt. Dem Verfasser muss man aber Dank

wissen, dass er die eine Art des religiösen Rechtes so gründlich durchforscht und ein für allemal den Irrtum zerstört hat, als ob es eine Zeit mit Religion und ohne Recht gegeben habe. So lange Menschen leben, haben Religion und Recht zusammen existiert, wenn auch das Recht ganz andere Wege verfolgt hat als die heutige Zeit mit ihren Anschauungen. Man muss ein für allemal mit der Ihering'schen Scheinphilosophie des Zweckes brechen, denn nicht die Zweckräsonnements vom Standpunkte der heutigen Kultur aus sind die Gestalter des Rechtes: das Recht ist nur aus der Geschichtsphilosophie Hegels zu verstehen.

1.

Über den Begriff des Rechtes im Allgemeinen, sowie über die Differenzierung der einzelnen Disziplinen innerhalb des Gesamtbegriffes des Rechtes, werden von den verschiedenen Gelehrten fortwährend grössere und kleinere Arbeiten veröffentlicht, so dass darüber bereits feste Definitionen sich gebildet haben, zumindest aber solche fortwährend in Bildung begriffen sind. Über dieses engere innere Reich der Rechtswissenschaft soll hier weiter nicht abgehandelt werden, nur die Grenzmarken des Rechtes, jene Gebiete, die teilweise nur in den Bereich der Rechtswissenschaft hineingehören teilweise aber noch immer auch in anderen Kreisen ihre Basis und ihre Stützen haben, von diesen soll hier ein Gebiet erforscht werden, zumindest einer Untersuchung unterzogen werden, nämlich das sogenannte „Religiöse Recht“.

Sogar in den zivilisiertesten Staaten Europas findet man sog. Kirchenrechte, deren Einreihung in die Rechtsdisziplinen, trotz Windungen und Krümmungen, nur sehr schwer wissenschaftlich durchzuführen ist. In den Staaten des Orientes, in den Ländern der nichtchristlichen Welt, in den Rechten der Vergangenheit, speziell aber in den Rechten des Altertums und in den aus jener Zeit stammenden Rechten der Juden, der Bibel und des Talmuds, begegnet man fast auf jedem Schritte einem Rechte, das mit dem Massstabe des modernen Rechtes nicht gemessen werden kann.

Auch die jüngste Disziplin der Rechtswissenschaft, die vergleichende Rechtswissenschaft, bringt mit unermüdlichem Fleisse immer wieder aus der Tiefe des menschlichen Lebens, aus den unzugänglichsten weil unzivilisierten Kreisen der Menschheit, neue Schätze an die wissenschaftliche Oberfläche, allein auch dieses Material kann nicht voll und ganz der Rechtswissenschaft einverleibt werden, weil auch hier auf jedem Schritte, im Grenzgebiete zwischen Recht und Ethnologie Erscheinungen zum Ausdrucke kommen, die den Rechtscharakter dieser Normen mindern.

Auch hier fehlt die Verbindung, der Übergang zum Rechte, der in einer systematischen Weise entwickelt und durchgeführt wäre; auch hier ist das Religiöse, das religiöse Recht, die eigentliche Brücke zur Rechtswissenschaft, weil bei den nichtzivilisierten Völkern ohne Ausnahme in dem Geistesleben, die Religion vorherrscht.

Das biblische Recht z. B. ist ein religiöses Recht.

Der Unterschied zwischen dem religiösen und dem modernen Rechte besteht dem Principe nach darin, dass, während das moderne Recht ebenso wie das römische Recht die menschlichen Zwecke in juristische Formen umsetzt, das religiöse Recht einem ausserhalb der Menschen liegenden Factor, der Religion, untergeordnet wird, indem hier nur die Zwecke der Religion in juristischen Formen ausgedrückt werden.

Zwar ist auch die Religion in erster Reihe eine soziale Institution, deren Streben dahin geht, die ihr gehorchenden sozialen Schichten in eine geordnete soziale Einheit zusammenzufassen, in welcher für die Bedürfnisse des Einzelnen wie der Allgemeinheit Vorsorge getroffen ist: indirekt würde also auch das religiöse Recht nur die menschlichen Zwecke in Formeln bringen.

Allein in dieser Mittelbarkeit, in der Religion, die erst dem religiösen Rechte seine Weihe verleiht, liegt der grosse Unterschied dieser beiden Arten des Rechtes.

Der erste effektive Unterschied liegt in der eben erwähnten Weihe des Rechtes: das römische sowie das moderne Recht erhält seinen höheren Charakter, weil der Einzelne in ihm die entsprechende Form für die Regelung der menschlichen Interessen achtet; das religiöse Recht erhält seine Weihe, weil die Religion es gutheisst, ohne Rücksicht darauf, ob die menschlichen Zwecke dabei erfüllt werden.

Vom Standpunkte des modernen Rechtes müsste also dem religiösen Rechte sein Rechtscharakter ganz abgesprochen werden, denn die Religion als solche kann die Ziele der Jurisprudenz als ein Ideal nicht anerkennen; auch will die Religion selbst, unter gar keinen Voraussetzungen als ein reiner Menschenzweck anerkannt werden.

Diesem Übelstande wird dadurch abgeholfen, dass die Jurisprudenz bei Betrachtung des religiösen Rechtes, das religiöse Moment ganz eliminiert und nur die einzelnen Formeln dieses Rechtes, insofern diese auf ein juristisches Gebiet sich erstrecken, ihren Forschungen unterzieht; die einzelnen Normen des religiösen Rechtes, nicht das religiöse Recht in seiner Totalität ist das Objekt der juristischen Forschung.

Allein ein solcher Übelstand kehrt sofort wieder, wenn man diese juristische Forschung des religiösen Rechtes vom Standpunkte eben dieses religiösen Rechtes selbst beurteilt; hier gilt die Beurteilung der Normen vom Standpunkte ihres Nutzens für die Menschen allein, als eine Entweihung ihres höheren Charakters; ja noch mehr, ein solcher rein menschlicher Standpunkt wird als Maassstab vom religiösen Recht nicht nur nicht anerkannt, sondern überhaupt geleugnet: rein menschliche Zwecke gebe es überhaupt nicht, denn der Mensch hat einen Wert nur in seinem Anschlusse an Gott. Aber auch hier wird dem Übelstande durch ein Kompromiss abgeholfen; die Untersuchung ist wohl wissenschaftlich nur auf die angeführte Basis zulässig, allein die wahre, wirkliche Basis des religiösen Rechtes, im Sinne seines eigenen Standpunktes, liegt nicht in der Beurteilung von Seiten des beschränkten Menschenverstandes, sondern in seiner religiösen Basis.

Eine Forschung auf dem Gebiete des religiösen Rechtes bewegt sich daher auf einem durch zwei Kompromisse begrenzten Gebiete: die Jurisprudenz greift nur jene Normen heraus, die ihr entsprechen; das religiöse Recht bietet nur dort eine Zurückführung seiner Normen auf menschliche Zwecke, wo es grade möglich ist, oft kleidet es aber eine rein juridische Norm in eine Hülle, die diesen Charakter der Norm ganz verdeckt.

Es gibt also Normen, die von einer juristischen Forschung ausgeschlossen sind, weil die Jurisprudenz sie als fremd bezeichnet; es gibt eben auch Normen, denen der juristische Charakter fehlt, weil die religiöse Schale den juristischen Kern verdeckt.

Das auf diese Weise doppelt gesiebte religiöse Recht ist erst das wirkliche Objekt der juristischen Forschung. Diese Aufgabe ist ziemlich leicht bei der Behandlung eines bestimmten Rechtsgebietes; denn durch diese Beschränkung ist schon a-priori die oberwähnte Scheidung zwischen den einzelnen Normen aus dem Forschungsgebiete entfernt. Wenn aber ein religiöses Recht in seiner Totalität behandelt werden soll, dann muss auch immer die Frage aufgeworfen werden, ob es denn nicht auch solche Normen, ja ganze Rechtsinstitutionen gebe, die aus ihrer Schale herausgeholt werden müssen, um an den ihnen gebührenden Platz gesetzt zu werden. Ein solches Unternehmen ist ein wissenschaftliches Wagnis, denn es erscheint als eine Änderung des Wertes, als eine Verschiebung der Beurteilung, kurz als eine Umwertung der Begriffe: allein solche Wagnisse müssen oft unternommen werden, wenn es sich um die Entwicklung eines Gesamtbildes handelt, denn sehr oft sind die Lücken eines Bildes nichts mehr als die Folgen eines Mangels in der Sehkraft des Betrachtenden.

Das religiöse Recht soll hier eben in seiner Gesamtheit dargestellt werden, dies wird in erster Reihe dem biblischen Rechte zu statten kommen, da seine ihm oft beigelegten Mängel zum grossen Teile nur aus dem Vorherrschen dieser beiden Kompromissbegrenzungen entstanden sind: aprio-

ristische wissenschaftliche Annahmen haben oft dieselbe Wirkung, wie administrative Imperative für ein richterliches Urteil: der Richter weiss wohl, was Recht ist, aber er kann es nicht zum Ausdruck bringen.

Freier Spielraum für das richterliche Ermessen ist das Losungswort der modernen Jurisprudenz; Aufhebung der Schranken der wissenschaftlichen Forschung soll auch das Losungswort für die juristischen Untersuchungen sein.

Unkenntnis und Voreingenommenheit sind sehr oft als Paten bei der Forschung über das religiöse Recht gestanden; auch für die Wissenden und Wahrheitssuchenden haben sich daraus Forschungsgrenzen entwickelt, die wie hohe Mauern den Einblick verwehren. Sie mögen fallen! Das Fremdartige des biblischen Rechtes möge mit dem Sinne, nicht mit der Formel der Jurisprudenz gemessen werden! Es wird dann eine neue Welt erscheinen, wohl mit einem andern Kite verbunden als man es sonst gewöhnt ist, — aber eine ganze geschlossene Rechtswelt

2.

Gibt es einen religiösen Rechtsbegriff? Diese Frage muss vorher einer Lösung zugeführt werden, bevor an die Erklärung der einzelnen Institutionen des religiösen Rechtes geschritten werden darf.

Rechtsnormen und Rechtsbegriff sind zwei ganz verschiedene Dinge. Es können von irgend einem Prinzip aus Normen erlassen werden, die, weil sie sich auf dem von der Jurisprudenz beherrschten Gebiete bewegen, als Normen des Rechtes wissenschaftlich behandelt werden, ohne dass dieser Ausgangspunkt ein juristischer wäre.

Es kann auch in einer sozialen Verbindung ein Rechtsbegriff sich entwickeln, der zu keinen Rechtsnormen geführt hat; die Ursache können konkurrierende soziale Verhältnisse dieser Menschengruppe sein, z. B. ein fremder Staatszwang.

Bei der Erörterung des religiösen Rechtes, das im Sinne des vorigen Kapitels unter verschiedenartigen Beschränkungen

unternommen werden muss, ist die Frage in beiden Formen aufzuwerfen: Sind die Normen des religiösen Rechts nur deshalb Rechtsnormen, weil die Jurisprudenz sie auf ihrem Gebiete vorgefunden und akzeptiert hat, ohne dass diese Normen von einem rechtswissenschaftlichen Standpunkte aus entstanden und entwickelt worden wären; und die zweite Form: besteht auch innerhalb des religiösen Lebens ein selbstständiger Rechtsbegriff, der überall latent vorherrscht, auch dort wo er keine Normen geschaffen hat. Es ist auch ein Mittelweg möglich: man kann sagen, dass dort, wo Normen bestehen, auch der Begriff vorhanden ist, dass aber kein Begriff existiert, wo die Normen fehlen; das würde für das religiöse Recht bedeuten, dass die Religion nur dort einen Rechtsbegriff zulässt, wo sie solche Normen geschaffen hat — wo eine Rechtsnorm nicht vorliegt, dort herrsche Religion, nicht Recht.

Diese Auffassungen werden in der neuesten Zeit, hauptsächlich durch die Forschungen Jherings, von der Wissenschaft bevorzugt; nach Jhering gab es zuerst Religion, dann sonderte sich die Sitte als selbständige Kategorie neben der Religion ab, später die Moral und noch später das Recht, so dass der Rechtsbegriff erst ein Produkt späterer Zeit ist, den höchstens die praktischen Römer teilweise vorgeahnt haben.

Es würde zu weit führen, hier alles genau auszuführen, was der grosse Meister des römischen Rechtes für diese seine These angeführt hat, und was erst seine Schüler, — man kann ruhig sagen, seine Schule, — noch zur Begründung dieser These beigetragen haben. Diese einzeln zu widerlegen, würde eine ebenso grosse Literatur dagegen erfordern, wie eine solche für diese These vorhanden ist.

Hier kann nur kurz gesagt werden: für das religiöse Recht der Bibel trifft diese These nicht zu.

Jhering und seine Schule geben wohl zu, dass es im allgemeinen, und speziell in der Bibel, Normen gibt, die in jeder Beziehung die von ihnen geforderten Merkmale des Rechtes besitzen; allein dieses hindert sie trotzdem nicht, diesen

Normen jeden Rechtscharakter abzuerkennen, einzig und allein aus dem Grunde, weil diese nicht auf Basis des reinen Rechtes, und nur auf jener der Religion entstanden sind: die Erforschung des religiösen Rechtes, die Erforschung des gesamten orientalischen Rechtes, das eben zum grössten Teile auf die Religion basiert, hätte also im Sinne dieses extremen Standpunktes gar keinen Wert für die Jurisprudenz.

Die vergleichende Rechtswissenschaft und der geistige Führer derselben, Kohler, vertritt einen andern Standpunkt, dass nämlich auch die religiösen Gläubigen, auch die Orientalen, auch die Menschen der Vergangenheit ein Rechtsdenken besitzen und besessen haben, und dass sie daher auch Rechtsnormen, sogar Rechtsbegriffe entwickeln können, und auch solche tatsächlich zu entwickeln verstanden haben. Nur sollen diese Dinge, diese Erscheinungen keine logischen Folgen des Zusammenlebens dieser Völker, dieser Menschen gewesen sein: sind Rechtsgedanken und Rechtswerte entstanden, so sind diese nur dem Zufalle zuzuschreiben, der auch in jenen Kreisen logisch, d. i. rechtlich, denkende Menschen hervorzubringen pflegte.

Auch das religiöse Recht wäre also nur zufällig mit effektiven Rechtswerten verbunden und vereinigt; die Existenz juridischer Gedanken im religiösen Rechte seien kaum einem positiv in diese Richtung wirkenden Einflusse zuzuschreiben.

Um also innerhalb eines religiösen Rechtes das spezifisch Juridische vom Nichtjuridischen zu unterscheiden, müsste daher auch nach dieser Auffassung der reine Massstab des Rechtes herangezogen werden, und nach diesem, der aprioristisch hier vorausgesetzt wäre, müsste dann die Beurteilung erfolgen; der oben angeführte Mittelweg.

Die Frage ist nur, ob auch diese Auffassung ebenso wie jene Jherings unbedingt auch die Existenz des Rechtes als vorhergehend verlangt, ob dieser Rechtsmassstab auch der Zeit nach vor dem zu beurteilenden religiösen Rechte vorhanden gewesen sein muss, oder ob es genügt, wenn dieser

Rechtsmassstab erst nachträglich mit der allgemeinen Menschenkultur auf die Welt gekommen ist.

Jhering verlangt dieses bedingungslos; dass unbedingt zuerst die Kultur und erst dann, später, das Rechtsdenken entstanden wäre.

Allein dieser Standpunkt ist nicht richtig, wenigstens nicht für den Bereich der Bibel, denn hier gilt der Satz: zuerst war das Recht und dann erst kam die Sitte, die Kultur.

Wenn man die genialen Erörterungen Jherings verfolgt und die ganze Skala der sozialen Verhältnisse betrachtet, die dieser Meister uns vorführt, so muss man ausrufen: wahrlich, es ist eine Arbeit, eines solchen Meisters würdig.

Aber eines sollte man nicht unterlassen beizufügen: eine solche scharfe Differenzierung, eine solche Scheidung der Begriffe ist würdig nur eines Meisters — den gewöhnlichen Menschenkindern, den Männern, die vor Jahrtausenden lebten, den Völkern, die eine solche juristische Schulung nicht durchgemacht haben, diesen fehlt der Begriff für die Kompliziertheit der sozialen Verhältnisse, ihnen fehlt das Gefühl für die feinen Bande des sozialen Gewebes, denen fehlt das Verständnis einer Verpflichtung für alles, was nicht absolut verbindlich ist; sie kennen nur ein Band, nur eine Verpflichtung, nur eine Art von Normen, und dies ist — das Recht.

3.

Welche Stellung nimmt nun der Rechtsbegriff, innerhalb des religiösen Lebens, im Rahmen der Bibel, ein?

Je weiter der Rückblick sich ausdehnt, je entfernter die Zeiten von uns liegen, deren Auffassungserscheinungen untersucht werden sollen, desto mehr verschwindet die Scheidengrenze zwischen den Begriffen der Religion und des Rechtes: am Anfange gibt es nur einen Begriff, der mit verschiedenen Namen bezeichnet wird, bald mit Religion, bald mit Recht.

In den Urzeiten konnte es auch gar nicht anders sein. Man wolle sich nur jene Zeiten vergegenwärtigen: die sozialen Massen waren entweder in ganz kleine Gemeinschaften

gruppiert und aufgelöst, oder die Macht, der Terror, die Grausamkeit eines Despoten machte ihn eine grosse Landstrecke untertänig, die er und seine seiner würdigen Beamten nach Herzenslust ausbeuteten, ausplünderten, ausraubten.

Dass keine wie immer genannten Normen diese Willkür beengte hat die Geschichte in all ihren Mittheilungen gelehrt; in jenen Zeiten fehlte die erst im kameralistischen Zeitalter aufgekommene Idee, dass der Regent die Regierten ebenso wie seine Herde schonen soll, damit die gut genährten Kühe und Schafe bessere Milch und wertvollere Wolle liefern könnten.

Diese Einsicht fehlte und fehlt noch heute in vielen Gegenden des Orientes; das Wohl der Untertanen war also kein anzustrebender Zweck für den Regenten und für die oberen Volksschichten, die das Volk beherrschten. Es bezeugt am besten die allgemeine Regel die Ausnahme, die in Babylon Hammurabi machen wollte; dieser weisse Rabe hat wohl versucht, Gesetze zu geben, aber eine Herrschaft des Gesetzes einzuführen, dazu fehlte ihm in jener Zeit alles: Beamten, geordnete Staatsmacht, eine rechtsuchende und eine rechtwünschende Bevölkerung.

Noch ärger war es in den selbständigen kleinen Gemeinschaften; ihre gegenseitige Verbindung war sehr lose; zur Vorherrschaft genügte eine kleine Militärmacht, zur Herrschaft in einer Gemeinschaft genügte oft ein grosser Geldbeutel oder eine an Männern reiche Familie. Wer sollte, wer konnte dort Recht und Gesetz pflegen und bewahren, wenn dieses Recht mit dem Streben auftreten würde, das Wohl aller einzelnen Menschen zu wahren und zu schützen? Die Polis war der Moloch, der die Persönlichkeit der Individuen total verschlang.

Ein Recht, dessen Weihe in dem Wohle der einzelnen Mitglieder der Gemeinschaften liegt, ein solches Recht konnte im Altertume im Oriente, weder in den Despotien noch in den kleinen Gemeinschaften aufkommen.

Aber auch damals existierte eine Macht, die sowohl die Mächtigsten wie die Schwächsten gleichmässig beherrschte:

die Furcht vor der Schicksalsänderung. Der Tod zerstörte das Leben, eine Seuche, ein Feuer vernichtete allen Reichtum; ein Krieg entschied über ganze Gemeinwesen und oft waren es minimale Begebenheiten, die den Ausgang beeinflussten.

Wer leitete diese unwiderstehlichen, unbeherrschbaren Kraftmittel? Vor ihm beugte sich alles, vor ihm zitterten alle, der Herrscher und sein Knecht, der Einsame und der in geschlossener Kolonne marschierende Soldat, alle beteten, flehten zu diesem Einen — zu Gott.

Gott vermochte alles; wer in seinem Namen gebot, herrschte im Namen des Allmächtigen: was in seinem Namen geschehen sollte, dem konnte niemand widerstehen, dieses existierte, wie Spinoza es später benannte, *causa sui*; in sich selbst hatte es seine Berechtigung, es benötigte keinen Hinweis auf bestimmte Ziele, es brauchte keine Begründung. Die Gesamtheit dessen, was die Persönlichkeit Gottes ausstrahlte, wurde Religion genannt; die einzelnen Strahlen, die ins soziale Leben eindringen, wurden mit Jubel begrüßt — waren es doch die einzigen Normen, die eine wirkliche Gültigkeit aufweisen konnten. Jener Teil der Religion, der ins soziale Leben eingriff, wurde dann Recht geheissen.

Wohlgemerkt: dieser soziale Kreis umfasste auch die Persönlichkeit Gottes. Der Unterschied zwischen Religion und religiösem Recht war jener, wie zwischen Tatsache und Norm, zwischen dem Materiellen und dem Geistigen, wenn die philosophische Terminologie hier angeführt werden soll.

Durch die Religion erhielten alle ihre Institutionen die Macht der Tatsachen, sie erreichten die grosse höchste Stufe des Materiellwirklichen: das Religiöse und das Natürliche waren beide in der Auffassung dieser Menschen gleichmässig wirklich vorhanden in effektiver, materieller Form.

Die Beziehungen zwischen all den verschiedenen Gliedern der so geschaffenen Welt der Tatsachen ordneten die religiösen Normen, und diese religiösen Normen wurden Recht geheissen, waren das Recht jener Zeiten.

Religion und Recht — den Menschen jener Zeit waren sie die Bezeichnungen für Erscheinung und Verhältnis, für Existenz und Relation; diese Verhältnisse der Erscheinungen, diese Relationen der Existenzen waren ihnen nicht als eine von aussen hineingetragene Macht erschienen, sondern auch diese waren religiös geformt, das heisst, für jene Menschen religiös gegeben. Auch diese Beziehungen, diese Relationen, diese Normen, waren religiös: diese Welt von geistig vorhandenen Beziehungen war ihnen die Welt des Rechtes; die Wissenschaft nennt diese Welt — die Welt des religiösen Rechtes.

4.

Wo bleibt nun aber die Handlungsfreiheit des Menschen, wenn er nur ein Rad in der vom Rechte geordneten sozialen Maschine ist? Lässt das religiöse Recht dem Menschen seine freie Bewegung? Diese Frage läuft nicht auf den uralten Zwiespalt zwischen Vorsehung und Willensfreiheit hinaus, denn Vorsehung ist ein Dogma der Religion; im Rahmen des religiösen Rechtes wird diese auch von Religionswegen eliminiert, wenigstens aber umgangen.

Das religiöse Recht anerkennt eine Bewegungsfreiheit des Menschen: es räumt ihm eine volle Handlungsfreiheit ein ausserhalb des durch die Normen beherrschten Gebietes.

Hier muss sofort noch ein grosser Unterschied hervorgehoben werden, der zwischen einem modernen Menschen der europäischen Kulturwelt und einem Orientalen oder einem Menschen jener alten Zeiten besteht. Der moderne Mensch kennt eine Unmasse von Normen; nicht nur das Recht, sondern auch die Religion, die Nationalität, die Sitte, die Sittlichkeit, die Mode, der Stand und zahlreiche andere Momente bilden für ihn den Ausgangspunkt von Normen, mit welchen er wie mit einem Füllhorne — nicht immer zu seinem Glücke — überschüttet und überhäuft ist.

Der Orientale, der Mensch der alten vergangenen Zeiten kennt eine solch grosse Anzahl von Normen nicht; er anerkennt

nicht den Ausgangspunkt dieser Normen und in Konsequenz dessen existieren diese Normen für ihn überhaupt nicht. Er begnügt sich mit einer kleineren Anzahl von Normen; aber diese Normen, die er anerkennt, die schätzt er hoch, die befolgt er, die gelten für ihn als eine unbedingte heilige Macht.

Der moderne Mensch wird durch die wahre Flut von Normen fast in allen Schritten gelähmt, wenigstens aber behindert; er ist daher gezwungen, sich oft über die eine oder die andere Art von Normen hinwegzusetzen; er tut es auch und zuweilen verliert er dann jedes Mass für die Beurteilung der von ihm zu verwerfenden Normen. Der Orientale ist, der Mann der vergangenen Zeiten war in dieser Beziehung viel konsequenter; er akzeptiert nur wenig Normen, was er aber anerkennt, darüber erlaubt er sich kein weiteres Urteil. Fast alle seine Normen sind in seinem religiösen Recht enthalten, so dass oft Norm und religiöses Recht bei ihm Synonyme sind. Viele Normen wieder, die der Orientale als sein religiöses Recht betrachtet, gelten dem modernen Europäer nicht nur als kein Recht, als kein Religionsgebot, als keine Sittlichkeitsvorschrift, sondern als Sitte, als Gebrauch, als Gewohnheit, die er, der Europäer, oft verwirft. Je weiter die Kultur fortschreitet, desto mehr werden viele solcher religiösen Normen von ihm degradiert; diese religiösen Normen werden vom Europäer solchen Normenkreisen zugewiesen, die er übertreten kann oder wenigstens in einer kleineren oder grösseren Zwangslage übertreten darf.

Und nun kommen viele Europäer, darunter auch Männer der Wissenschaft zu dem falschen Schlusse, dass alle Normen, die sie als religiöse Sitten, Gebräuche und auch als religiöses Recht rubriziert haben, dem Orientalen, dem Menschen der vergangenen Zeiten als festes, unwandelbares, unveränderliches religiöses Recht gilt oder gegolten habe. Da ein striktes genaues Befolgen all dieser Normen unmöglich ist, so passt der moderne Europäer dem Orientalen, dem Menschen der längstverflossenen Zeiten, seine eigene moderne europäische Denkweise an und teilt ihm diese seine Normen in Sitten, Gebräuche

und Rechte ein, wodurch er dem Orientalen die Freiheit zu gewähren glaubt, ebenso wie er, der Europäer, über anerkannte Normen sich hinwegsetzen zu dürfen.

Ein kerndeutsches Sprichwort besagt: wer den Dichter will verstehen, der muss in des Dichters Lande gehen; wohl wäre der dargestellte Übelstand vorhanden, wenn der Orientale eine solche Unmasse von Normen haben würde, vielleicht würde dann der Orientale zu denselben Konsequenzen wie der Europäer gelangen, d. i. zur Einteilung der Normen in Recht, Sitte, Gebrauch, usw.; allein dieser Übelstand ist gar nicht vorhanden.

Die Religion stellt nur eine relativ beschränkte Zahl von Normen auf; ihr Räderwerk, um in der eingangs angenommenen bildlichen Darstellung zu sprechen, ist nicht so kompliziert, nicht so vielseitig, nicht so allseitig mit der genauesten Präzision durchgeführt, dass einem jeden Rade der sozialen Maschine jede und alle freie Bewegung geraubt wäre. Je weiter wir zurückgreifen, je entfernter der Ausgangspunkt dieser Normen von uns liegt, desto weniger ist die Anzahl dieser Normen, desto strenger wird deren Rechtscharakter nach allen Seiten hin gewahrt und geachtet. Mit der strikten Beobachtung der vorhandenen Normen geht aber die volle Anerkennung der menschlichen Handlungsfreiheit ausserhalb des Bannkreises dieser Normen überein.

Im Verlaufe der Zeit dringt auch hier die Kultur vor, sie führt zu Erläuterungen der Normen; diese Erläuterungen erlangen bald selbst den Charakter als Rechtsnormen, dann kommen Erläuterungen dieser Erläuterungen, der Vorfall wiederholt sich, die Zahl der Normen wird immer grösser, der Bereich der menschlichen Handlungsfreiheit immer kleiner und enger begrenzt. Das Schlussresultat ist aber nicht eine bequeme Zurechtlegung, Rubrizierung auf die angeführte europäische Weise, sondern ein endlicher Stillstand in der Ausbreitung der Normen oder die effective Durchführung der Normenherrschaft als Recht auf ein grösseres Gebiet des menschlichen Lebens.

5.

Innerhalb des religiösen Lebens ist das Recht der Kitt, der Alles und Jedes zusammenhält; überhaupt ist der Moment der Verbindung zweier Gegenstände, zweier oder mehrerer Tatsachen das charakteristische Merkmal des religiösen Rechtes.

Was ist aber das Recht in der Auffassung des modernen Menschen? Was ist Recht, nach der wissenschaftlichen Erforschung der Jurisprudenz?

Es ist ganz eigentümlich, dass die Jurisprudenz auf diese so einfache Frage, die dem logischen Gedankengange nach, als erste zu lösende Aufgabe gelten soll, dass die Wissenschaft auf diese Frage keine Antwort besitzt; über das Wesen des Rechtes gibt es keine Definition, keine auch nur teilweise erschöpfende Erklärung. Die Rechtsforscher sind nur bestrebt, Merkmale zu finden, die das Recht charakterisieren; nach Ermittlung einiger solcher Momente erhalten sie eine Definition des Rechtes, in welcher diese Merkmale die Existenz und das Wesen des Rechtes bezeichnen.

Ganz abgesehen von der eigentümlichen Logik einer solchen Forschungsweise, herrscht auch über die Natur, über die Anzahl, über die Richtigkeit dieser Merkmale die grösste Uneinigkeit zwischen den Gelehrten; man verweist diese Frage ins Gebiet der Philosophie, sie bildet den Kern der Rechtsphilosophie, aber — damit ist sie auch weiter noch immer nicht beantwortet.

„Der Mangel eines festen Rechtsbegriffes pflegt sich wenig fühlbar zu machen, so lange es sich um das geltende Recht handelt“, heisst es in einem Artikel einer hervorragenden Zeitschrift, durch welchen das Programm derselben erläutert werden soll. „Geltendes Recht“ das ist die Umschreibung, wo die direkte Erklärung versagt; durch seine Geltung als Recht soll dieses Recht seinen Befähigungsnachweis als Recht erhalten haben. Es ist dieses ein Gedankenzirkel, aber trotzdem kein *circulus vitiosus*. Dieser Zirkel besagt, dass die Theorie keine Definition für das Recht besitzt, die Praxis aber der eigentliche Werkmeister des Rechtes ist: was als Recht gelten

kann, das ist Recht. Damit entschlüpft aber diese Frage dem Gebiete der Jurisprudenz und taucht als Frage des sozialen Lebens auf: Das soziale Leben entscheidet, was Recht ist.

Man werfe hier nicht ein, dass der Begriff des sog. sozialen Lebens wiederum eine zweite Umschreibung an Stelle der ersten setzt; dieses ist nicht der Fall, das soziale Zusammenleben ist eine, ist die Wirklichkeit, das Recht als Begriff aber ein Abstraktum.

Dieses soziale Leben ist ein, aus vielen zahllosen Einheiten, zusammengesetztes Ganzes; es ist, um bildlich zu reden, eine Maschine, die aus zahllosen Rädern und Rädchen zusammengestellt ist.

Das Ganze ist das soziale Leben; was aber verbindet die einzelnen Teile mit einander? was stellt jedes einzelne Glied an seinen Platz, dass das Ganze funktionieren könnte?

Die Normen sind es, die diese Ordnungsarbeit bewirken; sie schliessen die Teile zum Ganzen zusammen, sie bilden den Kitt des sozialen Lebens.

Innerhalb des sozialen Lebens gibt es verschiedene Ordnungsarbeiten, die durch Normen besorgt werden; die wichtigste, oder besser ausgedrückt, die stärkste und massgebende ist die sog. Rechtsordnung. Dieser Ausdruck ist auf dem Gebiete der Rechtsphilosophie ebenso eingebürgert, wie Recht und geltendes Recht; die Rechtsordnung bildet das dritte Glied dieser wissenschaftlichen Kette.

Was unterscheidet nun im sozialen Leben die Rechtsordnung von den anderen Ordnungen der Sitte, Moral und andere? Das Bewusstsein der Menschen, dass ohne diese Rechtsordnung die Basis des sozialen Lebens und dieses selbst zusammenstürzt. Die Rechtsordnung ist für den modernen Menschen der Zusammenschluss jener Einzelteile des sozialen Lebens, die nach seiner Auffassung aneinander angereiht sein müssen, die auf dem ihnen bestimmten Platze unter allen Umständen unverrückbar sein sollen, deren Zusammenschluss ebenso notwendig ist wie die Existenz dieser Dinge selbst.

Wenn eine Norm diesen Beweis ihrer Wichtigkeit durch ihre Geltung erbracht hat, dann ist diese Norm eine Rechtsnorm, sie ist — Recht.

Fasst man das Gesagte kurz zusammen, so kann man sagen: die Wissenschaft, sowie der moderne Mensch sucht das Kriterium des Rechts auf dem Gebiete der Realität; er erreicht es auf die Weise, dass er einer Norm Geltung verschafft und nachträglich beurteilt, ob diese Norm ein unbedingtes Erfordernis des sozialen Lebens ist; zuweilen setzten sie dieses im vornhinein von manchen Normen voraus, allein der spätere Massstab der Wirklichkeit verleiht erst der Norm den Rechtscharakter.

Dieses ist aber der Punkt, der das moderne Recht vom religiösen Recht trennt und scheidet: der moderne Mensch stellt dieselben Ansprüche an das Recht wie der Orientale und der Mann der vergangenen Zeiten, beide sind der Meinung, dass das Recht die notwendige Relation der Dinge zu einander ist — nur verlangt der moderne Mensch die wirkliche durch Tatsachen erwiesene Notwendigkeit, der Orientale, der Gläubige, der Mann des vergangenen religiösen Zeitalters, die Bibel aber verlangt die religiöse Notwendigkeit, d. h. die Dekretierung, die Anerkennung dieser Notwendigkeit durch die Religion.

6.

So läuft die Parallele zwischen dem religiösen Rechte im allgemeinen und dem modernen Rechte der Jurisprudenz bis ins Kleinste hindurch; sie bleibt sich gleich bis ins Höchste hinauf, bis in das Gebiet der Gerechtigkeit.

Die Kultur bietet der Jurisprudenz die durch die Wissenschaften ermittelten Wahrheiten; die Jurisprudenz befestigt dann in dem sozialen Leben diese Wahrheiten durch Fixierung der entsprechenden Rechtsnormen.

Was nach dem Stande der Wissenschaften noch nicht sicher ermittelt ist, im sozialen Leben aber eine Regelung erheischt, wird ebenfalls durch Normen geordnet; zuweilen

erhalten auch diese den Rechtscharakter, wenn auch nur mit wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit der Erfolg vorausgesetzt wird, zuweilen werden diese Normen dem Bereiche der Moral zugewiesen.

Ist die Wahrscheinlichkeit des Erfolges gering, so werden die Normen, die diesen Erfolg herbeiführen sollen, dem Bereiche der Sittlichkeit, der Sitte zugewiesen; das moderne Leben kennt auch noch weitere Abstufungen der Verbindlichkeit, je nachdem die Sicherheit des Erfolges fraglicher wird.

Diese Wertskala der Normen ist aber nur vom Standpunkte der reinen Theorie konstruierbar; die Praxis kennt auch Normen, die den Rechtscharakter, ohne Rücksicht auf die wissenschaftliche Forschung, nur auf Basis der tatsächlichen Machtverhältnisse erhalten haben.

Wo ein bestimmter Erfolg mit der entsprechenden Macht verfolgt wird, dort werden die Normen, die diesen Erfolg vorbereiten, zu Rechtsnormen erhoben; wo die Macht geringer ist, dort werden sie als Normen der Sitte proklamiert, wobei sehr oft für die einzelnen Normen verschiedenartige fremde Gründe vorgeschoben werden, um deren Anerkennung auf die eine oder die andere Weise durchzuführen.

Die durch die Tatsachen gegebene Notwendigkeiten, die für das moderne Recht massgebend sind, sind also Wissenschaft und Macht; wo diese ganz oder teilweise fehlen, dort hört für den modernen Menschen das Gebiet des Rechtes auf. Ausserhalb des Rechtsgebietes existieren dann für den modernen Menschen noch viele andere Normengebiete, allein er räumt sich die Erlaubnis ein, diese zuweilen übertreten zu dürfen.

Das religiöse Recht und das gläubige Menschengemüt setzen sich über Wissenschaft und Macht hinweg; das tägliche Leben zeigt, dass diese letzteren Faktoren oft an ganz schwachen Menschen wirkungslos abprallen. An die Stelle von Wissenschaft und Macht kommt die Religion, der Glaube ist es, der für diese die Tatsachen bewirkt, was nicht geglaubt wird, ist für dieses Recht, für diesen Menschen nicht vorhanden; was geglaubt wird, existiert und übt seine Wirkungen aus, ohne

Rücksicht auf dessen Realität. In dieser Welt des Glaubens gibt es nur ein Kriterium, aber ein absolutes Kriterium: die Religion; was sie akzeptiert, ist, was sie nicht akzeptiert, ist nicht.

Auch die Mittel zur Erhaltung dieser Welt sind von der Religion gegeben: das religiöse Recht, das alle Normen enthält, die den von der Religion gewünschten Erfolg sichern sollen. Hier wiederholt sich der eben erwähnte Vorgang: nur solche Normen gelten und sind für den Gläubigen von Wichtigkeit, die die Religion vorschreibt oder akzeptiert; die Norm, die die Religion nicht akzeptiert, ist nicht.

Ausserhalb der von der Religion gebilligten Normen herrscht schrankenlose Handlungsfreiheit: was die Religion nicht verbietet, das erlaubt sie.

Die nicht-rechtlichen Normen sind dem Gläubigen unverständliche Auswüchse der Kultur; die nicht auf Wissenschaft und Macht zurückführbaren Rechtsnormen sind dem modernen Europäer Auswüchse eines fanatischen Glaubens.

Der Ausgangspunkt, der Rechtsbegriff, ist überall derselbe; nur der Massstab, die Hilfsmittel, die Durchführungsmomente sind verschieden.

Auch das Endziel, die Gerechtigkeit, ist bei beiden überall dasselbe: „Unter Gerechtigkeit versteht der Sprachgebrauch nicht eine irgendwelche absolute Eigenschaft . . . sondern nur die relative Eigenschaft, der zufolge der Rechtssatz dem Rechtsgefühl, dem praktischen Werturteilen der Bürger, des Volkes entsprechen muss.“ „Der gerechte Rechtssatz ist somit der für alle beteiligten Zwecke passende oder „gemässe“; gerecht und zweckmässig ist dasselbe.“

Diese Sätze gelten ebenso für das moderne wie für das religiöse Recht. Das Gefühl, das Zweckmässige, das Passende, alle diese und ähnliche abstrakte Benennungen enthalten nur das, was ihnen der Mensch einräumt.

Der Inhalt ist verschieden, je nachdem dieser Mensch mit dem geschärften Auge der Wissenschaft blickt, oder mit der durch die Machtverhältnisse unterstützten Hand handelt, oder endlich durch die Brille der Religion die Welt betrachtet.

Auf all diesen Wegen, auf jedem anders, findet er, was ihm passt, was ihm zweckmässig erscheint, was ihm sein Gefühl diktiert. Die Normen, die diesem Gefühle entsprechen, die diesem passend und zweckmässig sind, alle diese Rechtsnormen sind gerecht; der abstrakte Massstab ist gewahrt, wenn auch der effektive Inhalt diametral entgegengesetzt ist.

Es zeigt auch dieses nur wieder, dass der Rechtsbegriff derselbe bleibt, ob er nun im modernen Rechte oder im religiösen Rechte ganze andere Gebiete umfasst.

7.

Der Feststellung des Rechtsbegriffes im allgemeinen muss aber auch die Fixierung der einzelnen juristischen Begriffe folgen. Der allgemeine Rechtsbegriff ist sowohl im modernen wie im religiösen Rechte derselbe; allein die einzelnen juristischen Begriffe nehmen innerhalb des religiösen Rechtes oft ganz andere Formen an.

Dieses ist eine Folge der rein juristischen Forschung; eine solche kann den Standpunkt des religiösen Rechtes, der allen religiösen Normen den Rechtscharakter verleiht, nicht akzeptieren. Wie eingangs dieser Arbeit betont wurde, muss innerhalb des religiösen Rechtes eine Grenzlinie gezogen werden zwischen jenen Normen, die auch die Jurisprudenz als Rechtsnormen anerkennt und den anderen religiösen Normen, denen die Wissenschaft den Rechtscharakter abspricht.

Auch bei der vollsten Anerkennung, dass der allgemeine Rechtsbegriff des religiösen Rechtes mit jenem des modernen Rechtes übereinstimmt, muss dennoch die Existenz einer Scheidelinie zugegeben werden — aber nur auf den Gebieten der juristischen Einzelfragen.

Eine solche Detailfrage vom Standpunkte des religiösen Rechtes ist es, ob zwischen Normen über Verhältnisse von Menschen zu einander und den Normen über Verhältnisse zwischen dem Menschen und Gott ein Unterschied besteht. Prinzipiell wird innerhalb des religiösen Rechtes selbst ein Unter-

schied zwischen diesen beiden Gebieten nicht anerkannt; wenn auch in einzelnen Details sich dennoch Unterschiede ergeben, die im engen Rahmen dieser Arbeit nicht näher behandelt werden können.

Was aber vom Standpunkte des religiösen Rechtes nur eine Detailfrage ist und von diesem negiert wird, dieses ist vom Standpunkte des modernen Rechtes eine Hauptfrage, die Basis und der Anfang aller Forschung und diese Frage wird von ihr vollinhaltlich bejaht.

Das moderne Recht hebt den Umstand besonders hervor, dass es nur menschliche Verhältnisse ordnet, dass es göttliche Beziehungen zu Menschen nicht kennt und nicht anerkennt; das letztere Gebiet existiert überhaupt nicht für den Bereich der Jurisprudenz.

Denn die Jurisprudenz ist eine Wissenschaft, und eine Wissenschaft befasst sich nur mit solchen Dingen, die wissenschaftlich festgestellt sind oder wissenschaftlich festgestellt werden können. Die Beziehungen zwischen Gott und den Menschen liegen aber ausserhalb einer wissenschaftlichen Erforschung und deshalb können sie auch unter keinen Umständen den Inhalt einer wissenschaftlichen Forschung bilden. Eine wissenschaftliche Arbeit muss daher ihre Forschung auf das wissenschaftliche Gebiet beschränken; es ist daher nur eine Forschung jener Normen des religiösen Rechtes zulässig, die sich auf wissenschaftlich bestimmbare Gegenstände beziehen.

Es wird also eine Scheidelinie innerhalb des religiösen Rechtes gezogen werden müssen; aber nicht deshalb, weil jenseits der Grenzlinie der Rechtsbegriff aufhört — wie es bis jetzt allgemein anerkannt wird —, sondern weil jenseits der Grenzlinie Objekte in Betracht gezogen werden, die einer wissenschaftlichen Erforschung entzogen sind.

Aber ein Rechtsbegriff herrscht auch dort weiter fort; die religiöse Existenz jener Objekte wirft ihren Schatten auch in den Bereich der wissenschaftlich existierenden Dinge, auch dieser Schatten aus einer andern Welt ist fortwährend mit der Würde des Rechtes umgeben.

Im allgemeinen kann man diesen Unterschied folgendermassen ausdrücken: zwischenmenschliche Verhältnisse sind das Objekt der Jurisprudenz, einzelmenschliche Verhältnisse zu Gott sind das Objekt des über diese hinausgehenden religiösen Rechtes, das hier weiter nicht behandelt wird.

Zwischen Menschen handelt es sich meistens um reale, wissenschaftlich ermittelbare Dinge; es werden fast immer real mögliche Erfolge verfolgt, es wird in der Regel nach reellen Erfolgen mit reellen Mitteln gestrebt.

Der Einzelmensch als solcher strebt aber auch oft nach Idealen, er strebt Erfolge an, die er reell nicht fixieren, deren Erreichung er mit reellen, oder wie es in der wissenschaftlichen Terminologie heisst: mit exakten, Mitteln nicht feststellen kann.

Eines dieser Ideale ist das Religionsideal; der Einzelmensch strebt nach demselben, er unternimmt religiöse Handlungen, um religiöse Erfolge zu erreichen, er wendet oft reelle Mittel an, um religiöse Erfolge zu erreichen. Diese religiösen Mittel, diese religiösen Erfolge liegen aber nur innerhalb jenes Bereiches, den die Religion für den Menschen geschaffen hat.

Seine Rechnung mit Gott macht der Mensch allein, seine Rechnung mit seinem Nebenmenschen muss ein jeder nur mit Zustimmung dieses Nebenmenschen machen.

Allein die genaue Feststellung der erwähnten Grenzlinie ist konsequent nicht durchführbar; denn oft handelt es sich in einem Streite zwischen zwei Menschen gar nicht um ein reell bestimmbares Objekt, zuweilen wieder führt die religiöse Handlung eines Einzelmenschen zu Folgen, die tief in das Leben anderer Menschen eingreifen.

Es schwankt die genaue Fixierung dieser Grenzlinie, wie die genaue Fixierung des Rechtsbegriffes überhaupt, innerhalb der Jurisprudenz; hängt es doch wesentlich von dieser Fixierung ab, welchen Standpunkt der einzelne Rechtsforscher zur allgemeinen Definition des Rechtes einnimmt.

8.

Diese Grenzlinie zwischen den wissenschaftlich fixierbaren Objekten des Rechtes und den übrigen Objekten, die exakt nicht bestimmbar sind, ist übrigens nicht nur schwankend innerhalb des religiösen Rechtes, sondern auch innerhalb der modernen Rechtswissenschaft.

Rein theoretisch genommen, müsste nur jene Norm als Recht gelten, von welcher mit wissenschaftlicher Sicherheit ermittelt wurde, dass sie einen wissenschaftlich wünschenswerten Erfolg anstrebt. Allein, wie es bereits hervorgehoben wurde, ist diese Beurteilungsform nicht die alleinherrschende, sie ist nicht einmal vorherrschend; noch ein wichtigerer Faktor kommt bei der Jurisprudenz in Betracht, und dieser ist: die Macht der geschichtlichen Begebenheiten.

Diese Macht der sog. geltenden sozialen Verhältnisse läuft oft den Erforschungen der Wissenschaft entgegen; sie verlangt Erfolge, die die Wissenschaft nicht wünscht. Sie dekretiert die Möglichkeit von Erfolgen auch dort, wo sie für diese Möglichkeit gar keine wissenschaftlichen Beweise anführen kann.

Ein exakt bestimmbarer Massstab fehlt sehr oft auch hier; ein Wille, ein Wunsch, ein hingeworfener Gedanke wird als ein zu erstrebendes Ziel betrachtet, Normen werden zur Erreichung dieses Zieles dekretiert, und diesen Normen wird der Rechtscharakter auch von der modernen Jurisprudenz zuerkannt. Dieser Vorgang entspringt oft gar nicht aus einer willkürlichen Anmassung bestimmter Einzelpersonen; er ist nur die Folge der Unvollkommenheit des Menschen, der nur selten die Gegenwart, noch seltener die Vergangenheit, am seltensten aber die Zukunft a-priori wissenschaftlich erforschen kann. Trotz ihrer wissenschaftlichen Basis ist die Jurisprudenz gezwungen, nach einem Massstabe zu suchen, der ihr ein sicheres Urteil auf diesem Gebiete liefern könnte.

So kommt das Recht in ein Verhältnis zum Staate. Nicht die Wissenschaft entscheidet absolut, was Recht ist, sondern der Staat.

Was ist der Staat? Auch auf diese Frage gibt die Wissenschaft, die Staatslehre, keine erschöpfende Antwort. Es würde zu weit führen, hier auch nur ein annäherndes Bild von den verschiedenen, oft extrem entgegengesetzten Auffassungen zu geben; nur das fast allgemein Anerkannte soll hier wiederholt werden.

Der Staat ist eine soziale Organisation; der Staat ist die stärkste und mächtigste soziale Organisation; der Staat ist eine durch Menschenmacht zusammengehaltene soziale Organisation. Über die weiteren Detailerklärungen gehen die Meinungen auseinander; auch diese Sätze sind nicht absolut anerkannt. Der Wille dieses Staates, dieses ist der gesuchte und von der Jurisprudenz gefundene Massstab bei der Beurteilung der einzelnen Normen: was dieser zum Recht erhebt, das ist Recht, was er des Rechtscharakters entkleidet, dies ist nicht Recht.

Das moderne Recht benötigt also zu seiner eigenen Existenz noch eines Faktors, des Staates; ganz ebenso wie das religiöse Recht noch eines Faktors zu seiner Existenz benötigt, der Religion.

Auch das religiöse Recht kann nur innerhalb einer sozialen Organisation existieren; denn eine Norm ohne ein soziales Zusammenleben ist ein leerer Schall, eine ausgehauchte Luft. Die moderne Wissenschaft hat auch dieser sozialen Organisation einen Namen gegeben, sie nennt diese: eine Kirche. Kirche ist der soziale Zusammenschluss vieler Personen, dessen innerer und äusserer Ausbau auf Grund religiöser Momente erfolgt.

Die Religion ist dann der Wille der Kirche, ebenso wie der Staatswille der Wille des Staates ist. Ein hier als nebensächlich anzuführender Unterschied zwischen diesen beiden Willensarten besteht in dem zeitlichen Verhältnisse zwischen diesem Willen und der entsprechenden sozialen Organisation: der Staat geht immer dem Staatswillen voran, die Kirche geht der Religion zeitlich nach; aber auch dieser Unterschied gilt nicht absolut.

Die Gegenüberstellung von Staat und Kirche ist ein Produkt der jüngeren europäischen Kultur und wird weiter unten behandelt werden; die Vergangenheit kannte diese Unterscheidung nicht, der Orientale kennt sie noch heute nicht. Die moderne Jurisprudenz hat diese Unterscheidung übernommen; der Staat ist für sie Alles, die Kirche allein, ohne staatliche Anerkennung nichts. Das religiöse Recht hingegen kennt diesen Unterschied überhaupt nicht, Kirche und Staat sind ihm Synonyme, Benennungen eines Begriffes, inwiefern von beiden die Geltung einer Religionsnorm in Betracht gezogen wird; nur der fremde Staat wird von der fremden Kirche unterschieden. Die moderne Unterscheidung zwischen Kirchenrecht und Staatsrecht entfällt daher im Rahmen des religiösen Rechtes: das Kirchenrecht ist das Staatsrecht des religiösen Rechtes.

So sind wir also beim Ausgangspunkte angelangt: Der Rechtsbegriff ist innerhalb des modernen und des religiösen Rechtes derselbe, auch die Forderung nach einem fremden Massstabe ist bei beiden dieselbe; der Unterschied zeigt sich in der Natur dieses Massstabes, das moderne Recht akzeptiert nur einen rein menschlichen Massstab in dem Staate, das religiöse Recht aber geht über diesen Massstab hinweg, der Wille der Kirche, die Religion, entscheidet bei ihm als absoluter Massstab über alles, was Recht sein soll.

9.

Noch ein fundamentaler Unterschied besteht zwischen dem religiösen Rechte als solchem und dem modernen Rechte; und auch dieser äussert sich nur in der Durchführungsart, nicht aber in dem Wesen des Erfordernisses.

Eine Rechtsnorm unterscheidet sich von einem allgemein ausgedrückten Satze dadurch, dass für den Inhalt der Rechtsnorm in einem ausserhalb der Norm liegenden Zwange eine Sicherheit gegeben ist, während für den allgemein ausgesprochenen Satz jedwede Sicherheit einer Erfüllung fehlt.

Der Zwang ist ein Kriterium des Rechtes; dieser Satz gilt allgemein sowohl vom modernen wie vom religiösen Rechte.

Über die Art des Zwanges gehen dann die Meinungen auseinander — fast ebenso, wie über den Inhalt der einzelnen Rechtsnormen.

Die Jurisprudenz verlangt einen von Menschen ausgehenden Zwang; damit ist noch lange nicht die ganze Art und Weise des von der Jurisprudenz geforderten Zwanges erschöpfend angegeben, allein dieses soll hier auch gar nicht geschehen. Denn wie bei den bereits angegebenen begrifflichen Bestimmungen von Staat und Recht, ist auch der Begriff des Rechtszwanges wissenschaftlich nicht auf eine allgemein anerkannte Weise definiert worden; von der Verschiedenheit der Meinungen lässt sich nur der angegebene Satz als der am wenigsten bestrittene herausheben.

Das religiöse Recht aber verlangt für das Recht einen von Gott ausgehenden Zwang; dieser letztere religiöse Zwang geht über den menschlichen Zwang in dem einen Sinne noch weit hinweg, in dem anderen Sinne bleibt er hinter jenem weit zurück.

Im Sinne der Religion ist der menschliche Zwang für eine Norm nur ein kleiner Teil des weit grösseren, allmächtigen Zwanges von Seiten Gottes; im Sinne der modernen Auffassung ist der religiöse Zwang nur ein Zwang des eigenen Gewissens, das sehr oft nur einen geringen Einfluss ausübt, viel weniger als der Zwang eines vom fremden Menschen ausgehenden Druckes.

Die Einzelauffassung ist also extrem entgegengesetzt: was dem Einen gering, ist dem Andern alles, was dem Andern übermächtig, ist dem Einen ohnmächtig. Im allgemeinen stimmen aber beide Rechte in dem Verlangen nach einem Zwange überein.

Mit der Auffassung vom Zwange ist aber auch die Anerkennung als Rechtsnorm unzertrennlich verbunden: diejenige Norm, die eines menschlichen Zwanges entbehrt, ist im Sinne der Jurisprudenz kein Recht; diejenige Norm, die nur eine menschliche, aber keine religiöse Zwangsmittel hinter sich hat, ist im Sinne des religiösen Rechtes kein Recht.

Bei einer wissenschaftlichen Forschung des religiösen Rechtes müssen daher beide Momente eingehalten werden: die in Betracht gezogenen Normen müssen zuerst über religiöse Zwangsmittel verfügen, damit sie Recht seien vom Standpunkte des religiösen Rechtes, sie müssen aber auch über menschliche Zwangsmittel verfügen, damit sie Recht seien vom Standpunkte der Jurisprudenz.

Und so sind wir nun bei der dritten Grenzlinie angelangt, die eine wissenschaftliche Erforschung des religiösen Rechtes sich errichten muss, obwohl dieses religiöse Recht keine einzige dieser drei Grenzlinien anerkennt.

Die wissenschaftliche Forschung muss sich auf die wissenschaftlich wahrnehmbaren und konstruierbaren Dinge beschränken; das religiöse Recht aber kennt auch nur religiös vorhandene Gegenstände.

Die wissenschaftliche Forschung kann sich nur zwischen solchen Personen erstrecken, die als Menschen im Staate eine soziale Gemeinschaft menschlicher Beziehungen bilden; das religiöse Recht kennt auch nur religiös vorhandene Persönlichkeiten, so z. B. Gott.

Die wissenschaftliche Forschung darf nur mit jenen Zwangsmitteln rechnen, über die die Menschen gegen einander verfügen; das religiöse Recht aber rechnet mit der übernatürlichen religiösen Allmacht, die religiös weit über die gewöhnlichen Machtmittel der Menschen hinwegreicht.

All diese Grenzlinien auf den Gebieten des Rechtsinhaltes, der Gemeinschaft und des Zwanges sind aber Folgen nur eines einzigen höheren Prinzips: der wissenschaftlichen Exaktheit. Jenseits dieser Linie ist eine wissenschaftliche Darstellung, Erklärung und Definition nicht möglich; jener Kreis liegt daher ausserhalb der wissenschaftlichen Forschung.

Allein auch die wissenschaftliche Forschung des religiösen Rechtes muss technisch voraussetzen, dass jener Kreis existiert; denn jener Kreis ist durch zahlreiche Fäden und Bande mit diesem Forschungsgebiete verbunden; die Folgen müssen anerkannt

werden, auch wenn die Ursachen ausserhalb der wissenschaftlichen Diskussion liegen.

Dieses alles gilt für das religiöse Recht einzig und allein nur vom Standpunkte der modernen Forschung; nur im Sinne der letzteren lässt sich ein Teil des religiösen Rechtes von diesem selbst ausscheiden, nur in diesem Sinne lässt sich ein menschliches Recht neben dem allgemeinen Rechte innerhalb des religiösen Rechtes konstruieren; nur dieser Standpunkt verleiht jenen Normen, die über menschliche Macht als Zwangsmittel verfügen, eine höhere Weihe innerhalb des religiösen Rechtes.

Das religiöse Recht an sich aber erglänzt in seiner geschlossenen Schönheit ohne Rücksicht auf die von Fremden in dasselbe hineingetragenen Unterscheidungen.

10.

Die Tatsache, dass zwischen jenem Teile des religiösen Rechtes, das in den Kreis der wissenschaftlichen Forschung gezogen werden kann, und dem anderen Teile, der ausserhalb dieses Bereiches liegt, der innigste Zusammenhang besteht, kann nicht genug scharf hervorgehoben und betont werden.

Denn dieser Zusammenhang zeigt seine Wirkung nicht nur in dem Inhalte zahlreicher Rechtsnormen, sondern auch in der Entwicklung vieler juristischer Begriffe.

Da ist z. B. der moderne Begriff der Gesetzgebung; auch das religiöse Recht kennt einen solchen Begriff, aber wie verschieden ist der Inhalt dieses Begriffes auf dem Gebiete des modernen Rechtes von jenem des religiösen Rechtes.

Der moderne Begriff der Gesetzgebung hat fast eine selbständige Entwicklungsgeschichte; die Darlegung derselben liegt selbstverständlich ausserhalb des Rahmens dieser Arbeit.

Nur zwei Momente derselben sollen hier hervorgehoben werden.

Das eine ist die These Wellhausens, vor dem IX. Jahrhunderte v. Ch. hätte es keine Gesetzgebung gegeben; der Codex Hammurabi hat die Welt eines Besseren belehrt.

Das zweite ist die Trennung der Gewalten im Staate; Aristoteles hat eine solche Trennung als berechtigt anerkannt, allein zwei Jahrtausende musste es dauern bis Montesquieu die Trennung der Legislative von der Exekutive und von der Rechtsprechung im Sinne der modernen Forschung wissenschaftlich formulierte.

Das erstere Moment soll zeigen, dass es sogar vor vier Jahrtausenden eine weltliche Gesetzgebung gab; das zweite, dass die Trennung der Gewalten eine sehr junge wissenschaftliche Errungenschaft ist. Dass es sogar im antiken Musterstaate der Jurisprudenz, in Rom, zwei Quellen des Rechtes gab: die Senats- und Volksbeschlüsse einerseits, anderseits die prätorischen Edikte, sowie die grossen Unterschiede zwischen diesen Rechtsquellen, diese Dinge sind einem jeden Rechtskundigen bekannt und brauchen nicht erst nochmals ausführlich behandelt zu werden.

Aber ein Umstand muss hier noch besonders hervor gehoben werden: die prätorischen Edikte konnten zuweilen durch den Prätor, immer aber durch ein *Senatus consultum* oder durch einen Akt des *senatus populusque Romanus* aufgehoben werden; ebenso konnten die Letzteren und später der Imperator die Gesetze aufheben, die sie gegeben haben. Diese dem modernen Menschen so selbstverständlich erscheinende Auffassung, ebenso die anderen erwähnten Eigentümlichkeiten der Gesetzgebung werden vom religiösen Rechte verworfen.

Zuerst die überall wiederkehrende prinzipielle Unterscheidung zwischen modernem und religiösem Recht: das erste verlangt diese Leistung von Seiten der Menschen, die Gesetzgebung ist eine menschliche Handlung, das zweite spricht den Menschen die Fähigkeit zu einer solchen Leistung ab, nur Gott kann ein Gesetzgeber sein. Jede dieser Auffassungen ist eine direkte Negation der andern, ein Gegensatz, der sich nicht hinwegdiskutieren lässt. Dieser Unterschied der Auffassungen hat aber eine ganze Reihe juristischer Konsequenzen.

Die Trennung der Gewalten ist im Sinne des religiösen Rechtes nicht möglich: Gott ist Besitzer der Legislative, der Rechtsprechung und der Exekutive, alles in seiner einen Persönlichkeit. Freilich ist diese religiöse Auffassung nicht das Forschungsobjekt einer wissenschaftlichen Untersuchung; allein die Konsequenzen zeigen sich sofort auf dem Rechtsgebiete.

Die Forschung beschäftigt sich mit den Menschen, denen die Legislative, die Rechtsprechung und die Exekutive im Sinne des religiösen Rechtes übertragen ist; allein diese Begriffe zeigen die Merkmale ihres Ursprunges. Eine menschliche Legislative existiert überhaupt nicht, die Religion, das religiöse Recht kennt keine selbständige menschliche Neuerung auf dem Gebiete des religiösen Rechtes; nur eine prätorische Gewalt wird anerkannt, wenn auch die Bezeichnung prätorisch nicht ganz den Wirkungskreis der Religionsgelehrten z. B. im Sinne des Talmuds, deckt.

Eine Trennung der Gewalten ist aber auch bei diesen Menschen nicht vorhanden; sie besitzen die prätorische Gesetzgebung, sie besitzen die Rechtsprechung, sie bilden die Exekutive, alle Gewalten in einem Kollegium vereint.

Dass der Prätor ein Gesetz nicht aufheben kann, ist selbstverständlich; ebenso selbstverständlich ist es im religiösen Rechte, dass ein Kollegium ein Gesetz nicht aufheben kann. Es existiert also kein Mensch, der diese Gesetze aufheben kann; die Gesetze des religiösen Rechtes gelten also ewig, sie sind unanfechtbar.

Das prätorische Recht eines Gelehrtenkollegiums ist aber in einer Beziehung viel grösser als das entsprechende Recht des römischen Prätors. Dieses Kollegium hat auch das Recht, das religiöse Recht zu interpretieren, und diese Interpretationen sind dann ebenfalls gesetzliches, nicht prätorisches Recht.

Allein auch dem religiös-prätorischen Rechte, den Verordnungen dieser Kollegien, wird die Eigenschaft der Unaufhebbarkeit eingeräumt, wenn dies auch nicht offiziell anerkannt wird: alle Religionsnormen ohne Ausnahme sind de facto unaufhebbar.

Dieses ist die uralte sowie die orientalische Auffassung von der Geltung des religiösen Rechtes; die religiöse Gesetzgebung ist in einer jeden Einzelbeziehung von der modernen Gesetzgebung unterschieden, wenn es auch anerkannt werden muss, dass der Begriff beider Gesetzgebungsarten im allgemeinen sich fast überall deckt: Auch der Gesetzgebungsbegriff erhält durch den zusammenhängenden Charakter des ganzen religiösen Rechtes, einen ganz andern Inhalt als es jener des modernen Rechtes ist.

11.

Ähnlich, wenn auch nicht völlig gleich, liegen die Verhältnisse bei der Rechtsprechung. Der Begriff ist überall derselbe: durch die Rechtsprechung eines Menschen wird der bis dahin abstrakte Inhalt der Rechtsnorm realisiert, in eine reale Wirklichkeit umgesetzt.

Dieser Mensch, der ebenso den abstrakten Inhalt der Norm kennen und den speziellen Fall des sozialen Lebens verstehen soll, ist der Richter. Seine Aufgabe ist es, die einzelnen verwickelten Verhältnisse des sozialen Lebens, die die in Betracht kommenden Personen nach deren freiem Ermessen zu ordnen streben, nach einer bestimmten Richtung hin, nach jener des Rechtes zu regeln.

So weit gehen die Anforderungen des modernen und des religiösen Rechtes an den Richter parallel; allein wie verschieden sind auch hier die Ansprüche, die ein jedes dieser Rechte an den Richter stellen. Zuerst die Person des Richters; im modernen Staate besteht ein bestimmtes Pensum von Kenntnissen, das nach einer bestimmten Ordnung an bestimmten Schulen gelehrt und geprüft wird und das durch bestimmte Zeugnisse erwiesen, dem betreffenden Menschen die Fähigkeit verschafft, als Richter vom Staate verwendet zu werden.

Oft ist auch die tatsächliche Berufung zur Richterwürde erforderlich; immer aber besteht eine bestimmte Ordnung in der Zuweisung der einzelnen Fälle an die einzelnen Richter: die Rechtsprechung muss erfolgen durch den berufenen Richter.

Dann gibt es innerhalb der Rechtsfälle verschiedene Gruppierungen, Fälle so zu sagen ersten, zweiten, dritten und n-ten Grades; die Behandlung jeder Art von Fälle ist anders geartet, das Verfahren ist entsprechend kürzer, länger, strenger, komplizierter je nach der Beurteilung der einzelnen Fälle von Seiten des Staates und dessen Rechtsordnung.

Ebenso wie die Fälle, sind die Richter gruppiert; jede Art von Rechtsfälle hat ihre Art von Richter, und ein ganz komplizierter Apparat von anderen Personen, ebenfalls von Richtern, wacht über die strikte Einhaltung dieser Ordnung. Diese, dem Laien oft ganz unverständliche Komplizierung der Rechtsprechung, hat ihren Grund in der Form und in der Art der von der Jurisprudenz gewünschten Urteile: diese sollen ein Ermessen des Richters oder des Richterkollegiums enthalten, für welches ihm das Recht einen freien Spielraum zwischen zwei fixierten Endpunkten gestattet.

In der Konstruierung einer Freiheit des Ermessens liegt auch die Gefahr eines falschen Ermessens; ein genauer Instanzenweg muss dann noch bestehen, der dann ein Fehler verbessert werden könnte.

Diese alle Kauteln, die die Rechtsprechung vor der Unvollkommenheit der menschlichen Natur retten sollen, sind oft in ihrer Art direkt geniale Schöpfungen des menschlichen Geistes — allein das religiöse Leben glaubt über viele, wenn nicht über alle diese Kauteln, sich leichten Herzens hinwegsetzen zu dürfen. Denn die Religion verkündet mit vollkommenem Bewusstsein die Unvollkommenheit der menschlichen Natur; von dieser Voraussetzung geht das moderne Leben ebenso wie das religiöse Leben aus, aber der Schluss ist ein ganz verschiedener: die Religion überlässt aus eben dieser Folgerung die Rechtsprechung dem allerhöchsten Wesen: Gott, als Richter, ist unfehlbar.

Auch dieses Religionsdogma liegt ausserhalb einer wissenschaftlichen Forschung; allein die Konsequenzen desselben reichen in das Gebiet der Forschung hinüber. Der religiöse Richter ist der Vertreter Gottes, nicht des Staates, nicht ein-

mal der religiösen Gemeinschaft, der Kirche; er muss selbstverständlich Kenntnisse des religiösen Rechtes besitzen und diese Kenntnisse müssen auf irgend eine Weise auch von andern Menschen festgestellt werden, allein die Unmasse der Reglemente, die minutiöse Befolgung derselben ist nach der Auffassung des religiösen Rechtes ganz überflüssig: Gott als oberster allmächtiger Richter sorgt schon dafür, dass die Berufenen, Richter werden.

Eine Klassifizierung der Rechtsfälle ist überhaupt religiös ausgeschlossen: vor Gott sind alle menschliche Händel von geringer Wichtigkeit, für die einzelnen Menschen aber sind, für jeden sein Rechtsfall, gleichmässig wichtig, alle Rechtsfälle bilden nur eine einzige Klasse und alle Richter bilden nur eine einzige Klasse, jeder Rechtsfall kann von jedem Richterkollegium abgeurteilt werden.

Wenn man dort dennoch bestimmte Gruppierungen von Fällen und Richtern vornimmt, so geschieht es niemals aus solchen Gründen wie die moderne Jurisprudenz, sondern aus rein religiösen Motiven, die allein, ohne Rücksicht auf menschliche Verhältnisse, massgebend sind.

Endlich gibt es einen fundamentalen Unterschied zwischen dem modernen und dem religiösen Rechtsurteil: letzteres ist mit ganz einzelnen Ausnahmen kein Ermessen, sondern eine Rechtsfindung, eine Ermittlung des religiös gegebenen Rechtes. Deshalb ist der Instanzenweg ganz überflüssig; er besteht nur als Überprüfung der Tatsachen, ähnlich dem modernen Vorgehen bei den Urteilen der Geschworenengerichte.

Die grosse Frage nach der Möglichkeit von Normen für die zahllosen Komplizierungen der menschlichen Verhältnisse bietet dem religiösen Menschen keinen Gegenbeweis gegen diese seine Auffassung; diese Unmöglichkeit beweist eben, dass ein Urteil ohne Hilfe Gottes, des obersten Richters, unmöglich ist, was den direktesten Gegensatz zu der modernen Auffassung bildet.

12.

Ebenso wie bei der Rechtsprechung liegen diese Verhältnisse auch bei der Exekutive; die Erklärung der letzteren bildet auch wesentlich eine Ergänzung für die Erklärung der Rechtsprechung.

Der Begriff der Exekutive fällt mit jenem der gesamten administrativen Agenden des Staates zusammen; er bildet die Gesamtheit von allem und jedem, das im Namen des Staates geschieht.

Die Exekutive gehört insofern in den Bereich der Rechtsforschung, als doch alle diese Handlungen und Tätigkeiten im Namen des Rechtes geschehen, im Namen des Verfassungsrechtes, des Verwaltungsrechtes, des Finanzrechtes usw., indem jede Tätigkeit der Staatsorgane der Ausfluss eines speziellen Rechtsgebietes der staatlichen Fürsorge ist.

Das klassische Beispiel dieses Zusammenhanges ist die Exekution und der Exekutionsbeamte des Gerichtes; auch diese bilden eine Exekutive dessen, was im Namen des Rechtes in den Streitfällen zwischen Einzelpersonen durchgeführt werden soll.

Dass die Exekutive eine wesentliche Ergänzung, ein Teil des Rechtes ist, geht aus dieser Darstellung, hauptsächlich aus dem letzten Beispiele, hervor. Was für Wert hätte das Recht, was für Sinn hätte die Rechtsprechung, wenn es nicht auch eine Rechtsexekutive geben würde.

So weit geht die Auffassung über das Wesen der Exekutive sowohl im religiösen wie im modernen Rechte parallel. Die Unterscheidungen treten wie überall erst hervor, wenn es sich um den detaillierten Inhalt des Begriffes handelt. Bei der praktischen Durchführung dieser Exekutive wiederholen sich die im vorigen Abschnitte geschilderten Eigenheiten in einer hundertfach vergrößerten Form.

Auch die Exekutive des Staates muss ein Mensch vertreten, hier heisst er der Beamte, während er im vorigen Abschnitte der Richter geheissen wurde. Auch die Agenden

dieser Exekutive müssen in verschiedene Gruppen, Abteilungen und Unterabteilungen eingeteilt werden.

Allein die Qualifikation dieser Beamten, dieser Diener des Staates, ist schon gar nicht mehr an eine bestimmte Art von Bildung gebunden, denn von der grossen physischen Kraft bis zum Denken über die schwierigsten Probleme des menschlichen Geistes, von der gewöhnlichsten alltäglichen Leistung bis zu der kompliziertesten Aufgabe der Schlachtenleitung im Kriegs-falle, alle diese fast zahllosen Nuancen in der Tätigkeit des menschlichen Handelns, bilden, jede für ihre Art, eine Qualifikation für den Dienst zum Wohle des Staates. Dies muss so und kann auch nicht anders sein; soll doch durch diese Menschen der Staat einen vollständigen Organismus, ähnlich wie jener des Individuums, erlangen: diese Menschen sollen doch die Organe des Staates sein, sie sollen für den Staat denken, fühlen und handeln, kurz, die Existenz eines vollständigen Lebens verwirklichen.

Die verschiedensten Arten der Leistungen verlangen auch die verschiedengeartesten Qualifikationen der berufenen Personen; sie verlangen eine Kontrolle darüber, dass der entsprechende Mann an der entsprechenden Stelle sein soll; sie verlangen eine Oberaufsicht, dass die verschiedenen Tätigkeiten wirklich geleistet werden, dass sie nicht in fremde Gebiete übergreifen sollen, dass sie sich nicht gegenseitig aufheben oder auch nur hindern sollten. Und dieses alles soll geschehen im Namen des Rechtes, im Sinne des Rechtes, in Durchführung des Rechtes, das die zahllosen Menschen zu einer sozialen Organisation, zu einem Staate zusammenbindet, in welchem Staate der moderne Mensch leben und sich rechtmässig entwickeln könnte.

Wahrlich, diese Anforderungen sind gross, riesengross; sie setzen voraus, dass Menschen wenigstens einen Kollektivorganismus schaffen können, wenn sie auch nicht einen Individualorganismus zu schaffen vermögen. Und es gibt Gelehrte, die wirklich glauben, der Staat sei ein Organismus; dass die

Summe dieser Einzelteile ein Ganzes, eine lebendige Einheit mit wahren, wirklichem Leben ist.

Dieser wissenschaftliche Glaube ist nicht anders beschaffen, wie der religiöse Glaube, der vielleicht noch mit einer grösseren Logik einfach glaubt: Gott habe die Völker ebenso wie die Menschen erschaffen. Denn die Religion, die die Schöpfung des Menschen durch Gott behauptet, kann auch die Völkerschöpfung voraussetzen; sie muss die göttliche Völkerschöpfung behaupten, da sie konsequent bleibt in der Überzeugung von der Unmöglichkeit einer Schöpfung durch Menschenhand.

Im Sinne der Religion besitzen auch die Völker ein eigenes Leben, allein lange nicht ein solch kompliziertes Leben, wie es die moderne Wissenschaft haben will; denn eine solche komplizierte soziale Leistung kann keine Schöpfung, sei es Mensch, Volk oder Staat, leisten, dieses kann nur einer, der Schöpfer selbst, Gott.

So sind wir also hier ebenso wie im vorigen Abschnitte an jenem Punkt angelangt, wo im Sinne der religiösen Auffassung die menschliche Macht versagt und die göttliche Macht eingreifen muss. Eine Exekutive ist nur möglich durch die Hilfe, durch die Leistung Gottes; auf die menschliche Exekutive innerhalb des religiösen Lebens, die allein im Sinne der modernen Auffassung einer wissenschaftlichen Erörterung unterzogen werden kann, wird keineswegs durch ein Meer von Verordnungen, Reglementen und Vorschriften im Sinne des religiösen Rechtes eingewirkt: all diese Mittel sind unnötig, überflüssig, zuweilen sogar zwecklos, sie würden niemals eine vollkommene menschliche Exekutive schaffen können; die Exekutive des gesamten Weltgeschehens — nicht nur des einzelnen Volkes — leistet im Sinne des religiösen Rechtes Gott selbst, unmittelbar oder mittelbar durch die unter seiner fortwährenden Beihilfe stehenden und von ihm berufenen Menschen.

13.

Der Rechtsstaat, dieses Ideal des modernen Lebens, der in dem vergangenen Jahrhundert eine eigene Literatur veranlasst hat, soll jener Staat sein, der sich an sein Recht gebunden fühlt. Eine weitere selbstverständliche Forderung ist es, dass in einem solchen Staate nur jene Normen herrschen sollen, die wirklich Recht sind.

Dieses gegenseitige Verhältnis von Staat und Recht, vom Aufbau der sozialen Organisation und der in derselben herrschenden Normen, ist ein Erfordernis, das allgemein sowohl vom modernen wie vom religiösen Rechte anerkannt wird.

Allein die ins Detail gehende Durchführung dieser Grundsätze ergibt eine Menge von Unterscheidungen zwischen beiden Rechtsarten. Wie es in den vorangehenden Abschnitten gezeigt wurde, bewirken diese Auffassungen auf dem Wege der Überleitung des Rechtes ins wirkliche Leben zahllose Unterscheidungen, die auch auf das Verhältnis im Rechtsstaate einwirken müssen.

Im Sinne der modernen Auffassung entsteht das Recht durch die Normsetzung zur Erreichung eines von der wissenschaftlichen Forschung oder von der Macht der geschichtlichen Verhältnisse gewünschten Erfolges. Ohne Rücksicht auf die Sicherheit dieses Erfolges, meistens nur in Voraussetzung desselben sind innerhalb der sozialen Organisation, des Staates, bestimmte Personen berufen, das Recht zu setzen, d. h. Gesetze diesen im Staate vereinigten Menschen zu geben. Andere Personen sind berufen, die einzelnen Fälle des sozialen Lebens zu beurteilen, ob sie diesen Rechtsnormen entsprechen; der Richter entscheidet, ob und wie die einzelne Norm in dem einzelnen Falle angewendet werden soll. Wieder andere Personen sind berufen, die Normen in die entsprechenden sozialen Verhältnisse einzuführen; der Staatsdiener, der Beamte setzt mit Hilfe menschlicher Machtmittel die Normen im sozialen Leben durch.

Der Gesetzgeber, der Richter, der Beamte handelt im Namen des Staates, im Namen der sozialen Organisation von

Menschen, die sie vertreten; sie sind als Einzelmenschen Vertreter von Kollektivpersonen, wie man die sozialen Organisationen auch bezeichnet.

Staat und soziale Organisation sind aber nicht immer dasselbe, nicht jede soziale Organisation ist ein Staat; erst das eingangs erwähnte gegenseitige Verhältnis von Staat und Recht erhebt die soziale Organisation zum Staate.

Der Gesetzgeber kann eine Norm zum Gesetz erheben, die nicht Recht ist, der Richter und die Exekutive führen dann bei der grössten Pflichterfüllung den Staat vom Rechtswege ab; der Richter kann eine falsche Entscheidung treffen, der Beamte eine falsche Anwendung des Rechtes durchführen, sie haben das Recht aus dem Staate entfernt.

Wer kann, wer soll nun urteilen in diesen schwierigen Fällen; können die zur Kontrolle berufenen Personen denn nicht ebenfalls in denselben Fehler verfallen; ist ein solcher Fall, oder mehrere, oder überhaupt eine bestimmte Zahl von Fällen hinreichend, um dem Staate seinen Charakter als Staat zu nehmen.

Und andererseits, wenn der Gesetzgeber irren, wenn der Richter, der Beamte fehlgehen können, wenn diese, sich immer mit Recht befassenden Menschen keinen sicheren Massstab des Rechtes haben, was soll dann der Einzelmensch für Recht halten; gibt es etwas, das er mit Sicherheit als Recht gelten lassen kann; gibt es ein Recht, das durch seine eigene Existenz den Beweis erbringt, dass es Recht gibt. Diese höchsten letzten Fragen der Staats- und Rechtslehre finden keine Beantwortung; Sicherheit ist nicht möglich, aber die grösste Wahrscheinlichkeit, das bietet die Wissenschaft.

Wahrscheinlichkeit aber ist im Sinne der Religion nicht viel mehr als Mangelhaftigkeit; es fehlt etwas zur ganzen Wahrheit, es ist also keine ganze Wahrheit, keine Wahrheit.

Die Religion betritt daher mit demselben letzten Ziele vor Augen einen ganz andern Weg. Der Begriff Staat wird eliminiert, der Staat ist nicht der Ausgangspunkt für das Recht; der Staat ist die Ursache all dieser Mängel; der

Ausgangspunkt der Religion besitzt aber nach der Auffassung der Religion diese Mängel nicht.

Der Ausgangspunkt der Religion ist Gott; er kann als Gesetzgeber nicht irren, als Richter, als höchste Exekutive nicht falsch urteilen. Was er dekretiert, ist daher Recht, dieses soll jeder Mensch als Recht betrachten, denn es ist Recht. Alle diese Sätze sind ihr: Wahrheit, keine Wahrscheinlichkeit; denn im grossen Kreise des menschlichen Leben, besorgt Gott sämtliche Leistungen der verschiedenen Staatsgewalten im Sinne der modernen Auffassung selbst; er tut es eigentlich in allen Momenten des gesamten menschlichen Lebens, allein es existiert auch ein Kreis von Begebenheiten und Tatsachen, die auch dem Menschen geoffenbart sind.

Wie geschieht nun dieser Übergang von Gott zu dem Menschen; wie kommt die Mitteilung des Rechtes von ihm zu den Menschen; wie erfolgt die Übermittlung von Gott an den Menschen auf dem Gebiete der Gesetzgebung; wie überträgt er sein Richteramt an einzelne Menschen; wie lässt er verschiedene Personen seine Exekutive übernehmen, dort, wo er, Gott, es zulassen will.

Wenn Gott alle diese Handlungen durch Menschen durchführen lässt, entsteht dann durch die Existenz der Staatsgewalten auch ein Staat? existiert indirekt ein Staat auch nach der Auffassung der Religion? Ist dieser Staat auch vom Standpunkte der Wissenschaft als Staat, das diesem entsprechende Recht als Recht zu betrachten?

14.

Zwei Arten von sozialen Organisationen kommen bei einer solchen indirekten Konstruktion in Betracht: der Staat und die Kirche.

Merkwürdigerweise haben beide Formen sogar wissenschaftliche Vertreter gefunden. Nicht nur die bereits erwähnte Form der religiös-sozialen Organisation, die nach der modernen wissenschaftlichen Terminologie Kirche genannt wird, besitzt eine wissenschaftliche Vertretung, sondern auch

die Form des Staates wird von manchen Gelehrten vertreten, die für die innigste Verbindung von Religion und Staat einen eigenen Ausdruck geprägt haben: Theokratie.

Es ist wahrscheinlich schon aufgefallen, dass dieser Ausdruck, in einer Arbeit über religiöses Recht im allgemeinen, bisher nicht erwähnt wurde, gilt doch die Theokratie als der Staat mit religiösem Rechte, und das klassischste Beispiel für einen solchen Staat ist Israel und die jüdische Religionswelt.

Allein es muss hier sofort gesagt werden, beide Thesen sind falsch; Theokratie als ein wissenschaftlicher Begriff ist unmöglich, ist unzulässig, ist ein staatsrechtlicher Unsinn; und dann ist weder Israel noch die jüdische Religion ein Tummelplatz für solche phantastische Ideenkombinationen.

Die wissenschaftliche Unmöglichkeit eines solchen Begriffes habe ich an einer anderen Stelle¹⁾ nachgewiesen; in den Rahmen dieser Arbeit fallen jene Ausführungen keineswegs. Wohl aber muss hier die andere These näher erörtert werden, ob Israel, ob die jüdische Religionswelt ein solches Gebilde kennt. Die Unterscheidung zwischen Israel und jüdischer Religionswelt ist hier absichtlich hervorgehoben; nicht um einen Unterschied zwischen der Auffassung der Bibel über den israelitischen Staat und zwischen der Auffassung des Talmuds über die jüdische soziale Organisation zu konstruieren, denn ein solcher Unterschied besteht, trotz der reichhaltigen bibelkritischen Literatur in bezug auf diese Auffassung, ganz und gar nicht.

Dieser Unterschied wurde nur deshalb gemacht, um nicht bibelkritische Erörterungen mit rechtswissenschaftlichen Forschungen zu verquicken; nur die religiöse Rechtsauffassung soll hier untersucht werden.

Im Sinne der Konstruktion von der Theokratie als einer selbständigen Staatsform, wäre der Aufbau eines Staates möglich, in welchem die drei Staatsgewalten von Priestern im Namen Gottes verwaltet werden; der Theos, Gott, ist

¹⁾ Theokratie und Staatswesen, ein Beitrag zur Lehre von den Staatsformen. Jahrbuch der intern. Vereinigung für vergl. Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre, Berlin. VII. Band, 1. Abteilung, Seite 394 f.

dann in der Auffassung dieser Forscher der wahre eigentliche Herrscher, die Priester sind seine Beamten.

Dass dieses im Rahmen des biblischen Rechtes, speziell des talmudischen Rechtes nicht zutrifft, liegt auf der Hand; es widerspricht der biblischen wie der talmudischen Auffassung sowohl in der allgemeinen Konzeption wie auch in den einzelnen Ausführungen.

Theokratie als Staatsform setzt doch auch Grenzen des Staates voraus; zu dem Begriff des Staates gehört ein bestimmtes Territorium und ein bestimmtes Volk; das fremde Territorium, das fremde Volk liegt ausserhalb des Begriffes des einzelnen bestimmten Staates.

Wäre Israel ein theokratischer Staat im Sinne dieser Auffassung, so müsste die Herrschaft Gottes an den Landesgrenzen aufhören, sie müsste sich nur auf Israeliten, auf Juden, auf Bekenner des jüdischen Glaubens beziehen; sie müsste andere Staaten neben sich anerkennen, die auch ihrerseits eigene, von dieser Theokratie unabhängige, Regierungen besässen.

Dass eine jede dieser Thesen den elementarsten religiösen Begriffen widerspricht; dass diese gerade den Gegensatz als Wahrheit proklamieren; dass im Sinne der religiösen Auffassung eine jede solche These Sakrileg und Gotteslästerung ist, ist doch augenscheinlich; es hiesse das ABC der religiösen Auffassung verleugnen wollen.

Im Rahmen des Monotheismus ist eine Theokratie undenkbar; die Theokratie setzt einen Nationalgott voraus, einen solchen aber kennt die jüdische Religion nicht, auch das Volk Israel hatte keinen Nationalgott, die entsprechenden bibelkritischen Thesen sind die reinsten Wortklaubereien.

Ebenso wie in der allgemeinen Erfassung, widerspricht die Theokratie in den Details den Begriffen des religiösen Lebens, des religiösen Rechtes.

Eine Staatsform muss doch wenigstens die drei Staatsgewalten besitzen; die Theokratie aber verfügt über solche nicht.

Zuerst die Gesetzgebung. Im Sinne der theokratischen Auffassung müssten die Priester Gesetze zu den alten Gesetzen

hinzufügen können, ebenso müssten diese Priester Gesetze aufheben dürfen, dies würde dann eine Gesetzgebung im Namen des Gottes bedeuten. Allein davon kann doch innerhalb des religiösen Rechtes keine Rede sein, der Bibel ist ein solcher Vorgang etwas undenkbares.

Dann die Rechtsprechung. Der Priester müsste auf eine prophetische Weise, durch eine göttliche Eingebung die Fälle entscheiden, ausserdem müsste eine direkte göttliche Ernennung dieser Priester-Richter, ähnlich wie die Ernennung der einzelnen Richter in den modernen Staaten, vermittelt religiöser Offenbarungsmittel, erfolgen: auch dieses ist ein direkter Widerspruch gegen das religiöse Recht, gegen das biblische Denken.

Endlich die Exekutive. Auch hier müssten die einzelnen Staatshandlungen, jede besonders, sowie die Ernennung der einzelnen Beamten, wenigstens der höheren, auf religiöse Offenbarungsmittel zurückgeführt werden, dieses wäre eine priesterliche Exekutive im Namen des Theos; allein solche Offenbarungsmittel, solche fortwährend funktionierende Verbindungsmittel zwischen Gott und Priester kennt die Religion nicht, in der Bibel findet sich davon auch nicht die geringste Spur. Diese These einer israelitisch-jüdischen Theokratie ist also sowohl dem Begriffe als auch dem Inhalte nach aus der Luft gegriffen; sie ist ein verunglückter Versuch, religiöse Ideen in die Wissenschaft blind übernehmen zu wollen.

15.

Theokratie, wenn dieser Ausdruck einen Inhalt haben sollte, so könnte er höchstens einen religiösen Inhalt haben, und zwar jene religiöse Präpotenz Gottes in einem Ausdrucke zusammenfassen, jene Übermacht, jenes höhere Wesen, jene Allmacht bezeichnen, die die Religion Gott besitzen lässt.

Er könnte höchstens grade das Gegenteil dessen bezeichnen, was seine Verteidiger ihm unterschieben; er müsste den Gegensatz der religiösen Herrschaft Gottes zu der weltlichen Gewalt der Menschen hervorheben; jenes Plus der religiösen Gewalt, für die es eben keine wissenschaftliche Bezeichnung gibt.

Der andere Teil der religiösen Gewalt, der mit Hülfe der Menschen ins soziale Leben eingeführt werden sollte, jene menschliche, wenn auch im Sinne der Religion nur unter Beihilfe Gottes auszuübende, Macht innerhalb des religiösen Rechtes müsste aus dem Inhalte des Begriffes Theokratie herausgehoben werden und eine eigene Bezeichnung führen, nämlich: die Kirche.

Innerhalb der Wissenschaft gibt es überhaupt keinen Gegensatz zwischen diesen beiden Begriffen, denn Theokratie ist kein wissenschaftlicher Begriff; nur innerhalb des religiösen Lebens würde ein Gegensatz zwischen Theokratie und Kirche vorhanden sein: Theokratie wäre der wissenschaftlich undefinierbare, unaufklärbare Teil dieses Rechtes, Kirche der wissenschaftlich erfassbare und erforschbare Teil desselben.

Denn es muss hier wiederholt werden, was schon einmal gesagt wurde, dass die Kirche als Begriff auch innerhalb des religiösen Rechtes dieselbe Stellung auf eine religiöse Weise einnimmt, wie sie eine solche wissenschaftliche Stellung innerhalb der modernen Wissenschaft besitzt. Hier wie dort bedeutet sie den weltlichen menschlichen Teil des religiösen Rechtes, im wissenschaftlichen Leben ist sie das erklärbare Gerippe eines unerforschbaren Wesens, im religiösen Leben ist sie das weltliche Gerippe der Religion, durch welches dem beschränkten Menschenverstand zumindest ein Teil der Religion sichtbar und verständlich gemacht werden soll.

Die Kirche ist im Rahmen der Religion das den Menschen Verständliche, ebenso wie der Staat im Rahmen des sozialen Lebens; in dieser Beziehung ist die Kirche der Staat des religiösen Rechtes.

Die Religion lässt nämlich dem Menschen noch ein grosses Gebiet eigener Handlungsfreiheit, wohin sie ihm keine Direktiven mit gibt; auf jenem Gebiete kann und darf sich der Mensch selbst eigene Normen schaffen, er kann auch auf diesem Gebiete soziale Organisationen schaffen, das religiöse Recht lässt diese gelten, es könnte auch akzeptierten die Bezeichnung, die der Mensch diesen Gebilden gibt, als z. B. Staat und menschliches Recht.

Eine Tabelle soll diese Verhältnisse näher erklären: es gibt sowohl im religiösen wie im modernen Leben in dieser Beziehung drei Kreise:

1. ein rein religiöser: die Religion,
2. ein gemischter: die Kirche, und
3. ein rein menschlicher: der Staat.

Für die Wissenschaft ist der erste Kreis ein mythischer, mit dem sie sich nicht beschäftigt; der zweite dem Inhalte nach ein ebenfalls mythischer, den Formen nach, aber ein wichtiger Kreis; der dritte ist der eigentliche Wirkungskreis der Wissenschaft, den sie inhaltlich und den Formen nach behandelt.

Für die Religion bestehen dieselben Verhältnisse, nur in umgekehrter Reihenfolge: der erste Kreis ist ihr eigentlicher Wirkungskreis, den sie inhaltlich und den Formen nach behandelt; der zweite ist ihr seinem Inhalte nach ein wichtiger Kreis, den Formen nach ist er ihr weniger wichtig; der dritte Kreis ist ihr weder dem Inhalte noch den Formen nach wichtig, seine Existenz wird von ihr nicht direkt berücksichtigt, weder im bejahenden noch im verneinenden Sinne.

Anerkannt sind vom jedem Standpunkte aus nur zwei Kreise: von dem der modernen Rechtswissenschaft Kirche und Staat, von jenem des religiösen Rechtes die Religion und die Kirche. Die Beurteilung ist nach beiden Auffassungen hin dieselbe, die ersteren sind die mehr religiösen und weniger mit dem menschlichen Geiste erfassbaren, die anderen die deutlich erfassbaren: die Religion verhält sich zur Kirche im Sinne des religiösen Rechtes wie die Kirche zum Staate im Sinne des modernen Rechtes, d. h. Religion: Kirche = Kirche: Staat. Dem Inhalte und der Form nach ist die Kirche im Sinne der beiden Auffassungen dieselbe, nur dass sie im Sinne des religiösen Rechtes das Weltliche, im Sinne des modernen Rechtes das Religiöse repräsentiert. Dass es vom Standpunkte des religiösen Rechtes noch Weltlicheres als die Kirche, dass es vom Standpunkte des modernen Rechtes noch religiöser Mythischeres als die Kirche gibt, kommt bei der Beurteilung der Kirche selbst von gar keinem Standpunkte in näherer Berücksichtigung.

Diese komplizierten Erörterungen sind zum Verständnisse der Stellung der Kirche und des Wesens derselben innerhalb des religiösen Rechtes besonders nötig; erst nach Erfassung derselben ist die Erklärung der Kirche möglich, das Verständnis dieses geschlossenen Begriffes, der sonst mehrere Lücken aufweisen würde.

Man könnte eine neue Terminologie hier einführen und mit Theokratie das rein religiöse, mit Kirche das gemischte, mit Staat das rein menschliche Gebiet bezeichnen; man könnte dann weiter die Kirche den Staat des religiösen Rechtes, die Kirche die Theokratie (das Gebiet der anerkannten Gottesherrschaft auf dem menschlichen Leben) des modernen Rechtes nennen; allein dies soll hier nur angedeutet werden, in der Arbeit selbst wird die gebräuchliche Terminologie eingehalten, um keine Verwirrung hervorzurufen.

16.

Das Recht benötigt, wie es bereits näher dargelegt wurde, einen Rechtszwang; dieser Rechtszwang wird ihm von einer organisierten sozialen Gemeinschaft geleistet, im Sinne des modernen Rechtes ist diese Gemeinschaft: der Staat.

Der Staat besteht aus drei unabhängigen Gewalten: aus einer richtig urteilenden Gesetzgebung, aus einer unabhängigen sinngemäss vorgehenden Rechtssprechung und aus einer geregelten, sicher funktionierenden Exekutive.

Das Recht muss also den Weg durch die Gesetzgebung, die Rechtssprechung und die Exekutive nehmen, um zum Rechtszwang zu gelangen; der Rechtszwang, dieser höchste Ausdruck der in der organisierten Gesellschaft vereinigten Gewalt, leitet seine Berechtigung durch die Exekutive, die Rechtssprechung und die Gesetzgebung hindurch, vom Rechte ab.

Das religiöse Recht, insofern es in der bereits dargelegten Abgrenzung sich auf das rechtswissenschaftliche Gebiet erstreckt, benötigt ebenfalls einen Rechtszwang. Theoretisch besteht der religiöse Zwang in der Allgewalt Gottes; praktisch, da Gott nicht in jedem Einzelfalle den Menschen augenscheinlich

zur Durchführung der Norm direkt anhält, in dem Zwange, den das religiöse Gewissen auf den Menschen ausübt, die in der Furcht, in der Achtung und in der Liebe zu Gott ihre Basis hat.

Der Zwang des Gewissens ist ein individueller, kein sozialer; das religiöse Gewissen ist sich selbst Gesetzgeber, Richter und Exekutivgewalt, es vereinigt in sich all diese drei Gewalten zusammen, ebenso wie Gott, dessen Abglanz im Sinne der Religion dieses religiöse Gewissen sein soll. Dieses Gewissen und dessen Zwang entzieht sich jedoch jeder wissenschaftlichen Forschung; es ist dieses ein psychologisches Phänomen, das höchstens im allgemeinen, nie in seinen Details, erklärt werden kann.

Aber auch das religiöse Recht hat eine bestimmte Art des sozialen Zwanges, der von einer sozialen Organisation ausgeht; es hat eine prätorische Gesetzgebung wie es früher dargelegt wurde, ebenso eine Rechtsprechung und auch eine Exekutive; alle diese Faktoren einer organisierten sozialen Gemeinschaft sind auch hier in ihrer Art vorhanden; erst durch die Vermittlung dieser Gewalten gelangt das religiöse Recht zu diesem seinem religiös-sozialen Rechtszwange.

Die Verbindung dieser drei Faktoren, die ein Ausfluss des religiösen Rechtes und des Lebens sind, bildet eine bestimmte Art der sozialen Gemeinschaft: die im vorigen Abschnitte näher erklärte Kirche.

Wodurch unterscheidet sich nun im Sinne der religiösen Auffassung die Kirche von dem Staate; was veranlasst uns eine Scheidung der Begriffe, der Benennungen vorzunehmen.

Der charakteristische Unterschied ist die Verschmelzung aller Gewalten in den Händen eines und desselben Kollegiums: allein dieser Unterschied ist nur ein formaler, ausserdem ist er kein ausschliessliches Charakteristikum des religiösen Rechtes, der Kirche allein.

Der Unterschied liegt in der bewussten Anerkennung und ausdrücklichen Hervorhebung, der Unselbständigkeit dieses Kollegiums, einer Unselbständigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung, der Rechtsprechung und der Exekutive; der Vor-

aussetzung einer Beihilfe Gottes oder des, mit dem Abglanz seiner Allmacht handelnden, menschlichen Gewissens.

Die Kirche, die Vertreter der Kirche verzichten auf ein vollständiges Gesetzgebungsrecht nach dem Muster des Staates, sie sprechen ihr Urteil nur im Vertrauen auf die Beihilfe Gottes, nicht auf ihren eigenen Verstand hin, aus, ebenso üben sie die Exekutivgewalt nicht in der sicheren Erwartung eines direkten praktischen Erfolges ihrer Handlungen, sondern sie denken so, sie sprechen so, sie handeln so, weil sie bei einem solchen Denken, Sprechen und Handeln den gewünschten Erfolg durch die Beihilfe Gottes erwarten.

Es muss nochmals direkt betont werden: die Kirche übt ihre Gewalten aus nicht in der Absicht, dass nach menschlicher Voraussicht diese das gewünschte Ziel erreichen werden, sondern gestützt einzig und allein auf den religiösen Glauben, dass dies Ziel auf diese religiöse Weise erreicht werden wird.

Der direkteste Gegensatz ist die Auffassung des Staates: der Staat gibt Gesetze, lässt Richter urteilen und Exekutivbeamte handeln in dem Bewusstsein und in der Absicht, nach menschlicher Voraussicht, ohne irgend eine Beihilfe, durch die Macht seiner Handlungen allein das angestrebte Ziel, den gewünschten Erfolg zu erlangen.

Deshalb ist auch der Zwang der Kirche, das Resultat der drei Gewalten innerhalb der Kirche ein ganz anderer als der Zwang des Staates.

Er soll auch einen ganz anderen Charakter haben, dieser Unterschied ist absichtlich von der Religion, vom religiösen Recht gewollt und beabsichtigt: seine Strafen sollen nicht durch ihre physischen Schmerzen wirken, sie sollen nur das Gewissen aufrütteln, sie sollen das religiöse Bewusstsein aus seiner Ruhe, aus seiner Letargie, aus seinem Schlummer aufpeitschen, sie sollen das religiöse Bewusstsein wachrufen, das Bewusstsein an die übermächtige Gewalt Gottes.

Diesem Zwange entsprechend ist auch das religiöse Recht ausgearbeitet; seine Normen enthalten keine wissenschaftlichen menschlichen Voraussetzungen über den Erfolg ihrer Rechts-

handlungen; aus ihrem Inhalte ist nicht zu entnehmen, wie der Erfolg dieser Normen gedacht ist, wie er zumindest nach menschlichen Ermessen in den Kreis des gesamten religiösen Rechtes hineinzubringen und diesem anzupassen ist: dieses ist im Sinne der religiösen Auffassung ganz überflüssig, denn wenn die Religion es einmal statuiert hat, dann passt es nach dem religiösen Rechtsermessen, auch wenn der gewöhnliche Menschenverstand dieses nicht zu beurteilen vermag.

Innerhalb des religiösen Rechtes dekretiert die Norm das, was die Religion, und nicht das, was der Verstand empfiehlt, im Gegensatze zum modernen Rechte, wo als Norm nur das dekretiert werden kann, was eben nur, einzig und allein, der gesunde Menschenverstand für richtig befand.

17.

Auch innerhalb der Kirche soll aber vom Standpunkte des religiösen Rechtes religiöse Grundsatz zur Geltung kommen, auch dort soll unbedingt, ohne Rücksicht auf diese mit dem praktischen Leben so enge in Verbindung kommende Menschenorganisation, das religiöse Recht zur Geltung kommen.

Hier sind es nun äussere Momente, die nach Aussen hin, den sich fortwährend ändernden menschlichen Verhältnissen, hauptsächlich den politischen Verhältnissen, Rechnung tragen; wobei aber der Geist des religiösen Rechtes sowie die einzelnen als Recht proklamierten Normen ohne jedwede Rücksicht auf die Umgebung immer wieder derselbe bleibt, konsequent und unverändert.

Die Stellung der Kirche kann sich verschieben, je nachdem sie die vollständige Leitung weltlicher Verhältnisse ganz und voll zusammen mit ihren religiösen Interessen in der Hand hält; sowie, ob sie nur teilweise in weltliche Verhältnisse eingreift oder ob sie nur auf das enge religiöse Gebiet der eigenen Gläubigen beschränkt bleibt. Dann müssen zuweilen in das Bild des religiösen Rechtes, das die Kirche vertritt auch andere, fremde Farben hineinkommen; allein dieses ist nur äusserer Änderungsschein, der an dem inneren

Kerne des religiösen Rechtes wirkungslos abprallt, speziell aber gar nicht in Betracht kommt innerhalb der allgemeinen Auffassung des religiösen Rechtes.

Die Auffassung bleibt immer dieselbe, das religiöse Recht ergeht von Gott an die einzelnen Menschen, dieses gegenseitige Verhältnis von Gott und Menschen ist das Primäre, das Verhältnis des Menschen zu der religiösen Organisation ist das Sekundäre, das Nebensächliche.

Der Kern, das Ziel, der Ausgangs- und der Endpunkt des religiösen Lebens ist eben nur Gott, beim modernen Leben aber: der Staat.

Was ist aber der Staat vom Standpunkte des religiösen Rechtes: er ist im allgemeinen dem Begriffe nach eine grössere, weitverzweigtere Gesellschaft im privatrechtlichen Sinne. Denn auch das Vereinsleben wird im religiösen Rechte vom Standpunkte der privatrechtlichen Gesellschaft behandelt; der Staat ist nichts mehr als ein Verein der höchsten Art.

Es existiert zwar eine extrem-religiöse Personifizierung der Völker; es gibt auch eine besondere Achtungsform für jene Personen, die über sich keinen anderen Gewalthaber ausser Gott haben; allein in dieser Anerkennung der Herrscherwürde, in dieser mythischen Anerkennung der Volkseinheit ist kein Rudiment einer Anerkennung des höheren Staatszweckes vorhanden.

Der höhere Staatszweck, dieses ist der Angelpunkt des modernen Lebens, dieses ist der Kristallisationspunkt aller modernen Einrichtungen, dieses ist das moderne Ideal, das in den modernen Wissenschaften angestrebt wird. Dieser soziale Zweck wird von der modernen Jurisprudenz als der Gegensatz hervorgehoben, der den Staat von einer privaten Gesellschaft unterscheidet, denn der letzteren fehlt eben dieses soziale höhere Staatszweck. Eine Mittelstellung nehmen die Vereine ein; die moderne Jurisprudenz besitzt fast eine eigene Wertskala in der Beurteilung des Charakters der menschlichen Vereinigungen. Was für Formen dieser Wertmesser man auch annimmt, der springende Punkt bildet immer das Verhältnis

des Vereinszweckes zu dem idealen Staatszwecke; diese Pyramide wird eben von diesem höheren Staatszwecke, als oberste Spitze, abgeschlossen.

Allein in der Religion gibt es einen noch höheren Zweck als jenen des Staates, die Religion kennt auch einen Weltzweck, einen Zweck des Alls; und dieser höchste Zweck wird von Gott vertreten, verteidigt und durchgeführt.

Im Verhältnisse zum Weltzwecke ist der höhere Staatszweck nur ein gewöhnlicher Menschenzweck; der Staat ist für die Religion nur ein grosser, die grösste Form einer menschlichen Vereinigung, aber — nichts mehr.

Aber auch die Differenzierung der menschlichen Vereinigungen unter einander verschwindet nach der religiösen Auffassung: die Gesellschaft ist ein Verband zur Leistung eines solchen Unternehmens, das der einzelne nicht leisten kann; je grösser diese Unternehmung, desto grösser muss auch die Vereinigung sein, allein ein von Hunderttausenden oder von Millionen Menschenvertretener Privatzweck kann durch dieses allgemeinere Verlangen allein, noch keineswegs eine höhere Weihe erhalten.

Die Weihe verleiht den Zwecken im Sinne der religiösen Auffassung nur die Religion allein — es bleibt im Rahmen dieses Denkens kein Platz für die Konstruktion eines höheren Staatszweckes neben den von Gott vertretenen Zwecken.

Damit ist der Unterschied zwischen den modernen Begriffen des Öffentlich-rechtlichen und des Privat-rechtlichen aufgehoben: das Öffentlich-rechtliche wird religiös nach den privatrechtlichen Gesellschaftsnormen behandelt.

Die Konsequenzen dieser Auffassung sind riesengross; die gesamte Staatsorganisationslehre, die in dem modernen Verfassungs- und Verwaltungsrechte zum Ausdruck kommt, ist nach dieser Auffassung nur als Reglement einer Privatgesellschaft zu betrachten. Das Staatsrecht, das innerhalb der modernen Auffassung souverän die Verhältnisse, die Rechte und Pflichten der Menschen, innerhalb dieser sozialen Organisation bestimmt, ist nichts mehr als die zwischen Einzelper-

sonen stipulierten Bedingungen eines Gesellschaftsvertrages. Das Völkerrecht, dessen Rechtscharakter noch immer in der Jurisprudenz angefochten wird, ist nach dieser Auffassung das Recht der privaten Gesellschaften unter einander, über die es eine obere Gewalt gibt, nämlich: die göttliche Allmacht.

Die religiöse Auffassung hat eben durch Verschiebung der letzten Spitze des sozialen Aufbaues alle niederen Glieder degradiert; die Zwischenglieder zwischen dem Einzelmenschen und Gott entfallen nach dieser Auffassung, der Staat könnte eliminiert werden, und alle mit dessen Sonderexistenz verbundenen Thesen und Normen verlieren ihre sog. höhere Geltung — eine Auffassung, die selbstverständlich allen wissenschaftlichen Auffassungen zuwiderläuft.

18.

Der eigenartige Ausgangspunkt des religiösen Rechts kommt auch in der Auffassung rein juristischer Begriffe zum Ausdruck; so z. B. ist die religiöse Auffassung der Begriffe vom subjektiven und objektiven Rechte ganz verschieden von jener der modernen Auffassung dieser Begriffe.

Die wissenschaftliche Definition dieser Begriffe steht im einzelnen noch nicht fest und nur im allgemeinen kann man die Umrisse dieser Begriffe bezeichnen.

Objektiv und subjektiv sind Bezeichnungen, die nur in bezug auf das relative Verhältnis dieser Begriffe zu einander gebraucht werden. Was objektiv ist, kann nicht subjektiv sein, was subjektiv ist, kann nicht objektiv sein. Aber nur dem Begriffe nach ist dies der Fall, dem Inhalte nach können sich die Forderungen aus diesen Begriffen auch decken.

Bald wird mit diesen Bezeichnungen 1. der Unterschied zwischen den momentan gegebenen Verhältnissen und den momentan nur möglichen und daher nur vorausgesetzten Verhältnissen bezeichnet; d. h. ob eine Norm nur in Verbindung mit einer bestimmten Persönlichkeit hervorgehoben wird, oder ob die Norm losgelöst von jeder Verbindung mit Personen

ganz allgemein behandelt wird; ersteres soll subjektives Recht, letzteres objektives Recht sein. Allein gemeiniglich wird dieser Gegensatz kaum mit diesen Bezeichnungen ausgedrückt.

2. Diese Termina werden auch oft in dem Sinne gebraucht, zu bezeichnen, ob die Norm dem Rechtszwecke entspricht oder nur dem Privatzwecke einer oder mehreren Einzelpersonen, ersteres soll objektives, letzteres subjektives Recht sein.

Dieser Unterschied wird schon öfter, wenn auch missbräuchlich, mit diesen Bezeichnungen ausgedrückt; aber in diesem Falle wird dann der Ausdruck objektiv statt des Ausdruckes gerecht gebraucht, wobei doch diese beiden letzteren Begriffe von einander streng zu unterscheiden sind.

Es ist hier nicht der Ort, eine genaue Darlegung oder eine Stellungnahme in diesen Fragen zu bieten; im allgemeinen mag hier nur gesagt werden, dass die folgende Definierung die entsprechendste ist.

Demnach ist 3. dieser Gegensatz in dem Unterschiede zwischen den sozialen und privaten Verhältnissen zu suchen: objektiv ist dasjenige was sozial entsprechend ist, subjektiv dagegen was nur privat entsprechend ist; wobei aber sozial und objektiv insofern differieren, als dass „sozial“ das noch nicht als allgemein-entsprechend anerkannte, „objektiv“ dagegen das als sozial richtig anerkannte Verhalten bedeutet; ebenso ist es mit der Differenzierung zwischen privat und subjektiv.

In bezug auf eine Norm heisst also objektiv, dass sie den Verhältnissen der geschlossenen Gesellschaft entspricht und von dieser als die für sie entsprechende Norm anerkannt wird; in bezug auf eine Tat heisst also objektiv die für die Gesellschaft nach Ansicht dieser Gesellschaft geschaffene entsprechende Sachlage.

Subjektiv ist eine Norm, wenn sie den Verhältnissen Einzelner entspricht; subjektiv ist die Beurteilung einer Tat, wenn bei ihr nur die Verhältnisse Einzelner in Betracht gezogen werden.

Die Norm kann dem Inhalte nach objektiv und subjektiv entsprechend sein, indem sie der Allgemeinheit und dem Einzelnen entspricht; eine Tat kann objektiv und subjektiv der Beurteilung unterzogen werden, allein der Ausgangspunkt ist immer ein anderer, wenn auch der Schluss derselbe sein mag.

Dieser Ausgangspunkt der modernen Auffassung wird aber von dem religiösen Rechte ganz anders als von der modernen Wissenschaft beurteilt: soziale Verhältnisse, in einer Gesamtheit vereinigt und in Normen ausgedrückt, werden als Massstab von der religiösen Auffassung nicht anerkannt. Soll man die Bezeichnung objektiv einer Norm oder einer Tat als ein Werturteil beifügen, weil sie den anerkannten sozialen Verhältnissen einer bestimmten Gesellschaft entsprechen, so kann dieses Urteil an sich vom religiösen Rechte nicht anerkannt werden, weil dieses Recht diesen ganzen Begriff des geschlossenen sozialen Lebens als Wertbegriff nicht akzeptiert; ohne Rücksicht darauf, ob die Tatsache in bezug auf die sozialen Verhältnisse richtig ist oder nicht.

Aber dasselbe gilt auch vom Begriff der Subjektivität, von diesem anderen Pole der modernen Beurteilung; auch dieses entfällt vom Standpunkte des religiösen Rechtes, denn dieser Begriff enthält in sich Momente des privaten Eigentums und des privaten Verfügungsrechtes und solche Momente werden ebenso wenig dem Menschen wie irgend einem anderen Dinge in bezug auf Normen zugesprochen: der Mensch hat selbständig kein Recht, ein Recht wird ihm nur eingeräumt, er ist die Substanz, die das religiöse Recht mit einem rechtlichen Prädikat ausstattet.

Nur bei der Tat kommen subjektive Momente auch vom Standpunkte der religiösen Auffassung in Betracht, allein es fehlt hier dann der Gegensatz des Objektiven: die Tat des Menschen wird vom religiösen Rechte nicht einer subjektiven und einer objektiven Beurteilung unterzogen, sondern nur einer subjektiven allein, diese ist aber die objektive im Sinne des modernen Rechtes; diese komplizierte Auffassung wird in den nächsten Abschnitten näher erklärt werden.

Ein Gegensatz zwischen dem Begriffe der Objektivität und der Subjektivität ist also innerhalb des religiösen Rechtes nicht vorhanden; solche Gegensätze sind nur auf Basis einer menschlichen Qualität zu konstruieren, dann ist der Unterschied zwischen der kleineren einzelmenschlichen Eigenschaft und dem grösseren sozialen Charakter in Begriffen fixierbar, so macht es die moderne Wissenschaft; allein zwischen der Präpotenz Gottes und der einzelmenschlichen Schwäche gibt es kein konstruierbares Verhältnis, dieses ist das Verhältnis der Unendlichkeit: andere Mittelbegriffe kennt das religiöse Recht nicht, es bleibt ihr daher kein Raum übrig, um solche Begriffe wie subjektiv und objektiv zu beurteilen.

19.

Die juridischen Begriffe lassen sich wie eine Kette nach einander abwickeln, denn die einzelnen Glieder stehen mit einander in enger Verbindung und bei der völligen Entwicklung des einen Begriffes kommt man immer mit einem anderen Begriffe in Berührung.

Der Begriff des Gerechten führt zu jenem des Objektiven; der des Objektiven zu seinem Gegensatz, zu jenem des Subjektiven; das subjektive Recht führt aber wieder zu einem anderen entgegengesetzten Begriff, zu jenem der Pflicht.

Und dieser zweite Gegensatz, der dem Begriffe des subjektiven Rechtes gegenüber steht, übt auch bei dem ersten Gegensatze zwischen objektives Recht und subjektives Recht einen Einfluss aus: sogar der Inhalt des Wortes Recht ist in der Verbindung mit dem Prädikate objektiv ein anderer als jener, der in Verbindung mit dem Prädikate subjektiv vorausgesetzt wird.

Was Recht ist, was unter Recht verstanden wird, was Recht sein soll, ist wiederholt in dieser Arbeit zu erklären versucht worden; die Bezeichnung objektiv drückt nun aus, dass die einzelnen beim Rechte vorausgesetzten Momente in einem besonders grossen Ausmasse bei der einzelnen Norm vorhanden sind.

Subjektiv bezeichnet dagegen das Fehlen vieler, im allgemeinen beim Rechte vorausgesetzten, Erfordernisse; der Ausdruck subjektives Recht wäre daher in diesem Sinne eine Contradictio, denn was subjektiv ist, kann dieser Auffassung nach nicht Recht sein.

Der Ausdruck Recht hat daher in Verbindung mit dem Prädikate subjektiv einen anderen Inhalt, nämlich: die Verbindung einer einzelnen Norm des objektiven Rechtes mit einem existierenden Subjekte, das dieses einzelne Recht, diese Norm, für seine eigene Person zur Ausführung bringen will.

In den angeführten Definitionen des subjektiven Rechtes ist das erste und das dritte Charakteristikum des Subjektivitätsbegriffes gemäss den vorigen Ausführungen mit einem Momente vereinigt, der den Gegensatz zwischen Recht und Pflicht bildet. Das zweite dort angeführte Merkmal des Subjektivitätsbegriffes ist nur ein solches der vulgären Auffassung, wissenschaftlich entsprechen dort viel eher die Bezeichnungen: gerecht und ungerecht.

Der Gegensatz von Recht und Pflicht ist aber ein rein subjektiver; in Betreff der einzelnen Subjekte statuiert die Norm eine Handlung mit einem bestimmten Effekte, ein Subjekt hat die Handlung zu leisten, ein anderes Subjekt hat den Effekt dieser Handlung zu geniessen: die erstere Person hat dann die subjektive Pflicht, die andere Person hat das subjektive Recht; die beide, die Pflicht und das Recht, aus derselben Norm entspringen.

Eine objektive Pflicht ist wissenschaftlich nicht konstruierbar; dies ist, ebenso wie in dem oben angeführten Sinne beim subjektivem Recht — eine Contradictio, denn Pflicht bedeutet eine direkte Leistung von Menschen und der Ausdruck objektiv bezeichnet die Abstrahierung einer direkten menschlichen Leistung.

Überhaupt verschwindet bei dem Begriffe der Objektivität, bei diesem Begriffe der Abstraktion, der Gegensatz von Recht und Pflicht: wenn das Blut eines mit einem Dolche Niedergestossenen abfließt, geschieht dieses als ein Recht

oder als eine Pflicht des Geschehens? diese beiden Ausdrücke sind hier eben beide nicht an ihrem Platze und falsch gewählt.

Aber um beim angeführten Beispiele zu bleiben, springt sofort noch ein Fehler ins Auge: darf denn ein Naturgesetz in eine Parallele mit einem Rechtsgesetze gebracht werden? Ein Naturgesetz steht doch über dem Objektivitätsbegriffe, wogegen dies bei einem Rechtsgesetze nicht der Fall ist; ein Naturgesetz ist absolut richtig, ein objektives Rechtsgesetz nur so lange, bis das Gegenteil sich als richtig erweist, was sehr oft der Fall ist.

Alle diese Einwände sind richtig, sie beweisen zweifellos, dass vom Standpunkte des modernen Lebens und der wissenschaftlichen Forschung dieses Beispiel unter gar keiner Voraussetzung in einen juristischen Beweis hineinpasst.

Aber dieses Beispiel soll eben die religiöse Auffassung charakterisieren, vom Standpunkte der religiösen Auffassung gibt es zwischen einem Naturgesetze und einem Rechtsgesetze gar keinen Unterschied: die Wirkung des religiösen Rechtes gilt ihr ebenso gesichert wie ein Naturgesetz; denn beide, die Natur und das Recht sind nur Äusserungen derselben einen Macht: Gottes.

Der Objektivitätsbegriff muss daher im Sinne der religiösen Auffassung entfallen, aber nicht wegfallen; er verbleibt auch hier, aber er geht in einen viel höheren Begriff auf: in jenen des Absolut-richtigen.

Dies Absolutrichtige in Beziehung auf Normen wird wissenschaftlich als das Gerechte bezeichnet, in dieser Beziehung ist also das Objektive und das Gerechte im Sinne der erwähnten Charakteristika nahe verwandt; allein dies gilt eben nur vom religiösen, nicht vom wissenschaftlichen Ausgangspunkte.

Dieses Überwiegen des Objektiven im religiösen Leben, die grosse Bedeutung des Objektiven — um bei der juristischen Terminologie zu bleiben — innerhalb des religiösen Rechtes, löst den Gegenbegriff des Subjektiven ganz auf; das Subjekt wird zur Bedeutungslosigkeit degradiert, die auf dem Begriffe

der Subjektivität aufgebauten Begriffe von Recht und Pflicht schrumpfen ganz zusammen und ein ganz anderer Ausbau der Terminologie muss jenem der wissenschaftlichen Konstruktion entgegengestellt werden.

20.

Hauptsächlich ist es der Begriff des Rechtes, des subjektiven Rechtes, der innerhalb der religiösen Auffassung keinen Platz findet; dagegen ist der Begriff der Pflicht, der subjektiven Pflicht, auch innerhalb des religiösen Lebens stark entwickelt.

Auch hier muss der Gegensatz oder das Korrespondierende, gesucht werden, um den Begriff zu entwickeln. Es wurde in den vorigen Abschnitten gesagt, dass aus einer Norm gleichzeitig ein subjektives Recht und eine subjektive Pflicht sich entwickeln, indem die von der Norm angeordnete Handlung von einem Subjekte geleistet wird, und der Effekt dieser Leistung einem andern Subjekte zu Nutzen kommt.

Auch die religiöse Norm verlangt eine Leistung eines Subjektes, in dieser Beziehung ist der Entwicklungsgang ganz derselbe wie bei dem modernen Rechte; der Effekt dieser Handlung ist aber nicht das Eigentum einer anderen Person, wie dieses durch die Bezeichnung subjektives Recht in der Jurisprudenz ausgedrückt wird.

Denn der Gegensatz zu dem Subjekte ist nach der religiösen Auffassung nicht ein anderes menschliches Subjekt, sondern Gott: der einzelne Mensch, das Subjekt, hat wohl eine Handlung zu leisten, aber diese Leistung geschieht nicht für einen anderen Menschen, sondern für Gott. In der wissenschaftlichen Terminologie würde das bedeuten: es existiert wohl eine subjektive Pflicht aber kein subjektives Recht, es gibt nur eine subjektive Pflicht, das objektive Recht zu erfüllen.

Das Objektive, in Gott repräsentiert, ist der Träger aller subjektiven Rechte im wissenschaftlichen Sinne; wenn tatsächlich der Effekt einer Handlung eines Menschen einem

anderen Menschen zu Nutzen kommt, so hat dieser letztere den Nutzen nicht kraft irgend eines subjektiven Rechtes, sondern er besitzt ihn wie ein unpersönlicher Träger zusammenhängender Eigenschaften. Der Mensch (A) und der Baum (B) sind gleichmässige Träger des Nutzens aus fremden Verpflichtungen; sie geniessen diesen Nutzen nur durch den Willen des Objektiven, Gottes.

Das Verhältnis im religiösen Rechte wird nicht von dem Standpunkte eines Menschen zu einem anderen Menschen beurteilt, sondern von jenem des Menschen zu Gott; es gibt auch ein eigenartiges Verhältnis von Gott zu dem andern Menschen, allein zwischen diesen beiden Menschen steht Gott: das religiöse Verhältnis ist „Mensch: Gott: Mensch“; das wissenschaftliche „Mensch: Mensch“.

Da eine objektive Pflicht nicht konstruierbar ist, so ist auch eine Pflicht Gottes gegenüber einem Menschen undenkbar; ein Mensch kann daher nach dieser Auffassung kein subjektives Recht haben. Dagegen ist eine subjektive Pflicht gegenüber dem Objektiven denkbar, der Mensch kann daher auch eine subjektive Pflicht haben: so ist also die Möglichkeit vorhanden, dass dieselbe Auffassung wohl eine subjektive Pflicht, aber kein subjektives Recht kennen und anerkennen soll.

Das Verhältnis verwandelt sich in das zweite Extrem, wenn man die subjektive Tat von der objektiven Tat unterscheiden soll: das Recht kann nach der religiösen Auffassung nur objektiv, die Tat aber nur subjektiv sein. Wohlgemerkt die einem Rechte entsprechende menschliche Tat; denn die Religion kennt, im Gegensatze zur Wissenschaft, die persönlichen Handlungen Gottes, also eine persönliche Handlung des Objektiven, die wissenschaftlich nicht denkbar sind und mit der Benennung „Wunder“ bezeichnet werden. Aber für diese Handlungen Gottes gibt es kein vorgeschriebenes Recht: Gott gibt sich sein Recht jedesmal selbst. Die vom Rechte vorgeschriebenen Handlungen, die Taten, die von diesem Rechte eine Beurteilung erfahren, alle diese Taten werden von Menschen geleistet. Zwar kennt die Religion auch Handlungen von Tieren und anderen

Naturobjekten, allein eine bewusste Handlung wird nur vom Menschen geleistet.

Insoferne der Mensch eine Handlung mit Bewusstsein leisten kann, besitzt er auch vom Standpunkte der religiösen Auffassung den Charakter eines Subjektes im wissenschaftlichen Sinne; sein Bewusstsein ist die in einem Subjekte geschlossene Einheit, die Subjektivität.

Diese subjektive Einheit des Bewusstseins erfährt bei einer Handlung eines Menschen eine eigenartige Behandlung von Seiten des religiösen Rechtes: die religiöse Auffassung fragt bei einer jeden Tat nach dem subjektiven Bewusstsein des Menschen.

Dieses ist der Begriff der subjektiven Handlung vom Standpunkte der religiösen Auffassung; sie entspricht dem Begriffe der subjektiven Schuld der modernen Auffassung.

Damit sind wir nun bei dem Begriffe der Schuld angelangt; dieser Begriff ähnelt sehr dem Begriffe der Pflicht und ist doch von diesem in jeder Beziehung streng zu scheiden.

Bevor diese Unterschiede näher dargelegt werden, muss hier noch auf den Eingangs dieses Abschnittes dargelegten Begriff der subjektiven Pflicht im religiösen Sinne hingewiesen werden. Nach dieser ist „Pflicht“, die vom Rechte gebotene oder gutgeheissene Handlung gegen Gott; „subjektiv“ ist nach den letzteren Ausführungen das Bewusstsein des Menschen bei einer Handlung; „subjektive Pflicht“ ist also im religiösen Sinne die mit Bewusstsein zu leistende Handlung eines Menschen gegen Gott.

Der objektive Wert einer Handlung kommt hier fast gar nicht in Betracht; denn die objektive Wirkung liegt doch in der Allmacht Gottes, Er konnte dieselbe Wirkung auch ohne die menschliche Handlung erzeugen, Er konnte der menschlichen Handlung die gewollte Wirkung entziehen. Das Objektive der Handlung wird daher nur indirekt vom religiösen Rechte behandelt; dieses beurteilt im Gegensatze zu der modernen Ansicht nur das Subjektive der Handlung, indem sie eben das letztere zum „Objekte des Rechtes“ macht.

21.

Pflicht und Schuld sind zwei juristische Begriffe, deren Verhältnis zu einander nicht genau präzisiert ist. Bald werden sie als Gegensätze aufgefasst, indem durch die Verletzung der Pflicht die Schuld entsteht. Bald werden sie als identische Begriffe bezeichnet, indem dort, wo eine Pflicht vorhanden ist, auch eine Schuld derselben Grösse besteht, die Pflicht zu erfüllen. Bald wieder werden sie als ganz ungleichmässige Begriffe betrachtet, die in gar keinem Verhältnisse zu einander stehen, indem man die Pflicht dem Gebiete der Moral, die Schuld dem des Rechtes zuweist. Als ungleichmässige, und dennoch als juristische Begriffe bezeichnet diese beiden eine vierte Ansicht, die die Pflicht dem Kreise des Sollenden, die Schuld jenem des Geschehenen zuweist; indem die Pflicht die Durchführung einer Norm in der Zukunft in Aussicht stellt, die Schuld aber die mangelhafte Durchführung in der Vergangenheit bezeichnet, welcher Mangel den Inhalt der Schuld bildet.

Dass die Bezeichnung Schuld gar vielerlei ausdrücken kann, ist überall zu sehen; wird dieser Ausdruck doch auch zur privatrechtlichen Bezeichnung eines Darlehens gebraucht. Dass in dieser Verschiedenheit ein gemeinsamer Kern enthalten ist, kann man wohl voraussetzen; genau bestimmen kann man diesen letzten Kern des Wortes Schuld auf keinen Fall.

Und doch ist dieser Begriff ein Hauptfaktor der ganzen Jurisprudenz, er bildet dort einen Gegensatz zu dem Begriffe des Rechtes und ist eine, wenn auch nicht die wichtigste, Ergänzung des Rechtsbegriffes: er bezeichnet dort alles, was nicht Recht ist. Schuld korrespondiert in der Jurisprudenz dem Begriffe der Leere in der Naturwissenschaft, wobei aber der direkte Gegensatz des Rechts Unrecht ist; allein die Jurisprudenz hat den Gegensatz von Recht und Unrecht nicht scharf zugespitzt, nicht alles, was nicht Recht ist, ist auch ein Unrecht.

Man müsste ganz weit ausserhalb des Rahmens dieser Arbeit ausholen, um diese Auffassung der Jurisprudenz zu

erklären; hier kann nur kurz gesagt werden, dass diese Auffassung eine Konsequenz der sozialen Basis des Rechtes ist. Recht ist, wie schon wiederholt gesagt wurde, was dem sozialen Zusammenleben entspricht; Unrecht ist daher, was das soziale Leben schädigt. Aber nur was zweifellos dem sozialen Leben entspricht, ist Recht, und was zweifellos schädigt, ist Unrecht; was zweifelhaft ist, ist eigentlich weder Recht noch Unrecht. Allein auch für diese zweifelhaften Fälle gibt es verschiedene Normen, die als Recht vom Standpunkte der Jurisprudenz gelten; das Gegenteil dieser Bestimmungen ist wohl nicht Recht, aber auch kein Unrecht. Ist es doch möglich, dass gerade dieses Gegenteil den Zweck des Rechtes, das soziale Zusammenleben, stützen und sichern soll.

Das Gesagte gilt ebenso für den Gegensatz von Recht und Unrecht, wie auch für den höhern Gegensatz von Gerecht und Ungerecht; es gilt teilweise auch für den Gegensatz von Objektiv und Subjektiv. In allen diesen verschiedenen Gebieten hat die Jurisprudenz nur einen relativen und keinen absoluten Massstab; sie fixiert die Begriffe wie Benennungen der Endpunkte einer abstrakten Linie (AC), aber sie bestimmt nicht innerhalb der Linie denjenigen Punkt, der den absoluten Grenzpunkt dieser Begriffe bilden könnte (B). Nicht die Scheidegrenze dieser Begriffe wird in der Jurisprudenz bestimmt, sondern der Inhalt zweier Begriffe; und es kommt oft vor, dass der Inhalt des einen Begriffes in den Inhalt des andern Begriffes eindringt. Um diesem Chaos zu entgehen, hat die Jurisprudenz die Begriffe der Pflicht und der Schuld geschaffen; sie sollen das bewirken, was der Mangel in der Begrenzung dieser Begriffe offen gelassen haben. Um das geometrische Bild einer Linie mit zwei Endpunkten festzuhalten, soll hier gesagt werden, das die Pflicht das Streben zum positiven Pol (A), die Schuld das Abstoßen des negativen Pols (C) bezeichnen soll.

Pflicht und Schuld sind ähnliche korrespondierende Begriffe, die Pflicht strebt die Erfüllung des Rechtes, die Schuld

wieder die Gutmachung des Unrechtes an; beide streben sie das Rechtsideal an, die Pflicht direkt, die Schuld indirekt.

Der Inhalt der Pflicht ist also durch den Inhalt des Rechtes gegeben, die Pflicht kann nur so weit reichen wie weit das Recht sich erstreckt, denn es ist derselbe Inhalt, der einerseits als subjektives Recht, andererseits als subjektive Pflicht sich äussert.

Anders ist es mit der Schuld, denn diese führt nur indirekt zur Ergänzung des Rechtes; der Inhalt des Rechtes bestimmt nicht direkt den Inhalt der Schuld, denn eine Schuld ist schon vorhanden, wenn es auch zur Fixierung eines Rechtsinhaltes noch nicht gekommen ist.

Die Pflicht teilt die Vorteile des fixierten Rechtsbegriffes, aber auch dessen Mängel: wo es keinen Rechtsinhalt, kein bestimmtes, subjektives Recht gibt, dort gibt es auch keine subjektive Pflicht. Die Schuld dagegen ergänzt das Recht dort, wo es Mängel offen lässt, wo es sich noch nicht kristallisiert hat, sich noch nicht ganz von fremden Fehlern befreit hat: die Schuld konstatiert ein Verlangen nach einer Rechtsnorm, nach einer genauen festen Ausbildung derselben, sie schafft das Recht dort, wo es noch nicht vorhanden ist.

Die Pflicht ist daher nur der Ausdruck des im Rechte vorliegenden Wunsches, ebenso weit und nicht weiter als es schon ausgebildet ist; wo kein Recht da ist, ist auch keine Pflicht vorhanden.

Schuld bezeichnet aber so vielerlei im Sinne der modernen Auffassung; es springt überall dort ein, wo der auf Basis des sozialen Zusammenlebens aufgebaute Rechtsbegriff sich zu entwickeln beginnt, wo er im Werden ist und dort, wo sein Bestand gefährdet erscheint.

22.

In weiterer Konsequenz der modernen Auffassung von der Schuld, gibt es auch zwei Grundarten von Schuld: eine objektive und eine subjektive. Während der Begriff der Pflicht

die Bezeichnung als objektiv ausschliesst, lässt der Begriff der Schuld diese eigenartige Qualifizierung derselben als objektiv zu.

Die Erklärung dieser Erscheinung ist nach dem im vorangehenden Abschnitte Gesagten leicht durchzuführen; die Pflicht ist der im Gesetze ausgedrückte Wunsch, der durch einen subjektiven Willen in Praxis umgesetzt werden soll. Das Objektive besitzt nach der modernen Auffassung nicht die Möglichkeit einer Willenshandlung, das Objektive ist keine Persönlichkeit, es hat weder Willens- noch Handlungsfähigkeit, die Objektivierung der Pflicht ist daher eine logische Denkmöglichkeit.

Schuld dagegen bezeichnet alles, was nach dem Rechte verlangt, was nach der Ausbildung des bestehenden Rechtes strebt, was die Basis zur Kristallisierung eines Rechtsgedankens bildet: Alles, was immer zum Rechte führt, ist eine Schuld.

Zu einem Rechte, zur Entwicklung des Rechtes können aber zweierlei Momente führen: die schlechten, bösen Absichten der menschlichen Subjekte und anderseits auch die Tatsachen, die ohne Rücksicht auf irgendwelche Absichten eine rechtliche Ordnung erheischen.

Das Recht muss vorbeugen gegen Absichten böser Menschen und gegen das Vorhandensein schlechter schädlicher Tatsachen; das erstere ist ein subjektiver Mangel, das letztere ein objektiver Mangel, die nach einer Regelung durch das Recht verlangen.

Ein jeder Mangel, der durch eine Rechtsnorm behoben werden kann, wird als Schuld bezeichnet; eine subjektive Schuld ist daher die schlechte böse Absicht eines Subjektes, eine objektive Schuld die schlechte böse Tatsache, losgelöst von den Absichten des Menschen, die beide durch die Rechtsordnung verbessert, verhütet, geordnet werden sollen.

Stellen wir nun die Hilfsmittel der modernen Jurisprudenz nebeneinander zusammen auf, so gibt es dort: ein objektives Recht, ein subjektives Recht und eine subjektive Pflicht, eine subjektive und eine objektive Schuld; wobei objektiv soviel bedeutet als losgelöst vom Einzelmenschen und im Sinne einer

geschlossenen Menschenvielheit fixiert, subjektiv das Gegenteil. Dieser Gegensatz von subjektiv und objektiv ist aber nicht absolut, denn das Objektive ist doch nur die unpersönliche Summe des Subjektiven, diese Begriffe fliessen ineinander über; präziser ist es mit dem Gegensatze von Gerecht und Ungerecht, wie auch mit jenem von Recht und Unrecht. Die letzteren Gegensätze sind auf dem ersteren aufgebaut, das Gerechte bezeichnet das wirklich wahre Zutreffen des sozialen Zweckes, das Recht die anerkannte Normierung eines sozialen Zweckes, wobei es doch wieder nur ein sozialer Zweck sein soll, der objektiv behandelt werden kann.

Die religiöse Auffassung läuft dieser Auffassung direkt entgegen; das Objektive ist keine unpersönliche Summe des Subjektiven, nach der religiösen Auffassung ist es der persönliche Gott, der das Objektive bildet, ist und repräsentiert.

Der Gegensatz zwischen diesem Objektiven und dem menschlichen Subjektiven ist ein absoluter, die Begriffe Gott und Mensch fliessen nach der religiösen Auffassung nicht ineinander über; sie bilden einen Gegensatz, einen solch grossen Gegensatz, wie ihn das Verhältnis der Unendlichkeit ausdrücken kann.

Recht ist, was dieses Objektive, Gott, bestimmt; was dem zuwiderläuft, ist Unrecht. Was Gott nicht regelt, das ist frei, das ist ganz erlaubt; etwas zweifelhaftes gibt es für diese Auffassung nicht.

Wenn das Objektive in diesem Rechte als das göttliche, d. h. als das objektive Recht bezeichnet hat, dann ist dieses Recht auch gerecht; denn auch diese Beurteilung des Gerechten wird als Eigenschaft Gottes, des persönlichen Objektiven betrachtet. Der Gegensatz des Ungerechten ist daher ebenso absolut; denn eine Anfechtung des Urtheiles über das Ungerechte ist eine Anfechtung des Objektiven, Gottes.

Dieses persönliche Objektive steht dem persönlichen Subjektiven gegenüber, die religiöse Auffassung stellt dem Menschen Gott gegenüber. Schon aus dem gewaltigen Gegensatze dieser beiden Begriffe folgt es, dass der Mensch gegen Gott keine Rechte haben kann, dagegen wohl Gott gegen die

Menschen. Wollen wir dieses Verhältnis wissenschaftlich bezeichnen, so müssen wir nur mit dem Begriffe des Menschen allein operieren, dieses würde heissen: es gibt wohl subjektive Pflichten, Pflichten eines Menschen, aber keine subjektiven Rechte, Rechte eines menschlichen Subjektes. Theoretisch könnte es nach dieser Auffassung wohl objektive Pflichten, Pflichten des Objektiven, Gottes, geben, aber wer würde dann dieses Recht in Anspruch nehmen können, das Objektive ist doch begrifflich einzig und allein vorherrschend.

Mängel des Rechtes sind in einer jeden Beziehung ausgeschlossen, ein Recht, das mit der These auftritt, immer gerecht zu sein, kann keine objektiven Mängel besitzen. Tatsachen, die ein Recht erfordern und noch kein Recht besitzen, kann es nach dieser Auffassung auch nicht geben, weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft durch eventuelle Handlungen von Menschen; denn was nicht vorgesehen wurde oder übergangen worden ist, muss von Gott nur absichtlich geschehen sein. Eine objektive Schuld ist nicht denkbar; objektiv sind alle Verhältnisse durch das Objekt, durch Gott geordnet. Nur subjektiv, vom Standpunkte des geschlossenen Bewusstseins des Menschen ist eine Schuld denkbar, der Mensch kann gegen die religiösen Rechte handeln wollen. Dies ist die subjektive Schuld, die nur in einer Handlung gegen die subjektiven Pflichten bestehen kann; der Rechtsinhalt ist in beiden derselbe, die Pflicht sieht in die Zukunft, die Schuld in die Vergangenheit.

23.

Während also nach der modernen Rechtsauffassung der Inhalt des subjektiven Rechtes und der subjektiven Pflicht sich decken, fallen nach der religiösen Rechtsauffassung der Inhalt der subjektiven Pflicht und der subjektiven Schuld zusammen.

Diese Momente sind Konsequenzen der verschiedenartigen Auffassungen. Innerhalb einer geschlossenen Gesellschaft muss das Verhältnis der Einzelpersonen zu einander das wichtigste sein; dies geschieht auf die Weise, dass ein jeder

an seinem subjektiven Rechte den Massstab der subjektiven Pflicht des anderen besitzen soll. Beim Verhältnis zwischen dem Objektiven, Gott, und dem Menschen entfällt der Begriff des subjektiven Rechtes, es besteht nur ein Verhältnis, das in der Form von menschlichen Leistungen einer rechtlichen Regelung unterzogen ist, dies Verhältnis ist immer und ewig dasselbe. Für den Menschen, der die Zeit in Vergangenheit und Zukunft teilt, gibt es zwei Arten dieser Leistungen, diejenige, die aus der Vergangenheit sich ergibt, wird als Schuld, jene, die sich erst in der Zukunft zu erfüllen hat, wird als Pflicht bezeichnet.

Vom Standpunkte der modernen Auffassung ist aber das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch nicht unter allen Verhältnissen in der Vergangenheit und der Zukunft dasselbe; sehr oft kommen auch bei der Schuld noch andere Momente als bei der Pflicht in Betracht und zwar vom Standpunkte der geschlossenen Gesellschaft: der Inhalt der subjektiven Pflicht deckt sich daher nicht mit dem Inhalte der subjektiven Schuld.

Dagegen ist der Begriff der objektiven Schuld nur ein Produkt der modernen Auffassung, nur diese kennt den Begriff, dass eine menschliche Tat den objektiven Zustand in dem Zusammenschlusse einer sozialen Ordnung zu verletzen, zu zerstören vermag. Der religiöse Begriff des Objektiven, der in den persönlichen, allmächtigen Gott ausläuft, lässt einen solchen Begriff, dass die Tat eines Menschen das Objektive, Gott, verletzen oder beschädigen könnte, nicht zu; eine objektive Schuld in diesem Sinne ist nach der religiösen Auffassung nicht denkbar. Jene Seite, nach welcher doch eine Handlung eines Menschen Tatsachen schafft und also in das Bestehende eingreift, jener Moment, den das Objektive vom modernen Standpunkte charakterisiert, ist für die religiöse Beurteilung der Schuld nicht massgebend; denn diese und alle Tatsachen überhaupt sind Akte des Objektiven, Gottes, der Mensch ist ebenso wie alle anderen Naturkräfte nur ein Mittel seiner d. i. der göttlichen Kraft und des göttlichen Willens. Das religiöse Recht kann daher nur den menschlichen

Willen zu einer widerrechtlichen Handlung strafen, aber nicht die durch die widerrechtliche Handlung geschaffene Tatsache; die widerrechtlich geschaffenen Tatsachen sind dem religiösen Rechte nur die Beweise eines widerrechtlichen Denkens, einer Auflehnung des geschlossenen menschlichen Bewusstseins gegen das religiöse Recht.

Das moderne Recht dagegen ist zwar auch in der letzten Zeit bestrebt, nur die Absicht bei der strafbaren Handlung zu bestrafen, allein konsequent wird dieser Ideengang nicht bis zu Ende verfolgt werden können, denn sie wird doch die Beschädigung, die Zerrüttung, die Bedrohung der objektiven Zustände des geschlossenen sozialen Zusammenhanges, — — auch ganz abstrahiert von der subjektiven Absicht, — — als ein Übel anerkennen und dagegen eine Abhilfe durch irgend eine Strafform schaffen müssen.

Die moderne Auffassung anerkennt diese durch Menschen geschaffene Tatsachen als ein objektives Übel, die religiöse negiert diese Möglichkeit eines objektiven Übels; objektiv d. h. von Gott gutgeheissen, gibt es überhaupt kein Übel, denn alles, was geschieht, geschieht nur durch Gottes Tat und Willen und ist wohlgetan und kein Übel.

Dieser extreme Optimismus in der religiösen Auffassung im allgemeinen, hat seine praktischen Konsequenzen bei der Beurteilung der Strafe; die Strafe ist nach dieser religiösen Auffassung einzig und allein nur gegen die subjektive Schuld gerichtet.

Nach der modernen Auffassung ist die Strafe gegen die subjektive aber auch gegen die objektive Schuld gerichtet; denn nach dieser Auffassung kann den Menschen auch eine Schuld wegen der objektiven Zustände treffen.

So haben wir die bei der Strafe in Betracht kommenden Verschiedenheiten der Auffassungen beleuchtet, es obliegt noch, den Begriff der Strafe selbst zu erklären; jenen Begriff, der den grossen juristischen Aufbau nach all seinen allgemeinen Seiten hin abschliesst. Auch die Strafe greift auf den Begriff der Schuld zurück; auch sie untersucht das Ver-

hältnis zwischen einer bestehenden Pflicht und der Schuld; auch bei ihr kommen fast alle in den vorigen Abschnitten erwähnten Unterschiede des Schuldbegriffes in Betracht.

Während aber jene Erörterungen nur auf die Rechtsordnung im allgemeinen, auf die mangelhaften Normen einer solchen Rechtsordnung, auf das Fehlen von Normen zum völligen Ausbau einer solchen Ordnung sich bezogen, soll die Strafe zwischen der Schuld und dem Einzelmenschen, zwischen der Handlung und dem Täter, zwischen der Handlung und dem davon betroffenen Einzelmenschen, zwischen der Handlung und der von ihr betroffenen Allgemeinheit die Beziehungen finden und das also gefundene Übel nach Möglichkeit ausrotten.

24.

Der Mensch kann durch eine absichtlich durchgeführte Handlung gegen die Rechtsordnung auftreten; er kann und ist imstande, die Rechtsordnung zu verletzen. Diese Verletzung der Rechtsordnung schafft eine Schuld dieses Menschen vom Standpunkte des Rechtes; die Ausgleichung dieser Schuld erfolgt dann durch die Strafe.

So weit ist eine Erklärung der Strafe in Form einer Definition zulässig, dass diese als allgemein unbestritten gelten kann; so weit deckt sich die Auffassung des modernen und des religiösen Rechtes, so weit stimmen auch die verschiedenen Theorien des Strafrechtes über den Begriff der Strafe überein.

Bei einer jeden weiteren Erklärung gehen schon die Meinungen weit auseinander; so gibt es über den Zweck der Strafe verschiedene Theorien: die Strafe soll nach der einen Theorie den status quo ante restituieren, nach einer zweiten Theorie soll sie eine Sühne der Schuld bringen, nach einer dritten soll sie die anderen Personen von einer solchen Handlung abschrecken. Man nennt diese Theorien: die Restitutions-theorie, die Vergeltungstheorie und die Abschreckungstheorie.

Der Unterschied zwischen der modernen und der religiösen Auffassung ist am grössten in der Beurteilung der Strafe für die objektive Schuld, da das religiöse Recht prinzipiell eine solche überhaupt negiert; bei der Beurteilung der Strafe für die subjektive Schuld ist der Unterschied der Auffassungen viel geringer, aber er ist auch hier vorhanden.

Nach der modernen Auffassung gibt es eine Restitutionsstrafe einer objektiven Schuld: durch die menschlichen Handlungen wird das Objektive geschaffen, durch eine menschliche Handlung kann das Objektive verletzt werden und durch eine menschliche Handlung kann das verletzte Objektive auch restituirt werden.

Nach der modernen Auffassung gibt es eine Vergeltungsstrafe einer objektiven Schuld: die menschlichen Handlungen einer bestimmten Art schaffen das Objektive, eine menschliche Handlung einer anderen Art verletzt dieses Objektive, und eine menschliche Handlung einer dritten Art vermag eine Handlung gleichwertig zur ersteren Handlung zu schaffen; an Stelle der zuerst objektiv gewesenen, kommt ein diesem objektiv gleichwertiges, wenn auch nicht mehr ganz gleiches, wie es nach der ersten Theorie sein soll.

Nach der modernen Auffassung gibt es eine Abschreckungsstrafe bei einer objektiven Schuld: durch die menschlichen Handlungen allein wird das Objektive geschaffen, durch eine menschliche Handlung kann das Objektive verletzt und zerstört werden, es muss daher jeder Mensch vor einer Handlung gegen das Objektive abgeschreckt werden und dieses kann durch jedwedes Mittel geschehen, denn nicht diese Mittel bilden einen Teil der Rechtsordnung, sondern der durch diese verbreitete Schrecken.

Eine Restitutionsstrafe einer subjektiven Schuld ist unmöglich; der Moment der subjektiven Schuld ist im Flusse der Zeiten dahin, er kann nicht restituirt werden.

Eine Vergeltungsstrafe einer subjektiven Schuld ist möglich: zulässig ist sie nur, wenn das Recht im Momente

der Schuldentstehung fest fixiert und der Kreis der Pflichten genau begrenzt war.

Eine Abschreckungsstrafe einer subjektiven Schuld ist möglich und zulässig; sie hat zwar wenig mit der effektiven subjektiven Schuld zu tun, allein sie soll und sie kann einer weiteren subjektiven Schuld sowohl bei demselben Individuum, wie auch bei den anderen Individuen vorbeugen.

Von diesen Strafrechtstheorien steht die Restitutions-theorie allein auf einem rein juristischen Standpunkt: die Strafe ist die zwangsweise Herstellung der Rechtsordnung, durch welche die Gesellschaft den Einzelmenschen zwingt die Rechtsordnung wieder herzustellen.

Diese Theorie sieht in der Strafe gleichsam die andere Art der Rechtsdurchführung: die Norm bestimmt, wie das Recht ins praktische Leben erst eingeführt werden soll, die Strafe wieder, wie das gegen das Recht entwickelnde praktische Leben in die Bahn des Rechtes wieder geleitet werden soll. Die korrespondierenden Begriffe des Rechtes sind im ersten Falle die Pflicht, im anderen die Schuld; beides Pflicht und Schuld haben nach dieser Theorie denselben Rechtsinhalt und sind nur formal zu unterscheiden: Pflicht ist die direkte Erfüllung des Rechtes, Schuld ist die indirekte, erst nach einer Rechtsverletzung anzustrebende Erfüllung des Rechtes in der Weise, dass sie die Rechtsverletzung aufheben soll, wodurch eo ipso das Recht wieder entsteht.

Vom Standpunkte der modernen Rechtswissenschaft ist diese Theorie nur in bezug auf das objektive Geschehen haltbar, denn auf die subjektive Schuld lässt sich diese Theorie logisch nicht anwenden, da der subjektive Schuld-moment der Vergangenheit angehört und nicht mehr zurück-gebracht werden kann.

Vom Standpunkte der religiösen Auffassung ist dieses Verhältnis direkt entgegengesetzt; das objektive Geschehen vermag kein Mensch direkt zu beeinflussen, es ist der menschlichen Handlung die Möglichkeit entzogen, ein objektives Ge-

schehen durch eine bestimmte menschliche Willenshandlung zu ändern.

Dagegen bildet das geschlossene menschliche Bewusstsein vom religiösen Standpunkte aus betrachtet, eine besondere Welt, in welcher die menschlichen Gedanken und die menschlichen Absichten die Form von spekulativen Tatsachen annehmen, denen nach dieser Auffassung eine besondere Existenz zukommt, selbstverständlich nur nach einer spekulativen Auffassung. Mit der Subjektivierung der menschlichen Denk- und Bewusstseinstätigkeit ist aber auch die Möglichkeit einer Restitution geschaffen; das religiöse Recht kennt also auch die Restitutionstheorie des Strafrechtes auf dem Gebiete der subjektiven Schuld, die nach der modernen Auffassung undenkbar ist, und es verwirft diese Theorie auf dem Gebiete der objektiven Schuld, auf welchem allein nach der modernen Auffassung diese eine Berechtigung nachzuweisen vermag.

25.

Es muss hier nochmals auf den Zusammenhang der objektiven Schuld mit der subjektiven Schuld hingewiesen werden, ein Zusammenhang, der bei der Schuld in einem viel grösseren Massstabe als beim Rechte vorhanden ist.

Nach der einen Auffassung des Gegensatzes zwischen objektiv und subjektiv, besteht der Begriff des objektiven Rechtes darin, dass dieses Recht losgelöst von den menschlichen Verhältnissen vorhanden ist, während das subjektive Recht die Geltendmachung dieses Rechtes seitens eines Subjektes bedeutet.

Nach dieser Auffassung ist dieses subjektive Recht selbstständig als Begriff, ohne das objektive Recht, fast nicht denkbar; ebenso ist aber auch ein objektives Recht, das niemals als subjektives Recht praktisch in die menschlichen Verhältnisse eingreifen würde, ganz wertlos; auch das objektive Recht ist also auf das subjektive Recht angewiesen. Nur theoretisch ist eine Scheidung zwischen subjektivem und objektivem Recht

zulässig, praktisch sind immer Momente des einen Begriffes in dem anderen enthalten.

Wenn aber beim Rechte, bei der Norm, noch theoretische Momente das Übergewicht haben, — denn schliesslich ist doch der Inhalt einer Norm immer ein Abstraktum, — so ist das Wesen dieses Verhältnis bei der strafbaren Schuld ein ganz anderes. Bei ihr überwiegen die praktischen, reellen Momente; denn diese Schuld ist durch eine reelle menschliche Handlung entstanden, der Inhalt dieser Schuld ist an sich fast niemals ein Abstraktum.

Wie es bereits in dem vorigen Abschnitte dargelegt wurde, bildet den Begriff der objektiven Schuld die durch die menschliche Handlung geschaffene Änderung der bestehenden Rechtsordnung, den der subjektiven Schuld die bei dieser Handlung in Mitwirkung kommende Tätigkeit des menschlichen Bewusstseins und seines Verstandes.

Dass eine Handlung seitens eines Menschen ganz ohne dessen Bewusstsein und ohne Mitwirkung seiner Verstandestätigkeiten erfolgen kann, ist zwar möglich, allein praktisch äusserst selten; auch ist dies nicht ganz ohne ein subjektives Verschulden möglich, denn ein solches besteht dann in der Vernachlässigung der Verhütung dieses Mangels an Bewusstsein.

Dass eine subjektive Schuld möglich ist ohne eine Handlung, kann zwar auch behauptet werden: es kann eine schlechte Absicht bestehen, es kann eine schlechte Handlung begonnen werden, ohne dass eine solche Handlung wirklich durchgeführt wäre; allein hier entsteht dann die Frage, ob denn eine Absicht, eine Meinung, ein Wort, eine begonnene und nicht vollendete Handlung überhaupt eine Schuld statuiert, ob dann der in bezug auf eine Strafe nötige Schuldbegriff vorliegt. Der subjektive Schuldbegriff setzt eben seinerseits fast immer den objektiven Schuldbegriff voraus; in Begleitung des letzteren kommt erst der erstere, der Begriff der subjektiven strafbaren Schuld, zur Geltung.

Es kommt freilich vor, dass schon der Beginn einer schlechten Handlung als Schuld qualifiziert ist, allein dann

ist dieser Beginn schon eine objektive Handlung vom Standpunkte des Rechtes. Es kommt vor, dass das ausgesprochene Wort ohne irgend eine Handlung eine Schuld schafft; allein dann ist eben das Reden allein schon eine objektive Handlung vom Standpunkte der Rechtswissenschaft. Es gibt auch Absichten, Meinungen, die auch ohne Handlungen schon eine objektive Schuld erzeugen; allein die modernere Jurisprudenz steht diesen ohnmächtig gegenüber: die organisierte Gesellschaft besitzt keine Mittel, in die Denktätigkeit des Menschen eine Kontrolle einzuführen.

Wie weit sie diese aber zu besitzen glaubt, ebenso wie weit sie das gesprochene Wort und die begonnene Handlung straft, tut es die Gesellschaft nicht immer im Namen der Strafbarkeit einer subjektiven Schuld allein, sondern meistens wegen des Vorhandenseins einer objektiven Schuld, die dann, wenn auch in kleinerem Ausmasse, immer vorliegt.

Denn die Strafe unterscheidet verschiedene Grade der Schuld; sie statuiert nicht nur verschiedene Strafausmasse für dieselbe Schuld, sondern sie kennt auch verschiedene Qualitäten der Schuld, die juristischen Bezeichnungen derselben sind: Übertretung, Vergehen, Verbrechen und andere.

All diese Auffassungen gelten aber nur vom Standpunkte der modernen Rechtsanschauung, nach welcher das Recht das soziale Zusammenleben erhält und eine schlechte Handlung, und nur eine effektive Handlung dieses Zusammenleben stören kann und auch stört.

Vom Standpunkte der religiösen Auffassung ist, wie es bereits dargelegt wurde, die einzelne menschliche Handlung in ihrer effektiven Wirkung nicht so wichtig; das Massgebende für die Schuld ist nach dieser Auffassung das subjektive Bewusstsein: die eben erwähnten Absichten, Meinungen und Worte.

Allein diese Absichten, Meinungen und Worte, die vom Standpunkte der modernen Jurisprudenz meistens bloss Momente der subjektiven Schuld und nur selten selbst eine objektive Schuld bilden, diese Absichten, Meinungen und Worte bilden nach der religiösen Auffassung immer schon selbst, auch ohne

eine folgende Handlung, den Inhalt einer religiösen Schuld; die Handlung ist nach dieser Auffassung meistens nur der Beweis der bestehenden Absicht.

Die Absichten, Meinungen und Worte bilden nach der religiösen Auffassung religiöse Werte in jeder Beziehung, daher ist auch die Restitutionstheorie des Strafrechtes auch auf diese anwendbar; wenn aber nach der modernen Auffassung diese nur einen subjektiven Wert haben, dann ist die Restitutionstheorie unzulässig.

26.

Der Mensch kann nach der Auffassung des modernen Rechtes eine objektive Schuld auf sich laden, indem er durch eine Handlung den objektiven Zusammenhang der Verhältnisse stört oder zerstört; seine subjektive Schuld besteht dann noch in der Absicht, in dem Bewusstsein, das er beim Begehen dieser Handlung hatte. Das moderne Strafrecht straft nun im Sinne der Vergeltungstheorie, sowohl die objektive Schuld allein, wie die subjektive Schuld allein; dies gilt aber nur theoretisch. Denn praktisch entstehen durch eine Handlung immer beide Arten; wenn auch das Verhältnis in der Grösse derselben zu einander, sehr oft stark variieren mag. Der objektive Tatbestand hatte nach Auffassung des modernen Rechtes einen sozialen Wert; für den sozialen Zusammenhang der zusammen organisiert lebenden Menschen bestand ein Interesse, dass diese Existenzverhältnisse der Einzelpersonen erhalten bleiben. Dieser soziale Wert, dieses Interesse wurde durch die Handlung eines Menschen beschädigt, dieser Wert wurde zerstört oder vernichtet; für das Zusammenleben der Menschen besteht nun jenes Interesse nicht mehr, denn jene Verhältnisse sind für immer durch diese Handlung verschwunden. Allein diese organisierte Menschenmasse hat jetzt ein weiteres Interesse, dass ihre soziale Werte nicht straflos vernichtet werden sollen; sie verlangt, dass dem Täter ein gleich grosser Wert zerstört werde, wie er es einem anderen Mitgliede ihrer Organisation zerstört hat.

Die Grösse des Verbrechens, der bösen Handlung wurde hier nach ihrem Werte für die soziale Organisation beurteilt, die Schuld bestand hier in dem der Gesellschaft zugefügten Schaden. Die Strafe soll nur in einem gleich grossen Schaden für den Täter erfolgen, gleich gross für den Täter nach der Beurteilung dieser sozialen Organisation. Bei dieser Vergeltungstheorie, wo die Strafe gleichwertig dem Verbrechen sein soll, ist eben in erster Reihe ein Wert- und Grössemesser von Nöten. Dieser ist in der Beurteilung der sozialen Organisation gegeben; die sozialen Mächte können den Wert, die Grösse des Verbrechens für ihren Bereich beurteilen, sie können dann ebenso den Wert, die Grösse einer Strafe für ihren Bereich beurteilen, und dann finden, dass diese beiden, wenn auch nicht immer gleich gross, so doch wenigstens gleichwertig sind, wohlgemerkt vom Standpunkte der sozialen Beurteilung.

Die soziale Organisation vermag die objektive Schuld immer nach diesem ihrem Wertmesser zu beurteilen; die subjektive Schuld nur dann, wenn der Täter im Momente der Handlung ein subjektives Urteil über dieselbe nach dem bestehenden Rechte sich bilden konnte. Wenn ihm solches mangelte, wenn er die Grösse des Schadens, den Wert des Verbrechens nicht oder nur wenig beurteilen konnte, so hat er subjektiv im Momente seiner Handlung nur einen solchen Schaden angerichtet, als er ihn erfasste. Die subjektive Schuld hat nur jenen Wert, den der Täter ihr im Momente der Handlung beigelegt hatte, ohne Rücksicht darauf, dass die Schuld objektiv riesengross sein mochte. Die Vergeltungstheorie, die die Strafe als Sühne, als Busse im gleichen Wertverhältnisse zum Verbrechen behandelt, kann bei der subjektiven Schuld nicht mehr strafen als die bewusste Schuld im Momente des Verbrechens war, ausser wenn zu dieser Strafe der subjektiven Schuld noch eine solche für die objektive Schuld hinzukommen sollte.

Über eins kann aber diese Theorie nicht hinweg, dass sie nicht Gleiches mit Gleichem sühnt, sondern nur Gleichwertiges mit Gleichwertigem.

Die Abschreckungstheorie geht auf Basis der eben angegebenen Auffassung noch einen Schritt weiter, sie beurteilt nur den Schaden der sozialen Organisation allein; der objektive, durch die Handlung den objektiven Verhältnissen zugefügte, Schaden ist der für die Strafe allein massgebende Wertmesser. Nach dieser Theorie wird auf die objektive Schuld das Hauptgewicht gelegt; aber auch die subjektive Schuld kommt noch insoferne in Betracht, als man doch die subjektiven Verhältnisse des Täters erörtern muss, um nicht die Tat eines Tollhäuslers und eines kaltblütigen Verbrechers gleichmässig zu beurteilen. Der Zweck der Strafe ist Abschrecken der anderen Personen, und Abschreckung des Menschen vor der sozial schädlichen Tat; die Tat als solche, ihr objektiver Wert kommt vor allem in Betracht.

Bei der Vergeltung kommt der soziale Wert der Tat für den Täter vor allem in Betracht, ausserdem noch wenn der objektive Schaden an sich gross ist.

Bei der Restitution kommt der Wert der Handlung für den Beschädigten allein in Betracht, und wenn man von dieser subjektiven Seite absieht, so wird die Tat von ihrer passiven Seite behandelt, von den Folgen, die sie — hauptsächlich im Verhältnisse zum subjektiven Rechte des Beschädigten — erzeugt hat; während bei den andern Theorien die Aktivität, die positive Leistung von Seiten des Täters beurteilt wird.

Der Gegensatz der Vergeltungs- und der Abschreckungstheorie zur Restitutionstheorie besteht also in ihrer Beurteilung: die letztere beurteilt die Schuld vom Standpunkte des subjektiven Rechtes oder der ihm entsprechenden subjektiven Pflicht, dagegen strafen die beiden ersteren die Verletzung des objektiven Rechtes d. i. die Verletzung des sozialen Lebens, die durch das Recht ihre Konsakration erhalten hatte, da der Bestand der Verhältnisse einen grossen bedeutenden Wert für das soziale Zusammenleben hat.

27.

Im modernen öffentlichen Strafrechte ist nun die Restitutionstheorie fast ganz verschwunden, nur teilweise ist sie noch im privaten Strafrechte vorhanden, d. h. dort, wo ein Delikt gegen ein Privatrecht vorliegt, und dieser Schaden nicht vom Zivilgerichte eingefordert, sondern vom Strafgerichte bestraft wird.

Der überwiegende Teil des modernen Strafrechtes basiert auf der Vergeltungs- oder auf der Abschreckungstheorie, die beide, wie wir im vorigen Abschnitte gesehen haben, von einer Bewertung sozialer Verhältnisse durch die soziale Organisation ausgehen.

Das religiöse Strafrecht kennt ebenfalls die beiden letzteren Theorien, auch dieses hat Vergeltungs- und Abschreckungsstrafen, allein dieses geht von einer ganz anderen Voraussetzung aus als es jene des modernen Rechtes ist.

Vor allem liegt der Unterschied der beiden Auffassungen in dem Schwerpunkte, der im Sinne dieser Theorien vom Strafrechte gesucht wird; nach der modernen Auffassung liegt es in der Beurteilung des objektiven Wertes der einzelnen Handlung, nach der religiösen in der des subjektiven Wertes der Handlung.

Der objektive Erfolg ist für den objektiven Wert der Handlung nach der religiösen Auffassung nicht massgebend; dieser Erfolg ist doch bedingt durch den Willen Gottes und ist also keine direkte Schuld des Täters. Die Bestrafung der objektiven Schuld wäre also religiös nicht absolut erforderlich, nicht ein absolutes Rechtserfordernis.

Dagegen ist die subjektive Schuld bei einer Handlung, religiös relativ immer schwerwiegender als nach der modernen Auffassung; denn die subjektive Schuld ist gegen eine absolut gerechte Norm erfolgt, und sie bildet ein Vergehen gegen das im Verhältnis zum Menschen unendlich höhere Objektive, gegen Gott.

Während der moderne Mensch zuweilen die Richtigkeit des sozialen Urteiles bezweifeln kann, während er die Dekretierung der ihn betreffenden Norm subjektiv zuweilen zu bemängeln

vermag, während er in seiner Verzweiflung sich auf die Unvollkommenheit alles Menschlichen berufen dürfte, dem Gläubigen ist dieser subjektive Trost genommen, für ihn gibt es keine subjektive Entschuldigung, wenn er mit Bewusstsein eine Norm des religiösen Strafrechtes übertreten hat.

Die Vergeltungsstrafe des religiösen Rechtes trifft daher in erster Reihe nur die subjektive Schuld; ebenso ist die religiöse Abschreckungstheorie nur gegen die subjektive Schuld gerichtet, die Warnung für die anderen nach einem solchen Vorfall, und die Warnung für den Täter vor der Wiederholung seiner Tat.

Die modernen Verfechter dieser Theorien dürfen sich nur dem äusseren Sinne nach auf das religiöse Strafrecht der Bibel und des Talmuds berufen; es ist ein diametral entgegengesetzter Standpunkt, ob man einem vergilt was für Schuld er auf sich geladen hat, oder wenn man ihm vergilt, was er gegen andere verbrochen hat. Es ist oft ein ganz anderes Objekt zu suchen und zu finden, wenn man einen Menschen von einer Tat abschrecken will zu seinem eigenen Gunsten oder wenn man ihn abschreckt zu Gunsten Fremder, mögen diese Fremden auch die gesamte Menschheit sein.

Ein noch wichtigerer Unterschied zwischen der modernen und der religiösen Beurteilung innerhalb dieser Strafrechtstheorien liegt in der Qualität der Wertmesser. Der Wertmesser des modernen Strafrechtes ist das soziale Leben, nach diesem wird die Gleichwertung von Verbrechen und Strafe im Sinne der Vergeltungstheorie, die Bewertung einer Handlung im Sinne der Abschreckungstheorie beurteilt. Der Wertmesser des religiösen Strafrechtes ist aber ein anderer: der Wert einer Handlung sowie einer Strafe bestimmt absolut sicher, einzig und allein, nur die Religion.

Religion und soziales Leben sind aber sehr oft zwei grundverschiedene Dinge; zwar erstrebt auch die Religion das soziale Leben zu sichern, allein darüber, wie sie dies zu tun gedenkt, hat sie ihre eigenen Ideen, die von den modernen Wegen ganz abweichen. Wir sind daher am Schlusse unserer

theoretischen Untersuchungen über das moderne und das religiöse Recht wieder am Ausgangspunkte angelangt.

Ebenso wie bei der Untersuchung des allgemeinen Rechtsbegriffes es sich gezeigt hat, dass die moderne ebenso wie die religiöse Auffassung auf soziale Ziele hinstreben, nur dass das moderne Recht dieses direkt tut, das religiöse Recht aber nur indirekt, durch das Mittel der religiösen Auffassung; ebenso sehen wir es beim Schlusssteine des juristischen Ausbaues, beim Strafrechte. Wenn die Bewertung einer Strafe erfolgen soll, dann gehen die Auffassungen nach ihren ursprünglichen Ausgangspunkten wieder auseinander: das moderne Strafrecht beurteilt direkt den sozialen Wert der Strafe, das religiöse Strafrecht sucht indirekt den sozialen Wert der Strafe zu bestimmen und zwar wieder durch das Mittel der religiösen Auffassung.

Es musste aber auch so und nicht anders kommen: denn die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen sind nur die verschiedenen Formen für den Inhalt des menschlichen Geistes; sie enthalten nichts mehr als das, was der menschliche Geist in sie hineinlegt.

Die Jurisprudenz ist auch eine solche Form des menschlichen Geistes, sie gibt nur das wieder, was die Menschen in sie hineinbrachten. Viel Geist und Scharfsinn musste der Mensch in sie hineinlegen bis er alle Schneckendungen dieser komplizierten Form ausfüllte. Wenn er dieses aber auch durchsetzte, so verblieb dieser Wissenschaft dennoch immer die ganze Richtung, das ganze Wesen des modernen Geistes; aus der Vereinigung der juristischen Form und des modernen Geistes entstand die moderne Rechtswissenschaft.

Allein diese juristische Form ist alt: noch vor Jahrtausenden durchdrang diese Form im Oriente ein religiöser Geist, der Glaube bezeichnete diesen Geist als den Geist Gottes. Aus dieser Verschmelzung entstand jenes Gebilde das man heute mit der Bezeichnung „religiöses Recht“ ausstattet; das tal-mudische Recht und die sog. Kirchenrechte sind Ausläufer dieser Richtung und zwar die bedeutendsten unter denselben.

Aber auch diese sind nicht die ältesten Ausbildungen der juristischen Form, sie sind nur eine Weiterbildung des viel älteren gleichfalls religiösen Rechtes, das mit der Einführung des Monotheismus sich entwickelt hat: das die Bibel entwickeln musste beim Zusammenziehen des sozialen Lebens mit der monotheistischen Religion, die in sich bereits ganz die Form der Jurisprudenz in allgemeinen Umrissen enthielt.

Denn dieser einzige, allmächtige, grosse, allbeherrschende Gott war doch eigentlich in erster Reihe Richter und erst in zweiter Reihe Gnadenspender und Besitzer aller übrigen göttlichen Eigenschaften. Um dieses göttliche Richteramt zu entwickeln und es den breiten Volksmassen verständlich zu machen, musste schon mit dem Beginne des Monotheismus das Rechtsdenken im Volke entwickelt und grossgezogen werden; es musste von den Religionsvertretern ausgebildet werden, sie mussten neben dem religiösen noch den rechtlichen Sinn im Menschen ausbilden, sie mussten es tun der Religion wegen und im Interesse derselben — sie taten es auch auf ihre Weise, das ist in einen religiösen Sinne und in dem entsprechenden religiösen Ausbau.

Nur den Ausbau vermochten sie religiös umzugestalten, die Form des Rechtes aber, seinen letzten innersten Kern, änderten sie nicht; sie ist denn auch überall gleich geblieben: das Gerippe, die Form, ist in der Rechtsphilosophie und in der Rechtstheologie dasselbe, nur in den Details hat sich der Inhalt verschoben. Dieses juristische Gerippe, die Basis des religiösen Rechtes, diese Grundlage des Kirchenrechtes und talmudischen Rechtes ist dem ältesten Werke des Monotheismus entnommen; es stammt aus jenen dunklen ältesten Zeiten, aus welchen wie eine Fackel das Rechtsdenken jener Giganten entgegenleuchtet: der Geist der Bibel.

Stryj bei Lemberg, Dezember 1912.





3 9001 01996 6681

